Brentanos Werke

Dritter Band

Meyers Klassiker-Ausgaben

Brentanos Werke

Herausgegeben

von

Max Preitz

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

Dritter Band

Leipzig und Wien
Bibliographisches Institut
1914

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Märchen.

Einleitung des Herausgebers.

Brentano hat nie vergessen, wie seine Mutter, Maximiliane, allzeit bemüht und fähig gewesen ist, Sonnenschein in das oft von trüben Stimmungswolken beschattete, Frieden in das geräuschvolle väterliche Handelshaus in Frankfurt zu bringen. Frühlingswonne war ihm die Mutterpflege. Er träumt sich zurück in die Jahre der Kindheit: da konnte er

„oft den Abend nicht erwarten,
Wenn sie die Wundermärchen uns gesungen,
Daß rings die Kinder in Erstaunen starrten."

Von Bettina, von Lulu besitzen wir erzählte Märchen. Waren der Mutter Erzählungen altes lebendiges Volksgut, überkommen aus dem Munde der Großmutter La Roche? Rührten sie aus alten oder neuen Büchern her, da ja in Brentanos Kindheit das Erscheinen von Musäus' Märchensammlung fiel? Es tut nicht not, dem im einzelnen nachzugehen. Genug, daß schon dem Kinde Brentano manches Land der Märchenwelt vertraut war. Aber von wesentlicher Bedeutung ist es, zu wissen, daß Brentanos Bekanntschaft mit den italienischen Märchen gleichfalls in seine Jugend zurückgreift. Bei dem halbitalienischen Sohn eines italienischen Vaters, der mit der deutschen Sprache seine ehrliche Plage hatte, ist dies begreiflich. Es ist auch anzunehmen, daß ein Teil der Masse von italienischer Literatur, die Brentano laut den erhaltenen Katalogen seiner Bibliothek (1819 und 1853) besessen hat, aus dem Elternhause stammte. Die Hauptsache aber bleibt, daß sich in Brentanos Leib und Seele Deutschtum und Italienertum mischten, und daß alle innersten Vorbedingungen für den Märchendichter in ihm gegeben waren. Beide Momente, verstärkt durch die tiefwurzelnden Eindrücke vom Elternhause her, vereinigten sich, um in Brentano für seine italienischen Märchen das zu schaffen, was für echtes Künstlertum bei der Übernahme bereits gegebener Stoffe erste und letzte Vorbedingung bleibt: gleichartige Fähigkeit und gleichartige Disposition der Seele.

Die lange Jahrzehnte unangefochtene Meinung, Brentano habe für seine italienischen Märchen zumeist aus Carlo Gozzi geschöpft, ist abgetan; nicht ein einziges Motiv läßt sich auf den Venezianer zurückführen. Es wirkt fast wie ein Scherz der Geschichte, daß Brentanos Märchen just aufs Jahr zusammen mit der deutschen Übersetzung seiner italienischen Hauptquelle im Druck erschienen sind, dem „Pentamerone" des Neapolitaner Grafen Giambattista Basile (gest. 1637), dessen Übersetzung von Felix Liebrecht Breslau 1846 herauskam, und daß doch erst fast 40 Jahre danach beider inniger Zusammenhang zum erstenmal in eingehender Begründung dargestellt worden ist. Wohl erwähnten die Brüder Grimm im gelehrten Apparat ihrer Märchen, daß Brentano den Basile besessen hat, und wohl verzeichnete Liebrecht, daß Wielands „Pervonte" Basiles drittes Märchen zugrunde liegt, und was jene, O. L. B. Wolff, v. d. Hagen, Kletke zur Verdeutschung Basiles beigetragen — Brentano blieb unbemerkt. Nach einer ersten leisen Anspielung auf italienische Kindermärchen im „Godwi" gibt es bestimmte Zeugnisse für Brentanos Beschäftigung mit Basile erst von 1805 ab, also in der frühesten für die Entstehung dieser Märchen Brentanos bezeugten Zeit.

Brentano hat den „Pentamerone overo lo cunto de li cunti" in den zwei sehr seltenen Ausgaben Roma 1679 und Napoli 1749 besessen. Er hat für seine Dichtungen die von 1749 benutzt, um die Grimms ihn beneideten. Aus seinem Handexemplar, das noch seine Eintragungen aufweist, geht hervor, daß er insgesamt 25 Märchenbearbeitungen vorhatte, von denen jedoch nur zehn ausgeführt worden sind. Nicht einmal äußerlich ist der Ring geschlossen; der Rahmenerzählung („Liebseelchen") fehlt die notwendige Entlarvung und Strafe Russikas und Liebseelchens verdienter Lohn.

Über Basiles Leistung herrscht heute wie zu Grimms Zeit die eine Stimme: er sei der erste wirkliche Märchenerzähler der europäischen Literatur, seine Sammlung eine der reichhaltigsten überhaupt, die Wiedererzählung atme ganz den Geist des Volkes, dem er angehörte. Echt südländisch aber ist sprühende Lebendigkeit, Scherz, Witz, Freimut, Keckheit, Derbheit, Sinnlichkeit so nackt und unverhüllt, daß deutsches Gefühl zurückbeben würde. Basile nennt sein Buch ausdrücklich „Erzählungen für Kinder". Und doch ist an ihm eigentlich nur der Stoff kindhaft, sein Stil aber stempelt es zu einem Buch über-

wiegend für den gebildeten Erwachsenen. Man höre gleich den ersten Satz seines ersten Märchens: „Es war einmal ein König von Buschtal, welcher eine Tochter namens Zoza hatte, die man gleich einem zweiten Zoroaster oder Heraklit niemals lachen sah ...“ Brentano ging, wie er wiederholt bezeugte, von Anbeginn darauf aus, die Bearbeitung der Märchen durchaus auf kindlichen Standpunkt, kindliche Reinheit und Demut einzustellen, besonders die Darstellung der Geschlechtsliebe durchaus in den Grenzen der kindlichen Sphäre zu halten. Dieser sittlich-erzieherischen Bedenken entkeimten Absicht wird bei der Beschränkung auf den fünften Teil der Basilescheen Märchenzahl das Hauptgewicht zufallen. Ebenso deutlich wie in diesem Verzicht auf vierzig Basilesche Märchen tritt das Bemühen um Reinheit und Veredelung in der Stilisierung hervor; sie allein würde uns veranlassen, Märchen wie „Myrtenfräulein“, „Gockel“, „Klopfstock“, „Fanferlieschen“ als Neuschöpfungen Brentanos anzusprechen.

Noch tieferen Einblick in das Wesen der Brentanoschen Kunstmärchen aber gewährt ein Vergleich der durchgeführten Handlung hier und dort. Brentano hat wohl erkannt, daß auch Basile nicht im Sinn der Brüder Grimm der von ihnen gepriesene treue Wiedererzähler gewesen ist, „da er die Märchen nicht allein in einen erzählenden Rahmen gefaßt, sondern sie auch mit allerlei eleganten Reminiszenzen und sogar mit Petrarchischen Versen bespickt ...“ Aber dennoch sind Basiles Märchen Volksmärchen, als deren entscheidendes Merkmal die durchweg von außen getriebene Handlung zu gelten hat. Der Kunstmärchendichter motiviert von innen heraus, ja vom Innenleben seiner Helden, und gerade darauf geht er recht eigentlich aus. Was bei Basile fremd nebeneinandersteht, verbindet Brentano; das Was begründet er durch ein Warum und erläutert es durch ein Wie; Unlogisches läßt er fallen oder baut ihm eine logische Brücke; seine Gestalten zeigen mehr oder weniger ausgeführten oder angedeuteten Charakter, und sei es auch nur die Andeutung durch die oft außerordentlich fein und schlagend gegebenen Namen. Das gibt manch wundervollen, aber — entsprechend Brentanos Art — auch manch wunderlichen Einfall.

Dazu tritt noch die sorgfältige Einzelschilderung, Vertiefung der Stimmung durch Lieder aus dem „Wunderhorn“ oder aus dem eigenen reichen Liederquell und, wo es geht, ein Tränken mit dem

Brentano eigenen Witz. Auch deutsche Bücher gaben manchen Beitrag her; so läßt sich z. B. in der Einsiedelei im „Klopfstock“ unschwer das Einsiedlerkapitel aus Grimmelshausens „Simplizissimus“ wiedererkennen, und Ursula im Turm („Fanferlieschen“) ist ein deutlicher Widerglanz der Genovevalegende.

Mag sich also der Dichter immerhin bisweilen eng an die Hauptvorlage anschließen („Rosenblättchen“, „Liebseelchen“, „Witzenspitzel“, auch „Dilldapp“), mag man an nicht wenigen Stellen wörtliche Übereinstimmung herausfinden: überwiegend haben so tiefeingreifende Umformungen stattgefunden, daß man beim Lesen von Brentanos Märchen an die Vorlage kaum mehr erinnert wird. Nicht Um- und Einkleidungen derselben Körper haben wir in ihnen zu erkennen, sondern neue Körper mit neuer Seele und neuem Gewande; nicht Basiles italienische Märchen in deutscher Bearbeitung, sondern Brentanos deutsche Märchen, aufgebaut auf italienischen Motiven.

Es kann bei Brentanos starker Subjektivität nicht ausbleiben, daß wir mitten in dem tiefen Märchenwald auch ihn persönlich mit neckender Gebärde oder drohend erhobenem Arm unsern Weg kreuzen sehen. Irgendwo läßt er dann seine Abneigung gegen Juden, politische Mißstimmung, Verdruß über sinnlose Nachahmung alles Französischen, Hohn über Erziehungsunwesen und Aufklärerei, hierbei natürlich wieder über den Erbfeind Voß, spöttisch-unwillige Erinnerung an seine Kaufmannslehrjahre deutlich, wohl auch allzu deutlich austoben. Aber der dichte, tiefe Märchenwald verschluckt solche Töne rasch, und in seinem mächtigen Zauber wird dieser Spuk aus der Welt bald wieder vergessen.

Etwas anderes ist es, wenn Brentano aus dem Lande der Phantasie in das wirkliche Leben tritt, um von Menschen und Stätten, die er liebgewonnen, Züge und Farben auf Gestalten und Örtlichkeiten seiner Märchenwelt zu übertragen. Wenn er sich da z. B. Gelnhausens erinnert oder an Bärwalde (die ehemalige Grafschaft, in der Arnims Gut Wiepersdorf liegt) gedenkt, oder wenn er Fanferlieschen mit Wesenszügen Luise Hensels ausstattet und gar selbst aus den Worten des alten Schäfers zu ihr spricht, so ist das nur das schönste Recht des echten Dichters, Blutwärme und Farbenfrische als größten und natürlichsten Reiz des Lebens in die Dichtung überzuleiten.

Das Märchen von den Märchen oder Liebseelchen.

Es war einmal ein König von Schattentalien, der hatte eine einzige Tochter, die er sehr liebte und darum Liebseelchen nannte. Aber leider war sie unter einem traurigen Stern geboren und stets so still und traurig und nie zum Lachen zu bringen, daß alle, die sie kannten, sie statt Liebseelchen Trübseelchen nannten, weil sie immer so trübselig aussah. Hierüber war nun ihr königlicher Herr Vater, der lieber gewollt hätte, sie möge sich bucklicht lachen, sehr unwillig und wendete alles an, um sie aufzuheitern. Bald ließ er die Hoftrompeter auf Sechspfennigstrompeten zur Tafel blasen, aber sie lachte nicht und fand die Musik sehr ernsthaft; bald ließ er allen Gänsen, die der Hirt zum Tor hinaustrieb, papierne Haarbeutel anhängen, aber sie lachte nicht und fand den Zug sehr anständig; bald ließ er eine Menge Hunde wie die bekanntesten Hofherrn ankleiden, und sie mußten ihm durch die Beine tanzen, wozu er auf der Geige spielte, ohne daß er es konnte, aber sie lachte nicht und meinte, der Hofball wäre recht angenehm, weil man sie nicht auffodere — und noch tausend andere solche Späßchen hatte er umsonst versucht: sie blieb immer, ohne eine Miene zu verziehen, so ernsthaft wie ein Arzneiglas, und der König hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, sie jemals lachen zu sehen, als ihm noch ein Gedanke einfiel, der ihm selbst so possierlich vorkam, daß er laut an zu lachen fing. „Wohlan", sagte er, „will Liebseelchen nicht drüber lachen, so will ich mir doch einmal eine lustige Stunde geben; denn ich armer König bin vor lauter vergeblichem Spaßmachen selbst ganz betrübt geworden."

Der Platz vor dem Schloß war von spiegelglatt geschliffenem Marmor. In die Mitte dieses Platzes ließ er einen

Springbrunnen von Öl machen, der sich über den Platz ergoß und denselben noch schlupfriger machte, so daß es nicht leicht möglich war, über den Platz zu gehen, ohne zu fallen. Es war am Neujahrstag, als er diesen Spaß anstellen wollte, weil er wußte, daß dann auf diesem Platze eine außerordentliche Menge geputzter und gezierter Leute in allerlei närrischen neuen Modekleidern herumzuspazieren pflegten, um sich einander das neue Jahr abzugewinnen. Er versprach sich tausend Spaß, wenn er dachte, wie die Putznarren und -närrinnen gleich Grillen und Heuschrecken auf dem Platze herumspringen würden, um sich keine Ölflecken in ihre Neujahrsröcke zu machen, und wie sie endlich doch zur Strafe ihrer Eitelkeit an die Erde fallen müßten.

Als der Morgen herankam und das Neujahr schon mit Glockengeläut, Pauken und Trompeten in der Stadt angekündigt war, kam die Prinzessin Liebseelchen zu ihrem Vater an das Bett, küßte ihm die Hand und sprach so ernsthaft als ein Puthahn: „Ich wünsche Euer Majestät ein glückseliges neues Jahr, und daß Sie noch viele untertänigste Jahre in Allerhöchstem Wohlsein zu erleben geruhen mögen." Der König umarmte seine Tochter und sprach: „Gleichfalls, liebstes Liebseelchen, aber wenn du mich nicht vor der Zeit unter die Erde bringen willst, so tue mir die Liebe an und lache einmal von Herzensgrund!" Das war aber fehlgegriffen; denn Liebseelchen fing an zu weinen und sagte: „Wie soll ich lachen, wenn Euer Majestät vom Sterben reden?" Da sprang der König aus dem Bett, setzte geschwind seine Krone auf, nahm seinen Zepter in die Hand und wollte mit den Worten „Ei, das müßte doch der Guckuck sein, wenn ich dich nicht sollte zum Lachen bringen!" im Schlafrock, wie er war, mit der Prinzessin hinaus auf den Balkon treten; Liebseelchen aber sagte: „Herr Vater, vergessen Sie nicht, Ihren Mantel anzulegen." Zornig legte er seinen goldnen Mantel an; denn er dachte vor sich: „Daß ich so, im Schlafrock und ohne Perücke, die Krone auf der Nachtmütze tragend, hinaus vor das Volk treten wollte, darüber hätte sie eigentlich schon ordentlich lachen können, aber es ist nichts mit ihr anzufangen."

Da er nun ganz königlich angekleidet war, setzte er sich mit ihr auf den Balkon, um zu sehen, wie die Leute sich auf dem

Ölplatze betragen würden. Zuerst kamen die Bauern, um dem König Glück zu wünschen. Da sie aber teils barfuß gingen, teils tüchtige, mit Nägeln beschlagene Stiefeln anhatten, so gingen sie recht fest auf dem glatten Boden, und die, welche Stiefeln anhatten, patschten mit Vergnügen in dem Öl herum, weil ihnen das ihr Lederwerk dauerhaft und geschmeidig machte; viele, die mit Holzschuhen kamen, zogen diese aus und nahmen sie mit Öl gefüllt nach Haus und bedankten sich noch recht schön bei Ihro Majestät. Aber als später allerlei geputzte und gezierte Stadtleute kamen, gab es mancherlei für den König zu lachen, wenn sie, um sich nicht zu beschmutzen, auf den Fußspitzen einherhüpften und bei dem ersten Bückling, den sie machten, ausglitten und übereinander herfielen; aber auch bei den lächerlichsten Zufällen lachte die Prinzessin Liebseelchen nicht, sondern bedauerte immer nur die armen Leute, mit welchen der König einen so unschicklichen Spaß trieb, worüber dieser sehr ergrimmt den Balkon verließ und ihr sagte, sie sei ein recht widerwärtiger Sauertopf. Liebseelchen aber blieb allein auf dem Balkon sitzen und fiel in eine tiefe Traurigkeit über den Unwillen ihres Vaters; denn sie konnte gar nicht begreifen, wie es nur möglich sei, über etwas zu lachen, wodurch andere Leute in Schaden oder Spott kämen.

Indem sie so über den Ölplatz hinsah, von welchem sich die Neujahrsgratulanten, auf allerlei Art verunglückt, beinah schon alle zurückgezogen hatten, kam auf einmal eine sehr kuriose Figur anspaziert, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog, nämlich eine sehr alte französische Mademoiselle, welche in der Residenz der Schrecken aller Kinder war, die bei ihr in die Schule gingen, und die der armen Prinzessin mit ihren verdrehten und verzwickten Sitten und ihren vielen Regeln des guten Betragens und feinen Akzents, die sie durch ihre spitze Nase hervortrompetete, auch manche qualvolle Stunde gemacht hatte, da sie früher Unterricht bei ihr hatte.

Diese französische Närrin ließ sich von zwei ebenso lächerlichen französischen Tanzmeistern auf einem vergoldeten Tragstuhl gegen das Schloß hintragen. Sie war nach der lächerlichsten neuen Mode gekleidet und eingeschnürt wie eine Spindel,

dazu geschminkt rot und weiß und blau wie eine französische Nationalkokarde, schnitt Gesichter rechts und links und drehte sich wie ein Ohrwurm, der in den Honigtopf gefallen. Die beiden Tanzmeister machten die lächerlichsten Sprünge mit ihr durch das Öl, aber sie fielen nicht; denn wenn sie auch wenig stolperten, so machten sie gleich einen Entrechat[1] hinterdrein, daß es immer aussah, als wäre es lauter Kunst.

Da diese lächerliche Gesellschaft mitten auf dem Platz angekommen war, wendete sich die alte Hexe — denn das war sie — gegen die Prinzessin und begann einen langen französischen Neujahrswunsch mit den affektiertesten Stellungen von dem Tragstuhl herab zu deklamieren, wo immer das erste Wort „amour", das zweite „plaisir", das dritte „la cour", das vierte „souvenir", das fünfte „bonheur", das sechste „douceur" war, und als sie recht in die Furie der Begeisterung kam, trat die alte Zieraffe auf den Sitz des Tragstuhls und machte eine Stellung, als ob sie fliegen wollte, und sagte:

„Ce sont les vœux que tracent
Les amours et les graces
Avec le griffle de l'histoire
Dans le marbre de la memoire;
Acceptez, princesse, les offrandes
De votre très humble servante,
Mademoiselle
Zephise
la marquise
de Pimpernelle."

Aber, perdauz! da flog sie vom Tragstuhl herunter in das Ölbad, und die beiden Herrn Tanzmeister fielen mit über den Haufen, und es war, als ob der Prinzessin alle Schnürbänder zerplatzten; denn „hi, hi, hi" und „ha, ha, ha" fing sie so entsetzlich an zu lachen, daß sie sich den Leib mit beiden Händen halten mußte, und „hi, hi, hi" und „ha, ha, ha" ging es immer fort; dazu bliesen hundert Trompeter und wirbelten fünfzig Pauker und wurden hundert Kanonenschüsse gelöst und mit allen Glocken geläutet; denn der König hatte alles vorausbestellt, wenn

[1] Kreuzsprung.

die Prinzessin lachen sollte. Und da er hinter einem Fensterladen zugesehen, hatte er gleich bei dem Gelächter Liebseelchens eine Pistole zum Fenster hinaus losgeschossen, welches das Zeichen war, daß die Festivitäten losgehen sollten.

Indessen waren viele Menschen herzugelaufen und lachten auch über die Strafe, welche die unvernünftige Mademoiselle Pimpernelle erlebt hatte. Die hatte sich endlich ohne alle Grazie, so beschmiert sie war, aufgemacht, und vor Zorn glühend, machte sie zwei Fäuste gegen die lachende Liebseelchen und schrie:

„Du lachst über mich, Liebseelchen,
Du sollst weinen über mich, Trübseelchen!
Denn keinen andern Mann sollst du haben
Als einen, der ist schon längst begraben:
Aus dem kalten Grab von Marmorsteinen
Sollst du den Prinzen Nöhropp herausweinen!
Diesen Fluch gibt dir die Mademoiselle
Zephise
Marquise
De Pimpernelle."

Und als sie diese Worte in heftigem Zorne ausgesprochen, fing sie an, an allen Orten wie ein Feuerwerk zu brennen; die zwei Tanzmeister drehten sich auch wie Feuerräder, sie knisterten und knasterten, und mit Zisch und Zasch und Rakedakdakdak fuhr die ganze Gesellschaft wie Raketen in die Luft und verschwand über der Stadt mit einem Pech- und Schwefelgeruch. Eine alte Schnürbrust, eine Perücke und ein paar Fischbeine fielen an die Erde; sonst sah man nichts mehr.

Der König begab sich nun voller Freuden zu Liebseelchen, um ihr für ihr Lachen zu danken. Er fand in ihrem Vorzimmer einen jungen Pagen. Der warf sich ihm zu Füßen und sprach: „Gnädiger König, wollt mir eine Belohnung geben, denn ich bin eigentlich schuld an dem ganzen Gelächter. Da die abscheuliche Pimpernelle so lächerlich auf dem Tragstuhl stand, reichte ich den beiden Tanzmeistern, welche den Tragstuhl hielten, eine Prise vom feinsten Schnupftabak, und weil sie mit beiden Händen die Arme des Tragstuhls hielten, mußte ich ihnen die Prise in die Nase reiben, worauf sie so heftig nieften, daß die Pimpernelle

durch die Erschütterung mitsamt ihnen über den Haufen fiel." Der König lachte hierüber nochmals von Herzen und machte ihm eine goldne Schnupftabaksdose mit seinem Gemälde in Brillanten gefaßt zum Geschenk, mit dem Befehl, daß er sie an dem Strumpfband der Pimpernelle, das man auf dem Platz gefunden, an dem Hals tragen solle. Hierauf gab er ihm noch den Auftrag, daß heute abend die ganze Stadt solle erleuchtet sein, und ging dann in die Stube der Liebseelchen.

Aber wie erstaunte der König, da er diese nicht weniger als lachend antraf! Sie war vielmehr trauriger als je und wiederholte immer den Fluch der Pimpernelle:

„Aus dem kalten Grab von Marmelsteinen
Sollst du den Prinzen Röhropp herausweinen."

Der König gab sich alle Mühe, ihr dies auszureden, aber alles war vergebens, so daß er sie endlich verließ, um nähere Anstalten zu der Beleuchtung zu treffen, in der Hoffnung, sie werde vielleicht heute nacht die Grillen verschlafen.

Die Sonne ging unter, die Nacht kam heran, und viele tausend Lampen brannten an allen Fenstern der Stadt. Alle Gassen waren voll lustiger, lachender Leute; besonders waren viele junge Fräulein, welche die garstige Mademoiselle Zephise Marquise Pimpernelle sehr gequält hatte, voller Freude und sangen durch alle Straßen:

„Die Mademoiselle
Zephise Marquise
De Pimpernelle
Fuhr in die Hölle."

Und so ging der Zug nach der Wohnung der alten Zauberin. Man brach die Türen ein und warf alle ihre Perücken und Schnürbrüste und Schminktöpfe und Fischbeine und allen Lumpenkram zum Fenster hinaus, machte ein großes Feuer daraus und tanzte und sprang herum; dabei stand der lustige König und lachte so herzlich, daß er ganz seine Tochter Liebseelchen vergaß.

Während dieser allgemeinen Freude hatte Liebseelchen etwas ganz anderes vor. Der Gedanken an den Prinzen Röhropp,

den sie aus dem Grab weinen sollte, hatte ihre Seele so eingenommen, daß sie keine Ruhe und keine Rast mehr hatte. Sie machte sich ein Bündel Kleider zusammen, legte alle ihre Juwelen hinein, schlich sich in den Stall, packte das Bündelchen auf ihr kleines weißes Pferdchen, setzte sich drauf und ritt hinten durch den Schloßgarten zur Stadt hinaus. Kein Mensch bemerkte sie, denn alle Dienerschaft des Schlosses lief in der Stadt herum, die Beleuchtung zu sehen.

Bald verlor sie die lärmende, flimmernde Stadt aus den Augen und ritt in einen tiefen Wald hinein, wo sie, in der Dunkelheit der Nacht, ihrer Trauer recht nachhängen konnte. Auf einmal kam sie mit ihrem Pferdchen an einen reißenden Bach, an welchem drei alte Mütterchen saßen; die waren steinalt, krummgebückt und stützten sich auf Krücken und sprachen:

„Da stehen wir mit der Krücke
Am Wasser ohne Brücke,
Wir tragen wohl hundert Jahre schwer,
Ach, wer nur erst überm Wasser wär'!"

Da sprach Liebseelchen zu ihnen:

„Meinem Schimmelchen sein Rücken,
Der ist so gut wie Brücken,
Sitzt hinter mich hübsch nach der Reih'!
Hinüber trag' ich euch alle drei."

Da setzte sich das eine alte Mütterchen hinter Liebseelchen, und sie trieb ihr Pferdchen ins Wasser und schwamm hinüber und setzte die Alte ans Land, schwamm wieder zurück und holte die zweite und zuletzt auch die dritte Alte glücklich hinüber. Als sie alle drüben waren, dankten sie Liebseelchen sehr, und da sie sagten, daß sie noch ein ziemlich Stückchen Weg an den Ort ihrer Bestimmung hätten, setzte Liebseelchen sie immer abwechselnd auf ihr Pferdchen, damit sie nicht so müde wurden. Unterwegs plauderten die Alten allerlei; aber Liebseelchen war immer still und dachte an den Prinz Röhropp in den Marmelsteinen, den sie sollte aus dem Grab herausweinen.

Auf einmal kamen sie an einen freien Platz im Wald, da schien der Mond so hell wie Silber, und in der Mitte stand ein

großer Nußbaum voll Nüsse, die klinkerten und klankerten, vom Winde bewegt, wie goldne Glocken. „Nun", sagten die Alten, „sind wir da.

„Wir Alten mit den Krücken,
Am Wasser ohne Brücken,
Kamen auf Schimmels Rücken,
Wo wir jetzt Nüsse pflücken.
Das Klettern fällt uns gar zu schwer,
Ach, wenn nur eine Leiter da wär'!"

Da sprach Liebseelchen:

„Ich steig' auf Schimmelchens Rücken
Und schlag' die Nüsse mit den Krücken,
Das ist so gut wie Pflücken.
Klinkele, klankele in dem Wind,
Nun hebt die Nüsse auf geschwind!"

Und das ging prächtig. Liebseelchen stellte sich auf ihren Schimmel und schlug die Nüsse mit einer Krücke herunter, aber die Alten waren noch nicht zufrieden und sangen:

„Wir Alten mit den Krücken,
Wir haben müde Rücken
Und können uns nicht bücken,
Das Nüsseleſen fällt gar zu schwer,
Ach, wenn nur alles im Sack drinne wär'!"

Aber Liebseelchen war unermüdet gefällig und sammelte den Alten alle Nüsse in den Sack, so daß sie endlich sehr müde ward, und da die alten Mütterchen sie seufzen hörten, sagten sie: „Genug, mein Kind, genug, du seufzest so schwer, du bist so müd!" — „Ach", sagte Liebseelchen,

„Ich seufze nicht aus Müdigkeit,
Ich seufz' aus großem Herzeleid.
Prinz Röhropp liegt tot in Marmorsteinen,
Den muß ich aus dem Grab herausweinen."

„O weh! O weh!" sagten da die alten Mütterchen. „Das wird viel' Tränen kosten, da wirst du viel weinen müssen, armes Kind!

„Doch fasse Mut,
Wir sind dir gut,
Wir wollen dir hier schenken
Drei Nüsse zum Angedenken.
Kömmst du in Not und große Pein:
So knacke eine Wünschelnuß,
Dann wird dir gleich geholfen sein
Zu Lust und Freud' und Überfluß."

Da gab ihr jede eine Nuß, die knüpfte sie in ihre Schürze und stieg zu Pferd, und die Alten riefen:

„Leb' wohl! leb' wohl! gradaus,
So kömmst du aus dem Wald hinaus!"

Und nach diesen Worten verschwanden die Alten in der Luft, und der Schimmel flog mit Liebseelchen durch die Büsche, daß ihr die Haare sausten und die Nüsse in der Schürze klingelten.

Schon war sie über Berg und Tal gekommen, da hörte der Schimmel auf zu galoppieren und trabte. Schon war sie durch den jungen Wald und über die Moosheide gekommen, und der Himmel war voll Sterne, und der Mond ging unter; da hörte der Schimmel auf, so stark zu traben, und ging einen starken Schritt.

Schon war der Himmel weiß gegen Morgen, die Hasen gingen schon in die Kohlfelder nach ihrem Morgenbrot, Hähne krähten in der Ferne, und die Haare Liebseelchens und die Mähne ihres Schimmelchens waren naß von Morgentau; da ging der Schimmel einen sehr langsamen Schritt, und Liebseelchen, matt und müd, nickte mit dem Kopf und schlief ein und wußte nichts mehr von sich, aber der Schimmel ging seinen leisen Schritt fort und fraß hie und da ein bißchen Gras, das am Rande der Gartenfelder stand, durch welche bereits der Weg ging. Auf einmal stand der Schimmel still; Wasser spritzte Liebseelchen ins Gesicht, sie wachte auf, rieb sich die Augen; da sahe sie, daß ihr Roß aus dem Becken eines Springbrunnens trank, dessen Strahl sie benetzt hatte.

Dieser Springbrunnen stand auf einem großen, freien Platz, an der einen Seite eines marmorsteinernen Grabmals, auf welchem ein geharnischter Ritter mit gefaltnen Händen lag, und

zur andern Seite des Grabmals sprang noch ein Springbrunnen, auf dem Grabmal aber sang eine Schwalbe ihr Morgenlied. Das weiße Grabmal schimmerte rötlich von der Morgensonne, welche in der Ferne über den Türmen einer großen Stadt aufzog. Der Schimmel schlürfte ruhig das Wasser ein und schüttelte sich. Da kam Liebseelchen erst recht zu sich, sprang vom Sattel und sagte: „O du lieber Himmel! Das ist gewiß

Prinz Röhropp in den Marmelsteinen,
Den ich aus seinem Grab soll weinen."

Da ging die Sonne in die Höhe, und sie las auf der einen Seite des Grabmals folgende Inschrift:

„Brunnen, ihr mögt ewig weinen,
Strudelnd, sprudelnd ab und auf,
Röhropp in den Marmelsteinen
Wacht nicht auf von eurem Lauf;
Nimmer, nimmer ist's genug!
Wenn der schwarze Tränenkrug,
Der hier hänget an dem Grabe,
Erst von Tränen überquillt,
Dann erwacht das Marmelbild
Und reicht für die Tränengabe
Kron' und Zepter, Leut' und Land,
Lieb' und Freundschaft, Herz und Hand
Dann der frommen Weinerin
Gerne hin.
Also heißt der Zauberspruch
In dem alten Wunderbuch!"

Und neben dieser Inschrift hing ein großer Tränenkrug, in welchen wohl zwei Maß gingen. Liebseelchen nahm diesen Krug herab, setzte sich auf die Bank an dem einen Springbrunnen hin, nahm den Krug zwischen die Kniee, hängte das Haupt über ihn nieder, und es kamen ihr so traurige Gedanken, daß ihr die Augen wie zwei Kristallquellen von Tränen überflossen. So saß sie da in bitterer Wehmut und weinte. Ihr Pferdchen graste ringsherum und kam manchmal zu trinken neben sie an den Brunnen. Und die Sonne stieg, und das Grabmal warf einen Schatten, und der Schatten ward kleiner und verschwand, und die Sonne stand

hoch oben, es war Mittag, und der Schatten fiel nach der andern Seite und ward groß und größer, es ward Abend, die Sonne sank, es ward Nacht, die Sterne kamen und der Mond — und der Morgen kam und fand Liebseelchen immer weinend.

Der zweite Tag verging und die zweite Nacht — da war das arme Liebseelchen so müde und so abgeweint, daß ihr alle Gedanken vergingen und ihr der Kopf auf den Rand des Brunnens sank. Sie schlief ein, und der Krug war erst dreiviertel voll; da kam das Pferdchen zu ihr herangelaufen und schaute sie an, und da es seine liebe Prinzessin so blaß und so verweint sah, ward es gar betrübt, und es flossen dem treuen Tier auch große Tränen aus den Augen und in das Gefäß nieder, so daß in wenig Minuten der Krug bis auf einen Finger breit voll war.

Aber nun kam eine häßliche, böse, schwarze Mohrin mit einem Eimer an den Brunnen, Wasser zu holen, und da der Schimmel nie Mohren gesehen hatte, erschrak er und trabte weg in die Ferne. Diese Mohrin kannte sehr wohl den Zauberspruch, der an dem Brunnen stand, und da sie sah, daß Liebseelchen den Krug beinah vollgeweint hatte, nahm sie ihr denselben leise, leise zwischen den Knien weg, holte eine Zwiebel aus der Tasche und rieb sich die Augen damit, worüber ihr die Tränen so reichlich niederflossen, daß der Krug bald voll wurde. Als sie den letzten Tropfen hineinweinte, fing der Krug an überzufließen, das Steinbild des Prinzen Röhropp rührte sich, rieb sich die Augen, streckte sich, gähnte wie einer, der vom Schlaf erwacht, richtete sich auf und stieg herab und umarmte die garstige Russika (so hieß die Mohrin), pochte dann mit seinem Schwert an das Grab: das tat sich auf; da kamen allerlei Kammerdiener und Hofdamen heraus und viele Pagen; die legten der Mohrin einen goldnen Mantel um und setzten ihr eine Krone auf; dann kamen auch allerlei Musikanten heraus, und alle ordneten sich in einen Zug, und die Musikanten zogen voraus und spielten, und sie zogen wie eine Hochzeit nach der Stadt, welche mit allen Glocken an zu läuten fing, um ihren entzauberten Prinzen nebst seiner Braut zu empfangen.

Sie waren schon ein Stückchen Wegs weggezogen, als das

Pferdchen zu Liebseelchen herankam und so heftig zu wiehern begann, daß sie erwachte. Da sah sie dem Zug nach und begriff bald ihr Unglück. Sie rang die Hände und raufte die Haare und weinte genug, um den Krug nochmals zu füllen; aber verschlafen war verschlafen! Da rasselten, wie sie sich die Augen trocknen wollte, die goldenen Wünschelnüsse der drei alten Mütterchen in ihrer Schürze, und sie dachte des Spruches der Alten, daß die Nüsse ihr in der Not helfen sollten.

„Wohlan, ich will mein Heil versuchen", sprach sie, setzte sich auf das Schimmelchen und ritt ruhig nach der Stadt. In der Stadt fand sie alles voll Jubel und Freude, daß der Prinz Röhropp von seinem Zauberschlaf erlöst sei, und sie kaufte sich seinem Palaste gegenüber, worin er mit der bösen Mohrin wohnte, ein prächtiges Haus für die Edelsteine, die sie aus Schattentalien mitgebracht, mietete sich viele hübsche und fromme Mägde, welche sie alle in weiße Kleider, mit roten Bändern geschmückt, kleidete; sie selbst aber ging immer schwarz, zum Zeichen ihrer Trauer, nur trug sie oft eine grüne Schärpfe[1], zum Zeichen, daß sie noch hoffe, glücklich zu werden. Ihr gutes Schimmelchen hatte einen marmornen Stall und eine Krippe von Helfenbein, und sie fütterte und tränkte es mit ihren eignen Händen. Und ihren Dienerinnen hatte sie lauter schwarze Pferdchen gekauft und ritt manchmal mit ihnen, zur großen Verwunderung der Stadt, vor ihnen auf ihrem Schimmelchen spazieren. Wenn sie zu Haus war, saß sie meist auf einem kleinen Turm und sah mit großer Betrübnis in den Schloßgarten gegenüber, wie Prinz Röhropp unermüdlich mit tausend Gefälligkeiten um die falsche schwarze Mohrin beschäftigt war, gleich einer Fledermaus, die um die Nacht herumfliegt. Aber es sollte bald anders werden, er sollte sich bald um Liebseelchen bemühen, wie ein Adler, der um die Sonne fliegt.

Einstens morgens, da Prinz Röhropp zu der schwarzen Russika kam, hatte diese eine goldne Wiege neben sich stehen und in ihrem Arm ein mit Purpurwindeln bedecktes Päckchen. „Ach", rief Prinz Röhropp aus, „hätte der Himmel meine

[1] Schärpe.

Wünsche erhört und mir ein kleines liebes Kindchen geschenkt! O zeige mir es, liebste Russika!" — „Ja", erwiderte diese,

„Ein schönes Kind,
Doch zeig' ich's nicht,
Es wird sonst blind
Vom Sonnenlicht.

„Gedulden Sie sich, mein Prinz, Sie werden es schon früh genug sehen." Hierüber ward der Prinz betrübt und sah zum Fenster hinaus, und da ritt Liebseelchen grade auf ihrem Schimmelchen vor ihren schönen Dienerinnen über den Platz. Da der Prinz sie sah, grüßte er sie; sie erwiderte den Gruß und ließ ihr Pferdchen so schön springen und tanzen, daß der Prinz vor Freuden ausrief: „Ach, welche wunderschöne Prinzessin! Die ist ja, als wenn sie grade aus dem Himmel herabgekommen wäre!" Da Russika dies hörte, sagte sie voll Zorn:

„Prinz Röhropp, du,
Mach's Fenster zu,
Oder ich bringe dir große Not,
Steche mit der Nadel das Prinzchen tot!"

Da erschrak Röhropp sehr, machte das Fenster zu und sah nicht mehr hinaus.

Liebseelchen war sehr erfreut gewesen über den freundlichen Gruß Röhropps; aber das war eine kurze Freude. Sie lauerte wohl tagelang am Fenster, er ließ sich, wegen der Drohung der Mohrin, nicht mehr sehen.

Als Liebseelchen einstens in traurigen Gedanken am Fenster saß, erblickte sie gegenüber die böse Russika mit ihrem bedeckten Wickelkind auch am Fenster sitzend. Da ward sie so betrübt, daß sie aus großer Not und Pein eine von den goldnen Wünschelnüssen der alten Mütterchen aufbiß, und siehe, ein wunderschöner, bunter, kleiner Papagei flog heraus und um Liebseelchen herum und gaukelte wie ein Äffchen und plauderte und sang allerlei allerliebstes Zeug durcheinander.

Russika hatte kaum den Vogel gesehen, als sie rief: „Röhropp! Röhropp!" Und da der Prinz ihr nahte, zeigte sie auf den Vogel und sagte:

„Prinz Röhropp, gleich
Papperle mir reich',
Oder ich bringe dir große Not,
Steche mit der Nadel das Prinzchen tot!"

Was sollte der arme Prinz anfangen? Er mußte gleich einen Edelknaben hinüber zu Liebseelchen schicken und sie fragen lassen, ob sie ihm das schöne Papperle nicht verkaufen wolle. Liebseelchen erwiderte dem Boten, sie sei keine Krämerin, sie habe nie etwas verkauft; aber sie mache sich eine Ehre draus, dem Prinzen das Papperle zu schenken, und so überreichte sie den Vogel dem Edelknaben, der ihn hinüber zur garstigen Russika brachte.

Vier Tage drauf saßen Russika und Liebseelchen wieder am Fenster, und Liebseelchen knackte die zweite Wünschelnuß auf. Aus der kam eine schöne goldne Henne mit zwölf goldnen Küchelchen, welche um sie herum pickten und piepten. Die Henne gluckte so süß wie eine Flöte und nahm sie unter die Flügel, und das war so wunderlich anzusehen, daß Russika die kleine goldne Brut kaum erblickt hatte, als sie rief: „Röhropp! Röhropp!" Der Prinz kam. Die Mohrin zeigte hinüber und sagte:

„Prinz Röhropp, gleich
Goldglucke mir reich',
Oder ich bringe dir große Not,
Steche mit dem Messer das Prinzchen tot!"

Röhropp kannte die zornige Gemütsart der Russika; er konnte nicht anders, er schickte abermals den Edelknaben hinüber und ließ tausendmal um Entschuldigung bitten, daß er so unglücklich sei, um die Goldglucke bitten zu müssen, und Liebseelchen gab die Goldglucke und die zwölf Küchlein hin.

Vier Tage gingen abermals vorbei; Liebseelchen saß wieder am Fenster und gegenüber die böse Mohrin. Da knackte Liebseelchen die dritte Nuß auf, und sieh, eine kleine, wunderbar schöne Puppe kam heraus; sie hatte einen kleinen Spinnrocken in der Hand und spann Gold und drehte die Spindel so artig und leckte die Fingerchen so zierlich, daß es eine Freude war, sie anzusehen. Kaum hatte Russika dieses Wunderpüppchen gesehen, als sie dem Prinzen rief, hinüberzeugte und sprach:

„Prinz Röhropp, gleich
Spinnpuppe mir reich',
Oder ich bringe dir große Not,
Steche mit dem Messer das Prinzchen tot!"

Röhropp war in Verzweiflung über die Unverschämtheit der Mohrin, die alles haben wollte, was sie sah, und weil er sich schämte, den Edelknaben wieder hinüberzuschicken, ging er selbst in die Wohnung seiner Nachbarin.

Liebseelchen empfing ihn mit der größten Freundlichkeit. Er brachte sein Anliegen mit großer Verlegenheit vor, und als Liebseelchen, um ihn länger bei sich zu sehen, allerlei Schwierigkeiten machte, ihm die Puppe zu schenken, sagte er endlich: „Verehrte Prinzessin, ach, ich will Ihnen ja gern alles, was mein ist, drum geben; schenken Sie mir nur die Puppe und retten Sie meinem Prinzen das Leben! Bedenken Sie, daß ich der Russika, welche die Puppe haben will, mein eignes Leben verdanke! Sie ist es, die mich aus dem Grabe herausgeweint, aber ich muß sagen, sie hat mir keinen Gefallen damit getan, ich wollte lieber ewig versteinert liegengeblieben sein, als daß ich jetzt so von ihr gequält und gepeinigt bin." Da Liebseelchen dies hörte, ward sie sehr traurig über den Betrug und die Undankbarkeit der Mohrin. Sie gab dem Prinzen Röhropp die Puppe mit Tränen und verschloß sich in ihre Kammer und weinte.

Röhropp, nicht weniger betrübt als Liebseelchen, brachte die spinnende Puppe seiner bösen Mohrin. Diese nahm die Puppe auf den Arm und trieb sie immer an zu spinnen mit den Worten:

„Spinn, Puppe, spinn!
Spinn ein königliches Kleid,
Zwanzig Ellen lang und breit!
Und wird dir der Faden brechen,
Will ich dich mit Nadeln stechen,
Spinn, Puppe, spinn!"

Da spann die kleine Puppe immer emsiger und emsiger. Da Russika sie aber immer noch mehr antrieb und endlich eine Nadel hervorzog, guckte die kleine Puppe sie zornig an und sprach:

„Russika, du treibst's zu toll;
Wenn ich immer spinnen soll,
Mußt du Märchen mir erzählen
Und nicht schmähen stets und quälen;
Willst du nicht in zehen Tagen
Fünfzig Märchen her mir sagen,
So will ich dem Röhropp klagen,
Daß du ihn so grob belogen,
Daß Liebseelchen du betrogen;
Denn du stahlst den Tränenkrug.
Merk' dir das und werde klug!"

Als die Mohrin dies gehört hatte, ward es ihr angst und bang; denn sie wußte auch gar keine einzige Geschichte als eine, die erzählte sie gleich:

„Es war einmal ein Mann,
Der hieß Pumpan,
Pumpan hieß er,
An einen Stein stieß er
Und fiel dann in ein Loch,
Ich glaub', da liegt er noch!"

Die Puppe aber sagte, dies Märchen sei sehr dumm, sie wolle etwas Besseres hören, und wenn nicht gleich eine ganze Spinnstube voll Erzählerinnen herbeigeschafft werde, so wolle sie gleich dem Prinzen Röhropp alles sagen; denn hören müßte sie oder schwätzen. Da wünschte Russika die Puppe über alle Berge und rief: „Röhropp!" Der kam und ward von ihr mit den Worten empfangen:

„Röhropp, such' zehn Spinnerinnen,
Die auf fünfzig Märchen sinnen,
Sonst bring' ich dir große Not,
Steche mit dem Messer das Prinzchen tot!"

Da ließ Prinz Röhropp voll Herzensangst in der Stadt und auf dem Lande durch Trompeter bekanntmachen, alle alte Mütterchen, welche schöne Geschichten erzählen könnten, sollten sich morgen abend mit ihren Spinnrädern vor dem Schlosse einstellen. Da entstand eine Bewegung im ganzen Land; aus allen Winkeln, hinter allen Öfen hervor, aus allen Boden-

kammern, von allen Kirchentüren weg kamen die alten Mütterchen zusammengelaufen. Sie wuschen und trockneten und flickten und plätteten alle ihre schönsten Kleider. Da rasselten die Schlüssel, da knackten die alten Kastendeckel, da knarrten die alten Schranktüren im ganzen Land, als sie ihren alten Putz hervorsuchten; dabei war ein Geplapper und Geschnatter und Gezische und ein Spektakel ohne Ende. Sie wuschen die alten Spinnräder und schmierten sie mit Öl und legten den schönsten Flachs um die Rocken, und so ging der Zug von allen Seiten auf die Stadt und den Schloßplatz zu.

Da ließ sie der Prinz Röhropp in einen großen Kreis setzen mit ihren Spinnrädern, und die zehn, welche zuerst ihren Rocken abgesponnen, die sollten die Ehre haben, der Prinzessin Russika Märchen zu erzählen. Kaum war dies bekanntgemacht, als alle im Kreis geschwind wie der Wind die Brillen auf der Nase hatten, und nun ging es an ein Schnurren von einigen hundert Rädern, und die zehn, welche zuerst fertig wurden, waren nach der Reihe die lange Jungfer Elsesinger, die magere Fräulein Klarefädchen, die muntere Frau Zipflore, die bucklichte Jungfer Radebärbl, die witzige Fräulein Spulendoris, die scharfsinnige Frau Hecheltonie, die Jungfer Weifenseppel, die eifrige Fräulein Haspelrosa, die emsige Frau Spindelmarthe und die zierliche Jungfer Kunkelrieke.

Als diese zuerst fertig waren, wurden sie in das Schloß geführt; die andern aber, welche aus der Stadt waren, wurden reichlich beschenkt nach Hause geschickt; die aber vom Land wurden, auch reichlich beschenkt, auf mehrere Wurstwagen[1] mit ihren Spinnrädern gesetzt und wieder nach Haus gefahren.

Die zehn Auserwählten mußten sich im Schloßgarten mit ihren Spinnrocken im Halbkreis setzen. In der Mitte saß die böse Mohrin Russika; auf dem Schoße hatte sie das mit roten Windeln zugedeckte Prinzchen, auf dem Arm die goldspinnende Puppe, zur Linken saß der schöne Papagei auf einer Stange, zu ihren Füßen, in einem silbernen Hühnerkorb, aber die goldne Glucke mit den zwölf Küchlein, und über die ganze Gesellschaft

[1] Ursprünglich Munitionswagen mit gepolstertem Reitsitz (Wurst).

war ein Teppich gegen die Sonne gespannt; und damit die Gesellschaft recht vollkommen sei, hatten sich ein Klapperstorch und ein Gockelhahn und ein Pfau oben auf den Baldachin gesetzt; auch viele Vögel, Katzen, Kaninchen und Hündchen fanden sich ein, und einige Edelknaben trugen mancherlei Zuckerwerk, eingemachte, getrocknete und frische Früchte umher, und auch süße Weine wurden im Überfluß gereicht, nach welcherlei Leckereien die alten Spinnerinnen sehr lecker sind und die Finger darnach lecken, was zum Spinnen sehr nötig ist.

Sie hatten sich alle erquickt und wollten soeben den nahen Springbrunnen, der wie ein Schulmeister solcher Gesellschaft ihnen unermüdet vorplauderte, plätscherte und murmelte, mit Geschwätz und Rädergeschnurr überlärmen, als Röhropp sich erhob und sprach: „Tugendbare, wehrlose Jungfern, ehegeborne lehnreiche Fräulein und hochachtzigbare und hochwürdige Matronen des edlen Spinnerordens, funkelhafte Spuldamen, Spindelfräulein und Rockenmägdlein! Sie haben sich hier versammelt, um die große Begierde meiner teuern Russika nach Märchen zu stillen. Wir werden also alle Abend' hier beisammensitzen und der Reihe nach die schönsten Geschichten hören, welches meiner Russika zum Trost, allen Zuhörern zum Vergnügen und der Erzählerin zur Ehre gereichen wird; denn nichts ziert einen erfahrnen Menschen so sehr, als wenn er schöne Geschichten zu erzählen weiß, Geschichten, bei deren Anhörung der Weber sein Schiff, der Advokat seine Feder, der Apotheker seinen Mörser, der Scherenschleifer sein Rad und Kinder ihr Butterbrot ruhen lassen, um besser zuhören zu können. Es ist die Neugierde meiner Russika sehr wohl zu entschuldigen; denn es sprechen große Philosophen: ‚Wie uns an der Wiege gesungen wird, so werden wir wieder singen', und so erzählt dann nach der Reihe schöne Geschichten, damit mein schönes Prinzchen, welches so munter unter der Purpurdecke im Schoße Russikas schnarchet, sich etwas Angenehmes träumen lasse!"

Nach diesen Worten sagte die neugierige Frau Spindelmarthe, ob es dann nicht erlaubt sei, den kleinen allerliebsten Prinzen ein wenig zu betrachten, worauf Russika befehlend antwortete:

„Mein schönes Kind,
Das zeig' ich nicht,
Es wird mir blind
Vom Sonnenlicht."

Da versetzte Fräulein Spulendoris: „Die Sonne ist schon unter, es kann ihm gar nichts schaden." Russika aber machte ein so zorniges Gesicht, daß Prinz Röhropp sagte: „Meine Damen, beunruhigen Sie meine Russika nicht! Habe ich doch das Glück selbst noch nicht gehabt, das Prinzchen zu sehen. Lassen Sie uns zu unsren Erzählungen schreiten! Fünf Geschichtchen an jedem Abend, so sind wir in zehn Tagen mit den fünfzig Märchen fertig. Wohlan, Jungfer Elsefinger" — welche ihren Rocken zuerst abgesponnen hatte —, „Sie haben die erste Stimme."

Jungfer Elsefinger rückte sich zurecht, nahm eine frische Feige in den Mund, damit er ihr beim Erzählen und Fingerlecken nicht trocken werden solle. Da rückten sich alle in die Ordnung und horchten, die Frauen, die Spinnpuppe, das Papperle, die Goldglucke mit den Küchlein, der Pfau, der Storch, der Gockelhahn und die Turteltaube und die Katze und das Seidenhäschen, und das Hündchen und das Mäuschen schwiegen mausstille, der Brunnen plätscherte leiser, die Grillen hörten auf zu zirpen, die Käfer brummten nicht mehr, die Bienen schlüpften in die Lilienkelche und lauschten, aber leuchtende Johanneskäfer schwebten durch die warme Luft, und die Spindeln schnurrten angenehm um die Gesellschaft herum. Jungfer Elsefinger aber erzählte:

Myrtenfräulein.

Im sandigen Lande, wo nicht viel Grünes wächst, wohnten einige Meilen von der porzellanenen Hauptstadt, wo der Prinz Wetschwuth[1] residierte, ein Töpfer und seine Frau mitten auf ihrem Tonfeld neben ihrem Töpferofen, beide ohne Kinder, einsam und allein. Das Land war ringsum so flach wie ein See, kein Baum und kein Busch war zu sehen, und es war gar betrübt und langweilig. Täglich beteten die guten Leute zum Himmel, er möge ihnen doch ein Kind bescheren, damit sie eine Unterhaltung hätten, aber der Himmel erhörte ihre Wünsche nicht. Der Töpfer verzierte alle seine Gefäße mit schönen Engelsköpfen, und die Töpferin träumte alle Nacht von grünen Wiesen und anmutigen Gebüschen und Bäumen, bei welchen Kinder spielten; denn wornach das Herz sich sehnt, das hat man immer vor Augen.

Einstens hatte der Töpfer seiner Frau zwei schöne Werke auf ihren Geburtstag verfertigt, eine wunderschöne Wiege von dem weißesten Ton, ganz mit goldnen Engelsköpfen und Rosen verziert, und ein großes Gartengefäß von rotem Ton, rings mit bunten Schmetterlingen und Blumen bemalt. Sie machte sich ein Bettchen in die Wiege und füllte das Gartengefäß mit der besten Erde, die sie selbst stundenweit in ihrer Schürze dazu herbeitrug, und so stellte sie die beiden Geschenke neben ihre Schlafstelle, in beständiger Hoffnung, der Himmel werde ihr ihre Bitte gewähren; und so betete sie auch einst abends von ganzer Seele:

---

[1] Anspielung auf das nach seinem Erfinder benannte berühmte englische Steingut Wedgwood.

„Herr, ich flehe auf den Knieen,
Schenke mir ein liebes Kind!
Fromm will ich es auferziehen,
Ist's ein Mägdlein, daß es spinnt
Einen klaren, reinen Faden
Und dabei hübsch singt und betet;
Ist's ein Sohn durch deine Gnaden,
Daß er kluge Dinge redet
Und ein Mann wird treu von Worten,
Stark von Willen, kühn von Tat,
Der geehrt wird allerorten,
Wie im Kampfe, so im Rat.
Herr, bereitet ist die Wiege,
Gib, daß mir ein Kind drin liege!
Ach, und sollte es nicht sein,
Gib mir doch nur eine Wonne,
Wär's auch nur ein Blümelein,
Das ich in der lieben Sonne
Könnte ziehen, könnte pflegen,
Daß ich mich mit meinem Gatten
Einst im selbsterzognen Schatten
Unter ihm ins Grab könnt' legen!"

So betete die gute Frau unter Tränen und ging zu Bett. In der Nacht war ein schweres Gewitter, es donnerte und blitzte, und einmal fuhr ein heller Glanz durch die Schlafkammer. Am andern Morgen war das schönste Wetter, ein kühler Wind wehte durch das offne Fenster, und die gute Töpferin lag in einem süßen Traum, als sitze sie unter einem schönen Myrtenbaum bei ihrem lieben Manne. Da säuselte das Laub um sie, und sie erwachte, und siehe da, ein frisches, junges Myrtenreis lag neben ihr auf dem Kopfkissen und spielte mit seinen zarten, im Winde bewegten Blättern um ihre Wangen. Da weckte sie mit großen Freuden ihren Mann und zeigte es ihm, und sie dankten beide Gott auf ihren Knieen, daß er ihnen doch etwas Lebendiges geschenkt hatte, das sie konnten grünen und blühen sehen. Sie pflanzten das Myrtenreis mit der größten Sorgfalt in das schöne Gartengefäß, und es war täglich ihr liebstes Geschäft, das junge Stämmchen zu begießen und in die Sonne zu setzen und vor bösem Tau und rauhen Winden zu schützen. Das Myrtenreis

wuchs zusehends unter ihren Händen und duftete ihnen Fried' und Freude ins Herz.

Da kam einstens der Landesherr, Prinz Wetschwuth, in diese Gegend mit einigen Gelehrten, um neue Porzellanerde zu entdecken; denn es wurden in seiner Hauptstadt Porzellania so viele Häuser davon gebaut, daß diese Erde in der Nähe der Stadt selten geworden war. Da er in die Wohnung des Töpfers eintrat, ihn um seinen Rat zu fragen, ward er bei dem Anblick des Myrtenbäumchens so durch dessen Schönheit hingerissen, daß er alles andere vergaß und in lauter Verwunderung ausrief: „O wie lieblich, wie reizend ist diese Myrte! Ihr Anblick hat für mein Herz etwas ungemein Erquickendes, ich möchte immer in der Nähe dieses Baumes leben — nein, ich kann ihn nicht entbehren, ich muß ihn besitzen, und müßte ich ihn mit einem Auge erkaufen!" Nach diesem Ausruf fragte er sogleich den Töpfer und seine Frau, was sie für die Myrte verlangten. Diese guten Leute erklärten auf die bescheidenste Weise, daß sie den Baum nicht verkaufen wollten, und daß er das Liebste sei, was sie auf Erden hätten. „Ach", sagte die Töpferin, „ich könnte nicht leben, wenn ich meine Myrte nicht vor mir sähe; ja, sie ist mir so lieb und wert, als wäre sie mein Kind, und kein Königreich nähme ich für diese meine Myrte." Da der Prinz Wetschwuth dies hörte, ward er sehr traurig und begab sich nach seinem Schlosse zurück. Seine Sehnsucht nach der Myrte war so groß, daß er in eine Krankheit fiel und das ganze Land um ihn bekümmert wurde. Da kamen Abgesandte zu dem Töpfer und seiner Frau und forderten sie auf, die Myrte dem Prinzen zu überlassen, damit er nicht vor Sehnsucht sterben möchte. Nach langen Unterhandlungen sagte die Frau: „Wenn er die Myrte nicht hat, so muß er sterben, und wenn wir die Myrte nicht haben, so können wir nicht leben; will der Prinz nun die Myrte haben, so muß er uns auch mitnehmen, wir wollen sie ihm überbringen und ihn anflehen, daß er uns als treue Diener in sein Schloß aufnehme, damit wir die geliebte Myrte dann und wann sehen und uns an ihr erfreuen können." Das waren die Abgesandten zufrieden, sie schickten gleich einen Reiter in die Stadt mit der frohen Nachricht, die Myrte werde ankommen, der Prinz sollte Mut fassen. Nun stellte der Töpfer

das Gefäß mit der Myrte auf eine Tragbahre, über welche die Frau ihre schönsten seidenen Tücher gebreitet hatte, und sie trugen beide, nachdem sie ihre Hütte verschlossen hatten, den geliebten Baum nach der Stadt, wohin sie von den Abgesandten begleitet wurden. Von der Stadt kam ihnen der Prinz selbst in einem Wagen entgegen und hatte ein goldenes Gießkännchen in der Hand, womit er die geliebte Myrte begoß, bei deren Anblick er sich sichtbar erholte. Vier weißgekleidete, mit Rosen geschmückte Jungfrauen kamen mit einem rotseidenen Traghimmel, unter welchem die Myrte nach dem Schloß getragen wurde. Kinder streuten Blumen, und alles Volk war froh und warf die Mützen in die Höhe. Nur neun Fräulein in der Stadt waren nicht bei der allgemeinen Freude zugegen, denn sie wünschten, daß die Myrte verdorren möchte, weil der Prinz, ehe er die Myrte gesehen hatte, sie oft besuchte und jede von ihnen gehofft hatte, einst Beherrscherin der Stadt Porzellania zu werden. Seit aber von der Myrte die Rede war, hatte er sich nichts mehr um sie bekümmert; drum waren sie auf den unschuldigen Baum so erbittert, daß sich an diesem Freudentage keine von ihnen erblicken ließ. — Der Prinz ließ die Myrte an das Fenster seiner Stube stellen und gab dem Töpfer und seiner Frau eine Wohnung im Schloßgarten, aus deren Fenster sie die Myrte immer erblicken konnten, womit die guten Leute dann auch wohl zufrieden waren.

Der Prinz war bald wieder ganz gesund; er pflegte den Baum mit einer unbeschreiblichen Liebe und Sorgfalt; auch wuchs dieser und breitete sich aus zu aller Freude. Einstens setzte sich der Prinz abends neben dem Baume auf sein Ruhebett. Alles war ruhig im Schloß, und er entschlummerte in tiefen Gedanken. Da nun die Nacht alles bedeckt hatte, hörte er ein wunderbares Säuseln in seinem Baum und erwachte und lauschte; da vernahm er eine leise Bewegung in seiner Stube herum, und ein süßer Duft breitete sich umher. Er war stille, stille und lauschte immer fort; endlich, da es ihm wieder so wunderbar in der Myrte säuselte, begann er zu singen:

„Sag', warum dies süße Rauschen,
Meine wunderschöne Myrte,
O mein Baum, für den ich glühe?"

Da sang eine liebliche leise Stimme wieder:

„Dank will ich für Freundschaft tauschen
Meinem wunderguten Wirte,
Meinem Herrn, für den ich blühe!"

Da war der Prinz über die Stimme so entzückt, daß es nicht auszusprechen ist; aber bald ward seine Freude noch viel größer, denn er bemerkte, daß sich jemand auf den Schemel zu seinen Füßen setzte, und da er die Hand darnach ausstreckte, ergriff eine zarte Hand die seinige und führte sie an die Lippen eines Mundes, welcher sprach: „Mein teurer Herr und Prinz, frage nicht, wer ich bin; erlaube mir nur, dann und wann in der Stille der Nacht zu deinen Füßen zu sitzen und dir zu danken für die treue Pflege, welche du mir in der Myrte bewiesen; denn ich bin die Bewohnerin dieser Myrte; aber mein Dank für deine Zuneigung ist so gewachsen, daß er keinen Raum mehr in diesem Baume hatte, und so hat es mir der Himmel vergönnt, in menschlicher Gestalt dir manchmal nahe zu sein." Der Prinz war entzückt über diese Worte und pries sich unendlich glücklich durch dies Geschenk der Götter. Sie unterhielten sich einige Stunden, und sie sprach so weise und klug, daß er vor Begierde brannte, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen; das Myrtenfräulein aber sagte zu ihm: „Lasse mich erst ein kleines Lied singen, dann kannst du mich sehen", und sie sang:

„Säusle, liebe Myrte!
Wie still ist's in der Welt!
Der Mond, der Sternenhirte
Auf klarem Himmelsfeld,
Treibt schon die Wolkenschafe
Zum Born des Lichtes hin:
Schlaf', mein Freund, o schlafe,
Bis ich wieder bei dir bin."

Dazu säuselte die Myrte, und die Wolken trieben so langsam am Himmel hin, und die Springbrunnen plätscherten so leise im Garten, und der Gesang war so sanft, daß der Prinz entschlief, und als er kaum nickte, erhob sich das Myrtenfräulein leise, leise vom Schemel und begab sich wieder in die Myrte.

Als der Prinz am Morgen erwachte, erblickte er den Schemel leer zu seinen Füßen, und er wußte nicht, ob das Myrtenfräulein wirklich bei ihm gewesen war, oder ob er nur geträumt habe; aber da er das Bäumchen ganz mit Blüten übersät sah, die in der Nacht aufgegangen waren, ward er der Erscheinung immer gewisser: nie ward die Nacht so sehnsüchtig erwartet als von ihm; er setzte sich schon gegen Abend auf sein Ruhebett und harrte. Endlich war die Sonne hinunter, es dämmerte, es ward Nacht. Die Myrte säuselte, und das Myrtenfräulein saß zu seinen Füßen und erzählte ihm so schöne Sachen, daß er nicht genug zuhören konnte; und als er sie wieder bat, Licht anzünden zu dürfen, sang sie ihm wieder ein Liedchen:

„Säusle, liebe Myrte,
Und träum' im Sternenschein!
Die Turteltaube girrte
Auch ihre Brut schon ein.
Still ziehn die Wolkenschafe
Zum Born des Lichtes hin,
Schlaf', mein Freund, o schlafe,
Bis ich wieder bei dir bin."

Da schlummerte der Prinz wieder ein und erwachte am Morgen wieder mit gleicher Überraschung und erwartete die Nacht wieder mit gleicher Sehnsucht. Aber es ging ihm auch diesmal wie in der ersten und zweiten Nacht: sie sang ihn immer in den Schlaf, wenn er sie zu sehen verlangte. Sieben Nächte ging dies so fort, während welchen sie ihm so vortreffliche Lehren über die Kunst zu regieren gab, daß seine Begierde, sie zu sehen, nur noch größer ward. Er ließ daher am andern Tage an die Decke seiner Stube ein seidenes Netz befestigen, welches er ganz leise niederlassen konnte, und so erwartete er die Nacht. Als das Myrtenfräulein wieder zu seinen Füßen saß und ihm die tiefsinnigsten Lehren über die Pflichten eines guten Fürsten gegeben hatte, wollte sie ihm wieder das Schlaflied singen, aber er sprach zu ihr: „Heute will ich einmal singen", und sie gab es nach vielen Bitten zu; da sang er folgendes Liedchen:

„Hörst du, wie die Brunnen rauschen?
Hörst du, wie die Grille zirpt?

Stille, stille, laß uns lauschen!
Selig, wer in Träumen stirbt.
Selig, wen die Wolken wiegen,
Wem der Mond ein Schlaflied singt!
O, wie selig kann der fliegen,
Dem der Traum den Flügel schwingt,
Daß an blauer Himmelsdecke
Sterne er wie Blumen pflückt:
Schlafe, träume, flieg, ich wecke
Bald dich auf und bin beglückt."

Und dies Lied wirkte so durch die sanfte Weise, in welcher er es sang, daß das Myrtenfräulein zu den Füßen des Prinzen entschlummerte; da ließ er das Netz nieder über sie und zündete seine Lampe an, und — o Himmel — was sah er? Die wunderschönste Jungfrau, welche jemals gelebet, im Antlitz wie der klare Mond so mild und rein, Locken, wie Gold um die Stirne spielend, und auf dem Haupt ein Myrtenkrönchen; sie hatte ein grünes Gewand an, mit Silber gestickt, und ihre Hände gefaltet wie ein Engelchen. Lange betrachtete er seine Freundin und Lehrerin mit stummem Erstaunen, dann konnte er seine Freude nicht mehr fassen, er brach in lauter Jubel aus und rief: „O Tugend, o Weisheit, wie schön ist deine Gestalt, wer kann leben ohne dich, wenn er dich einmal erblickte!" Dann ergriff er ihre Hand und steckte ihr seinen Siegelring an den Finger und sprach: „Erwache, o meine holdselige Freundin, nimm meinen Thron und meine Hand und verlasse mich nie wieder!" Da erwachte das Myrtenfräulein, und als es das Licht erblickte, errötete es über und über und blies die Lampe aus. Dann klagte sie, daß er sie gefangen habe, und sagte: „Daraus wird gewiß Unglück kommen"; aber der Prinz bat sie so sehr um Vergebung, bis sie ihm verzieh und versprach, die Fürstin seines Landes zu werden, wenn ihre Eltern es erlaubten; er sollte nur alle Anstalten zur Hochzeit machen und dann ihre Eltern fragen, bis dahin sollte er sie aber nicht wiedersehen. Der Prinz willigte in alles ein und fragte sie, wie er sie rufen solle, wenn er alle Anstalten getroffen habe, und sie sagte: „Befestige eine kleine Silberglocke an die Spitze meines Bäumchens, und sobald du klingelst, werde ich dir erscheinen." Nun zerriß sie das Netz, der Baum rauschte, und fort war das Myrtenfräulein.

Der Tag war kaum angebrochen, als der Prinz auch schon alle seine Minister und Räte zusammenberief und ihnen bekanntmachte, daß er sich nächstens zu vermählen gedenke, und daß sie alle Anstalten zu dem prächtigsten Hochzeitsfeste treffen sollten, das jemals im Lande gewesen. Die Räte waren sehr erfreut darüber und fragten ihn untertänig um den Namen der Braut, damit sie ihren Namenszug bei der Illumination anbringen könnten. Da sagte der Prinz: „Der erste Buchstab ihres Namens ist M, und es sollen beim Feste überall Myrtenzweige hingemalt werden, wo es sich schickt.“ Da wollten die Herrn ihn schon verlassen, als plötzlich eine Botschaft kam, daß ein wildes Schwein in dem fürstlichen Tiergarten toll geworden wäre und in dem darin befindlichen gläsernen Lusthause alles chinesische Porzellan zertrümmert habe; es sei äußerst nötig, es sogleich zu erlegen, damit es nicht andre Schweine beiße und auch toll mache, welche dann leicht die ganze Stadt Porzellania über den Haufen werfen könnten. Da durfte der Prinz nicht länger zaudern; er befahl seinen Räten, einstweilen die Hochzeit zuzubereiten, und zog mit seinen Jägern hinaus auf die Jagd.

Als der Prinz aus dem Schloß ritt, lagen die neun bösen Fräulein, welche sich nicht mit gefreut hatten, als die Myrte so feierlich in die Stadt gebracht wurde, sehr schön geputzt am Fenster, in der Hoffnung, der Prinz werde sie bemerken und grüßen; aber vergebens, wenn sie sich gleich so weit herauslegten, daß sie leicht hätten auf die Straße fallen können; der Prinz tat nicht, als wenn er sie bemerkte. Hierüber aufgebracht, kamen sie zusammen und faßten den Entschluß, sich zu rächen. Die Geschichte mit dem toll gewordnen wilden Schwein war auch nur von ihnen ausgesprengt, damit der Prinz, der sich gar nicht mehr sehen ließ, über die Straße reiten sollte. Sie hatten das chinesische Porzellan in dem Lusthaus durch ihre Diener zerschlagen lassen. Als sie eben versammelt waren, trat der Vater der ältesten, der einer der Minister war, herein und machte den Damen bekannt, sie möchten sich zum Hochzeitsfest des Prinzen vorbereiten; der Prinz werde eine Prinzessin M. heuraten, auch sei von vielen Myrtenverzierungen bei der Illumination die Rede. Kaum waren sie wieder allein, als sie ihrem ganzen Zorn

den Lauf ließen; denn sie hatten sich alle neun eingebildet, den porzellanenen Thron zu besteigen. Sie ließen sich einen Maurer kommen; der mußte ihnen einen unterirdischen Gang bis in die Stube des Prinzen machen; denn sie wollten sehen, wen er dort versperrt habe. Als der Gang fertig war, beredeten sie noch ein zehntes junges Fräulein, der sie jedoch ihr Vorhaben verschwiegen, mitzugehen, welche es auch tat, doch nur aus Neugier und nicht aus bösem Willen; sie nahmen sie aber nur mit, um sie dort zurückzulassen, als habe sie alles getan. Hierauf begaben sie sich in einer Nacht, mit Laternen versehen, durch den Gang in die Stube des Prinzen und suchten alles durch, sehr verwundert, nichts Besonders darin zu finden außer der Myrte. An dieser ließen sie nun allen ihren Grimm aus, rissen ihr Zweige und Blätter ab, und als sie auch den Wipfel herunterrissen, klingelte das Glöckchen, und das Myrtenfräulein, welches glaubte, es sei dies das Zeichen zu ihrer Hochzeit, trat plötzlich in dem schönsten Brautkleide aus der Myrte. Anfangs verwunderten sich die bösen Geschöpfe, aber bald waren sie einig, dieses müßte die künftige Fürstin sein, und somit fielen sie über sie her und ermordeten sie auf die unbarmherzigste Weise, indem sie das arme Myrtenfräulein mit ihren Messern in viele kleine Stücke zerhackten; jede nahm sich einen Finger von dem armen Myrtenfräulein mit; nur das zehnte Fräulein hatte nicht mit geholfen und nur immer gejammert und geweint, wofür sie sie dann einsperrten und nun auf demselben Wege entwichen.

Als der Kammerherr des Prinzen, welchem dieser bei Lebensstrafe befohlen hatte, die Myrte täglich zu begießen und täglich die Stube aufzuräumen, als wenn der Prinz da wäre, zu seiner Verrichtung hereintrat, war sein Entsetzen unbeschreiblich, da er das zerfleischte Myrtenfräulein in dem Blute an der Erde herumliegen und den Myrtenbaum zerknickt und entblättert sah. Er wußte nicht, was dies sein konnte, denn er wußte von dem Myrtenfräulein nichts; da erzählte ihm das junge Fräulein, welches weinend in einer Ecke saß, alles. Sie nahmen unter bittern Tränen alle Glieder und Knochen der Unglücklichen zusammen und begruben sie unter den zerstörten Myrtenbaum in das Gefäß, so daß alles einen kleinen Grabhügel bildete; sodann

wuschen sie den Boden so rein, wie sie konnten, und begossen den Baum mit dem blutvermischten Wasser, räumten die Stube auf, schlossen sie zu und flohen in großer Angst miteinander; doch nahm das Fräulein eine Locke der unglücklichen Gemordeten zum Andenken mit.

Unterdessen waren die Vorbereitungen zu der Hochzeit beinah fertig, und der Prinz, der das wilde Schwein vergebens aufgesucht hatte, kehrte nach der Stadt zurück. Sein erster Gang war zu dem guten Töpfer und seiner Frau, welchen er seine ganze Geschichte mit dem Myrtenfräulein erzählte und sie um die Hand ihrer Tochter bat. Die guten Leute waren vor Entzücken fast außer sich, als sie vernahmen, daß in ihrem Myrtenbaum ihnen eine Tochter erwachsen sei, und wußten nun, warum sie denselben so ungemein liebgehabt hatten. Freudig willigten sie in die Bitte des Prinzen ein und begleiteten ihn in das Schloß, um ihre wunderbare Tochter zu sehen. Als sie nun zusammen in das Zimmer traten, wo die Myrte stand, sahen ihre Augen ein trauriges Schauspiel: — am Boden noch viele blutige Spuren, und der geliebte Baum entblättert und verletzt, neben ihm aber ein Grabhügel. Der Prinz rief, der Töpfer rief, die Töpferin rief: „O meine geliebte Braut! O mein teures Kind, mein einziges liebes Töchterchen! O wo bist du, laß dich sehen vor deinen unglücklichen Eltern!“ Aber nichts rührte sich, und ihre Verzweiflung war unbegrenzt. Die drei armen Unglücklichen saßen nun ganze Tage und begossen den Myrtenbaum mit ihren Tränen, und das ganze Land ward bestürzt und traurig.

Unter solchen Schmerzen pflegten und warteten der Prinz und der Töpfer nebst seiner Frau den kranken Myrtenbaum aufs zärtlichste, und er begann wieder Zweige zu treiben, worüber sie sehr erfreut wurden, und er war schon wieder ganz hergestellt, nur fehlten ihm an dem Wipfel einige Blätter und an einem seiner beiden Hauptäste die äußersten fünf Sprossen und an dem andern vier, neben welchen der fünfte zu keimen anfing. Diesen fünften Sproß beobachtete der Prinz alle Tage, und wie entzückt war er nicht, als er eines Morgens diesen Sproß ganz erwachsen und den Ring, den er dem Myrtenfräulein gegeben, an demselben wie an einem Finger befestigt sah. Sein Entzücken

war unbeschreiblich; denn er glaubte nun, das Myrtenfräulein müsse noch leben. In der nächsten Nacht saß er mit dem Töpfer und der Töpferin bei dem Baum, und sie flehten die Myrte so zärtlich um ein Lebenszeichen an, daß der Baum endlich zu säuseln begann und folgende Worte sang:

„Habt Erbarmen,
An zwei Armen
Fehlen mir neun Fingerlein!
Lieber Prinz, in deinem Reiche
Wachsen jetzt neun Myrtenzweige,
Und sie sind mein Fleisch und Bein.
Habt Erbarmen,
Schafft mir Armen
Wieder die neun Fingerlein!"

Der Prinz und die Eltern waren durch dies traurige Lied sehr gerührt, und der Prinz ließ den andern Tag im ganzen Land bekanntmachen, wer ihm die schönsten Myrtenzweige bringe, den wolle er mit seiner königlichen Hand belohnen. Dieses kam auch zu den Ohren der Mordfräulein, welche die arme Myrte so schrecklich gemartert hatten, und sie waren sehr froh darüber; denn sie hatten die neun Finger des Myrtenfräuleins, jede den ihren, in einen Topf mit Erde vergraben, und es waren kleine Myrtensprosse daraus gewachsen. Sie putzten sich sogleich schön an und kamen eine nach der andern mit ihren Myrtenzweigen ins Schloß; denn sie glaubten, die Worte des Prinzen wollten so viel sagen, als er wolle die Überbringerin der schönsten Myrte heuraten. Der Prinz ließ ihnen die Myrtenzweige abnehmen und versprach, ihnen seinerzeit Antwort sagen zu lassen; sie möchten sich nur zum Feste vorbereiten. Als er nun alle die neun Zweige neben den großen Baum gestellt hatte, sprach die Stimme aus dem Baum:

„Willkomm, willkomm, neun Zweiglein!
Willkomm, willkomm, neun Fingerlein!
Willkomm, willkomm, mein Fleisch und Bein!
Willkomm, willkomm, zum Topf herein!"

Da begrub der Prinz die neun Zweige und die neun Finger unter die Myrte, welche noch denselben Tag die neun fehlenden

Sprossen trieb. Nun aber kam noch das jüngste Fräulein, welches nur die Haarlocke genommen und ihr den Ringfinger gelassen hatte, und warf sich dem Prinzen zu Füßen und sagte: „Herr, ich habe keine Myrte und habe auch keine haben wollen, aber diese Locke gebe ich in deine Hand und bitte dich um eine Gnade.“ Der Prinz versprach sie ihr, und sie erzählte ihm, wie die ganze Mordtat geschehen sei, und bat ihn, er möge seinem entflohenen Kammerherrn verzeihen und sie mit demselben vermählen. Da gab ihr der Prinz einen Gnadenbrief für denselben, und sie lief zu ihm in den Wald, wo er sich in einen hohlen Baum versteckt hatte, in den sie ihm täglich zu essen gebracht. Der Kammerherr erfreute sich sehr über sein Glück und kam mit ihr wieder in die Stadt. Als aber der Prinz die Haarlocke auch vergraben hatte, sprach die Myrte:

„Nun bin ich ganz
Im alten Glanz;
Bring' mir den Kranz
Und führe mich zum Hochzeitstanz!“

Da ließ der Prinz ein großes Fest vor allem Volke im Schloßgarten ansagen; da alles versammelt war, ward die Myrte unter einen Thronhimmel gestellt, und der schönste Blumenkranz, mit Gold durchwunden, ward ihr von dem Töpfer und der Töpferin aufgesetzt, und als dies kaum geschehen war, trat das Myrtenfräulein, wie die schönste Braut geschmückt, aus dem Baum hervor und ward von ihren Eltern, welche sie noch nie gesehen hatten, unter Freudentränen und dann von dem glücklichen Prinzen als seine Braut herzlich umarmt. Da standen die neun Mordfräulein wie auf heißen Kohlen; der Prinz aber sprach: „Was verdient der, welcher diesem Myrtenfräulein etwas zuleide tut?“ Und einer sagte da nach dem andern irgendeine harte Strafe her, und als die Frage an die neun Fräulein kam, sagten sie alle zusammen: „Daß ihn die Erde verschlinge und seine Hand aus der Erde wachse“; und kaum hatten sie es gesagt, als die Erde sie auch verschlang und über ihnen Fünffingerkraut hervorwuchs. Nun wurde die Hochzeit gehalten, und der Kammerherr hielt mit dem jüngsten Fräulein auch Hochzeit. Es

schenkte dem Prinzen der Himmel auch bald ein kleines Myrtenprinzchen, das ward in der schönen Wiege des alten Töpfers gewiegt, und das ganze Land war froh und glücklich.

Der Myrtenbaum aber ward bald so stark und groß, daß man ihn ins freie Feld setzen mußte. Da begehrte die Prinzessin Myrte, daß er bei die ehemalige Hütte ihrer Eltern gesetzt werde; das geschah auch, und die Hütte ward zu einem schönen Landhaus verändert, und endlich ward aus dem Myrtenbaum ein Myrtenwald, und die Enkel des Töpfers und seiner Frau spielten darin, und die beiden guten Leute wurden dort, wie sie gewünscht hatten, unter dem Myrtenbaum begraben. Der Prinz und das Myrtenfräulein ruhen wohl auch schon dort, wenn sie nicht mehr leben sollten, woran ich fast zweifle; denn es ist schon sehr lange her.

Witzenspitzel.

Es war einmal ein König von Rundumherum, der hatte unter seinen vielen andern Dienern einen Edelknaben, der hieß Witzenspitzel, und er liebte ihn über alles und überhäufte ihn mit tausend Gnaden und Geschenken, weil Witzenspitzel ungemein klug und artig war und alles, was ihm der König zu verrichten gab, mit außerordentlicher Geschicklichkeit ausrichtete. Wegen dieser großen Gunst des Königs waren alle die andern Hofdiener sehr neidisch und bös auf Witzenspitzel;

Denn wurde seine Klugheit belohnt mit Gelde,
So wurde ihre Dummheit bestraft mit Schelte;
Und erhielt Witzenspitzel vom König großen Dank,
So erhielten sie von ihm großen Zank;
Kriegte Witzenspitzel einen neuen Rock,
So zerschlug der König auf ihnen einen neuen Stock;
Durfte Witzenspitzel des Königs Hand küssen,
So traktierte der König sie mit Kopfnüssen.

Darüber wurden sie nun gewaltig zornig auf Witzenspitzel und brummten und zischelten den ganzen Tag und steckten überall die Köpfe zusammen und überlegten, wie sie den Witzenspitzel sollten um die Liebe des Königs bringen. Der eine streute Erbsen auf den Thron, damit Witzenspitzel stolpern und den gläsernen Zepter zerbrechen sollte, den er dem König immer reichen mußte; der andere nagelte ihm Melonenschalen unter die Schuhe, damit er ausgleiten sollte und dem König den Rock begießen, wann er ihm die Suppe brachte; der dritte setzte allerlei garstige Mücken in einen Strohhalm und blies sie dem König in die Perücke, wenn Witzenspitzel sie frisierte; der vierte tat wieder etwas

anders, und so versuchte jeder etwas, den Witzenspitzel um die Liebe des Königs zu bringen. Witzenspitzel aber war so klug und behutsam und vorsichtig, daß alles umsonst war und er alle Befehle des Königs glücklich zu Ende brachte.

Da nun alle ihre Anschläge nichts fruchten wollten, versuchten sie etwas anderes. Der König hatte einen Feind, mit dem er nie fertig werden konnte, und der ihm alles zum Possen tat. Das war ein Riese, der hieß Labelang und wohnte auf einem ungeheuren Berg, wo er in einem dicken, dunkeln Wald in einem prächtigen Schloß hauste, und hatte außer seiner Frau, die Dickedull hieß, niemand bei sich als einen Löwen Hahnenbang und einen Bären Honigbart und einen Wolf Lämmerfraß und einen erschrecklichen Hund Hasenschreck; das waren seine Diener. Außerdem hatte er auch ein Pferd im Stall, Flügelbein genannt.

Nun wohnte in der Gegend von Rundumherum eine sehr schöne Königin, Frau Flugs, die hatte eine Tochter, Fräulein Flink, und der König Rundumherum, der gern alle andern Länder um sein Land herum auch gehabt hätte, hätte die Königin Frau Flugs gern zu seiner Gemahlin gehabt. Sie ließ ihm aber sagen, daß noch viele andere Könige sie auch gern zur Gemahlin hätten, daß sie aber keinen nehmen wolle als den allergeschwindesten, und daß der, welcher am nächsten Montag, morgens um halb zehn Uhr, wenn sie in die Kirche gehe, zuerst bei ihr wäre, sie zur Gemahlin und mit ihr das ganze Land haben sollte.

Nun ließ der König Rundumherum alle seine Diener zusammenkommen und fragte sie: „Wie soll ich es doch anfangen, daß ich am Montag zuerst in der Kirche bin und die Königin Flugs zur Gemahlin bekomme?“ Da antworteten ihm seine Diener: „Ihr müßt machen, daß Ihr dem Riesen Labelang sein Pferd Flügelbein bekommt; wenn Ihr darauf reitet, kömmt Euch niemand zuvor, und um dieses Pferd zu holen, wird gewiß niemand geschickter sein als der Edelknabe Witzenspitzel, der ja alles zustande bringt.“

So sagten die bösen Diener und hofften schon, der Riese Labelang werde den Witzenspitzel gewiß umbringen. Der König befahl also dem Witzenspitzel, er soll das Pferd Flügelbein

bringen. Witzenspitzel erkundigte sich um alles recht genau, wie es bei dem Riesen Labelang beschaffen sei, und dann nahm er sich einen Schiebekarrn und stellte sich einen Bienenkorb drauf und nahm einen Sack, da steckte er einen Gockelhahn hinein und einen Hasen und ein Lamm und legte ihn auch auf den Karrn; weiter nahm er einen Strick mit und eine große Schachtel voll Schnupftabak, hängte eine Kurierpeitsche um, machte sich ein paar tüchtige Sporen an die Stiefel und marschierte mit seinem Schiebekarrn ruhig fort.

Gegen Abend war er endlich den hohen Berg hinauf, und als er durch den dicken Wald kam, sah er das Schloß des Riesen Labelang vor sich. Und es ward Nacht, und er hörte, wie der Riese Labelang und seine Frau Dickedull und sein Löwe Hahnenbang und sein Bär Honigbart und sein Wolf Lämmerfraß und sein Hund Hasenschreck gewaltig schnarchten; nur das Pferd Flügelbein war noch munter und scharrte mit den Füßen im Stall. Da nahm Witzenspitzel leise, leise seinen langen Strick und spannte ihn vor die Schloßtüre von einem Baum zum andern und stellte die Schachtel mit Schnupftabak dazwischen. Dann nahm er den Bienenkorb und setzte ihn an einen Baum in den Weg und ging in den Stall und band das Pferd Flügelbein los und setzte sich mit dem Sack, worin er den Hahn und das Lamm und den Hasen hatte, drauf und gab ihm die Sporn und trieb es hinaus.

Das Pferd Flügelbein aber konnte sprechen und schrie ganz laut:

„Dickedull und Labelang,
Honigbart und Hahnenbang,
Lämmerfraß und Hasenschreck,
Witzenspitzel reitet Flügelbein weg!"

und dann galoppierte es fort, was gibst du, was hast du!

Da wachte der Labelang und die Dickedull auf und hörten das Geschrei des Pferds Flügelbein; geschwind weckten sie den Bären Honigbart und den Löwen Hahnenbang, den Wolf Lämmerfraß und den Hund Hasenschreck auf, und alle stürzten zugleich aus dem Schloß heraus, um den Witzenspitzel mit dem Pferd Flügelbein zu fangen.

Aber der Riese Labelang und seine Frau Dickedull stolperten in der Dunkelheit über den Strick, den Witzenspitzel vor der Türe gespannt hatte, und perdauz, da fielen sie mit der Nase und den Augen grade in die Schachtel voll Schnupftabak hinein, die er dahin gestellt hatte, und rieben sich die Augen und nieften einmal über das andre Mal, und der Labelang sagte: „Zur Gesundheit, Dickedull!" — „Ich danke", sagte Dickedull; dann sagte sie: „Zur Gesundheit, Labelang!" und „ich danke", sagte Labelang, und bis sie sich den Tabak aus den Augen geweint und aus der Nase genieft hatten, war Witzenspitzel schier aus dem Wald.

Der Bär Honigbart war zuerst hinter ihm drein, als er aber an den Bienenkorb kam, kriegte er Lust zum Honig und wollte ihn fressen; da schnurrten die Bienen heraus und zerstachen ihn so, daß er halbblind ins Schloß zurücklief. Witzenspitzel war schon weit aus dem Wald, da hörte er hinter sich den Löwen Hahnenbang kommen; geschwind nahm er den Gockelhahn aus seinem Sack, und als der auf einen Baum flog und zu krähen anfing, ward es dem Löwen Hahnenbang sehr angst und lief zurück. Nun hörte Witzenspitzel den Wolf Lämmerfraß hinter sich. Da ließ er geschwind das Lamm aus seinem Sack laufen, und dem sprang der Wolf nach und ließ ihn reiten. Schon war er nah an der Stadt, da hörte er hinter sich ein Gebelle, und wie er sich umschaute, sah er den Hund Hasenschreck angelaufen kommen. Geschwind ließ er nun den Hasen aus dem Sack laufen, und da sprang der Hund dem Hasen nach, und er kam glücklich mit dem Flügelbein in die Stadt.

Der König dankte dem Witzenspitzel sehr für das Pferd, die falschen Hofdiener aber ärgerten sich, daß er so mit heiler Haut wiedergekommen war. Am nächsten Montag setzte sich der König gleich auf sein Pferd Flügelbein und ritt zur Königin Flugs, und das Pferd lief so geschwind, daß er viel früher da war und schon mehrere Tänze auf seiner Hochzeit mit der Königin Flugs getanzt hatte, als die andern Könige aus der Gegend erst ankamen. Da er nun mit seiner Königin nach Haus ziehen wollen, sagten seine Diener zu ihm: „Ihro Majestät haben zwar das Pferd des Riesen Labelang, aber wie herrlich wäre es, wenn Sie auch

dessen prächtige Kleider hätten, die alles übertreffen, was man bis jetzt gesehen, und der geschickte Witzenspitzel wird dieselben ganz gewiß herbeischaffen, wenn es ihm befohlen." Der König bekam gleich eine große Lust nach den schönen Kleidern des Labelang und gab dem Witzenspitzel abermals den Auftrag. Als dieser sich nun auf den Weg machte, dachten die falschen Hofdiener, er würde dieses Mal dem Riesen Labelang gewiß nicht entgehen.

Witzenspitzel nahm diesmal nichts mit als einige starke Säcke und kam abends wieder vor das Schloß des Labelang, wo er sich auf einen Baum setzte und lauerte, bis alles im Schlosse zu Bett sei. Als alles still geworden war, stieg er vom Baum herunter; da hörte er auf einmal die Frau Dickedull rufen: „Labelang, ich liege mit dem Kopf so niedrig, hole mir doch draußen noch ein Bund Stroh!" Da schlupfte Witzenspitzel geschwind in den Bund Stroh, und Labelang trug ihn mitsamt dem Bund in seine Stube, legte ihn unter das Kopfküssen und legte sich dann auch ins Bett.

Als sie ein wenig eingeschlafen waren, streckte Witzenspitzel die Hand aus dem Stroh und raufte den Labelang tüchtig in den Haaren und dann die Frau Dickedull auch, worüber beide erwachten und, weil eines glaubte, das andere habe ihn gerauft, sich einander tüchtig im Bett zerprügelten, während welchem Streit Witzenspitzel aus dem Stroh herauskroch und sich hinter das Bett setzte.

Da sie wieder ruhig eingeschlafen waren, packte Witzenspitzel alle Kleider des Labelang und der Dickedull in seinen Sack und band diesen leise, leise dem schlafenden Löwen Hahnenbang an den Schwanz; dann band er den Wolf Lämmerfraß und den Bären Honigbart und den Hund Hasensch eck, welche alle daherum schliefen, an die Bettlade des Riesen fest und machte die Türe weit, weit auf. Er hatte alles so in der Ordnung, da wollte er aber auch dem Riesen seine schöne Bettdecke noch mitnehmen und zupfte ganz sachte, sachte an dem Zipfel, bis er sie heruntergezogen, wickelte sich hinein und setzte sich auf den Sack voll Kleider, den er dem Löwen an den Schwanz gebunden hatte. Nun wehte die kalte Nachtluft durch die offne Türe der Frau

Dickedull an die Beine, sie wachte auf und rief: „Labelang, du nimmst mir die Decke weg, ich liege ganz bloß.“ Da wachte Labelang auf und rief: „Nein, ich liege ganz bloß! Dickedull, du hast mir die Bettdecke genommen.“ Darüber fingen sie sich wieder an zu schlagen und zu zanken, und Witzenspitzel fing laut an zu lachen. Nun merkten sie etwas und riefen: „Dieb da! Dieb da! Auf, Hahnenbang! Auf, Lämmerfraß, Honigbart und Hasenschreck! Dieb da! Dieb da!“ Da wachten die Tiere auf, und der Löwe Hahnenbang sprang fort; weil er aber den Bündel angebunden hatte, worauf der Witzenspitzel in der Bettdecke gewickelt saß, fuhr der wie in einem Wagen hinter ihm her und fing einigemal an, wie ein Hahn kikriki, kikriki zu schreien; da kriegte der Löwe eine solche Angst, daß er immer, immer zulief, bis in das Stadttor, wo Witzenspitzel ein Messer herauszog und hinten den Strick abschnitt, so daß der Löwe, der im besten Ziehen war, auf einmal ausfuhr und so mit dem Kopf wider das Tor rannte, daß er tot an die Erde fiel.

Die andern Tiere, welche Witzenspitzel an die Bettstelle des Riesen gebunden hatte, konnten diese nicht zum Tore hinausbringen, weil sie zu breit war, und zerrten die Bettlade so in der Stube herum, daß Labelang und Dickedull herausfielen und aus großem Zorn den Wolf und den Bären und den Hund totschlugen, welche doch gar nichts dafür konnten.

Als die Wache in der Stadt den großen Stoß, den der Löwe gegen das Stadttor getan hatte, hörten, öffneten sie das Tor, und Witzenspitzel brachte dem König die Kleider des Labelang und der Dickedull, worüber dieser vor Freuden aus der Haut fahren wollte, denn niemals waren noch solche Kleider gesehen worden. Es war dabei ein Jagdrock, von den Pelzen aller vierfüßigen Tiere so schön zusammengenäht, daß daran die ganze Geschichte des Reineke Fuchs zu sehen war. Weiter ein Vogelstellerrock, von den Federn aller Vögel der Welt: vorn ein Adler, hinten eine Eule und in der Tasche eine Drehorgel und ein Glockenspiel, welche wie alle Vögel durcheinander sangen. Dann ein Bade- und Fischfängerkleid, aus allen Fischhäuten der Welt so zusammengenäht, daß man einen ganzen Walfisch- und Heringsfang drauf sah. Dann ein Gartenkleid der Frau Dickedull, worauf

alle Arten von Blumen und Kräutern und Salat und Gemüs abgebildet war. Was aber alles übertraf, war die Bettdecke; sie war von lauter Fledermauspelzen zusammengenäht und alle Sterne des Himmels mit Brillanten drauf gestickt.

Die königliche Familie wurde ganz dumm von lauter Betrachten und Bewundern. Witzenspitzel wurde geküßt und gedrückt, und seine Feinde platzten bald vor Zorn, daß er wieder so glücklich dem Riesen Labelang entgangen sei. Doch ließen sie den Mut nicht sinken und setzten dem König in den Kopf, jetzt fehle ihm nichts mehr als das Schloß des Labelang selber, dann hätte er alles, was ihm zu wünschen übrig sei, und der König, der ein rechter Kindskopf war und alles haben wollte, was ihm einfiel, sagte gleich zu Witzenspitzel, er sollte ihm das Schloß des Labelang schaffen, dann wolle er ihn belohnen.

Witzenspitzel besann sich nicht lange und lief zum drittenmal nach dem Schloß des Labelang. Da er dahin kam, war der Riese nicht zu Haus, und in der Stube hörte er etwas schreien wie ein Kalb. Da guckte er durchs Fenster und sah, daß die Riesin Dickedull einen kleinen Riesen auf dem Arm hatte, der bleckte die Zähne und schrie wie ein Kalb, während sie dabei Holz hackte.

Witzenspitzel ging hinein und sagte: „Guten Tag, große, schöne, breite, dicke Frau! Wie mögt Ihr Euch nur bei dem allerliebsten Kinde so viele Arbeit machen, habt Ihr denn keine Knechte oder Mägde? Wo ist dann Euer lieber Herr Gemahl?“ — „Ach“, sagte die Dickedull, „mein Mann Labelang ist ausgegangen, die Herrn Gevattern einzuladen; wir wollen einen Schmaus halten, und nun soll ich alles allein kochen und braten, denn mein Mann hat den Wolf und Bär und Hund, die uns sonst geholfen, totgeschlagen, und der Löwe ist auch fort.“ — „Das ist freilich sehr beschwerlich für Euch“, sagte Witzenspitzel; „wenn ich Euch helfen kann, soll es mir lieb sein.“ Da bat ihn die Dickedull, er soll ihr nur vier Stücke Holz klein machen, und Witzenspitzel nahm die Axt und sagte zu der Riesin: „Halte mir das Holz ein wenig!“ Die Riesin bückte sich und hielt das Holz. Da hob Witzenspitzel die Axt auf, und — ratsch! — hieb er der Dickedull den Kopf ab, und — ritsch! — dem kleinen Riesen Mollekopp auch, und da lagen sie.

Nun machte er ein großes, tiefes Loch grad vor die Türe des Schlosses und warf die Dickedull und Mollekopp hinein und deckte das Loch oben ganz dünne mit Zweigen und Blättern zu. Dann steckte er in allen Stuben des Schlosses eine Menge Lichter an und nahm einen großen kupfernen Kessel, da paukte er mit Kochlöffeln drauf, und nahm einen blechernen Trichter, darauf blies er die Trompete und schrie immer dazwischen: „Vivat! Es lebe Ihre Majestät, der König von Rundumherum!"

Als Labelang abends nach Haus kam und die vielen Lichter in seinem Schloß sah und das Vivatgeschrei hörte, ward er ganz rasend vor Zorn und rannte mit solcher Wut gegen die Türe, daß er, da er über das mit Zweigen bedeckte Loch laufen wollte, durchfiel und mit großem Geschrei in der Grube gefangenlag, welche Witzenspitzel dann mit Erde und Steinen über ihm zufüllte.

Hierauf nahm Witzenspitzel den Schlüssel des Riesenschlosses und brachte ihn dem König Rundumherum, der sich sogleich mit der Königin Flugs und ihrer Tochter, der Prinzessin Flink, und dem Witzenspitzel nach dem Schloß begab und alles betrachtete. Nachdem sie vierzehn Tage an allen den vielen Stuben, Kammern, Kellerlöchern, Dachluken, Ofenlöchern, Feueressen, Küchenherden, Holzställen und Speisekammern und Rauchkammern und Waschküchen und dergleichen betrachtet hatten und fertig waren, fragte der König den Witzenspitzel, was er zur Belohnung für seine treuen Dienste haben wollte. Da sagte er: „Die Prinzessin Flink", und die war es auch zufrieden; da wurde Hochzeit gehalten, und Witzenspitzel und die Prinzessin Flink blieben auf dem Riesenschloß wohnen, wo sie bis auf diesen Tag zu suchen sind.

Von dem Rosenblättchen.

Der Herzog von Rosmital hatte eine sehr schöne Schwester, die er über alles liebte, und der er alles zu Gefallen tat. Sie hatte eine außerordentliche Liebe zu Blumen, besonders zu Rosen, und ihr Bruder verwandelte deswegen beinahe sein ganzes Land in einen einzigen Rosengarten; außerdem hatte sie noch eine andere Leidenschaft, und das war, ihre schönen Haare immer zu flechten und zu kämmen, und sie hatte zu diesem Zweck eine Menge Kammerfräulein, welche eigentlich Kammfräulein hießen und goldne Kämme anhängen hatten. Ihre ganze Beschäftigung war, sich kämmen zu lassen und dann mit den Kammfräulein im Garten herumzuspringen, bis ihre Haare wieder in Unordnung waren und sie sich von neuem kämmen ließ.

Als sie einstens morgens unter den Händen ihrer sechs Kammfräulein im Garten saß, welche ihr sechs Zöpfe flochten, trat ihr Bruder, der Herzog von Rosmital, vor sie und führte ihr an der Hand den Prinzen Immerundewig zu und redete sie also an: „Liebe Schwester, ich habe dir schon oft von meinem vertrautesten Freund, dem Prinzen Immerundewig, erzählt, und du weißt, daß ich von jeher wünschte, du mögest dich mit ihm vermählen, damit er immer und ewig bei mir bleibe; hier stelle ich ihn dir vor und bitte dich, ihm dein Herz zu schenken." In diesem Augenblicke raufte eines der Kammfräulein die Prinzessin Rosalina, worüber sie sehr ungeduldig wurde und gegen sie ausrief: „Du raufst mich immer und ewig!" Das Kammfräulein entschuldigte sich fein, indem es sagte: „Ja, Prinzessin, der Prinz Immerundewig raufte Euch, denn sein Auftreten hat

mich zerstreut." Der Prinz begann sich schon zu entschuldigen, als wieder eine andere sie raufte, so daß Rosalina ganz aus der Fassung kam und dem armen Immerundewig sagte: „Mein verehrter Prinz und mein geliebter Bruder, ich erkläre, daß ich mich ebensowenig, als ein Rosenstock mit einem Kürbis, mit dem Prinzen Immerundewig vermählen werde!" Und nach diesen Worten lief sie weg und die zopfflechtenden Kammfräulein ihr nach.

Der Herzog konnte seinem Freunde keinen Trost geben; „denn", sagte er, „ihre Worte sind unverbrüchlich." — „Sind sie das", sagte Immerundewig, „so will ich mein Heil versuchen", umarmte dann den Herzog und reiste ab zu seiner Muhme, der Frau Nimmermehr, welche eine große Zauberkünstlerin war, und erholte sich Rats bei ihr.

Mehrere Wochen nachher spazierte einst Rosalina im Garten umher; da sah sie eine alte Frau, die einen Rosenstock nach dem andern betrachtete und bei jedem den Kopf schüttelte. Rosalina ging zu ihr und fragte sie, warum sie immer den Kopf schüttelte. „Weil bei allen den Rosen doch die schönste fehlt", sagte die Alte, „nämlich die immer und ewig blühende Monatrose." — „Wer hat sie?" fragte Rosalina. „Ich muß sie haben, um jeden Preis." — „Nun, nun", sagte die Alte, „um ein gutes Wort steht sie Euch zu Diensten", und zog den Deckel von ihrem Handkorb und zeigte der Prinzessin einen Kürbis, in welchen sie das blühende Rosenreischen gesteckt hatte, damit es frisch bleiben möge.

Rosalina war in der größten Freude über das Rosenstöckchen, und als sie die Alte fragte, was sie dafür verlange, sagte diese: „Zwei Dinge: erstens, daß du mein Gast seist bei meinem Mittagbrot, und zweitens, daß du alle Monate, sooft dir das Rosenstöckchen eine Rose bringt, mit deinen Kammfräulein ein Fest begehst, wobei ihr alle über dies Rosenstöckchen weg springt, ohne daß ihr ein Rosenblättchen mit euern Kleidern abstreift, damit keines an die Erde fällt; und bei welcher eines an die Erde fällt, die muß ein paar tüchtige Hiebe mit Rosenzweigen auf die Hände bekommen, welche ihnen der Rosenstock schon geben wird, so sie zu ihm sprechen:

„‚Röslein, Röslein,
Triff mich fein,
Triff mich mit der Rut',
Weil ich sprang nicht gut!
Triff mich mit der Rute recht,
Röslein, weil ich sprang so schlecht!'"

Die Prinzessin lachte hierüber und willigte in alles ein. Da nahm die Alte einen hölzernen Löffel aus der Tasche, trennte den Kürbis damit in zwei Teile und nahm einen Löffel voll von seinen Kernen, den sie der Prinzessin zum Essen vorhielt. Diese machte anfangs einen schiefen Mund; als sie es aber einmal versucht hatte, schmeckte es ihr vortrefflich, und sie aß ziemlich viel von den Kernen. Hierauf pflanzte die Alte den Rosenstock unter ihr Fenster, und weil er bereits ein volles Röschen trug, sagte sie: „Prinzessin Rosalina, rufet Eure Kammfräulein und beginnt das erste Fest vom Rosensprung!"

Da ging Rosalina und erzählte alles ihrem Bruder, dem Herzog; der bestellte Pauker und Trompeter und richtete das ganze Fest zu. Als Rosalina und ihre Kammfräulein erschienen waren, losten sie, wer zuerst springen sollte, und es traf sich, daß Rosalina die allerletzte war. Manches Fräulein sprang glücklich hinüber, aber alle jene, welche die Prinzessin gerauft hatten, da der Prinz Immerundewig um ihre Hand bat, streiften mit ihren langen Schleppen ein paar Blätter von der Rose ab und mußten ihre Hände mit den Worten:

„Röslein, Röslein,
Triff mich fein,
Triff mich mit der Rut',
Weil ich sprang nicht gut!
Triff mich mit der Rute recht,
Röslein, weil ich sprang so schlecht!"

dem Rosenstock darbieten, welcher ihnen zur Bewunderung aller Anwesenden mit seinen Zweigen ein paar so tüchtige Hiebe über die Finger gab, daß ihnen das Wasser in die Augen kam.

Als nun die Reihe zum Sprung an Rosalina kam, nahm sie einen tüchtigen Anlauf und wäre auch glücklich hinübergekommen, wenn sich ihr im Sprunge nicht die Haarflechten auf-

gelöst hätten, die ein Blättchen von der Rose abschlugen, welches sie aber im Sprung, eh' es zur Erde fiel, erhaschte und verschluckte, so daß ihr von der ganzen Gesellschaft Beifall zugeklatscht wurde.

Hierauf ward noch lustig geschmaust und getanzt, und als gegen das Ende der Tafel allerlei Gesundheiten getrunken wurden, hob die alte Frau ihr Glas in die Höhe und sprach zu Rosalina:

„Weil Kürbiskern und Rosenblatt
Dein roter Mund gegessen hat,
Weil Ros' und Kürbis sich verband,
Verlorst du deine stolze Hand
An meinen Freund, den Immerundewig.
Leb' wohl, im Abendschimmer entschweb' ich."

So sprach sie, und vor den Augen aller verschwand sie plötzlich. Rosalina aber, auf welche alle Augen gerichtet, tat einen lauten Schrei und fiel in Ohnmacht. Man brachte sie nach ihrer Stube, und sie bedachte mit vieler Angst, daß sie dem Prinzen gesagt, sie wolle ihn nehmen, wenn Rose und Kürbis sich vermählten. In der Nacht hatte sie sehr wunderbare Träume; es war ihr immer, als wüchsen ihr Rosen aus dem Munde, und sie hatte Magenweh. Diese Träume hatte sie oft, und immer ängstlicher.

Als der kleine Monatsrosenstock wieder eine Rose brachte und sie wieder hinübersprangen, war sie ganz melancholisch und krank; Essen und Trinken schmeckte ihr nicht mehr. Bei dem dritten Rosenfest hatte sie geträumt, sie würde ein Kürbis, und ihr Bruder mußte ihr das mit vieler Mühe ausreden. Aber gegen das vierte Rosenfest setzte sie sich den Gedanken noch viel fester in den Kopf, daß sie ein Kürbis sei, und wollte deswegen auf keine Weise mehr über den Rosenstock springen. Bei dem fünften Rosenfest war sie nicht mehr aus der Stube zu bringen und weinte den ganzen Tag darüber, daß sie ein Kürbis geworden sei.

Der Herzog war sehr betrübt über ihre Einbildungen und versammelte alle Ärzte um sie, aber es war ihr nicht mehr auszureden. Das sechste Rosenfest kam; da war der Rosenstock schon

so groß geworden, daß an kein Springen mehr zu denken war, und besonders, weil sie den ganzen Tag trauerte, daß sie ein Kürbis sei. Am siebenten Rosenfest guckte der Rosenstock ihr ins Fenster, am achten wuchsen seine Zweige schon um ihr Bett, und am neunten breitete er eine ganze Rosenlaube über sie.

Da träumte sie so lebendig, sie sei ein Kürbis und müsse sterben, daß sie ihren Bruder zu sich rufen ließ, der mit Licht hereintrat. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie morgens neben ihrem Lager einen halben großen goldnen Kürbis stehen sah, in welchem, wie in einer Wiege, ein schönes kleines Mägdlein schlummerte. Da war die Prinzessin sehr gerührt und sagte: „Ach, wenn der gute Prinz Immerundewig da wäre, ich wollte gern seine Gemahlin werden!“ Da rauschten die Rosen um sie, und sie hörte eine Stimme:

„Als Rose sterb' ich, als Rose leb' ich,
Rose bin ich nun Immerundewig.“

Da ward die Prinzessin sehr betrübt, denn sie hörte wohl, daß der gute Prinz ihr zulieb ein Rosenstock geworden war. Und sie gab dem Mägdlein den Namen Rosenblättchen [und trug es mit seinem Bettchen in ihre geheimste Kammer, wo sie es erziehen wollte; denn sie hatte es so lieb, daß sie keinem Menschen es zu sehen gönnte].

Rosalina, welche bald wieder ganz lustig geworden war, saß am folgenden Tage im Bett und ließ sich von ihren Kammerfräulein ihre Haare, die sie sonst in einen Kranz geflochten getragen hatte, auf eine andere Weise flechten; denn sie wollte nun eine goldne Haube aufsetzen. Sie hatte kaum begonnen, als es an ihrer Türe pochte und man ihr sagte, die Alte, welche den Kürbis und den Rosenstock gebracht, sei drauß und wolle das Rosenblättchen sehen. Sie ließ ihr aber sagen, sie solle warten, bis sie gekämmt sei. Nach einer Viertelstunde pochte die Alte wieder und erhielt dieselbe Antwort, und das noch fünfmal. Da ward die Alte bei dem siebenten Male sehr zornig und rief ihr durch das Schlüsselloch hinein:

„Sieben Viertelstunden hab' ich geharrt,
Sieben Viertelstunden war ich genarrt:

So kämm' denn noch sieben Jahr',
Dann bringt dein Kamm dich in Gefahr;
Du kämmst dich dann in große Not
Und kämmst das Rosenblättchen tot."

So sagte die Alte im Zorn und verschwand.

Rosalina achtete wenig hierauf und dachte an nichts als an ihr Rosenblättchen, welches täglich größer und freundlicher ward und wie seine Mutter besonders schöne, lange Haare hatte; und diese zu kämmen, war Rosalina höchste Lust, wenn sie sich allein mit dem Rosenblättchen eingesperrt hatte.

Nun war das Kind beinah schon sieben Jahre alt geworden, und die Zeit nahte sich, wo der Unglückswunsch des alten Zauberweibs:

„Du kämmst dich dann in große Not
Und kämmst das Rosenblättchen tot"

wahr werden sollte, aber Rosalina dachte nicht daran und kämmte das Rosenblättchen nach wie vor.

Als sie nun einstens das Mägdlein zwischen ihren Knien hatte und ihm den spitzen goldnen Kamm durch die langen, goldnen Locken zog, fühlte sie auf einmal einen großen Neid in sich erwachen, weil das Kind viel schönere Haare hatte als sie, und sagte ungeduldig:

„Ach, hättest du einen kahlen Kopf,
Und ich hätte all' deine Haare im Zopf!"

Kaum aber hatte sie dies gesagt, als sie vom Himmel gestraft wurde; denn eine unsichtbare Schere kam über sie her, und — ritsch, ritsch — schnitt sie ihr alle Haare vom Kopf herab, worüber sie so zusammenfuhr, daß sie mit der Hand zuckte und dem armen Rosenblättchen den spitzen Kamm so tief in das Häuptlein stieß, daß es mit einem Schrei tot zu ihren Füßen sank. — Da fiel der unglücklichen Rosalina der Zauberfluch der alten Frau ein, aber es war zu spät. Ihr geliebtes Rosenblättchen lag tot an der Erde, und ihre schönen, langen Haare, die sie so lange und mit so vieler Eitelkeit hatte kämmen lassen, lagen abgeschnitten umher, und sie rang ihre Hände verzweiflungsvoll über ihrem kahlen Kopfe.

Nachdem sie lange geweint hatte, stopfte sie ein Bettchen mit ihren langen Haaren und ein Kopfküssen mit Rosenblättern und legte das tote Rosenblättchen darauf mit gefaltenen Händen in einen Kasten von Kristallglas und ließ noch sechs andere Kasten von Kristall drüber machen und verschloß sie in der Kammer, wovon niemand etwas wußte als eine vertraute Dienerin.

So lebte sie noch einige Jahre in beständiger Trauer. Der Rosenstock verdorrte auch in der Stube, und als sie fühlte, daß die Stunde ihres Todes herannahte, ließ sie ihren Bruder, den Herzog von Rosmital, zu sich kommen und sagte: „Geliebter Bruder, das Ziel meines Lebens ist gekommen; ich wollte, ich wäre nicht so eigensinnig und eitel gewesen; aber jetzt ist es zu spät; ich bitte Gott, er möge sich meiner erbarmen. Alles, was ich besessen habe, gehört nun dein; aber eines schwöre mir zu, damit ich ruhig sterben kann!" Der Herzog schwört ihr unter Tränen, alles zu tun, was sie verlange; denn er liebte sie über alles. Nun gab sie ihm einen Schlüssel und sagte: „Dieses ist der Schlüssel zu der letzten Kammer meiner Wohnung; bewahre ihn getreu und öffne diese Kammer niemals!" Der Bruder beteuerte nochmals, sein Versprechen zu halten, und sagte zu Rosalina: „Lebe wohl und bete für mich!" Dann wendete sie sich um und war tot; worauf sie der Herzog mit großem Gepränge bei dem Monatsrosenstock begraben ließ.

Einige Monate nachher vermählte sich der Herzog mit einer schönen, aber nicht gutmütigen Dame, und als er einstens eine kleine Reise machen mußte, bat er seine Gemahlin, das Haus wohl in Ordnung zu halten und um alles in der Welt die letzte Kammer, deren Schlüssel er in seinem Schreibtische verwahrt habe, nicht zu öffnen. Sie versprach alles; aber kaum hatte er den Rücken gewendet, als sie, von der Neugierde getrieben, den Schlüssel nahm und sich die verbetene Kammer eröffnete. Wie groß war aber ihr Zorn, da sie durch die gläsernen Kasten Rosenblättchen auf der Matratze liegen sah, die, seit sie hier von ihrer Mutter als tot war eingeschlossen worden, mitsamt den gläsernen Kasten gewachsen war und wie ein schönes schlummerndes Fräulein von vierzehn Jahren aussah; denn das alte Zauberweib hatte sie die langen Jahre hindurch im Schlafe lebend erhalten.

Die böse Herzogin riß die Kasten zornig auf und sprach: „Haha! drum soll ich nicht in die Kammer, damit die Jungfrau ruhig schlafen kann! Aber wart', ich will das Murmeltierchen wecken" — und nun riß sie Rosenblättchen bei den Haaren auf, so daß der Kamm, welcher noch von damals im Kopf stak, herabfiel und das arme Mägdlein aus ihrem Zauberschlaf erwachte mit dem Geschrei: „Ach Mutter, liebe Mutter, wie hast du mir weh getan!"

„Ich will dich muttern und vatern", sagte die Herzogin, „daß du dein Lebtag dran denken sollst!" und riß das zitternde und weinende Rosenblättchen aus dem Kristallkasten und schlug und mißhandelte sie auf alle Weise, mit der Drohung, wenn sie ein Wort gegen irgendeinen Menschen rede, was ihr hier geschehen sei, solle sie ins Wasser geworfen werden. Dann schnitt sie ihr die schönen, langen Haare ab, machte ihr ein kurzes Kleid von Sackleinwand, ließ sie Holz und Wasser tragen, Ofen heizen und Stuben scheuern und gab ihr täglich so viele Nasenstüber, Kopfnüsse, Ohrfeigen und Maulschellen, daß das arme Rosenblättchen so braun und blau im Gesicht aussah, als ob sie Heidelbeeren gegessen hätte. Als der Herzog von Rosmital zurückkam und die Herzogin fragte, wer das arme Mädchen sei, das er täglich so gewaltig von ihr mißhandelt sehe, sagte sie: „Es ist eine Sklavin, welche mir meine Muhme zugesendet; aber sie ist so boshaft und so dumm und faul, daß ich sie unaufhörlich strafen muß."

Nach einiger Zeit reiste der Herzog auf einen großen Jahrmarkt und ließ nach seiner Gewohnheit alles, was im Schlosse lebte, bis auf die Katzen und Hunde, vor sich rufen, um jeden zu fragen, was er ihm vom Jahrmarkte zum Geschenke mitbringen sollte, da denn der eine dieses, der andre jenes begehrte; als endlich auch das arme Rosenblättchen in seinem groben Sklavenkittel hervortrat und der Herzog sie eben anreden wollte, unterbrach ihn seine böse Gemahlin mit den Worten: „Muß der Schmutzkittel auch überall dabei sein? Sollen wir alle mit der faulen, groben Sklavin über einen Kamm geschoren werden? Fort mit dem widerwärtigen Tölpel! Ich weiß nicht, wie du ein so niedriges Wesen solcher Auszeichnung würdigen magst!"

Da liefen dem armen Rosenblättchen vor Kummer die Tränen über die Wangen herab, und der Herzog, der sehr gütig und mitleidig war, sagte gerührt zu ihr: „Weine nicht, du armes Kind, sondern sage mir von Herzen, was ich dir mitbringen soll; denn niemand soll mich hindern, auch dir eine Freude zu machen!“ Da sagte Rosenblättchen: „Herzog, bringe mir eine Puppe mit und ein Messerchen und einen Schleifstein, und so du dieses vergißt, so wünsche ich, daß du nicht über den ersten Fluß, der dir in den Weg kömmt, herübergelangen könnest.“

Der Herzog reiste nun nach dem Jahrmarkt und kaufte alles ein, nur auf die Puppe, das Messerchen und den Schleifstein für Rosenblättchen vergaß er. Da er nun auf der Rückreise an einen Fluß kam, entstand ein solcher Sturm in den Wellen, daß kein Schiffer es wagte, ihn überzufahren. Da fiel ihm die Verwünschung Rosenblättchens ein. Er kehrte daher gleich zurück und kaufte alles, was sie bestellt hatte, und gelangte dann glücklich nach seinem Schloß, wo er seine Geschenke richtig austeilte.

Da Rosenblättchen ihre Geschenke erhalten hatte, trug sie alles in die Küche, stellte die Puppe auf den Herd, setzte sich vor sie hin und weinte bitterlich, und begann ihr, grade als ob sie eine lebendige Person wäre, alle ihre Leiden und Qualen, die sie von der Herzogin erdulden mußte, nach der Reihe vorzuerzählen, und sagte immer dazwischen: „Nicht wahr? Verstehst du? Hörst du? Gelt, das ist betrübt? Nun, was sagst du dazu?“ Als aber die Puppe nicht antworten wollte, nahm Rosenblättchen ihr Messerchen und wetzte es auf ihrem Schleifstein und sagte: „Puppe, wenn du mir nicht antworten willst, so steche ich mir das Messerchen ins Herz, denn ich habe keinen Freund auf Erden als dich.“ Da schwoll die Puppe nach und nach an, wie ein Dudelsack, wenn man ihn aufbläst, und schnurrte endlich:

„Versteh' dich schon,
Versteh' dich schon,
Versteh', versteh', versteh' dich schon,
Viel besser als ein Tauber.“

Da nun diese Musik der Puppe und das Klagen Rosenblättchens vor ihr mehrere Tage hintereinander von dem Herzogen gehört wurden, der eine Stube dicht neben der Küche

hatte, machte er sich ein Loch in die Türe, wo er sehen und hören konnte, wie Rosenblättchen weinend vor der Puppe saß und ihr erzählte: vom Prinzen Immerundewig, von den Kürbiskernen, vom Rosensprung, vom Rosenblatt, von dem Goldkürbis, worin sie gelegen, vom Kämmen der Mutter, von der Verwünschung des Zauberweibs, vom Einstoßen des Kammes in den Kopf, von ihrem Zauberschlaf, vom Legen in die sieben Glaskasten, vom Schlüsselgeben an den Herzog und dem Verbot, die Kammer nicht zu öffnen, vom Tod der Prinzessin Rosalina, von der Reise des Herzogs, von der Neugierde der Herzogin, von der Öffnung der Kammer, dem Herausreißen des Kammes, dem Haarabschneiden und den argen Mißhandlungen, die sie stündlich ertragen müsse. Dann sagte sie wieder: „Antworte, oder ich bringe mich um!“ und setzte das Messer an ihr Herz. Aber der Herzog sprang zur Türe herein und riß es ihr aus der Hand, umarmte sie zärtlich als seine Schwestertochter und brachte sie aus dem Schlosse zu der Gemahlin seines Ministers, wo sie herrlich gekleidet und gepflegt ward.

Da sie sich nach einigen Monaten wieder recht erholt hatte von den Qualen und schweren Arbeiten, welche ihr die böse Herzogin auferlegt hatte, ließ er eine prächtige Mahlzeit in seinem Schlosse anstellen, bei welcher er Rosenblättchen, die niemand mehr in ihrem Glanze erkannte, als seine Nichte mit erscheinen ließ. Nach Tisch wurde ein Zuckerhaus aufgetragen, und jedermann hätte gern gewußt, wer drin saß. Da sagte der Herzog zur Herzogin: „Wollt Ihr wohl das Zuckerhaus öffnen?“ Und sie tat es; da lag die kleine Puppe drin in sieben Glaskästchen, wie Rosenblättchen gelegen hatte, und die Herzogin erschrak sehr und schlug vor Zorn die Glaskästchen entzwei und riß die Puppe heraus, aber die lief ihr weg und setzte sich auf Rosenblättchens Schulter und blies sich dick, dick auf, wie ein Dudelsack, und erzählte der Herzogin alle ihre Grausamkeiten ins Gesicht und ward immer größer und größer und stand endlich wieder als das alte Zauberweib auf dem Tisch, welches oft in dieser Geschichte vorkömmt, und flog zum Fenster hinaus. Da ließ der Herzog seine böse Frau in eine Kutsche setzen und sie wieder zu ihren Eltern hinfahren, wo er sie einst hergeholt hatte.

Das Rosenblättchen aber ward die Gemahlin eines vornehmen Prinzen und erhielt das ganze Herzogtum Rosmital zum Brautschatz, und da blühte der Rosenstock des Prinzen Immerundewig wieder auf. Und als Rosenblättchen einstens nachts den süßen Duft roch, trat sie mit ihrem Gemahl an das Fenster und sah ihre Mutter und die Kammfräulein über den Rosenstock springen, und der Prinz Immerundewig war auch dabei. „Ach", rief sie aus, „liebste Eltern, Gott segne euch!" Da riefen die von unten wieder herauf: „Ach, liebste Kinder, Gott segne euch!" und verschwanden in der Luft.

Da wurde Rosenblättchen sehr still und fromm und ließ sich eine Wiege machen, wie einen goldnen Kürbis, und bescherte ihr der Himmel einen kleinen Prinzen hinein, und der hat mir alles dieses für einen einzigen Pfefferkuchen erzählt.

Fanferlieschen.

Es war einmal ein König, der hieß Jerum, und sein Land hieß Skandalia, und er regierte in der Stadt Besserdich. Dieser Jerum war gar nicht viel wert, er quälte seine armen Untertanen bis aufs Blut, so daß sie jahraus, jahrein schrieen: „O Jerum, o Jerum, sieh auf Skandalia und bessere dich!“ Er wirtschaftete aber immer drauflos und war ganz das Gegenteil seines verstorbenen Vaters, dessen Sterbetag die Bürger von Besserdich jährlich mit großer Traurigkeit feierten. Vor diesem Tage ritt der böse Jerum immer mit seinem ganzen Hofstaat nach einem fernen Jagdschloß Munkelwust, um nicht die Liebe seiner Untertanen zu seinem seligen Vater zu sehen. Als er nun einstens mit unanständigem Hörnergeblase und Peitschengeknall am Tag vor dem Trauerfest der Stadt hinauszog, sah er nah an dem Tore vor einem kleinen Hause eine alte Frau ihre Ziege kämmen. Da nahm er seinen Bogen und legte einen Pfeil auf und verwundete der alten Frau die Ziege. Die Alte ergrimmte sehr und schrie ihm nach:

„O Jerum, o Jerum,
Meine Ziege geschossen!
O Jerum, o Jerum,
Dir selbst zum Possen!
Sie ist ein armes Waiselein,
Wird Königin im Lande sein.“

Jerum bekümmerte sich nichts um das Geschrei der Alten und sprengte im Galopp der Stadt hinaus. Die Alte hieß Fanferlieschen und war eine außerordentlich kluge Hexe; bei dem verstorbenen Vater des König Jerum hatte sie sehr viel gegolten;

sie hatte damals große Macht in Händen und dem Lande viel Gutes getan. Wenn der alte König einen Minister oder General oder Gelehrten haben wollte, so ging er nur zu Fanferlieschen, die damals sehr schön war, und sprach nur:

„Fanferlieschen
Hat schöne Füßchen,
Nicht zu lang, nicht zu kurz,
Schüttle mir aus deinem Schurz
Einen guten Staatsminister!“ —
„Herr, da ist er!“

sprach sie dann und schüttelte ihn aus der Schürze. So hatte sie dem König viele geschickte Leute verschafft. Aber als der Jerum an die Regierung kam, wurde Fanferlieschen vertrieben, ja er ließ ihr ein großes Loch von seinen Jagdhunden in die Schürze reißen und mißhandelte sie auf alle Weise. Da zog Fanferlieschen in ein kleines Haus in der Vorstadt und mästete Vieh und Geflügel, und man wunderte sich über gar nichts, als daß sie niemals einen Ochsen oder Esel oder ein Pferd oder einen Puthahn oder sonst etwas verkaufte. Aber oft hörte man sie in der Nacht, wenn alles ganz still war, sehr ernsthafte Staatsgespräche mit ihrem Vieh halten, und lautete es nicht anders, als wenn die größten Professoren bei ihr versammelt wären, so daß es ordentlich in der ganzen Stadt ein Sprichwort war, wenn einer von den Hofleuten des König Jerum einen übeln oder dummen Streich machte, zu sagen: „Dieses Rindvieh hat nicht bei dem Fanferlieschen studiert.“

Als ihr der Jerum nun die Ziege verwundet hatte, geriet Fanferlieschen in den höchsten Zorn gegen ihn und entschloß sich, Rache an dem König zu nehmen. Sie legte die geliebte Ziege in ein schönes Bett und verband ihr die Wunde mit Kräutern und Wein. In der Stadt machte man schon alle Anstalten, das Andenken des verstorbenen guten Königs Laudamus zu feiern. Alle Häuser waren mit schwarzem Tuch behängt, auf allen Türmen und Rauchfängen wehten schwarze Fahnen. Alle Glocken, die geläutet wurden, hatten schwarze Flöre an den Schwengeln. Alle Bürger zogen schwarze Wäsche und Kleider an, alle Perückenmacher puderten schwarz, alle Schimmel

waren Rappen, man aß nichts als Schwarzwildpret und Schwarzwurzeln und Schwarzsauer. In solcher entsetzlichen Schwärze waren bereits alle Einwohner in der großen Kirche der heiligen Nigritia um das Grab des Königs Laudamus versammelt, auf welchem viele tausend schwarze Fackeln brannten, und warteten nur noch auf das Fräulein Fanferlieschen, um ihre Trauergesänge anzufangen. Denn Fanferlieschen pflegte alle Jahre dieses Trauerfest mit einem großen Leichenzuge zu verherrlichen. Sie kam immer an der Spitze ihres sämtlichen schwarzen Horn- und Federviehs durch die Stadt in die Kirche gezogen, und es war den guten Bürgern nichts so rührend, als alle die schwarzen Pferde, Esel, Stiere, Kühe, Böcke, Ziegen, Schafe, Schweine, Hunde, Katzen, Puthahnen, Pfauen, Haushähne, Hühner, Schwanen, Gänse und Enten usw. die bittersten Tränen vergießen zu sehen. Ein großer Teil in der Mitte der Kirche war für sie und ihren Zug freigelassen; die Bürger harrten; da kam der Kirchendiener und zeigte an, daß der Zug der Fanferlieschen sich nähere; die Tore wurden aufgetan, und man sah Fanferlieschen in schwarzem Samt gekleidet mit einer Krone von schwarzen Brillanten neben einer schwarzen Portechaise hergehen, die von zwei schwarzen Eseln getragen wurde. Vor ihr her ging ein schwarzer Pudel auf den Hinterbeinen, der trug Fanferlieschens Schürze, welche dem Lande so viel Gutes getan und von den Jagdhunden des Jerums zerrissen worden war, an einer Stange als Trauerfahne, und hinter der Trauerportechaise folgten viele schwarze Böcke und Ziegen mit Trauerflören und Zitronen auf den Hörnern. Dann kam alles übrige schwarze Horn- und Wollen- und Federvieh, alle mit Zypressenzweigen und Kränzen geziert. Kurzum, die ganze Herde des Trauerviehs war auf die rührendste und anständigste Art geschmückt und bezeugte ein tiefes Leidwesen. Als jedermann und jedes Vieh seinen Platz eingenommen, wurde eine kohlrabenschwarze Melodie gesungen, und dann stieg Fanferlieschen auf das Grab des König Laudamus und erzählte den Bürgern alle seine guten Eigenschaften, worüber sie alle gallenbittre Tränen weinten, so schwarz wie Dinte. Zuletzt kam sie auf die Bosheit des König Jerum zu sprechen und sagte: „Endlich ist es Zeit, daß wir ihm

das Tor vor der Nase zumachen; seine Bosheit ist auf das höchste gestiegen. Als er gestern mit seinem gottlosen Hofstaat dem Tore hinausritt, stand ich vor meiner Türe und kämmte der Fräulein Ziegesar die schwarzen Locken zu dem heutigen Feste; da verwundete er mir diese geliebte Waise mit einem mutwilligen Pfeilschuß." Bei diesen Worten Fanferlieschens entstand ein gewaltiges Murren in der Kirche, und alle Fackeln auf dem Grabe des Königs Laudamus knisterten und flackerten und tröpfelten schwarze Wachstränen herab. Der älteste Bürger der Stadt, der sich seine weißen Haare und seinen weißen Bart heute ganz schwarz gepudert hatte, trat zu Fanferlieschen und sprach: „O Fanferlieschen, deine große Freundschaft mit dem seligen Laudamus, der Anblick deiner zerrissenen Schürzenfahne, aus der uns einst so viel würdige Staatsmänner geschüttelt wurden, dein stilles Leben, deine edeln Bemühungen zur Erziehung und Bildung unvernünftigen Viehes, ach, alles, was wir von dir wissen, lehrt uns, daß keine Lüge aus deinem Munde kömmt; aber sage uns, wen verstehst du unter dem Fräulein Ziegesar?" — „Wen soll ich drunter verstehn", sagte Fanferlieschen, „als jenes liebenswürdige Töchterlein des verstorbenen Fürsten von Buxtehude, dessen Land von seinem Freunde, dem verstorbenen Laudamus, verwaltet wurde, bis das liebe Fräulein herangewachsen sei, welches hier, nebst vielen andern vornehmen Waisenkindern, unter meiner Aufsicht in dem Fräuleinstift und der Ritterakademie erzogen wurde? Ach, der gute Laudamus dachte einst, den Jerum mit ihr zu vermählen. Aber ihr wisset, als Jerum nach des Vaters Tod König ward, nahm er alle die Länder der Waisenkinder, deren Pflegevater er sein sollte, in Besitz und befahl seinem Kammerherrn, dem Herrn von Neuntöter, alle die armen Kinder im Fräuleinstift und in der Ritterakademie mit einem Reisbrei zu vergiften, den sie jährlich am Pfingstfeste auf der Eselswiese unter Tanzen und Springen zu verzehren pflegten. Mich hätte er auch gern umgebracht, aber er weiß nicht, wie mein Ende ist. Als das Fest auf der Eselswiese bestellt war, zogen die unschuldigen Kinder, mit Blumen geschmückt, hinaus auf die Wiese. Der Reisbrei stand in einer silbernen Schüssel, welche Laudamus dazu gestiftet hatte,

bretzelnd unter der großen Linde; ich ließ die guten Kinder in einem großen Kreise niederknieen und singen:

„‚Te regem laudamus
Qui nobis dedit Hirsenmus.‘

„Da kam der Herr von Neuntöter und brachte Zucker und Zimt vom Jerum, welches der König immer sonst selbst drauf zu streuen pflegte. Aber es war dieses Mal Rattengift. Als der Neuntöter sich dem Musbecken nahte, sah ich auf einmal den Geist des verstorbenen Laudamus ihm entgegentreten; er sagte: ‚Wenn der Jerum nicht selbst den Kindern Zucker und Zimt bringen will, so will ich es tun; fliege hin, du Neuntöter!‘ Damit schlug er dem Kammerherrn erst die Zuckerdute und dann die Zimtdute um die Ohren, und sieh da, er flog, in einen Neuntöter verwandelt, davon. Nun kam der König Laudamus zu mir und sprach:

‚Fanferlieschen
Schönefüßchen,
Pfleg’ und zieh die Kinderlein,
Bis sie wieder Menschen sein!‘

„Nun streute er selbst Zucker und Zimt auf das Mus und verschwand. Die Kinder hatten alle das gesehen und sangen wieder:

„‚Te regem laudamus,
Qui nobis dedit Hirsenmus.‘

„Und nun fuhr jedes mit seinem silbernen Löffel in das Hirsenmus. Kaum aber hatten sie einen Löffel voll gegessen, als sie sich alle in Tiere verwandelten. Die Ziegesar in Ziegen, die Ochsenstierna in Ochsen, die Rindsmaul in Rinder, die Schimmelpennink in Schimmel, die Rabenhorst in Raben, die Boxberg in Böcke, die Putlitz in Puthahne, die Hühnerbein in Hühner, die Rothenhahn in Hähne, und so ein jedes Kind nach dem Familiennamen in ein Tier dieses Namens. Ich führte nun diese ganze Herde in den nahe gelegenen Wald in eine große Höhle und ging wieder in die Stadt. Da hörte ich, wie der König Jerum glaubte, der Kammerherr von Neuntöter sei mit den Kindern, statt sie umzubringen, in die weite Welt gelaufen, und daß Jerum Boten ausgesendet habe, ihn aufzusuchen. Als er mich nach den Kindern fragte, sagte ich ihm: ‚Der liebe Gott

wird sich ihrer erbarmen.' Weiter sagte ich ihm nichts. Er ward sehr zornig auf mich, und weil er mir das Leben nicht nehmen konnte, so nahm er mir doch alles, was mir Laudamus geschenkt hatte, so daß mir nichts blieb als das Haus und der Hof und Garten meiner Eltern am Tore. Nachts führte ich nun die ganze verwandelte Herde aus dem Wald in mein Haus und habe sie bis jetzt immer in allen standesmäßigen Wissenschaften unterrichtet. Sie sind bereits alle erwachsen, und jeder wird seiner Familie Ehre machen. Ach, Fräulein Ziegesar war vor allen ein Engel, sie tanzt alles vom Blatt weg und singt wie der größte Tanzmeister, sie webt und stickt wie eine perfekte Köchin und kocht und backt wie die größte Stickerin. Sie macht Gedichte wie ein Sprachmeister und spricht alle Sprachen wie ein Dichter, kurz, sie ist eine der vollkommensten Fräulein der Welt, und diese hat mir der grausame Jerum mit einem Pfeile durch das linke Ohrläppchen geschossen. Nein, länger wollen wir diese Schmach nicht mehr erdulden, übergebet einem andern die Krone, denn Jerum denket doch nur an seine Laster und niemals an Besserdich." So hatte Fanferlieschen gesprochen; alles hatte mit der größten Spannung zugehört, und der älteste Bürger sagte: „Du erzählst uns sehr merkwürdige Geschichten; aber, wenn wir auch einen andern König wählen, wo kriegen wir dann gleich alle die nötigen Minister und Hofkavaliere her, welche alle mit Jerum ausgereist sind? Deine Schürze, aus welcher du sie sonst schütteltest, hat ein Loch, und wird jeder durchfallen." Nun sprach Fanferlieschen zu dem Pudel, der die Schürze trug:

„Herr von Pudelbeißmichnicht,
Schwenk' die Fahn',
Vivat Laudamus!
Es ist getan."

Da schwenkte der Pudel die Fahne und verwandelte sich zugleich in den schönsten Fahnenjunker, und alles anwesende Horn-, Wollen- und Federvieh verwandelte sich in die hoffnungvollsten Ritter und Fräulein, und sie öffnete die Portechaise, und die Prinzessin Ziegesar mit dem verwundeten Ohrläppchen trat heraus und umarmte Fanferlieschen, und alle die verwandelten Ritter und Fräulein schrieen laut:

„Oramus Laudamus,
Fanferlieschen
Schönefüßchen
Soll regieren
Und florieren."

Da rief die ganze Versammlung dasselbe, und sie nahmen Fanferlieschen und setzten sie in die Portechaise und trugen sie in das Schloß, und alles war richtig, sie mußte Königin sein. Die Fanferlieschen aber machte nun aus allen ihren Zöglingen vornehme Leute. Der Herr von Ochsenstierna wurde Minister des Ackerbaus, der Herr von Rindsmaul wurde Erzheumarschall, der Herr von Riedesel Generalobermühlenrat, der Herr von Rothenhahn wurde Direktor der Feuersbrunst und Hofwetterminister, und so hatte ein jeder seine Stelle nach seinen Qualitäten. Die Prinzessin Ziegesar ward allgemein verehrt, und allgemein bekanntgemacht, wer ihr Gemahl werden würde, der sollte nicht nur ihr Fürstentum Buxtehude, sondern auch einstens das ganze Königreich Skandalien mit ihr erhalten. So ging nun alles herrlich in der Stadt, aber der König Jerum kriegte einen großen Schrecken, als die Fanferlieschen ihm einen Brief nach dem Jagdschloß Munkelwust schickte, worin drin stand, daß er abgesetzt sei und sich nicht mehr dürfe in der Stadt sehen lassen, sonst wolle man ihm den Kopf zwischen die Ohren stecken. Wenn er aber sein Leben ändern, Witwen und Waisen das Ihrige zurückgeben und de- und wehmütig in die Stadt Besserdich zurückkehren wolle, so solle er vor allem eine fromme Gemahlin nehmen; die allerfrömmste wäre die Prinzessin Ziegesar von Buxtehude. Hernach wolle man sehen, ob man ihn wieder zum König aufnehmen könne. Diesen Brief schickte ihm Fanferlieschen durch den Hofschäfer Mopsus[1], und Jerum wurde so zornig darüber, daß er dem armen Mopsus die Ohren abschneiden ließ und ihm die Nase breit schlug; und zu dessen Andenken tragen sich bis jetzt alle Mopse so.

Der König Jerum, der nun zu Munkelwust wohnte, wurde jetzt ganz wie rasend, er verwüstete alles Land umher und beging tausend Grausamkeiten. Aber es ging ihm bald übel, seine

[1] Der Name des durch Virgils „Eklogen" bekannten Hirten.

Hofleute verließen ihn, und sein Geld wurde alle; er hatte nichts mehr als das Ländchen Bärwalde, welches eigentlich der Fräulein Ursula[1] gehörte, und das er ihr noch immer zurückhielt. Die armen Leute aus dem Ländchen mußten alles hergeben, daß er sein wildes Leben fortführen konnte. Er hatte nur noch wenige Diener, und sein Ratgeber war ein großer hölzerner Götze, der bei Munkelwust unter einem dürren Baume stand und Pumpelirio hieß und, wenn man einen Menschen vor ihm schlachtete und ihn mit dem Blut bespritzte, auf alles antwortete, was man ihn fragte. Jerum machte nun bekannt, er wolle sich bessern und eine fromme Frau nehmen. Da ließ er die Töchter seiner Untertanen zusammenkommen und heuratete eine, aber in der Nacht schleppte er sie vor den Götzen Pumpelirio und brachte sie um und fragte ihn:

„Pumpelirio Holzebocke!
Sage mir doch,
Wann die Jungfer Fanferlieschen
Schönefüßchen
Sterben wird,
Wann ich komme nach Besserdich?"

Da fing der Pumpelirio an zu knacken wie nasses Holz im Ofen und sprach mit schnarrender Stimme:

„Fanferlieschen blind,
Ursulus das Kind
Geschwind wie der Wind
Besserdich gewinnt."

Jerum wußte nicht, was das heißen sollte; er bat sich eine Erklärung aus, aber Pumpelirio sprach:

„Für einen Mord
Nur ein Wort,
Morgen ist auch ein Tag
Zu Mord und Totschlag."

[1] Ursula von Bärwalde, wie sie fortan heißt, ist ein und dieselbe Person wie das bisher so genannte Fräulein von Ziegesar. Das Mißverhältnis der Namen ist durch zeitliche Unterbrechungen im Verlaufe der Arbeit an den Märchen verschuldet.

Am nächsten Morgen sagte Jerum, er habe seine Braut nach Haus geschickt, weil sie nicht fromm genung gewesen sei, und suchte sich eine andere Jungfrau und heuratete sie wieder und brachte sie wieder um vor dem Pumpelirio Holzebocke und fragte ihn wieder; der sagte aber immer dasselbe, und Jerum brachte immer mehr Fräulein um, bis sie endlich seine Grausamkeit merkten und entflohen.

Als die guten Leute in Bärwalde hörten, daß ihr Fräulein Ursula bei der Fanferlieschen lebe, gingen viele nach Besserdich, um die liebe Tochter ihres verstorbenen Fürsten zu sehen. Sie küßten ihr die Hände und Füße und klagten ihr das Elend, in dem sie durch den Jerum lebten, und wünschten nichts mehr, als daß Ursula bei ihnen sein und sie regieren möge. Ursula weinte sehr über das Unglück ihrer Untertanen und versprach ihnen, mit Fanferlieschen zu überlegen, was zu tun sei. Da zogen die guten Leute wieder ab. Als Fräulein Ursula eben mit Fanferlieschen hierüber sprach, kam ein Bote vom König Jerum zu ihr und sagte, wenn Fräulein Ursula seine Gemahlin werden wolle, so wolle er sich bessern. Ursula willigte ein, um nur ihre arme Untertanen trösten zu können, und Fanferlieschen sagte mit bittern Tränen zu ihr: „Ich kann dich nicht abhalten, gib dir alle Mühe, den Jerum gut zu machen; wenn du es verlangst, soll er seine Krone von mir wiedererhalten. Gehe hin, meine liebste Ursula, tue allem, was da lebt, Gutes, so wirst du in der Not nicht verderben!

„Ursula, Ursula, große Not,
Wein' dir nur die Äuglein rot;
Ursulus, Ursulus, gutes Kind,
Macht das Fanferlieschen blind;
Ursulus, Ursula, Ursulum,
Bin ich blind, so komm' ich um.
Schau dich um, ich bitt' dich drum!"

Dann umarmten sie sich und weinten miteinander bitterlich, und Ursula zog mit dem Boten zum Tor hinaus zu dem König Jerum. Fanferlieschen aber stand auf dem Schloßturm und sah ihre liebe Ursula in ihrem weißen Hochzeitskleid fort über die grünen Wiesen ziehen; und sooft Ursula sich nach Besserdich

umsah und mit ihrem weißen Tüchlein winkte und sich die Augen trocknete, mußte der Fahnenjunker Pudelbiß mit der schwarzen zerrißnen Schürzenfahne auf dem Turm schwenken, wozu Fanferlieschen immer sang:

„Ursula, Ursula, große Not,
Wein' dir nur die Äuglein rot;
Ursulus, Ursulus, gutes Kind,
Macht das Fanferlieschen blind;
Ursulus, Ursula, Ursulum,
Bin ich blind, so komm' ich um.
Schau dich um, ich bitt' dich drum!"

Dazu bliesen die Türmer eine sehr betrübte Melodie auf den Posaunen, und dies währte so lange, bis ein Wald die Ursula und den Boten des Jerum verbarg.

Ursula ging traurig neben dem Boten durch den Wald und dachte immer nach, was doch der wunderbare Gesang Fanferlieschens bedeuten möge, aber sie konnte ihn auf keine Art begreifen. Da hörte sie auf einmal einen Vogel ganz jämmerlich schreien und sah, wie er ängstlich um einen Baum herumflatterte. Da schaute sie recht hin und erblickte einen großen Marder, der am Baume heruntergeschlichen kam und sich dem Neste des Vogels nahte, um ihm seine Jungen zu fressen. Da nahm Ursula einen Stein und warf ihn so geschickt nach dem Marder, daß er tot von dem Baume herunterpurzelte. O, wie froh war nun der Vogel; er flog erst zu seinen Jungen, und da er sah, daß sie noch alle gesund waren, flog er immer um Ursulas Haupt und vor ihr her von Baum zu Baum und machte die rührendsten Bewegungen, als wolle er ihr danksagen, und sang auf allerlei Weise, bis er sie gegen Abend verließ, wo sie ihm noch ein Stückchen von dem Kuchen, den ihr Fanferlieschen mit auf die Reise gebacken hatte, für seine Jungen mitgab. Nun ward der Weg immer trauriger und öder; verbrannte Hütten und zerstörte Gärten waren am Weg, sie hörte in der Ferne einen traurigen Gesang, und das Herz ward ihr entsetzlich schwer. In der Ferne ging die Sonne ganz rot unter, und man sah in eine wilde, schwarze Bergschlucht voll Dampf und Qualm. Hie und da am Weg stand ein dürrer Baum, von dem die Eulen herunterschrien:

„Hu, hu, o weh, hu, hu, o weh!“ Ach, das Herz ward Ursula immer schwerer, und sie fragte den Boten, der bis jetzt immer stumm neben ihr her gegangen war:

„Ach, mein Herz bricht in der Brust;
Sind wir bald zu Munkelwust?“

Da sagte der Bote:

„In der Schlucht liegt Munkelwust,
Hier am Baum du warten mußt
Bei dem Pumpelirio;
Jerum macht es immer so.
Setz' dich an die Felsenstufen,
Ich will dir den Bräutigam rufen —“

und da verließ er die Ursula unter einem großen, dürren Baum, wo der böse Pumpelirio Holzebocke auf einem Felsen stand, und lief nach dem Tale hinunter. Ursula war in der entsetzlichsten Angst; die Nacht brach an, die Eulen schrien auf dem dürren Baum, der Mond ging blutrot hinter dem Pumpelirio Holzebocke auf. Ursula war sehr müd und setzte sich ins Gras und begann bitterlich zu weinen. Da hörte sie wieder den traurigen Gesang, und es kam immer näher und näher durch den Nebel, und sie sah eine Reihe von weißen Jungfrauen auf den Platz ziehen. Sie hatten Brautkränze auf und waren alle ganz bleich, und in der Brust hatte jede ein Messer stecken, daß das Blut über ihre weißen Röcklein niederfloß. Sie zogen über die Grasspitzen weg, als wären sie von Luft, und sangen mit feiner Stimme:

„Willkommen, willkommen, du Jerum-Braut!
Ein Messer ins Herz, das heißt getraut!
Ach, ohne Kreuz und Segen
Liegen im Schnee und Regen
Bald hier deine Beinelein
Im Sonnen- und im Mondenschein.
Im Baum da schreien die Raben:
‚Ach, wär' ich doch ehrlich begraben!‘“

Ursula war in der fürchterlichsten Angst und riß vor Bangigkeit das Gras aus der Erde; da schrie auf einmal eine der weißen Jungfrauen sie an:

„O weh! O weh! Was raufst du meinen Kranz?
Morgen mußt du auch an den Tanz!"

Da sprang Ursula auf und wollte fliehen, aber sie fiel über einen Hügel; da schrie eine andere sie an:

„O weh! O weh! Was trittst du auf mein Herz?
Morgen leidest du denselben Schmerz!"

So ging das immerfort; sie mochte fliehen, nach welcher Seite sie wollte, immer trat ihr eine jener Jungfrauen in den Weg und schrie bald: „O weh, mein Arm, o weh, mein Bein, o weh, mein Leib" usw. Da stand Ursula endlich still und fragte: „O, ihr armen Jungfrauen, wer seid ihr, und was wollt ihr von mir?" Da sangen sie:

„Jerums Frauen von gestern
Sind meine Messerschwestern;
Jerums Weib von heute,
Morgen gehst du uns zur Seite;
Bete fleißig, denn gar oft
Kömmt das Messer unverhofft.
Im Baum schreien die Raben:
‚Ach, wären wir ehrlich begraben!'
Fort von hier, von hierio,
Weit vom Pumpelirio,
Weit vom Holzebocke,
Hübsch mit Kreuz und Glocke,
Mit Gesang und Posaunenspiel,
Gibt uns Ruh' und kost't nicht viel."

Da antwortete ihnen Ursula: „Ach, wenn es mir möglich ist, sollt ihr gewiß begraben werden,

„Unter Gartenblumen, Rasen,
In dem Schatten grüner Linden,
Wo die frommen Lämmer grasen,
Sollt ihr euer Bettlein finden.
Und ein kühler Marmorbronnen
Soll da bei der Linde springen,
An jed' Bettlein hingeronnen,
Kühlen Born wohl jeder bringen,
Daß ihr könnt die heißen Schmerzen
Eurer schreienden Wunden kühlen

Und das Blut zerrißner Herzen
Von dem weißen Schleier spülen.
Ach! Wenn Gott euch wird erwecken,
Sollt ihr für den Mörder bitten;
Ringsum blühen Rosenhecken,
Und ein Kreuz steht in der Mitten.
Will der Herr mein Blut auch haben,
Soll man zu des Kreuzes Füßen,
Euch zur Seite mich begraben,
Bis uns all' die Englein grüßen."

Während Ursula diese Worte recht von Herzen sprach, sahen die Jungfrauen sie mit rechter Liebe an, und jede zog ihr Ringlein vom Finger, und sie flochten sie ineinander wie eine Kette und zogen Blumen durch, daß es eine Krone ward; die setzten sie der Ursula auf das Haupt und sangen:

„So viel Ringe, so viel Bräute;
So viel Bräute, so viel Messer;
So viel Messer, so viel Herzen;
So viel Herzen, so viel Wunden;
Ach, du arme Braut von heute,
Ach, dir geht es auch nicht besser,
Ach, du hast die bittern Schmerzen!" ... usw.

Da krähte aber der Hahn, und sie schwebten über die Wiese weg. Ursula fühlte sich ruhiger, sie sah an dem blauen Himmel die Sterne an, und da glänzte das Gestirn, das man den Großen Bär nennt, ihr besonders tröstlich in das Herz. Da gedachte sie recht innigst an ihre verstorbenen Eltern, den Fürsten Ursus und die Fürsten Ursa von Bärwalde, welche sie nie gesehen hatte, und sprach: „Ach, mein geliebter Vater und meine liebe, teure Mutter, ich habe euch nie gekannt, aber ich liebe euch doch wie ein frommes Kind; o, verlaßt mich nicht in meinen tiefen Ängsten; schaut auf euer armes Töchterlein; ich will ja alles ruhig ertragen, was über mich bestimmt ist." Als sie diese Worte recht von Herzen gesprochen hatte, sieh, da war es, als wenn die zwei Sterne am Himmel zusammenstießen, und als wenn einer davon in den Schoß der guten Ursula herabfiel. Aber sie fand nichts.

Ihr Herz war aber sehr gestärkt und ihre Seele ganz voll frischem, freiem Mut. Schon stand der Mond tief über der dunkeln Waldschlucht, worin Munkelwust lag, als sie auf einmal ein wildes Horngetön erklingen hörte und aus dem Waldgrund herauf Pferdegetrapp tönte. Sie richtete sich auf und trat auf einen Felsen, da sah sie einen Reuterzug mit brennenden Fackeln heransprengen, daß die Funken und die brennenden Pechtropfen rings in das dürre Laub fielen und die Flammen prasselnd durch die Büsche herumzischten. Sie sprengten im Galopp heran, an ihrer Spitze saß Jerum im roten Mantel auf dem getigerten Rosse; auf seinem Helm war das Bild eines Drachen, seine langen schwarzen Haare wehten wie die Mähnen seines Rosses im Wind, und an seinem Gürtel hatte er eine breite Scheide hängen, worin viele Messer staken. Sie sangen ein wildes Lied, welches also lautete:

„Fuch! Fuch! Über die Heide,
Fünfzig Messer in einer Scheide,
Reitet Jerum auf die Freite,
Schürz' dich, Braut, zur Hochzeitreite!"

So schrecklich das auch klang, konnte Ursula doch nicht mehr erschrecken; sie stand in wunderbarer Schönheit auf dem Felsen, grade dem häßlichen Pumpelirio Holzebocke gegenüber, und als der König Jerum heransprengte, wehte sie ihm mit ihrem Tüchlein entgegen, und da die Reuter mit den Fackeln um sie her standen und Jerum von ihrer wunderbaren Schönheit und ihrer schönen Hochzeitskrone, die ihr die Geisterfräulein geflochten hatten, ganz geblendet zu ihr hinritt, streckte sie die Hand gegen ihn aus und sprach:

„O Jerum, Jerum, sei willkomm,
Nimm deine Braut und werde fromm;
Im Baum, da schreien die Raben:
‚Ach, wären wir ehrlich begraben!'
Drum sollst du mir erst versprechen,
Willst du mich auch erstechen,
Begrab mich und die Mägdelein
In einem kühlen Lindenhain
Unter dem grünen Rasen,
Wo fromme Lämmer grasen.

Wo ein klarer Bronnen
Kömmt an das Herz geronnen!
Ein Kreuz steh' in der Mitten,
Da will ich ruhen zu Füßen
Und für den Mörder bitten,
Wenn mich die Englein grüßen,
Daß ihn in Zorn und Schrecken
Der Herr nicht mög' erwecken."

Als sie diese liebseligen Worte sprach, schüttelte sie ihr Haupt, und die Ringlein klingelten in der Krone, und in der Luft hörte man singen:

„Fort von hier, von hierio,
Weit vom Pumpelirio,
Weit vom Holzebocke
Hübsch mit Kreuz und Glocke!
Chorgesang und Posaunenspiel,
Gibt uns Ruh' und kost't nicht viel!"

Dem Jerum ging das durch Mark und Bein; er zitterte, daß ihm die Messer in der Scheide tanzten, und schrie mit verzweifelter Stimme gegen Ursula:

„Was sein soll, das muß geschehn,
Nichts kann dem Geschick entgehn.
Ach, ich möchte nicht und muß!
O, ich armer Jerumius!"

Da knackte auf einmal der Pumpelirio Holzebocke so gewaltig, als wolle er in der Mitte auseinanderplatzen, und Jerum riß die arme Ursula vom Felsen und

Faßte sie in der Mitten
Und schwang sie auf sein Roß,
Hei, wie sind sie geritten
Nach Munkelwust ins Schloß!

Mehrere Wochen war Ursula schon die Gemahlin des bösen Jerum, und sie war so gütig und so fromm und so schön und so mild, daß er ganz tiefsinnig wurde und über sein böses Leben nachdachte. Ach, seine Stadt Besserdich lag ihm immer im Sinn, Ursula sprach immer von Besserdich, aber er schämte sich, gedemütigt an den Ort zurückzukehren, wo er immer ein über-

mütiger Herr gewesen war, und wurde dann oft plötzlich von Zorn und Wut überfallen und ritt im Land herum und tat viel Böses. „Ach", dachte dann Ursula, „wenn mir Gott ein liebes Kind schenkte, das ihm freundlich wäre, vielleicht würde sein wildes Herz gerührt werden, wann es ihn freundlich anblickte und ihm seine kleinen Hände entgegenstreckte!" Sie betete darum immer sehr fleißig zu Gott, und wenn sie abends allein am Fenster saß und den wilden Jerum von seinen Streifereien zurückerwartete, so blickte sie immer nach dem Gestern des Großen Bärs und dachte ihrer verstorbenen Eltern und streckte die Hände gen Himmel: „Ach, wenn ich nur ein Kind hätte!" Den einzigen Trost hatte sie in ihrem elenden Leben, daß die armen Leute aus Bärwalde die Bedrückungen des Jerum leichter zu ertragen schienen, seit die liebe Tochter ihres ehemaligen Fürsten bei ihnen war. Auch tat sie, wo sie konnte, ihnen Gutes und redete ihnen freundlich zu. Das traurigste aber war ihr, daß Jerum niemals erlaubte, daß sie an Fanferlieschen schreibe, und daß er schon einige Boten dieser ihrer einzigen Freundin hatte ermorden lassen. Als sie nun einstens abends einsam und traurig am Fenster saß und auf Jerum wartete, der seit mehreren Tagen nicht mehr heimgekehrt war, war der Himmel ganz trüb und ihr liebes Gestern nicht zu sehen. Und wie sie so an den wilden Bergwänden hinaufblickte, hörte sie wieder jenen traurigen Gesang, und die weißen Jungfrauen zogen im Schloß herum und sangen sehr traurig:

„Im Baume schreien die Raben:
‚Ach, wären wir ehrlich begraben!'
Fort von hier, von hierio,
Weit vom Pumpelirio,
Weit vom Holzebocke,
Hübsch mit Kreuz und Glocke!
Chorgesang, Posaunenspiel,
Gibt uns Ruh' und kost't nicht viel —"

worauf sie verschwanden. Da nahm sich Ursula fest vor, nicht zu ruhen noch zu rasten, bis die Fräulein begraben wären. Bald drauf hörte sie wilden Hörnerklang und sah die Fackeln durch den Wald reiten und hörte den wilden Gesang von Jerums Zug:

„Juch! Juch! Über die Heide,
Fünfzig Messer in einer Scheide!"

Sie eilte hinab an das Tor, ihren Gemahl zu empfangen, aber er sprengte so wild herein, daß sie das Pferd gegen die Treppe schleuderte. Als Jerum absteigen wollte, raffte sie sich auf und hielt ihm den Steigbügel. Er redete aber nicht freundlich mit ihr und bat sie nicht um Vergebung; finster stieg er die Treppe hinauf, und die arme Ursula folgte ihm nach. Er setzte sich auf seinen Stuhl und redete kein Wort; sie konnte es vor Jammer nicht mehr aushalten und warf sich vor ihm auf die Kniee und weinte und sprach: „Ach, mein Gemahl, was hab' ich dir zuleide getan?" Er antwortete nicht. „O, ich Unglückliche", rief sie, „ich hatte mich so auf deine Heimkehr gefreut, ich hatte dich recht innig bitten wollen,

„Du möchtest begraben die Mägdelein
In einem kühlen Lindenhain ..."

Weiter konnte sie vor Tränen nicht sprechen; sie legte ihr Haupt in seinen Schoß, und als die Ringe in ihrer Krone so rasselten, zitterte Jerum am ganzen Leibe. Plötzlich faßte er mit seiner Hand an ihr Ohr und schrie wie erschreckt:

„O wahr, wahr, wahrlich, wahr,
O, du mußt auch zu der Schar,
Bärin, Ursula, der Schuß!
O, ich armer Jerumius!" —

„Was fehlt dir, lieber Jerum", sagte Ursula, „daß du so traurig redest?" Da erwiderte er: „Nichts, mein Weib, aber stehe auf, wir wollen gleich dahin gehn, wo die Mägdlein sollen begraben werden; ich habe den Lindenhain gefunden, ich will dir ihn zeigen." Das sagte er so kalt, daß Ursula zitterte und sprach:

„Ach, Jerum, hast du mich ein bißchen lieb,
Jetzt nicht, jetzt nicht, der Himmel ist trüb!"

Er aber sprach:

„Nur fort, nur fort! Der Himmel grau,
Der ist so recht zur Totenschau."

Da zog er sie zum Schloß hinaus und zog mit ihr den Weg hinauf nach dem Pumpelirio Holzebocke. Da sprach sie:

„Ach, Jerum, ach, kein Lindenhain
Wird auf dem Weg zu finden sein."

Er aber sprach:

„Nur fort! Und ist's kein Lindenhain,
So finden wir doch Totenbein."

Da weinte Ursula sehr und klammerte sich an ihn und sprach:

„Ach, Jerum, ich flehte zum Himmelsthron,
Daß Gott uns schenk' einen kleinen Sohn."

Er aber zerrte sie weiter den Berg hinauf und sprach:

„Nur fort, nur fort, es heult der Wind,
Er wiegt der Bärin ihr schwarzes Kind."

Da sie aber oben waren, ging der Mond ganz blutig auf, und Ursula sprach:

„Ach, Jerum, der Mond ist blutig rot,
Ach, Jerum, stich mich heut nicht tot!"

Er aber sprach:

„Nur fort! Das ist der Abendschein,
Er scheinet in den Lindenhain."

Da kamen sie den Berg hinauf auf die öde Heide, und Ursula sprach:

„O, Jerum, wie die Wolken fliehn,
Wie sie so wild vor dem Monde ziehn!"

Er aber sprach:

„Nur fort! Das sind die Lämmlein klein,
Sie ziehen nach dem Kirchhof dein."

Und immer riß er sie weiter fort, ach, daß die Dornen ihr Röcklein zerrissen, und Ursula sprach:

„O, Jerum, die Dornen zerreißen mich,
O, kehre um, ich bitte dich!"

Er aber sprach:

„Nur fort! Es ist der Rosenhain,
Er schließet rings den Kirchhof ein."

Und nun kamen sie an den dürren Baum, wo der Pumpelirio Holzebocke stand, und Ursula sprach:

„Ach, Jerum, das ist der dürre Baum,
Das ist der dürre, öde Raum,
Das ist der Pumpelirio Holzebocke,
Ach, hörst du, wie die Raben schrein?"

Er aber sprach:

„Hier ist der kühle Lindenhain,
Hier läutet deine Glocke.
Hörst du, wie der Neuntöter schreit?
Du mußt sterben, halt dich bereit!"

Da sank sie auf die Kniee und sprach:

„Ach, Jerum, sag mir doch, warum
Bringst du deine arme Ursula um?"

Da sprach er:

„Weil du nur eine Bärin bist,
Die mich betrog mit böser List.
Bei Besserdich, gleich an dem Tor,
Schoß ich den Pfeil dir durch das Ohr.
Die Narbe habe ich gefühlt,
Als ich mit deinen Locken spielt'.
Und jetzo muß ich dich erstechen,
Um Fanferlieschens Schwur zu brechen.
Mach' fort, mach' fort, der Neuntöter schreit,
Sterben mußt du, halt dich bereit!"

Ursula kniete nieder, um zu beten, und Jerum suchte eins von seinen fünfzig Messern heraus und fing es an zu wetzen. Wie Ursula die Hände gegen Himmel hob und betete, sah sie plötzlich das Gestirn des Großen Bären erscheinen, und es zuckte wieder wie damals, als sie zuerst hier betete, und es fiel wieder wie ein Stern in ihren Schoß nieder. Da war sie auf einmal wunderbar getröstet und stand auf und sprach:

„Herr, ist dies der Lindenhain,
Wo ich soll begraben sein,
Sag', wo ist der kühle Bronnen,
Der zum Grabe kömmt geronnen?"

Jerum sprach da:

„Aus der Brust soll er dir springen,
Wenn ich werd' das Messer schwingen."

Da griff er nach dem Messer, das er geschliffen und neben sich gelegt hatte, aber fort war es; er konnte es nicht mehr finden. Da sagte er zu Ursula: „Bete nur ein wenig!" Sie kniete nieder und betete fort. Er nahm ein anderes Messer und wetzte es und legte es wieder hin und rief:

„Mach' fort, mach' fort, der Neuntöter schreit,
Sterben mußt du, halt dich bereit!"

Ursula nahte sich still und sprach wieder:

„Herr, ist dies der Lindenhain,
Wo ich soll begraben sein,
Sag', wo ist der kühle Bronnen,
Der zum Grabe kömmt geronnen?"

Da sprach er wieder:

„Aus der Brust soll er dir springen,
Wenn ich werd' das Messer schwingen."

Aber das Messer war wieder fort; er konnte das nicht begreifen und ließ sie wieder beten und wetzte wieder. Und sie kniete hin und betete für den Jerum recht von Herzen. Er rief wieder:

„Der Neuntöter schreit,
Halt dich bereit!"

Sie nahte wieder mit denselben Worten; das Messer war wieder fort, und so ging das, bis neunundvierzig Messer fort waren. Da hielt Jerum das fünfzigste Messer fest in der Hand und schwang den Arm und wollte es ihr in das Herz stoßen, aber auf einmal hielt er ein und tat einen lauten Schrei und ließ den Arm sinken; denn es flog ein Messer vom Himmel herunter auf seinen Arm und stach ihm die Hand durch und durch, und wo er hinfloh, fielen Messer auf ihn und verwundeten ihn hier und dort. Ursula lief auf ihn zu und umarmte ihn und bedeckte ihn mit ihren Armen, aber die Messer fielen überall auf ihn, bis sie alle heruntergefallen waren. Da hörte man die Hörner von Jerums Gefolg, da leuchteten die Fackeln heran; sie zogen aus, ihren Herrn zu suchen, und fanden ihn mit Wunden bedeckt und Ursula, die ohnmächtig bei ihm lag. Seine Diener waren sehr erschrocken; sie zogen ihm die Messer aus den Wunden, verbanden ihn, so gut sie konnten, und brachen Äste von dem dürren Baum, auf welchen sie ihn und Ursula legten und nach Haus brachten. Dabei sangen sie:

„Fuch! Fuch! Über die Heide,
Fünfzig Messer in einer Scheide,
Fünfzig Messer in Mannes Leib
Durch Ursula, das böse Weib."

Über ihnen aber flog der Neuntöter und schrie sehr heftig, und neben dem Zug schwebten die weißen Jungfräulein über die Erde hin und sangen:

„Fünfzig Messer in Mörders Leib,
Ihr könnt nicht retten sein treues Weib."

Das alles war sehr betrübt. Als sie sich Munkelwust nahten, sahen sie das ganze Schloß erleuchtet. Da ließ der Führer den Zug halten, nahte sich dem Jerum, der sich etwas erholt hatte, und redete mit ihm heimlich, worauf sich der Zug trennte; die mit den Fackeln zogen mit Jerum in das Schloß. Der Führer aber und sein Sohn blieben mit der armen Ursula zurück. Als der Zug schon in das Schloß hinein war, trugen sie die Ursula in einen alten, hohen Turm des Schlosses, in welchem gar kein Fenster war. Da legten sie dieselbe an die Erde, gingen weg und mauerten die Türe zu und warfen eine Menge Disteln und Dornen davor.

Die arme Ursula mochte wohl ein paar Stunden wie tot in dem dunkeln Turm gelegen haben, als sie etwas Kühles an den Augen und Wangen spürte und erwachte. Das erste Wort, das sie aussprach, war: „Ach, mein teurer Herr und Gemahl, lebst du noch? O, wenn Gott nur deine Diener herführte, dich mit deinen vielen Wunden aus der dunkeln Nacht nach Hause zu bringen! Ich will dich so treulich pflegen und heilen, daß du mich gewiß liebgewinnen sollst. O, mein Gemahl, antworte mir! Wehe mir, haben dich die fallenden Messer getötet, konnte ich keines, mit meinem Leibe dich bedeckend, von dir abwenden?" Da die arme Ursula, welche glaubte, sie sei noch an dem schrecklichen Orte bei dem bösen Pumpelirio Holzebocke, keine Antwort erhielt, richtete sie sich auf und suchte herum, den Leichnam ihres Gemahls zu suchen; aber wie erschrak sie, da sie sich rings von kalten Mauern umschlossen fühlte. „O, allmächtiger Gott", rief sie aus, „wo bin ich, was ist aus mir geworden?

„Weh, weh, ganz allein,
Erd' und Himmel sind von Stein;
Ach, kein Mond, kein Sternenschein
Und kein Lüftlein grüßt herein,

Und es singt kein Vögelein;
Weh, weh, ganz allein!"

Da sprach eine Stimme zu ihr mit freundlichem Tone: „Erschrick nicht, liebe Ursula, ich bin da; erinnerst du dich wohl des Vogels, dessen Junge du von dem Marder durch einen Steinwurf befreitest, und mit dem du deinen Kuchen teiltest, da du durch den Wald nach Munkelwust reistest?"

„O ja", sprach Ursula; „aber was soll dieser Vogel? Wer bist du? Sage mir um Gottes willen: wo ist Jerum, mein armer Gemahl, und wie komme ich an diesen Ort?"

„Ich bin dieser Vogel", antwortete die Stimme; „setze dich nieder an die Erde und erlaube mir, auf deine Hand zu sitzen, so will ich dir alles erzählen, was du mich gefragt, und noch viel, viel mehr; aber fasse Mut und vertraue auf Gott! Du bist sehr unglücklich,

„Aber keiner ist so allein,
Und wäre Erd' und Himmel von Stein,
Und schiene kein Mond, kein Sternenschein,
Und grüßte ihn kein Lüftlein,
Und sänge ihm kein Vögelein,
Wird doch in seinem Herzen rein
Der liebe Gott stets bei ihm sein."

Da setzte sich Ursula an die Erde und legte ihren Kopf gegen die harte Steinwand und streckte die Hand aus und sprach: „Komm, lieber Vogel, setze dich auf meine Hand; ach, du bist fromm, und ich will Gott vertrauen, und wäre mein Elend noch so groß." Da flog der Vogel auf ihre Hand, sie zog sie an sich und drückte ihn an ihre Wangen, die er sanft mit den Flügeln streichelte. „Deine Flügel sind ja naß", sprach Ursula. „Ja, liebe Ursula", sagte der Vogel, „ich habe sie in kühles Quellwasser getaucht und habe flatternd dein Gesicht hiermit besprengt, damit du aus der Ohnmacht erwachest." — „O, wie gut bist du", erwiderte Ursula; „was bist du denn für ein Vogel?" — „Frage nicht", sagte der Vogel, „ich habe einen häßlichen Namen." Da erwiderte Ursula: „Sage ihn nur, du hast dich so gut gegen mich gezeigt, ich will dich lieben, und wärest du auch ein Neuntöter." — „Der bin ich", sagte der Vogel, „und höre nun alles still an,

denn ich habe noch viele Geschäfte für dich." — „Erzähle", sagte Ursula, „ich unterbreche dich nicht wieder!" Da sprach der Neuntöter also: „Du weißt, nach dem Tod von Jerums Vater, dem guten König Laudamus, führte Fanferlieschen wie gewöhnlich ihre Waisenkinder zu dem Hirsenmusfest auf die Eselswiese. Der böse Jerum wollte den Kindern, statt ihnen wie sein verstorbener Vater Zucker und Zimt auf den Brei zu streuen, Gift drauf streuen lassen, damit sie alle sterben müßten, weil er wußte, daß die Erbin von Bärwalde dabei sei, welches Ländchen er gern gehabt hätte. Ich Unglücklicher war der Kammerherr von Neuntöter und sollte das Gift auf das Mus streuen, da erschien der Geist des verstorbenen Laudamus und verwandelte mich zur Strafe in einen Neuntöter, und als ein solcher Vogel habe ich bis jetzt im Walde gelebt. Du kannst dir denken, wie es mich rührte, da du, die ich dich doch auch mit den andern vergiften wollte, mir so große Wohltaten erwiesest; und seit dieser Zeit habe ich nie wieder von andern lebendigen kleinen Vögeln gelebt, was sonst die Art der Neuntöter ist, sondern ich habe mir große Gewalt angetan und habe nur schädliche Fliegen und Würmer und Samen von Unkraut gefressen. Immer habe ich mich gesehnt, dir für deine Wohltaten dankbar werden zu können, und endlich habe ich die Gelegenheit gefunden. Ich flog oft um das Schloß Munkelwust und belauerte alles; da habe ich denn auch gehört, wie Jerum zu seinem alten Diener sprach, als er das letztemal nach Hause ritt: ‚Rüste alles zum Empfange der Königin Würgipumba im Schlosse ein; morgen kömmt sie hier an, ich bin schon mit ihr vermählt; heute nacht steche ich die Ursula bei dem Pumpelirio Holzebocke tot.'"

„Ach Gott, ach Gott, ist das wahr, Neuntöter", rief da Ursula aus, „ist das wahr?"

„Ja, es ist wahr", sagte der Vogel, „die neue Königin ist da."

„Ach, lieber Gott", sagte Ursula, „ich bitte dich, mache, daß Würgipumba recht gut und fromm sei, daß sie ihm noch mehr Liebe erweise als ich, daß sie ihn recht pflege in seiner Krankheit! Gott segne sie, daß sie ihn auf gute Wege und wieder in seine Stadt Besserdich führe. Nun erzähle weiter, lieber Neuntöter!"

„O, wie bist du gütig, Ursula, du betest für deinen Mörder", sagte der Vogel —

„Rede nicht so hart von dem unglücklichen Jerum, Gott der Herr möge uns allen verzeihen!" versetzte Ursula. „Ach ja", seufzte der Vogel und sprach fort: „Als ich gehört hatte, daß du sterben solltest, flog ich auf den dürren Baum bei dem häßlichen Pumpelirio und wartete auf dich, und als Jerum sein Messer wetzte und du knietest und für ihn betetest, mußte ich vor unendlichem Grimm laut schreien. Sooft er nun eines von seinen fünfzig Messern geschliffen hatte und neben sich legte, flog ich, vor der Nacht versteckt, herzu und nahm das Messer weg und trug es auf den Baum; das letzte aber hielt er fest in der Hand. Ach, da zitterte ich für dein Leben, und mein Zorn ward so groß, daß ich eines seiner frühern Messer auf seine Hand herabfallen ließ, mit welcher er soeben dein liebes, treues Herz durchbohren wollte. Meine Kinder und Freunde, welche still auf dem Baum gesessen, wurden nun auch so ergrimmt als ich, denn ich hatte ihnen erzählt, daß du von ihnen einst den Marder abgehalten, und da ergriffen sie alle die anderen Messer und ließen sie auf den bösen Jerum fallen. Ach, in welcher Angst war ich, da du ihn mit deinem Leibe vor den fallenden Klingen schützen wolltest, du möchtest verletzt werden, aber ich konnte ihrem Zorne nicht abwehren; doch der liebe Gott hat dich beschützt."

„Was du erzählst, ist schrecklich und traurig", unterbrach Ursula den Vogel; „aber sage mir um Gottes willen, ist Jerum noch am Leben? Wird er wohl wieder gesund werden? Und wo bin ich denn? Werde ich je wieder aus diesen dunklen Mauern kommen?"

Da erwiderte der Vogel: „Jerum ist schwer krank, aber ich zweifle nicht, er wird genesen. Gott wird ihn doch nicht sterben lassen, ehe er sein schweres Unrecht eingesehen und bereut hat; denn als man ihn mit dir nach Munkelwust zurückbrachte, machten seine Diener in der Nähe des Schlosses, welches wegen der Ankunft der neuen Königin schon prächtig erleuchtet war, halt und fragten ihn, was sie mit dir anfangen sollten. Da sagte er, sie sollten dich umbringen und begraben; aber dein Anblick rührte sie, und da haben sie dich in den alten Turm des Schlosses gelegt

und haben ihn vermauert. Gott hat es gefügt, daß ich, um dir nahe zu sein, in den letzten Tagen mein Nest da oben in dem Dache gebaut, und so denke ich dann, daß Gott es mir auch künftig vergönnen wird, an dir das Böse, das ich als Mensch getan, wieder gutzumachen."

„Gott sei gelobt und gepriesen", sagte Ursula; „ach, wenn ich nur den lieben Sternhimmel sehen könnte, das würde mich recht stärken und trösten."

„Das sollst du, liebe Ursula", erwiderte der Vogel; „überhaupt fasse Mut; alles, was ich nur auf Erden vermag, soll dazu dienen, dir dein Leben erträglich zu machen. Das Dach des Turmes ist ziemlich lose, ich will mit meinen Freunden Löcher hinein machen, daß du den Himmel sehen kannst, und wenn es regnet, wollen wir es mit Strohhalmen und Moos decken. Ach, liebe arme Ursula, lasse mich nur sorgen; ich habe den Kopf voller Gedanken, dir Freude zu machen; wenn mir nur die Hälfte gelingt, sollst du in vielen Stunden glücklicher als manche Prinze sin sein, wenigstens glücklicher, als du es auf dem Schlosse Munkelwust warst. Lebe wohl, jetzt sorge ich dir vor allem für ein Lager und für Licht und für einige Erquickung."

Nach diesen Worten flog der gute Vogel in die Höhe des Turms, und Ursula rief ihm nach:

„Dank und Ehre und Preis sei Gott im Himmel, der dich, guter Vogel, bewogen hat, mich zu erhalten, damit ich fromm sei und beten kann!" Kaum war der Neuntöter oben auf dem Turm angekommen, als er mit seinen andern Gehülfen an einigen alten Ziegeln mit dem Schnabel den Kalk loshackte, und nach einigen Minuten hörte man die losen Steine über das Dach herunterrasseln und draußen an die Erde fallen. Ach, da sah der liebe blaue Sternhimmel hinunter in den Turm, in die Augen, in das liebe, treue Herz der frommen Ursula, wie in einen tiefen Brunnen voll Schmerz und Bitterkeit. Aber sein milder Schein brachte Friede und fromme Ergebung herein. Ursula lehnte ihr Haupt gegen die Mauer und sah ruhig hinauf. Da erkannte sie das Gestirn des Großen Bärs, das sie an ihre Eltern erinnerte, mit viel Freude und betete recht fromm zu Gott für ihre Eltern und den grausamen Jerum und für Fanferlieschen,

und fiel dann in einen sanften Schlummer. Gegen Morgen wurde sie von angenehmem Gesange erweckt. Da sah sie an den offnen Stellen des Daches mehrere Rotkehlchen und Distelfinken und Schwalben sitzen, die immer herabguckten und außerordentlich schön sangen, und da sie sich aufrichtete, kam der Neuntöter herabgeflogen und brachte in seinen Klauen einen Zweig voll der schönsten Kirschen, der so groß war, daß er ihn kaum tragen konnte; er flog auf die Hand der Ursula und gab ihr den Zweig und sprach: „Da hast du vorerst eine kleine Erquickung, bald soll mehr kommen; jetzt lasse uns vorerst sehen, wie Boden und Wände hier beschaffen sind." Ursula dankte und aß die süßen Kirschen, und dann besahen sie den ganzen Raum. Der Turm war so geräumig als eine kleine Stube, die Wände aber waren rauhe Steine, und da Ursula daran herum fühlte, fand sie ihn an der einen Seite sehr warm. Da sagte der Vogel: „Ja, ja, ich weiß schon, gleich daneben ist die Schloßküche, und der Feuerherd steht dicht hier an der Wand." — „Du hast recht", sagte Ursula, „jetzt erinnere ich mich; aber da fällt mir etwas ein: durch die Küche läuft ja ein fließendes Bächlein grade unter dem Herd weg. Sollte das nicht auch unter dem Turm weg laufen?" Da legte sie sich an die Erde und horchte und hörte es murmeln und rief voll Freude: „Ach, da ist lebendiges Wasser!" — „Das muß geöffnet werden", sagte der Vogel, „damit du dich waschen und trinken und auch ein bißchen kochen kannst. Laß mich nur sorgen! Erst wollen wir den Boden fegen, damit du dein Bettlein machen kannst." Nun pfiff er in der Vogelsprache in die Höhe, und viele Vögel schwebten sanft herab und pickten alle Steinchen und Spähne auf, die am Boden lagen, und trugen alles so sorgsam zum Dach hinaus und fegten dann mit ihren Flügeln so rein, daß der Boden wie eine Tenne sauber wurde. Nun flogen sie weg und brachten eine Menge trockenes Moos und Wolle, welche die Schafe an den Dornen hängen lassen, und fuhren so lange damit fort, bis so viel beisammen war, daß Ursula sich ein recht weiches Lager daraus bereiten konnte. Als dies fertig war, kam der Neuntöter wieder und brachte einen großen Maulwurf, den setzte er an die Erde und sprach: „Da habe ich einen Bergknappen gebracht, der soll uns

nach dem Brunnen wühlen." Der Maulwurf scharrte gleich munter drauflos; da er aber bald an das Wasser kam, so hörte er auf und ließ sich wieder hinwegtragen. Ursula räumte mit einem Stein nun die Erde hübsch auf und hatte nun ein schönes Bächlein durch ihren Turm laufen, dessen Rand sie mit Steinen auslegte und dessen Grund sie mit bunten Kieseln belegte, die ihr die Vögel brachten; von der aufgewühlten Erde machte sie sich einen kleinen Herd und eine Bank. Mit diesen Arbeiten ward es Mittag, die Sonne schien grade vom Himmel in den Turm herein, und Ursula konnte durch die Wand den Bratenwender in der Küche schnarren hören. Da kam auf einmal der Vogel geschwinde, geschwinde den Turm herabgeflogen und trug ein gebratenes Rebhuhn in seinen Klauen und sprach: „Nimm, liebe Ursula, das hatte sich der Koch beiseitegelegt; ich bin durch den Rauchfang in die Küche und habe es für dich geholt." Dann brachte er ihr auch Brot, und während sie aß, sprach er: „Denk' dir, wie gerecht der Lohn des Himmels ist: die zwei bösen Diener Jerums, welche dich hierherein vermauert, sind von Ziegelsteinen, die ich von dem Dach losmachte, damit du den Himmel sehn solltest, totgeschlagen worden. Jetzt weiß niemand, daß du hier bist, und ich kann mit niemand reden als mit dir; nun wirst du wohl lange hier bleiben müssen." — „Wie Gott will", sagte Ursula und bat den Vogel, er möge ihr nur recht viele Wolle verschaffen und eine Spindel, damit sie spinnen könne, und ein paar feine Stäbchen, damit sie stricken könne. Das brachte ihr der Vogel alles und brachte ihr täglich zu essen. Da spann sie und strickte und betete und entschlief nachts, nach den Sternen sehend. An einem Morgen, als der Vogel ihr keine Kirschen, aber Weintrauben brachte, fragte ihn Ursula recht ängstlich, was Jerum mache. „O, er ist recht wohlauf", sagte der Vogel. „Die neue Frau Königin ist recht strenge gegen ihn; wenn er heftig will werden, so zeigt sie ihm nur ihren Pantoffel, da wird er stille." — „So", sagte Ursula; „möge es zu seinem Besten sein; aber, liebster Vogel, ich bitte dich, kannst du mir nicht recht zarte Flaumfedern schaffen?" — „Soviel du willst", erwiderte der Neuntöter, „alle Vögel sollen sich die zartesten ausrupfen; sie tun mir jetzt alles zulieb, weil ich ihre Jungen nicht mehr

fresse." Da flog er fort, und bald waren viele Vögel da, die saßen auf Ursulas Schoß und rupften sich die Flaumfedern auf ihre Schürze aus. Als es genung war, dankte Ursula, und sie flogen weg. Am andern Tag sagte Ursula: „Kannst du mir wohl einige Leinentüchlein bringen?" — „O ja", sagte der Vogel, „sie bleichen Wäsche am Schlosse; heut nacht bring' ich dir, soviel du willst." In der Nacht brachte er ihr sechs Windeln, und sie nähte zwei zusammen und stopfte die Flaumfedern hinein und machte ein Küssen draus und suchte hervor, was sie alles gestrickt hatte von Wolle, und legte es alles fein und ordentlich zurecht. „Ei", sagte der Vogel, „liebe Ursula, ist es doch, als wenn du dir ein Nestchen bautest, so wirtschaftest du herum und stopfest Bettchen und legst allerlei schöne Kleidchen und Mützchen zurecht." — „Ach, lieber Vogel", sagte Ursula, „ich habe heute nacht, als ich so an den Himmel hinauf zu meinem Stern sah, einen recht innerlichen Trost empfunden, als sollte ich nun bald nicht mehr so allein sein." — „Welche Gesellschaft hättest du dann am liebsten?" fragte der Vogel, und Ursula erwiderte: „Ach, so mir Gott ein liebes schönes Kindlein bescheren wollte, o, ich wäre so glücklich, so glücklich!" — „Das glaube ich", sagte der Vogel; „aber lebe wohl, ich muß heute auch noch an meinem Nestchen bauen." Da flog er fort.

So lebte Ursula ruhig fort, von den guten Vögeln bedient und ernährt. Ihr Wohnort verschönerte sich täglich. Die rauhen Wände waren mit gestickten wollenen Decken behängt. Der Fußboden war mit Strohmatten belegt, das durchfließende Bächlein war mit bunten Steinen ausgelegt, Bogen, Kränze, Sterne und Sonne von roten Beeren hingen an den Wänden umher. Allerlei Körbe und Geräte von Weidenruten, welche ihr die Vögel brachten, hatte Ursula geflochten und auch eine recht schöne Wiege. Als diese fertig war, legte sie die Bettchen hinein, und es ward Nacht; der Sternhimmel war gar hell, Ursula sah ihren lieben Stern, den Großen Bären, recht ernsthaft an und dachte an ihre Eltern und betete recht fromm zu Gott. Da schlief sie ein, und es war ihr im Traum, als zuckten die Sterne zusammen, und als falle einer herunter in ihre Wiege. Da fühlte sie eine so heftige Freude, einen so süßen Schmerz, als flöge alles

irdische Glück wie ein goldner Pfeil durch ihr Herz, und als fange sie ihn mit ihren Händen, und als wäre es ein wunderschöner bunter Vogel, der sich an ihre Brust schmiege und von ihren Lippen äße und tränke wie von roten Kirschen. Ach, da war es ihr wie ein Blitz durch das innerste Leben, und sie erwachte. Und wer kann ihre Seligkeit aussprechen? Ein schöner kleiner Knabe schlummerte an ihrer Brust. Sie weinte und betete und nährte ihr Kindlein, und die gute, fromme Mutter gefiel dem lieben Gott. Am andern Morgen sangen die Vögel so süß und lieblich wie nie; der Neuntöter und alle seine Freunde kamen, das Kindlein zu sehen, und streuten Blumen auf seine Wiege und brachten ihr die besten Speisen aus der Küche, und immer blieb ein wohlsingendes Vöglein auf der Wiege sitzen und sang das Kindlein in Schlaf. Nach drei Tagen, in einer Nacht, da die Sterne so hell schienen, als wollten sie zu Gevatter stehen in ihrem schönen Glanz, betete die gute Ursula recht herzlich und dankte Gott für das liebe Kind und versprach, es in Gottesfurcht aufzuziehen, und sprach: „Ach, du lieber Gott, ich habe hier kein Kirchlein und keinen frommen Priester, der mein Kind taufen könnte, so nimm meinen guten Willen für den Priester und meine Not für ein Kirchlein an!“ Und nun schöpfte sie Wasser mit der hohlen Hand aus dem Bächlein des Turms und taufte ihr Kind im Namen Gottes und rief hinauf: „Saget, liebe Sterne, bei welchen ich immer an meinen seligen Vater Ursus und meine Mutter Ursa denke, sagt: wie soll euer Patchen heißen?“ Da bewegten sich die Sterne, und es flüsterte in die Ohren der Mutter: „Ursulus“. Und sie taufte den Knaben Ursulus. Am folgenden Morgen kamen die Vögelein alle und wollten das liebe Kind sehen, und sie brachten der Mutter die besten Bissen aus der Schloßküche, und ein Vögelchen blieb immer auf der Wiege sitzen und sang den kleinen Ursulus in den Schlaf.

So lebte die arme Mutter sieben Jahre mit Ursulus in dem Turm und erzog ihn auf das beste. Aber er bekam eine gewaltige Begierde, wenn er die Vögel oben auf dem Turm im Sonnenschein sitzen und singen sah, und wenn die Wolken so vorüberzogen, auch einmal da oben zu sein und sich umzuschauen, wie

die Welt aussähe. Das sagte er seiner Mutter, und da dachten sie nach, wie es zu machen sei. Da kam der gute Neuntöter zu ihnen und hörte ihren Wunsch. „Das soll bald in Ordnung sein", sprach er und flog weg. Er kam mit vielen Vögeln wieder, und alle brachten Hanf im Schnabel. Daraus mußte nun Ursula und Ursulus Stricke drehen und mußten eine Strickleiter draus machen; dann kam ein Adler, der trug die Strickleiter im Turm in die Höhe und hängte sie oben an einem Haken fest. Ursulus wollte gleich hinaufklettern, aber seine Mutter erlaubte es nicht, weil es noch Tag war und man ihn da oben hätte sehen können. Als es Abend wurde, stieg er voraus und Ursula hinter ihm auf der Strickleiter in die Höhe. Ach, sie hatte seit sieben Jahren Berg und Tal nicht mehr gesehen, und er noch nie! Als sie oben an dem Turmrande hinaussahen, umklammerte sie ihren Sohn mit beiden Armen, denn er war wie betrunken von der Luft und dem Abendrot und von Berg und Tal. Ach, sie mußte ihn sehr festhalten, daß er nicht hinunterstürzte; denn wenn er die Vögel fliegen sah, so zuckte er die Arme hinaus und wollte auch fliegen. Sie stieg bald wieder mit ihm hinab, und nun mußte sie ihm bis spät in der Nacht erzählen und erklären, was er gesehen hatte. Bald mußte sie es bereuen, daß sie ihm die Herrlichkeit der Welt gezeigt hatte; denn Ursulus ward täglich unruhiger, und sein einziger Gedanke war, über diese Hügel und diese Berge zu schweifen, die er gesehen. Er fragte seine Mutter über alles aus, und er hörte, Jerum würde sie umbringen, wenn er wisse, daß sie noch lebe. Auch erzählte sie ihm von dem bösen Pumpelirio Holzebocke und von den armen Jungfrauen, welche gern möchten begraben sein. Das tat dem kleinen Ursulus so leid, so leid, er konnte nicht mehr ruhen und rasten, und als sein Mütterlein einst in der Nacht schlief, schleicht er an ihr Bett und küßte sie und weinte und flüsterte: „Leb' wohl, leb' wohl, Herzmutter mein!" Und nun stieg er die Strickleiter hinauf, und als er oben war, zog er die Leiter nach sich und war' Blumen, die oben wuchsen, in den Turm herab, die fielen auf das Bett der Mutter, daß sie erwachte und ausrief:

„Wer warf das Blümlein, das mich traf,
Wer weckt sein Mütterlein aus dem Schlaf,

Bist du es, lieber Ursulus?
Komm, gib der Mutter einen Kuß!"

Da rief Ursulus hernieder:

„Leb' wohl, leb' wohl, lieb Mütterlein,
Der blanke Mond, der Sternenschein
Und Berg und Tal und Wies' und Fluß,
Die ziehen mich fort, ich muß, ich muß!"

Da sah die Mutter ihn mit Schrecken oben auf dem Turm; sie sprang auf und wollte die Leiter hinauf zu ihm, aber sie fand sie nicht, denn er hatte sie zu sich hinaufgezogen. Da war sie gar betrübt und bat ihn, er möge die Strickleiter wieder herablassen, sie wolle ihn noch einmal an ihr Herz drücken, er aber sagte: „Mutter, ich fühle, dann könnte ich Euch nicht verlassen; seid ruhig, der Vogel soll Euch oft von mir Nachricht bringen, und so Gott will, sehn wir uns in Freuden wieder." — „Aber wie willst du dann hinunterkommen?" rief die Mutter hinauf. „Ich habe mir alles ausgedacht", antwortete er; „daneben am Turm kömmt der Rauchfang aus der Küche herauf, da hänge ich die Strickleiter hinein und werde Küchenjunge. Da bin ich immer in deiner Nähe, und wenn ich an der Mauer anpoche, dann lasse mir einen Faden auf dem Bächlein, das durch den Turm in die Küche fließt, herüberschwimmen, da werde ich dir etwas dranbinden, das kannst du zu dir ziehen. Leb' wohl, Herzensmutter; es muß, es wird alles besser werden." — „O Gott, o Gott, mein Kind!" rief die Mutter und sank auf die Kniee und weinte. Ursulus aber stieg durch den Rauchfang hinab in die Schloßküche. Die Mutter lauschte an der Wand, und sie konnte ihn klettern hören. Da pochte er mit der Feuerzange siebenmal, und sie nahm geschwind einen Faden, band einen Holzspahn dran und ließ ihn hinüberschwimmen. Als Ursulus den Spahn fühlte, band er einen Blumenstrauß dran, den der Koch am Fenster stehen hatte, worüber sich die Mutter sehr erfreute. Als Ursulus den Tag grauen sah, versteckte er sich hinter das Holz bei der Küchentüre, und als der Koch in der Küche zu wirtschaften anfing, trat er hervor, als sei er zur Tür hereingekommen, und grüßte den Koch sehr freundlich. Dieser fragte ihn, wer er sei, und wo er herkomme. Ursulus sagte, daß seine Mutter im Walde

von Räubern sei umgebracht worden, und daß er als ein armes verlassenes Kind Dienst suche. Dem Koche gefiel der freundliche, schöne Knabe, und er nahm ihn zu sich als Küchenjunge. Wenn nun der Koch nicht da war, klopfte er immer der lieben Mutter, und wenn dann der Faden angeschwommen kam, band er ihr etwas Gutes zu essen dran und immer schöne Blumen dazu. Als aber der Hofmarschall einmal in die Küche kam und den wunderschönen Ursulus sah, gewann er ihn sehr lieb und sprach: „Morgen früh halte dich bereit, ich will dich zum König Jerum bringen; du sollst Edelknabe bei ihm werden." Da dankte ihm Ursulus höflich. Am Abend aber war er voller Sorge, wie er seiner Mutter nur sagen solle, daß er aus der Küche heraus in das Schloß komme. Da ging er in den Küchengarten und suchte Blumen und band einen Strauß Vergißmeinnicht, und da kam der Neuntöter zu ihm, und dem gab er den Strauß für seine Mutter und sprach zu ihm: „Lieber Vogel, sage meiner Mutter, daß ich Edelknabe werde, und besuche mich manchmal und erzähle mir von ihr!" Der Vogel sagte leise: „Gott helf' dir, ich bleibe dein Freund", und nahm den Strauß und flog in den Turm. Am folgenden Morgen ward Ursulus zu dem König Jerum gebracht. Als dieser ihn sah, ward er recht innerlich in seinem Herzen bewegt, denn Ursulus glich seiner Mutter sehr, und da gedachte der Jerum an sie und an seine Grausamkeit. Er fragte ihn: „Wie heißt du?" Da sagte Ursulus: „Kommt-Zeit-kommt-Rat." Der Name machte den Jerum recht nachdenklich, aber er nahm ihn gleich zu sich und erzeigte ihm sehr viele Liebe und ließ ihn alles lehren, was nur auf der Welt zu lernen war. Jerum hatte keine Kinder, und Ursulus war ihm so lieb, so lieb; er wußte nicht, warum. Deswegen konnten ihn aber die meisten andern Diener nicht leiden, und vor allem die böse Königin Würgipumba hatte immer einen innern Zorn, wenn sie ihn sah. Ursulus aber wurde von den Untertanen Jerums sehr geliebt, denn Jerum war lange nicht mehr so wild, seit der Knabe bei ihm war, und er besserte sich alle Tage. Wenn nun Ursulus allein war in der Nacht, so kam immer der Neuntöter und pickte am Fenster; da machte Ursulus auf, und der Vogel setzte sich auf sein Bett und erzählte ihm, was die Mutter im Turm mache, und Ursulus erzählte

ihm wieder, wie es ihm gehe, und wie Jerum viel besser sei als sonst, und schickte ihr immer viel gute Sachen und allerlei Bildchen und Ringe, die ihm der König schenkte. Ach, da ward die arme Ursula recht froh in ihrer Einsamkeit und weinte vor Freuden und betete zu Gott.

So lebte er eine Zeitlang fort und hatte sein größtes Vergnügen dran, in seinen Freistunden durch die ganze Gegend herumzuschweifen. Einstens aber kam er in einen Wald zu einem alten, eisgrauen Schäfer; der saß an einem Brunnen unter grünen Linden, und seine Lämmer weideten um ihn her. Er setzte sich zu ihm; es war so still und kühl, und die Sonne schien so freundlich durch die Bäume. Der Schäfer war traurig, und Ursulus sagte zu ihm: „Lieber Schäfer, dieses Plätzchen hier wäre recht schön, um die Gebeine der armen Fräulein hin zu begraben, die jetzt bei dem bösen Pumpelirio Holzebocke herumliegen.“ Der Schäfer sagte: „Was sind das vor Fräulein?“ Da erzählte ihm Ursulus alles, was ihm die Mutter gesagt, und der Schäfer sagte: „Ach Gott, da war mein Töchterlein auch dabei!“ und war sehr betrübt. „Ach“, sagte Ursulus, „wenn du hier recht schöne Gruben machen wolltest, alle recht schön in einer Reihe, und wolltest Blumen hineinstreuen, und wolltest um den Platz herum einen Zaun von Rosen machen, so wollte ich dir treulich helfen, und wollten wir die arme Fräulein hier zur Ruhe bringen.“ Der alte Schäfer war alles zufrieden, und sie fingen gleich an zu hacken und zu graben, bis Ursulus wieder nach Hause mußte. Aber er kehrte oft wieder, und der alte Schäfer war recht fleißig, so daß alles bald in Ordnung war. Eines Abends kam der gute Vogel zu Ursulus und fand ihn sehr nachdenklich. „Lieber Vogel“, sprach er, „ich habe etwas Großes unternommen und weiß nun nicht, wie ich es ausführen soll; ich habe einen stillen freundlichen Ort, um die Gebeine der armen Jungfraulein hin zu begraben; alles ist fertig und bereit, jetzt hilf mir das Begräbnis anstellen!“ Da sprach der Vogel: „Ich will alles tun, was ich kann, sorge nur für Kreuz und Glocke und für Posaunenspiel und Chorgesang! Bringe das morgen nacht mit zum Pumpelirio Holzebocke, so soll alles gut gehen.“ Ursulus sagte: „Gut, das will ich; nun grüße die

Mutter und erzähle ihr alles!“ Da flog der Vogel fort. Am andern Morgen, als bei Hof noch alles schlief, sang ein Rotkehlchen am Fenster des Ursulus, und es war ihm, als höre er die Worte:

„Lieber Schläfer,
Weck' den Schäfer!“

Da sprang er vom Lager und eilte zu dem Schäfer, und sie redeten alles miteinander ab. In der nächsten Nacht schlich sich Ursulus aus dem Schloß. Der König Jerum konnte nicht ruhen, er hatte eine große Angst im Herzen; er stand allein auf, wickelte sich in seinen Mantel und ging dem Schloß hinaus. Er wollte zu dem Pumpelirio Holzebocke gehn und ihn fragen, ob er bald wieder seine Stadt Besserdich erhalten würde, denn er hatte ein rechtes Heimweh; er war seit jener schrecklichen Nacht, da die Messer auf ihn regneten, nicht mehr hingegangen. Als er an dem Ort vorüberkam, wo er den zwei Dienern befohlen hatte, die Ursula umzubringen, konnte er vor Bangigkeit nicht weiter, er lehnte an einem Baum und wünschte, nie geboren zu sein; da hörte er auf einmal ein wunderbares Tönen sich nahen und sah eine Reihe von Lichtern über das öde Feld herziehen. Der Anblick war so wunderbar, daß er sich an den Baum andrückte. Jetzt war es ganz nah; er sah den kleinen Ursulus vorausgehen mit einem Kreuz von Rosen, dann flogen eine ungeheure Menge Vögel, welche allerlei Gebeine trugen, dann kam der alte Schäfer und blies eine sehr bewegliche Weise auf der Schalmei und weinte bitterlich, hinter ihm schwebten alle die Gestalten der armen Mägdlein, die Jerum umgebracht hatte, und sangen:

„Endlich, endlich schweigen die Raben,
Endlich werden wir ehrlich begraben
Weit von hier, von hierio,
Weit vom Pumpelirio,
Weit vom Holzebocke
Hübsch mit Kreuz und Glocke,
Chorgesang und Posaunenspiel,
Gibt uns Ruh' und kost't nicht viel.“

Und nun schlossen die Schäflein des alten Hirten den Zug; sie gingen still und paarweis, hatten alle Glöcklein anhängen, und

nur dann und wann blökten sie gar traurig. An beiden Seiten des Zugs aber zogen zwei Reihen von großen Irrlichtern, welche leuchteten. Als der Zug vor Jerum vorüberging, war er ganz still, und das betrübte ihn noch weit mehr. Da der Zug aber ganz in der Ferne war, nahm Jerum seine Streitaxt und rannte mit großem Zorn nach dem Orte, wo der Pumpelirio Holzbocke stand, und sprach zornig zu ihm: „Du böser gottloser Pumpelirio, du hast mich zu allen meinen großen Verbrechen beredet; um deinetwillen habe ich alle die lieben Jungfrauen ermordet, nun sollst du auch nicht länger leben.“ Da holte Jerum weit mit seiner Axt aus, und paff, hieb er den Pumpelirio mitten voneinander. Aber es fuhr ein schwarz Rauch aus den Trümmern, und aus dem Rauch ward ein ungeheuer scheußlicher Bock, der sah den Jerum mit schrecklichen Augen an, meckerte abscheulich die Worte heraus: „Den Pumpelirio konntest du zerschlagen, aber den Holzbocke nie.“ Dann ging er einige Schritte zurück, beugte den Kopf nieder, rannte gewaltig gegen Jerum, faßte ihn auf die Hörner und warf ihn weit, weit in das Feld hinaus, wo er wie tot niederfiel. Er hatte schon zwei Stunden so dagelegen, als Ursulus von dem Begräbnis zurück nach Hause ging und auf einmal über den König Jerum stolperte. Der Knabe fühlte bald an der Krone, daß es Jerum sei. Er rüttelte und schüttelte ihn und benetzte ihn mit seinen Tränen. Da wachte der König Jerum wieder auf, aber er konnte nicht gehen, er hatte sich ein Bein gebrochen. Da lief Ursulus ins Schloß und holte die Diener, die trugen ihn nach seinem königlichen Bett, und der Doktor verband ihn, und die Königin sprach: „Das kömmt davon, wenn man zu nachtschlafender Zeit herumrennt.“ Ursulus aber verließ das Lager des Königs nie, und dieser gewann ihn immer lieber. Einstens nahm der Jerum die Hand des Ursulus und sagte: „Lieber Junge, erzähle mir, wo habt ihr dann die Gebeine der armen Fräulein begraben?“ Da erzählte ihm Ursulus von dem kühlen Lindenhain und dem Brunnen und dem alten Hirten und seinen Schafen und sagte: „Herr König, es wäre sehr schön, wenn Ihr ein Kirchlein dort bauen ließet.“ — „Ja“, sagte der König, „aber wenn es die Königin erfährt, so bin ich verloren; ich habe ihr zuschwören müssen,

nie eine Kirche zu bauen. Wenn du es recht heimlich zustande kriegst, so bin ich es zufrieden und will dir gerne Geld dazu geben, und baue auch ein kleines Häuslein dabei, worin ein armer Mann wohnen kann!" Ursulus dankte dem Jerum herzlich für seine Erlaubnis und setzte sich nun hin und zeichnete allerlei Gestalten von Kirchen, um sich eine auszusuchen; auch redete er oft mit Maurern und Steinmetzen.

Die böse Königin Würgipumba, welche immer einen heimlichen Haß auf den Ursulus hatte, wurde täglich grimmiger gegen ihn und nahm sich fest vor, ihn auf eine oder die andere Art ins Unglück zu bringen. Wenn sie nun bei Ursulus vorüberging und ihn fragte: „Was hast du denn zu bauen vor, du naseweiser Bursche, daß du immer mit Zirkel und Lineal herumziehst?" so antwortete Ursulus gewöhnlich: „Schlösser in die Luft, Ihro Majestät." Als er ihr dies öfter gesagt hatte, ward sie über die Maßen zornig und sprach zu ihm: „Ich werde dich bei dem Wort halten." Sie ging zum König und kniete vor ihm nieder und bat ihn um eine Gnade. Jerum war eine solche Demut von ihr gar nicht gewohnt und sagte ihr alles zu, was sie verlange. Da sprach sie: „Jerum, ich verlange, daß jeder deiner Diener, der mich belügt, und der nicht das tut, was er mir sagt, daß er tue, des Todes sterbe." Jerum gab ihr sein königliches Wort und seine Hand drauf, und an demselben Tage noch ward das Gesetz in ganz Munkelwust bekanntgemacht: „Wer lügt, der stirbt!" Als die Königin, das unterschriebene Gesetz in der Hand haltend, von dem König wegging, sah sie den Ursulus im Vorzimmer wieder allerlei Linien ziehen und allerlei Zirkel schlagen; da fragte sie ihn gleich: „Ursulus, was willst du bauen?" Er antwortete wieder: „Schlösser in die Luft, Ihro Majestät!" Da erwiderte aber Würgipumba sehr heftig, indem sie ihm das königliche Gesetz vorhielt: „Wer lügt, der stirbt!" Sie lief gleich zum König zurück und verklagte den Ursulus. Der König ließ diesen rufen und sprach mit Tränen zu ihm: „Ursulus, du mußt ein Schloß in die Luft bauen oder sterben." Da ging Ursulus in seine Kammer und war sehr betrübt und weinte sich schier die Augen aus, weil er gar nicht wußte, wie er ein Schloß in die Luft bauen solle.

In solchen Sorgen saß er, als der Neuntöter am Fenster pickte; Ursulus machte ihm auf, und der Vogel sprach: „Ursulus, was weinst du?“ Und nun erzählte ihm der Knabe seine Not, daß er eine Kirche in die Luft bauen müsse oder sterben. „Gräme dich nicht“, sagte ihm der Vogel, „mache dir von Karten und Papier die ganze Kirche, wie du sie dir auf dem Kirchhof erdacht hast, fertig, und wenn du sie ganz vollendet hast aus einzelnen Stücken, daß man sie schön zusammensetzen kann, so lege alles bei offnem Fenster hierher; dann lade den König und die Königin auf den Altan des Schlosses und läute nur mit einem Glöckchen, und befehle mir und den andern Bauleuten, welche kommen werden, so sollst du deine Kirche bald in der Luft entstehen sehen. Ich werde sie auch dann deiner Mutter im Turm zeigen, die wird sich sehr drüber freuen, und alles wird gut gehen; denn ich trage dann das Kirchlein in den kühlen Lindenhain, und die Arbeitsleute werden die Kirche dort nach dem Muster viel besser zustande bringen als nach der bloßen Zeichnung.“ — „Tausend Dank, lieber Vogel“, sagte Ursulus; „aber was hast du dann für Kräuter da in den Klauen mitgebracht?“ — „Das sind Kräuter, mit welchen du das Bein des Königs Jerum in wenigen Tagen heilen kannst, wenn du sie ihm auf seine Wunde legst“, sprach der Vogel; „ich habe es von einem Reh gelernt, das neulich im Walde vom Felsen fiel; ich will dir alle Tage frische bringen. Aber du mußt dir auch eine recht ordentliche Gnade dafür ausbitten!“ — „Gut“, sagte Ursulus, „es fällt mir schon etwas Herrliches ein, was ich begehren will; nun lebe wohl und grüße mir die liebe Mutter vieltausendmal!“ Da flog der Vogel fort, und Ursulus träumte die ganze Nacht von schönen, wunderbaren Kirchen. Am andern Morgen kam er ganz fröhlich zum König, wo auch die Königin zugegen war, und sagte: „Ihro Majestät, ich will sterben, wenn ich in acht Tagen das Gebäude nicht in die Luft baue; und so Ihre Majestät mir versprechen, dasselbe Gebäude auf die Erde zu bauen, so will ich bis dahin Euer zerbrochenes Bein so gut heilen, daß Sie selbst auf den Altan gehen können, mein Luftgebäude bauen zu sehen.“ — „Ich verspreche es“, sagte der König. „Und ich verspreche es noch dazu“, sagte die Würgipumba. Das ließ sich Ursulus schriftlich

geben, legte dann dem Jerum die Kräuter auf das Bein und begab sich auf seine Kammer und bauete von Karten und Papier eine ganz erstaunlich schöne Kirche zusammen und machte alles so fein und ordentlich, daß man die ganze Kirche auseinanderlegen und wieder zusammenbauen konnte. Als er fertig war, war auch der Fuß des Königs, dem er alle Tage frische Kräuter aufgelegt hatte, gesund, und er forderte den Jerum und die Würgipumba auf, morgen früh auf den Altan zu treten, weil er vor ihnen sein Schloß bauen wolle. Die Königin sagte: „Ja, wir werden kommen; so du aber dein Gebäude nicht in die Luft baueſt, will ich dir eines in die Luft bauen, in dem du sterben sollst, nämlich einen Galgen." Ursulus verbeugte sich und ging weg. Am andern Morgen fand er den König und die Würgipumba schon auf dem Altan, als er mit einer kleinen Glocke in der Hand kam. „Was soll die Glocke?" sprach die Königin. Da sprach Ursulus:

„Jetzt muß ich von allen Seiten
Meine Baumeister zusammenläuten."

Da fing er an zu klingeln, klingling, klingling, und es kamen eine Menge große Vögel herbeigeflogen, Adler und Geier und Falken, und auch mancherlei kleinere, Tauben und Finken und Amseln und Stare, kurz alle mögliche Vögel. Worüber sich der König und die Königin sehr verwunderten. Da sprach Ursulus:

„Willkommen, ihr Meister und Gesellen,
Ich will einen Bau in die Lüfte stellen,
Nun schafft einen schönen Grund herbei,
Worauf mein Werk zu richten sei!"

Da flogen die Adler weg und brachten auf einmal eine große, starke Pappe getragen, auf welcher von Moos eine schöne Wiese ausgelegt war, aus der allerlei grüne Zweige als Bäume hervorragten. Nun sprach Ursulus:

„Eine schöne Kirche bauet mir,
Ein hoher Turm sei ihre Zier!"

Da flogen wieder viele Vögel fort und brachten allerlei einzelne Stücke von einer sehr schönen papiernen Kirche und einem hohen

Turm und setzten alles das auf der Mooswiese zusammen, so daß es wunderlieblich anzuschauen war. Als aber alles fertig war, brachte auch der Kreuzschnabel einen kleinen Altar und ein Kreuz hineingetragen, und der Dompfaff trug eine kleine Kanzel hinein, und eine Amsel, wie ein schwarzer Kantor, brachte eine kleine Orgel hinein; dann flogen ein paar Nachtigallen als Sängerinnen hinein und eine Menge Finken und Grasmücken als Choristen. Da begannen allerlei Glöckchen im Turm zu läuten, und in der Kirche fingen die Vögel so lieblich an zu singen und zu klingen, als wenn der feierlichste Gottesdienst drin gehalten würde. Darüber ward der König Jerum ganz gerührt und umarmte den Ursulus mit den Worten: „Kommt-Zeit-kommt-Rat, wie schön hast du dein Gebäude erbaut!“ Würgipumba aber hatte alles mit dem entsetzlichsten Zorn angesehen und geriet in eine solche Wut, daß sie einen Stein von dem Altan nahm und nach der Kirche warf; aber auf einen Wink des Ursulus flogen die Vögel mit dem schönen Bau über ihrem Haupt hinweg, und da bei dieser Gelegenheit einiger Schmutz auf die Königin herabfiel, wollte sie erzürnt den kleinen Ursulus schlagen, aber der König nahm ihn in seine Arme und sprach: „Würgipumba, wer nach den Bauleuten mit Steinen wirft, dem antworten sie mit Kalk.“ Da ging die Königin erzürnt nach ihrer Kammer; der König Jerum aber hatte den Ursulus noch viel lieber als vorher und ließ in den Lindenhain, wo die Jungfräulein begraben waren, eine Kirche bauen, ganz der Gestalt der Kirche, die Ursulus in die Luft gebaut, und welche die Vögel zu dem Schäfer im Lindenhain getragen. Alles das erzählte Ursulus dem Neuntöter und der Neuntöter der Ursula, so daß diese sehr erfreut wurde, daß Jerum so gut werde, und herzlich in ihrer Einsamkeit dem lieben Gott dafür dankte. Die Königin Würgipumba aber sah nun ein, daß sie mit ihrem Zorn gegen Ursulus gar nichts mehr ausrichtete, weil der König ihn zu sehr liebte, und fing deswegen an, ihm auf alle mögliche Weise zu schmeicheln und schönzutun; heimlich aber dachte sie immer auf eine Gelegenheit, ihn in Lebensgefahr zu bringen. Sie wußte, daß der Pumpelirio Holzebocke dem Jerum, als er ihn fragte, wann er seine Stadt Besserdich wiedererhalten werde, sprechend:

„Pumpelirio Holzebocke,
Sage mir doch,
Wann wird Jungfer Fanferlieschen
Schönefüßchen
Länger nicht vertreiben mich,
Wann kehre ich nach Besserdich?"

ihm geantwortet hatte:

„Fanferlieschen blind,
Ein unschuldig Kind
Besserdich gewinnt."

Das ging der Würgipumba immer im Kopf herum, und sie dachte hin und her, wie sie den Kommt-Zeit-kommt-Rat brauchen wolle, um Jungfer Fanferlieschen blind zu machen; weil sich aber Jerum so sehr verändert hatte, getraute sie sich nicht, ihm ihr Vorhaben gradheraus zu sagen, und sprach einstens zu ihm: „Lieber Jerum, ich glaube, du könntest doch einmal bei Jungfer Fanferlieschen fragen lassen, ob sie dir deine Stadt nicht wiedergeben will; du bist jetzt so fromm und gut, daß sie es dir gewiß nicht abschlagen wird." — „Ach", sagte Jerum, „so gut werde ich niemals, daß ich wieder verdiene, auf dem Throne meines frommen seligen Vaters zu sitzen." — „Ja", erwiderte Würgipumba, „darüber magst du nun denken, wie du willst; aber du bist es der Stadt schuldig, denn Jungfer Fanferlieschen kann der Regierung nicht länger vorstehen. Soeben habe ich die Nachricht erhalten, daß sie blind geworden." Hier sah Jerum die Königin erschrocken an und sprach zu ihr: „Würgipumba, lasse mich allein; ich muß über das, was du mir gesagt, nachdenken." Die Königin ging, und Jerum fiel in tiefe Gedanken. Der Spruch des Pumpelirio:

„Fanferlieschen blind,
Ein unschuldig Kind
Besserdich gewinnt"

fiel ihm ein, und er war in der größten Unruhe, ob er nicht nach Besserdich hinziehen sollte. Als er aber dachte, wie der böse Holzebocke ihm allzeit zum Bösen geraten hatte, entschloß er sich anders. Er ließ den Ursulus zu sich kommen und die Königin und sprach: „Da ich gehört, wie die weise und fromme Jungfer

Fanferlieschen blind ist, so ist mein sehnlicher Wunsch, daß sie wieder sehend werde, damit sie die guten Leute aus Besserdich noch länger so treu regiere, als sie es bis jetzt getan. Ich begehre euern Rat, wie dies zu machen sei." Ursulus fing an zu weinen, als er das Unglück der Jungfer Fanferlieschen hörte, von welcher ihm seine Mutter so viel Gutes erzählt hatte; Würgipumba aber sprach: „Ich habe immer gehört, daß nichts so gut für die Augen sei als Schwalbenkot; wenn es möglich wäre, daß Jungfer Fanferlieschen diesen in die Augen brächte, so würde sie gleich geheilt sein. Kommt-Zeit-kommt-Rat ist ja mit den Vögeln so gut Freund, mit seinen Baumeistern, daß er ihr ein wenig von dem Kalke könnte ins Auge fallen lassen, der neulich bei dem Luftbau auf mich niederfiel. Ich muß sagen, daß ich meine Augen seit jener Zeit sehr gestärkt finde." — „Ach", erwiderte Ursulus, „wenn das möglich wäre, ich wollte die guten Vögel recht sehr drum bitten." — „Wohlan, mein Geliebter", sprach der König, „wenn es dir gelingt, sollst du begehren von mir, was du willst, ich will es dir halten." Nach diesen Worten gingen sie auseinander. Die böse Würgipumba wußte wohl, daß man von Schwalbenkot blind werde, und sie dachte: „In jedem Falle werde ich den verhaßten Knaben los; denn wenn Fanferlieschen ihn erwischt, so läßt sie ihn umbringen, und sie erwischt ihn gewiß, weil sie wohl weiß, daß sie sterben muß, wenn sie blind wird, denn es steht im Zauberkalender; so läßt sie sich immer streng bewachen."

Ursulus saß in seiner Kammer und lauerte auf den Neuntöter. Pick, pick, pick, da war er am Fenster; Ursulus öffnete und erzählte seinem Freund alles, was er von dem König und der Königin gehört. Der Neuntöter ward sehr nachdenklich darüber und pauschte seine Federn auf dem Kopfe einigemal auf, als ob er sehr zornig sei. „Was machst du für wunderliche Gesichter?" fragte Ursulus. „Nichts, nichts", sagte der Vogel, sich beruhigend, zu überlegen. „Gut, ja, ja, morgen früh will ich dir sagen, was du zu tun hast", und fort flog er. Am andern Morgen war er richtig wieder da und sprach: „Auf, auf, Ursulus, mache dich auf die Reise; du hast einen weiten Weg nach Besserdich." Da sprang Ursulus aus dem Bett, zog seine Reisekleider an und machte sich auf den Weg, der Vogel

aber flog immer vor ihm her, um ihm den Weg zu zeigen. Als sie in den Wald kamen um Mittag, machte der Vogel bei einem Eichbaum halt und sagte: „Hier mußt du ausruhen, essen und trinken. Hier in dem Baume wohne ich; hier, lieber Ursulus, hat deine arme Mutter, als sie aus Besserdich ging, meinen Jungen das Leben gerettet durch einen Stein, den sie nach dem Marder warf; hier hat sie ihren Kuchen mit mir geteilt. Hier esse du auch, was ich dir aus der Hofküche hierher getragen!“ Ursulus setzte sich auf das Moos am Fuße der Eiche und dachte mit vieler Liebe an seine liebe Mutter im Turm und mußte recht weinen, als er gedachte, wie sie einst hier so unschuldig in das Elend ging. Da brachte der Neuntöter die Frau Neuntöter und die jungen Herrn und das junge Fräulein Neuntöter, und diese hießen den Ursulus bei sich sehr willkommen mit Kopfnicken und Flügelschlagen und Sichverneigen, denn sie konnten die Menschensprache nicht. Der Neuntöter aber übersetzte dem Ursulus alles, was sie sagten. Da gefielen ihm die Reden der Fräulein Neuntöter besonders wohl, denn sie sprach: „Ach, liebster Ursulus, ich wollte gern ewig ein Vogel bleiben, wenn ich dir nur recht viele Liebe erweisen könnte für alles das Gute, was deine Mutter meinem Vater und meiner Mutter und uns erwiesen hat.“ Das ging dem Ursulus recht durchs Herz. Der Neuntöter brachte nun dem Ursulus einen Kaninchenbraten, den er schon am Abend vorher aus der Munkelwuster Hofküche hierher gebracht, und da Ursulus Brot in seiner Reisetasche bei sich hatte, schmeckte es ihm recht gut, denn er trank aus einer hellen Quelle, die ihm Fräulein Neuntöter zeigte, Wasser dazu. Auch rief sie ihre Spielgesellinnen, eine Amsel und eine Nachtigall, herbei, welche dem Ursulus die schönste Tafelmusik machten, während sie Erdbeeren und Brombeeren und Heidelbeeren und Haselnüsse pflückte und, auf die Schulter des Ursulus fliegend, sie mit ihrem blanken Schnabel zu den Lippen des Freundes reichte, der sie freundlich dafür streichelte. Während diesem Mittagmahl rief der Neuntöter viele Schwalben herbei und fragte sie, welche es wohl unternehmen wolle, ihren Kot ins Aug' der Fanferlieschen zu spritzen, und er versprach dafür so viel' Fliegen und Mücken und Würmchen, als

sie nur wollten. Da fand sich eine dazu bereit und flog gleich von dannen. Die Fräulein Neuntöter hatte alles das gehört und ihre eigenen Gedanken darüber, und da nun Ursulus mit dem alten Neuntöter sich wieder auf die Reise machte und für die freundliche Bewirtung dankte, war das Fräulein Neuntöter weggeflogen und nicht zugegen. Das war ihm leid; er ließ ihr recht schöne Grüße zurück, und sie machten sich auf den Weg. Abends kamen sie in Besserdich an. Der Vogel führte den Ursulus in den Schloßgarten, da fand er in einer Laube einen gedeckten Tisch und ein Ruhebett, er aß und schlief ein. Als er morgens erwachte, stand die Sonne schon am Himmel, und er sah auf dem Altan des Schlosses die Jungfer Fanferlieschen auf einem Ruhbett liegen, und neben ihr standen ein paar Pfauen, welche ihr mit ihren Schweifen wie mit Sonnenfächern die Fliegen abwehten. Die Jungfer Fanferlieschen war sehr alt, hatte aber wunderschöne, lange weiße Locken, welche ihr ein schönes Ansehen gaben; und durch das goldne Gegitter des Altans sah Ursulus ihre schöne kleine Füße in rotsamtenen Pantoffeln herabhängen. „Ach", dachte Ursulus, „was ist das für ein liebes, gutes altes Jüngferchen, das Fanferlieschen Schönefüßchen, und wie wird sie sich freuen, wenn ihr der Sohn ihrer lieben Ursula wieder zu ihren gesunden Augen helfen wird." Da sah er auch, wie sich die Schwalbe grade über dem Kopf der Jungfer Fanferlieschen auf dem Vorsprung der Türe setzte, und kaum konnte er sich vor Begierde, ihr zu helfen, mehr halten; er winkte mit dem Schnupftuch, und die Schwalbe ließ den Kot der guten Fanferlieschen ins Aug' fallen, welche erwachte, mit den Füßen schüttelte und aufschrie:

„Der, den mein Pantoffel trifft,
Nahm mir meiner Augen Licht."

Ursulus wollte grade zu ihr hinauf laufen und ihr Glück wünschen, aber ein niederfallender Pantoffel schlug ihm so auf die Nase, daß er betäubt niedersank. Als er erwachte, lag er in Ketten und Banden in dem allerdunkelsten Kerker; er wußte nicht, wie ihm geschehen, er tappte an den Wänden herum, er rief, er klagte, er weinte; ach, da erinnerte er sich der Worte, die er vor dem Pantoffelfall gehört:

„Der, den mein Pantoffel trifft,
Nahm mir meiner Augen Licht."

Das fuhr ihm recht durch Mark und Bein. „Ach", sagte er, „die Würgipumba hat mich betrogen; statt Fanferlieschen zu helfen, habe ich sie blind gemacht; o, ich unglücklicher Ursulus!" Als er so in Jammer und Klagen saß, sprang auf einmal ein eiserner Fensterladen auf, und die gute Fräulein Neuntöter flog zu ihm. Sie ließ ein kleines Büchlein auf seinen Schoß fallen und hatte eine Wurzel im Schnabel, die legte sie zu seinen Füßen und saß auf seiner Schulter und streichelte ihn mit ihren Flügeln und tat sehr mitleidig. Ursulus dankte ihr und klagte seinen Jammer. Da blätterte sie mit dem Schnabel in dem Büchlein herum und winkte ihm, zu lesen. Das tat Ursulus und fand, daß es die Geschichte des frommen Tobias war, und als er las, daß der auch durch eine Schwalbe blind geworden, ward er seines Unglücks gewiß und weinte noch mehr. Aber das Fräulein Neuntöter blätterte noch mehr im Buche, und da las er weiter, daß der Sohn des Tobias seinen Vater wieder mit der Galle eines Fisches geheilt habe. „Ach Gott im Himmel", sagte er, „hätte ich einen Tropfen dieser Galle, wie selig wollte ich sein, wenn ich die gute Jungfer Fanferlieschen wieder heilen könnte!" Da hielt ihm der Vogel die Wurzel an die Schlösser seiner Fesseln, und sieh da, sie fielen ihm ab, und hielt sie an das Schloß der Kerkertüre, und die sprang auf. Da machte Ursulus die Türe wieder zu, weil es noch Tag war, und wartete bis zur Nacht. Da nahm er Abschied von dem lieben Vogel, sagte ihm tausend Dank, und durch die Berührung der Wurzel sprangen alle Türen und Tore auf, und so ging er traurig zur Stadt hinaus in lauter Angst und Trauer, wie er nur die Galle von dem Fische finden sollte; und so lief er immer in den wilden Wald hinein, und kein Mensch wußte damals, wo er hingekommen war.

In Munkelwust wartete der König Jerum mit großer Ungeduld auf die Rückkehr des Ursulus, und da er nicht kam, sprach Würgipumba: „Wie wäre es, wenn wir miteinander nach Besserdich reisten, um der Fanferlieschen zu ihrer Genesung Glück zu wünschen? Sie hält den Kommt-Zeit-kommt-Rat gewiß mit Liebkosungen zurück. Wenn du auch nicht wieder König dort

sein willst, so kannst du doch gute Freundschaft mit Jungfer Fanferlieschen halten." Das war der König zufrieden, und sie zogen mit einem großen Gefolge nach Besserdich. Jerum war sehr traurig auf der Reise, Würgipumba aber sehr lustig. Auf halbem Wege kamen ihm einige schwarzgekleidete Reuter entgegen; sie trugen in der einen Hand eine Zitrone, in der andern einen Ölzweig, und von ihren Hüten schleppten lange Trauerflöre bis an die Erde herab. Sie machten halt bei dem König, und er erkannte bald mehrere alte Bürger von Besserdich. Der eine sprach zu ihm: „König Jerum, so du dich wirklich gebessert hast, komme wieder zu uns in die Stadt und sei unser guter König; dieses hat uns Fanferlieschen dir zu sagen befohlen." Bei diesen Reden weinten sie. Jerum sprach: „Ich habe mich bestrebt, besser zu werden, aber ich fühle doch, daß ich noch nicht verdiene, über andre zu herrschen. Sagt das der Fanferlieschen und bittet sie um Erlaubnis, daß ich sie sehen darf!" — „Ach", sagten sie, „diese Freude kann sie nicht mehr haben, denn vor mehreren Tagen ist sie durch eine Schwalbe blind geworden." Da zitterte der König vor Schrecken und zog sein Schwert und wollte die Würgipumba erstechen und schrie: „Verräterin, das hast du mir getan!" Würgipumba warf sich vor ihn nieder und sprach: „Mein Gemahl, ermorde mich Unschuldige, mein Bruder hat es mich gelehrt, ich wußte nichts davon, daß dies den Augen schädlich sei." Da steckte der König sein Schwert wieder ein und sprach zu den Herrn: „Seht, wie soll ich über andre herrschen, da ich mich selbst nicht beherrschen kann?" Die Herren redeten ihm aber so lange zu, bis er mit ihnen nach Besserdich ritt. Als er wieder in seinem Schloß war, fragte er nach Fanferlieschen und nach Ursulus, aber man erzählte ihm, daß Ursulus aus dem Kerker entkommen sei, niemand wisse wie, und daß die blinde Jungfer Fanferlieschen, als sie sich den Tag nach ihrem Unglück habe in den Garten führen lassen, ein anderes Unglück gehabt habe. Sie habe sich auf eine Rasenbank gesetzt, und die habe sich unter ihr auf einmal in einen ungeheuern schwarzen Bock verwandelt und sei wie ein Pfeil mit ihr durch die Lüfte fortgefahren. Da rief der König mit Schrecken aus: „Ach, der böse Pumpelirio Holzebocke!" Er gab nun Befehl, überall

nach dem Holzebocke und Fanferlieschen und Ursulus zu suchen, und ritt selbst oft ganze Tage lang nach ihnen aus. Als er nun einstens abends nach Hause kam und traurig in seine Stube ging, welche Freude! Ursulus kam ihm entgegen. Der Jüngling fiel ihm zu Füßen, der König umarmte ihn und weinte. „Ach", sagte da Ursulus, „wo ist Jungfer Fanferlieschen, daß ich sie wieder sehend mache? Seht, hier in dem Schneckenhaus habe ich von der Fischgalle, womit der blinde Tobias von seinem Sohne geheilt wurde. Ach, wo ist sie, daß ich ihr helfe?" — „Ach und o weh", sprach Jerum, „sie ist fort, niemand weiß, wohin; der Holzebocke hat sie davongeführt." Da ward Ursulus noch viel trauriger. Der König fragte ihn, wo er die Fischgalle her habe. Da erzählte Ursulus alles, wie es ihm gegangen mit dem guten Vogel, und zeigte ihm das Tobiasbüchlein und die Wurzel. „Und als ich", sprach er, „in die Wildnis gelaufen, hat mich der Vogel an einen Fluß gebracht und hat da sehr lange mit einem alten Fischreiher gesprochen. Der hat immer mit dem Kopf geschüttelt, als wisse er nicht, was vor ein Fisch es sein müsse, weil im Büchlein stehe, ein Fisch, und es gar viele Fische gebe. Endlich hat der alte Fischreiher in Gottes Namen einen Fisch nach dem andern gefangen, und da ich mir die Augen ganz blind geweint hatte, so haben wir die Galle an meinen Augen versucht. Da haben wir endlich einen gefangen, dessen Galle meine Augen gleich wiederherstellte, und da habe ich mir das Schneckenhaus voll genommen und komme nun leider zu spät hierher." Jerum ließ gleich die Probe an einem alten blinden Manne machen, und er ward gleich wieder sehend und dankte dem König sehr. Als Würgipumba alles dies hörte, nahte sie sich dem König mit Tränen und sprach: „Ich muß alles tun, das Unrecht wieder gutzumachen, das ich unschuldig veranlaßte. Ich habe nun durch meine Nachforschungen erfahren, daß der Holzebocke sich hier im Walde in einer Höhle aufhält. Wie wäre es, wenn Kommt-Zeit-kommt-Rat, der alles kann, was er unternimmt, den Holzebocke zu bekämpfen suchte? Er ist jetzt schon ein schöner junger Ritter, und wenn er das Ungeheuer erlegt hätte, so würde er Fanferlieschen, die er in seiner Höhle gefangen hat, heilen und befreien können." König Jerum sprach erzürnt: „Wie?

Soll mein einziger Trost auf Erden, dieser gute Jüngling, noch einmal in Todesgefahr? Nein, das kann ich nimmermehr zugeben." Ursulus hatte es aber kaum gehört, als er vor dem König niederkniete und zu ihm sagte: „Lieber König, gebet mir Waffen! Es mag mir gehen, wie es will, so kann ich doch nicht eher ruhen, bis ich Fanferlieschen geheilt habe. Lasset mich ausziehen gegen den Holzebocke!" Jerum war sehr betrübt, aber Ursulus ließ mit Bitten nicht nach. „Wohlan", sagte der König, „so will ich mit meinem Hofstaat und dir nach Munkelwust ziehen, weil der böse Holzebocke dort in der Gegend wohnet, und in unsrer neuen Kirche will ich dich zum Ritter schlagen, und ich will beten dort, bis du wiederkömmst." Da zog Jerum und seine Gemahlin und der Hofstaat und Ursulus nach Munkelwust, und der König ging mit Ursulus in die Kirche, die fertig war, und der alte Schäfer hatte den Altar mit wunderschönen Blumen geschmückt. Da schlug der König den Ursulus zum Ritter und gab ihm einen goldnen Harnisch von Kopf bis zu Fuß und ein herrliches Schwert, das war wie eine Säge. Und auf seinem Schild war abgebildet ein Kreuz und vier Nägel und ein Schwamm und eine Geißel und ein Speer und eine Dornkrone; den Knopf des Schwerdes konnte man abschrauben, dahinein legte Ursulus das Schneckenhaus mit der Fischgalle. Und nun nahm er eine große Lanze in die Hand, und ein schneeweißer Schimmel mit himmelblauem Geschirr ward vorgeführt; der König hielt ihm selbst den Bügel, und Ursulus schwang sich in den Sattel, daß es rasselte. Da kam der alte Neuntöter geflogen und zog immer vor ihm her; die Frau Neuntöterin aber flog auf den Kopf seines Pferdes, und der Junker Neuntöter setzte sich auf die Spitze seiner Lanze; das Fräulein Neuntöter aber setzte sich auf seinen Helm, und so sprengte er in den Wald hinein. Der König sahe ihm lange nach und warf sich dann in der Kirche betend auf sein Angesicht, und der alte Schäfer auch, und alle Lämmer auch, und es war, als wenn die Blumen auch auf den Gräbern der Jungfrauen beteten. Auch Ursula, welcher der Neuntöter alles gesagt hatte, betete in ihrem einsamen Turme in heißen Tränen: „Ach, Gott im Himmel, erhalte mir meinen Ursulus!" Die Königin Würgipumba aber betete nicht, sie hatte

sich krank gestellt und war im Schlosse geblieben; denn sie war falsch und verlogen und glaubte ganz gewiß, daß der Holzebocke den Ursulus umbringen werde. Deswegen hatte sie den bösen Rat gegeben. Als Ursulus mitten in der Wildnis angekommen war, hielt er sein Pferd an, schlug mit dem Schwert gegen sein Schild und schrie:

„Pumpelirio Holzebocke,
Hörst du deine Totenglocke?"

Da trat auf einmal sein Freund, der alte Schäfer, hinter einem Baum hervor und nahte seinem Pferd und sprach: „O lieber Ursulus, tue doch dem Pumpelirio Holzebocke nichts; wenn du den Pumpelirio umbringst, so muß ich sterben, denn wir sind in einer Stunde geboren." Da rief Ursulus:

„In einer Stunde geboren,
In einer Stunde verloren,
Der Holzebocke muß sterben,
Sonst muß Fanferlieschen verderben.
Tritt aus dem Weg zur Seiten,
Sonst muß ich dich überreiten!"

Der Schäfer aber wollte nicht aus dem Weg, da machte Ursulus die Augen zu und ritt den Schäfer über den Haufen. Da flog der Vogel zu Ursulus und sagte ihm: „Gott segne dich, das war der Pumpelirio selber." Da ritt er weiter, hielt wieder an und rief wieder, an das Schild schlagend:

„Pumpelirio Holzebocke,
Hörst du deine Totenglocke?"

Da stürzte auf einmal der König Jerum ihm in den Weg und hielt ihm den Zügel des Pferdes und sprach wie der Schäfer: „Tue dem Pumpelirio nichts, sonst muß ich sterben!" Aber Ursulus schrie wieder aus:

„Tritt aus dem Weg zur Seiten,
Sonst muß ich dich überreiten!"

und machte die Augen wieder zu und ritt den König über den Haufen. Da kam der Vogel wieder zu Ursulus und lobte ihn sehr, daß er sich nicht irremachen ließ. Denn dieser Jerum war wieder nur der verstellte Holzebocke. Als Ursulus zum dritten Male auf das Schild schlug und den Pumpelirio rief, ach, welche

Gestalt trat ihm da in den Weg, wer kniete vor seinem Pferd? Niemand anders war es als seine Mutter Ursula. Sie rang die Hände und rief aus: „Mein Sohn, mein Sohn, wenn du dem Pumpelirio etwas tust, so muß ich sterben!“ Ach, bei diesem Anblick brach dem Ursulus das Herz, und schon wollte er umwenden, da stieß der Vogel das Pferd mit seinem Schnabel in die Seite, und das rannte auch diese Gestalt des Pumpelirio über den Haufen, welcher ganz zornig, daß es ihm nicht gelungen war, den Ursulus zu betriegen, nun in Gestalt eines ungeheuern schwarzen Bockes auf ihn zukam und ihn fragte:

„Ei, was willst du, Ursulus?“

Da sagte dieser:

„Fanferlieschen
Schönefüßchen,
Die ich wieder heilen muß.“

Da sagte der Bock wieder:

„Pumpelirio biet't dir Trutz,
Holzebocke machet Stutz.“

Und nun rannte der Bock auf ihn zu und stieß seinen weißen Schimmel über den Haufen, daß er tot niedersank, und die Lanze, mit welcher Ursulus nach dem Bock gestochen, zerbrach. Die guten Vögel aber hatten alle die neunundvierzig Messer, welche sie schon einmal auf den Jerum geworfen hatten, schon auf einen Baum zurechtgelegt und ließen sie eins nach dem andern auf den Holzebocke fallen. Er machte sich nichts draus, denn sie blieben alle in ihm stecken, und jedes ward ein Horn, so daß er endlich wie ein Stachelschwein aussah. Ursulus hatte sich vom Pferde geschwungen und schlug mit seinem Schwerde auf den Holzebocke, aber das zerbrach, und Ursulus ward über den Haufen gerennt. Da bedeckte er sich mit seinem Schilde, und der Bock trampelte mit Füßen auf ihm herum. Das tat der Fräulein Neuntöter so leid, daß sie dem Bock zwischen die Hörner flog und ihm die Augen aushackte, worüber er erschrecklich zu meckern anfing. Nun griff Ursulus unter dem Schild hervor und faßte den Bock beim Bart und zog das Messer hervor, das ihm seine Mutter gegeben, und stach es dem Holzebocke ins Herz. Da machte er noch einen Seitensprung und fiel tot nieder. „Gott

sei Dank!" rief Ursulus und raffte sich von der Erde auf. „Ach, wo ist nun Fanferlieschen Schönefüßchen, die ich nun gleich heilen muß?" Da sagte ihm der Neuntöter, daß sie gleich hier in einer Höhle liege und schlafe. Ursulus lief in die Höhle, da lag Fanferlieschen tot auf einer steinernen Bank. Ursulus glaubte, sie schlafe, aber sie war nicht zu erwecken; da klagte er Jammer und Not. Überdem kam der Vogel und sagte: „Ursulus, das Blut vom Holzebocke ist auf dein Pferd gespritzt, da ist es wieder lebendig geworden." Da nahm Ursulus gleich von dem Blut und bestrich Fanferlieschen damit; da wurde sie wieder lebendig, und nun bestrich er ihr die Augen mit der Fischgalle, da ward sie wieder sehend. Ach, wie glücklich war da Ursulus, auch sie weinte vor Freuden und drückte ihn an ihr Herz. „Geschwind wollen wir nun zu Jerum", rief sie, „denn der ist in großer Angst." Da setzte sie der Ursulus hinter sich auf sein Pferd und ritt mit ihr nach der Kirche. Da war große Not und Kummer, denn es war die Nachricht gekommen, daß die Königin Würgipumba tot mit einem Stich im Herzen auf ihrer Stube gefunden worden sei, und daß ihr die Augen aus dem Kopf gesprungen seien. Der König aber vergaß bald seine Betrübnis, da Ursulus und Fanferlieschen angeritten kamen. Er küßte der Fanferlieschen das schöne Füßchen und hob sie vom Pferd und küßte den Ursulus vieltausendmal. Da sagte Fanferlieschen: „Es ist mir lieb, Jerum, daß du dich gebessert hast, aber wo ist Ursula, meine Pflegetochter? Zeige mir sie, daß ich sie umarme!" Bei diesen Worten riß sich der König die Haare aus und schrie: „Weh! Weh! Ich Elender, ich bin ein Mörder und bleib' ein Mörder." — „Ja", sagte Fanferlieschen, „das bist du, und deswegen sollst du lebendig in dem Turm vermauert werden, in welchen du die gute Ursula hast mauern lassen." — „Von Herzen gern", sagte Jerum, „will ich sterben, wo sie gestorben ist; bringet mich hin!" Da brachte man ihn an den Turm und gab ihm eine Hacke. Alle standen traurig um ihn her und sahen, wie der arme Jerum für sich selbst den Turm aufbrechen mußte. Er tat allen Abbitte, die er beleidigt hatte, er bat Fanferlieschen tausendmal um Verzeihung und bat sie, mit Ursulus sein Land zu regieren. Ach, und als er diesen ansah, wollte ihm das Herz zerreißen. Er umarmte ihn und sprach:

„Du brachtest mich zum rechten Pfad,
Kommt-Zeit-kommt-Rat;
Daß ich dich nie mehr wiederseh',
Das tut mir weh, o weh, o weh!"

Ursulus aber sprach:

„Kommt-Zeit-kommt-Rat, dein Diener, spricht:
Meinen Herrn und König verlass' ich nicht.
Ich geh' mit dir ins Grab hinein,
Ich denk', es wird uns wohl drin sein."

Da nahm er auch eine Hacke, und sie arbeiteten zusammen, und der König Jerum sagte, sooft ein Stein herausgebrochen war:

„Lieb' Ursula, so still und fromm,
O, freue dich, ich komm', ich komm'!"

Und dann hielt er immer wieder ein und umarmte den Ursulus und bat ihn, zurückzubleiben, Ursulus aber sagte beständig:

„Ich geh' mit dir ins Grab hinein,
Ich denk', es wird uns wohl drin sein."

Und da arbeiteten sie immer drauflos, und sie waren schon bis an die wollene Decke gekommen, welche Ursula rings im Turm herum gespannt hatte, da ließ Jerum die Hacke sinken und sprach:

„Lieb' Ursula, so still und fromm,
O, freue dich, ich komm', ich komm'!"

Und alle, die umherstanden, weinten bitterlich. Aber auf einmal hörte man eine Stimme hinter der wollenen Decke, welche sprach: „Ihro Königliche Majestät Jerum werden allerunterthänigst ersucht, noch einige Augenblicke zu verziehen zu geruhen, da Ihro Majestät die Königin Ursula noch mit ihrem Anzug beschäftigt sind." — „Allmächtiger Gott, was ist das?" rief Jerum. „Himmel und Erde mögen zusammenfallen, sie lebt, sie lebt! O, ich muß, ich muß sie sehen!" Da wollte er die Decke niederreißen, aber Fanferlieschen und Ursulus hielten ihn zurück. „O, laßt mich, laßt mich ihre Füße mit meinen Tränen benetzen und sterben!" rief Jerum. Da steckte Ursula ein wunderschönes Füßchen zu der Decke heraus und sprach mit süßer Stimme:

„Da, mein lieber Jerumius,
Hast du deiner Ursula Fuß."

Und Jerum sank zur Erde und küßte ihren Fuß und legte sein Haupt nieder und setzte den Fuß Ursulas auf sein Haupt und sprach:

„Der Unschuld Fuß auf Schlangenhaupt,
Selig, wer da liebt und glaubt."

Da streckte Ursula ihre schöne Hand hervor und sprach:

„Da, Jerum, hast du meine Hand,
Leg' deine drein zum Liebespfand!"

Da sprang Jerum auf und küßte die Hand und benetzte sie mit Tränen und sprach:

„O Engelshand, o segne mich,
Nie mehr, nie mehr beleidig' ich dich!"

Da steckte Ursula den Kopf durch die Decke und rief:

„O Jerum, küsse meinen Mund,
Da sind wir alle beid' gesund."

Ach, da riß Jerum die Decke nieder und sank an das Herz der Ursula, und Ursulus auch und Fanferlieschen auch, und alle Schmerzen waren vergessen, und alles Böse war verziehen. Der Himmel war blau und heiter, die Zuschauer aber sanken auf die Kniee und beteten. Als sie sich ein wenig erholt hatten, sagte Ursula zu Jerum: „Sieh, das ist dein Sohn Ursulus!" O, da war Jerums Freude von neuem groß. Neben der Ursula aber stand der Vogel Neuntöter wieder in den Kammerherrn von Neuntöter verwandelt, und seine Gattin war wieder die Hofdame von Neuntöter, und der Junker war ein Edelknabe, und das Fräulein Neuntöter stand so schön, so blond und schlank mit niedergeschlagenen Augen vor Ursulus, daß er vor sie hintrat und sprach: „O, mein schönes Fräulein, Ihnen verdanke ich die Befreiung aus dem Kerker, durch die Springwurzel und das Tobiasbüchlein und die Fischgalle, und Sie haben dem Holzebocke die Augen ausgehackt; wie lohne ich Ihnen?" Als Jerum und Ursula und Fanferlieschen dieses hörten, legten sie die Hände der beiden zusammen und sagten: „Ihr sollt Mann und Frau sein." Darüber waren beide glücklich. Alle aber zogen nun nach der Kirche und dankten Gott, und Fanferlieschen sagte: „Gott sei Dank, Jerum, daß der Holzebocke und Würgipumba tot sind! Sie waren Geschwister und meine größten Feinde, aber sie wußten nicht, daß eines mit dem andern sterben mußte. Jetzt lasset uns alle nach Besserdich ziehen und in Tugend und

Ehren das Land regieren!“ Jerum aber sprach: „Ich bin das Glück nicht wert; nur die Unschuld soll regieren, die Schuld aber soll Buße tun! Ich bleibe hier bei dem alten Schäfer und büße ewiglich.“ Da setzte er seine Krone auf das Haupt des Ursulus, und Ursula setzte ihre Krone auf das Haupt der Fräulein Neuntöter, welche auch Ursula hieß, und sprach: „Auch ich will hier bleiben und beten.“ Darüber ward das Herz des armen Jerums so gerührt, daß es mitten entzweisprang und Jerum starb. O, da war Weinen und Wehklagen. Und sie begruben ihn zu Füßen eines Kreuzes bei dem Brunnen, und Ursula sang, und aus allen Gräbern der Jungfräulein sang es mit.

Ursula blieb nun da bei dem alten Schäfer wohnen und nahm viele Witwen und Waisen zu sich, und sie arbeiteten für die Armut und beteten und sangen. Fanferlieschen segnete sie, und Ursulus und seine Frau trennten sich weinend von ihr und zogen nach der Stadt Besserdich. Der Herr von Neuntöter und seine Frau und sein Sohn aber regierten das Ländchen Bärwalde für Ursula. Als Fanferlieschen wegritt, ging sie auf den alten Schäfer zu und sprach zu ihm: „Damon, kennst du mich noch? Wir sind beide alt geworden.“ — „Ja“, sagte der Schäfer, „ich kenne dich noch; als du die Lämmer hüteteſt neben mir, da liebte ich dich und sagte dir es; da sprachst du:

„‚Lieber, guter Schäfer mein,
Schön wär's wohl, doch kann's nicht sein;
Ich bin nur ein guter Geist,
Der so durch das Leben reist.
Lieber Gott, das ist gescheiter',
Also sprachst du und zogst weiter.“ —

„Richtig“, sagte Fanferlieschen, „so war es, und du hast meinem Rat gefolgt, drum werd' ich dich im Himmel wiedersehen.“ Da sank der Schäfer tot an die Erde, und Fanferlieschen flog durch die Lüfte davon und ließ ihre Pantoffeln niederfallen. Die fing die Gemahlin des Ursulus auf und zog sie an und war gleich so schön und lieb und klug als Fanferlieschen. Sie kamen nach Besserdich und regieren gut bis dato.

Hüpfenstich.

In dem ehrlichen Lande regierte der König Haltewort, ein sehr guter, aber noch viel strengerer Herr, dann und wann auch sehr grob. Er hatte sehr viel zu tun, denn er hielt Wort, und seine Vorfahren waren so vielversprechende Herrn gewesen, daß er alle Hände voll hatte, für sie Wort zu halten, besonders da einer manchmal das Gegenteil vom andern versprochen hatte. Aber das machte ihn nicht irr. Er hielt immer recht wacker zu Wort. Sonst kümmerte er sich um nichts und war gar nicht neugierig; denn er fürchtete immer, er möchte ein neues Versprechen erfahren, das er halten müsse, und das wäre ihm fatal gewesen. Er lebte sehr friedlich in seinem Lande und hatte mit allen Königen der Welt einen Frieden geschlossen, welcher in den Worten bestand: „Tue mir nichts, ich tue dir auch nichts."

Dieser gute König hatte eine Tochter, die sehr neugierig war und überall mit ihrem Näschen vornedran sein mußte. Sie war so neugierig gewesen, zu wissen, wie es auf der Welt aussähe, daß ihre Mutter ihr noch gar die Wiege nicht zurechtgemacht hatte, als das Kind schon vom Himmel herab der Frau Mutter entgegenhüpfte, worüber die gute Königin, die gern alles in der Ordnung hatte, vor Schrecken starb, indem sie ihr Töchterlein ans Herz drückte und sprach: „Mein Kind will wissen, wie es auf der Welt aussieht, drum muß ich sehen, wie es im Himmel aussieht. Möge die Woche, um die du mir zu früh gekommen bist, dir einstens treue Dienste leisten!" Nach diesen Worten starb die Königin, und die umstehenden Frauen zeigten dem herbeigerufenen König Haltewort den Tod der Königin und die Geburt seiner Tochter an.

Der König fragte vor allem: „Wie lauteten die letzten Worte meiner Gemahlin, damit ich sie ihr halten kann, da sie selbst gestorben ist?“ Da sagte die älteste Hofdame: „Sie sprach: ‚Mein Kind will wissen‘“ — „So soll die Prinzessin heißen“, sagte der König; „sie soll Prinzeß Willwischen heißen, weil die sterbende Mutter sie so angeredet.“ Nun ließ er sich noch die übrigen Worte der Verstorbenen sagen, aber da war nichts bei zu halten; nur daß die Woche, um die sie zu frühe gekommen, ihr große Dienste leisten solle, das konnte er nicht recht begreifen und nahm sich vor, viel drüber nachdenken zu lassen. Nun ließ er die gute Königin ins Grab und das Kind Willwischen in die Wiege legen.

Eine große Sorge hatte der gute König jetzt, die plagte ihn sehr: er hatte seiner Gemahlin versprochen, er wolle, wenn sie vor dem Kind sterbe, Mutterstelle an ihm vertreten. Wie er das machen sollte, wenn er Wort halten sollte, wußte er nun gar nicht, er ließ auch darüber stark nachdenken. Und sieh da, nach einer halben Stunde kam der Hofnachdenker herein und sprach: „Ihro Majestät, haben Sie etwas heraus?“ Der König sagte: „Haben Sie etwas?“ Der Nachdenker sagte: „Ihro Majestät, ich habe nichts heraus“, und der König sagte: „Ich habe auch nichts.“ Da sagte der Nachdenker: „Da haben wir also alle beide nichts heraus“; und nun gingen sie wieder frisch ans Nachdenken. Nach einigen Stunden kamen sie ebenso zusammen und gingen ebenso auseinander.

Nun hätten die Hofdamen dem Kind Willwischen gern eine Amme gegeben, aber Haltewort gab es nicht zu und sagte, er wolle schon Wort halten und selbst Mutterstelle vertreten. Zur größten Verwunderung schien das Kind Willwischen gar keine Nahrung zu bedürfen, es ward dick und gesund, und der König glaubte, daß es bloß von seinem Nachdenken lebe.

Endlich fiel es ihm einmal in der Nacht ein, daß eine gute Mutter manchmal nachts nach dem Kinde sehen müsse. Das ließ er sich nicht zweimal einfallen, sondern sprang gleich beim erstenmal mit gleichen Beinen aus dem Bett und ging in die Nebenstube, wo die Wiege stand.

Ganz sachte, sachte machte er die Türe auf; aber welche

Wunder sah er da! Eine ziemlich alte Frau hatte das Kind Willwischen an der Brust, und sieben andre Wickelkinder lagen vor ihr, hübsch eingefatscht wie sieben Backfische, in einer Reihe an der Erde. „Ei, das ist eine Kunst", schrie der König, „wenn Ihr dem Kinde zu trinken gebt, aber es geht platterdings nicht an, ich habe versprochen, Mutterstelle zu vertreten, und darum dürft Ihr nicht, also marsch fort! Nehmt Eure sieben Backfische nur in der Schürze mit und laßt Euch nicht mehr hier sehen!" — „Gebt mir meinen Wochenlohn!" sagte die Frau und gab dem Willwischen frische Windeln und legte es in die Wiege; da gab ihr der König seine Traumbörse; denn er nahm immer einen Beutel voll Gold mit ins Bett, um, wenn ihm in der Nacht jemand im Traum vorkam, dem er bei Tag Geld versprochen hatte, Wort halten zu können.

Nun sagte die Frau zum König: „Haltewort, ich verlasse dein Kind, jetzt ist ohnedies meine Zeit aus, es ist gleich zwölf Uhr, und eine neue Woche geht an; aber weil du mir mein Wochenlohn so ehrlich gezahlt hast, so will ich dir auch sagen, wie du an dem Kind Mutterstelle vertreten kannst. Du mußt mir aber versprechen, dem ersten Verbrecher, der dich beleidigt, und sollte er dich auch bis aufs Blut stechen, zu verzeihen und ihn mit dem Besten, was du hast, zu ernähren." — „Bis aufs Blut stechen", sagte der König, „das ist ein starkes Stück, aber ich verspreche es dir, aus mütterlicher Liebe." — „Wohlan", sagte die Frau, „so ernähre den Verbrecher, und du wirst dein Kind ernähren", und verschwand.

Der König aber fühlte einen Stich in dem Arm und erwachte; da sah er, daß ihm nur geträumt hatte, denn er lag ganz breit in seinem Bette. Der heftige Stich, den er am linken Arm fühlte, machte, daß er dahin faßte, und was ergriff er da? Einen sehr großen Floh. Erzürnt rieb der König ihn zwischen den Fingern und wollte ihn soeben mit dem Nagel totknicken, als ihm sein Versprechen, das er der Frau im Traum gegeben, einfiel: er wolle dem Verbrecher nicht allein verzeihen und ihn sogar mit seinem Besten ernähren. Er setzte daher den Floh in ein leeres Medizinglas gefangen und sprach: „Dir soll verziehen sein, und du sollst mein Blut trinken." Dieses tat er

besonders, weil er seine Traumbörse nicht mehr fand und also gewiß glaubte, er habe sie der Frau gegeben, und sie müßte doch etwas mehr als ein leeres Traumgebild sein.

Er dachte einige Stunden lang über diese Sache nach und betrachtete den Verbrecher in dem Arzneiglas; der schien zu schlafen. Er schüttelte das Glas, da wurde der Floh wach, und das Kind Willwischen weinte in der Nebenstube. Er wiegte das Arzneiglas, da hörte er auch die Wiege des Kindes sich bewegen, und Floh und Kind schliefen ein, und Haltewort auch. Morgens weinte das Kind wieder, und der Floh war sehr unruhig im Glase; der König setzte den Floh auf seinen Arm und ließ ihn sein Blut trinken, da ward auch das Kind Willwischen still. Genug, der König merkte, daß alles, was er dem Floh tat, der Prinzessin auch geschah, und deswegen ließ er dem Floh nichts abgehen, und auch das Kind Willwischen ward groß und stark. Der Verbrecher im Arzneiglas aber ward bald so dick und fett, daß er keinen Platz mehr in dem Glase hatte und in eine große Flasche mußte gesetzt werden. Der König tat dieses sehr ingeheim, und niemand hatte den Floh bis jetzt gesehen. Bald war auch die Flasche nicht mehr groß genug, und der König setzte ihn in seinen Stiefel; aber nun wurde es dem König unmöglich, ihn länger zu ernähren, denn er wurde selbst ganz krank und mager darüber. Er fing daher an, das Kind Willwischen mit Mehlbrei zu füttern, und gab dem Floh Ochsenblut. Und so wuchs die Prinzessin und der Floh heran, ohne sich persönlich zu kennen; der Floh war schon so groß geworden wie ein Rind und Willwischen sechszehn Jahre alt, als ein unglücklicher Zufall sie bekannt machte.

Willwischen war ganz erstaunlich neugierig und guckte durch alle Schlüssellöcher. Nun hätte sie längst gern gewußt, was der König nur immer in seiner Schlafkammer verborgen habe; denn nie wollte er sie hineinlassen, und doch hörte sie oft ein gewaltiges Geschnurre und Geklapper drin, als wenn ein Geißbock darin herumspringe. Die Neugier ließ sie nun gar nicht mehr ruhn, und so lauschte sie einstens in der Nacht an der Türe des Königs, der folgendes Gespräch mit dem Floh hielt, von dem sie aber nicht wußte, daß es ein Floh war. Der König sprach:

„Sag' mir einmal, du Bengel, was soll ich nur mit dir anfangen? Du wächst mir über den Kopf und machst mir die Stube fast zu enge." Da antwortete der Floh: „Bester König, ich kann es auch gar nicht mehr vor Langerweile hier aushalten; ich dächte, du gäbst mir eine hübsche Livree und machtest mich zum Edelknaben bei meiner Schwester Willwischen." — „Schwester? Wie meinst? Unterstehst du dich, die Prinzessin deine Schwester zu nennen?" sagte der König, und der Floh sprach hierauf: „Bin ich etwa nicht von königlichem Geblüt?" — „Gewissermaßen wohl", erwiderte der König, „aber ich verbitte mir, davon zu sprechen." — „Was braucht es viele Worte?" sagte der Floh. „Ich verlange standesmäßigen Unterhalt; ich mag nicht länger unter Euerm Bett neben alten Pantoffeln schlafen, es liegt ein juchtenledernes Felleisen da unter, dessen Geruch mir schrecklich zuwider ist; ich sage dir, König, läßt du mich nicht zu Willwischen, so steche ich mich selbst tot." — „Gut", sagte der König, „es soll geschehn. Jetzt schlafe wohl, mein Herr von Hüpfenstich!" — „Ich danke für den Titel, Herr König Haltewort! Schlafet wohl!" sprach der Floh.

Nun ward es still in des Königs Kammer, und Willwischen legte sich zu Bett, aber schlafen konnte sie nicht; die Neugier, wer ihr Bruder gewissermaßen sei, wer ihr Edelknabe werden wolle, ließ sie nicht ruhen.

Am andern Morgen ward der Hofschneider zum König gerufen. Als er herauskam, rief ihm die Prinzessin: „Heda, Herr Höllenfleckel, was hat der König bestellt?" Der Schneider sagte: „Einen vollständigen Anzug für Herrn von Hüpfenstich, Ihre königliche Hoheit." — „Wer ist Herr von Hüpfenstich?" sagte die Prinzessin. „Ach, ein sehr munterer Herr", sagte der Schneider; „ich habe ihm über Tisch und Bett nachspringen müssen, als ich ihm das Maß nahm; aber die Arbeit pressiert. Untertänigster Diener!" und so lief er fort. Nun kam der Schuster aus des Königs Zimmer. „Heda, Herr Schlappenpich", rief Willwischen, „was hat der König bestellt?" — „Tanzschuhe und Sammetstiefel für den Herrn von Hüpfenstich", sagte er. „Wer ist das?" sagte sie. „Ei, ein Herr von ungemeiner Leichtfüßigkeit; ich mußte ihm über Tisch und Bänke nachsetzen,

ihm das Maß zu nehmen; aber die Arbeit pressiert. Gehorsamer Diener!" sagte der Schuster. Nun kam der Perückenmacher heraus, und mit dem ging es ebenso.

Endlich kam der König auch heraus und fand Willwischen ganz betrübt in der Ecke des Saales sitzen. „Was fehlt dir, mein Kind Willwischen?" sagte er. „Ei, ich habe einen kurioſen Traum gehabt", sagte ſie, „und den mußt du mir erfüllen, Vater, ſonſt werde ich krank." — „Wenn's möglich iſt, ſo ſoll es geſchehn", ſagte der König, und Willwischen ſagte nun, ſie habe geträumt, daß ſie einen ſehr ſchönen und flinken Edelknaben gehabt, und der habe ihr unendliche Freude gemacht mit ſeiner großen Leichtigkeit und Geſchicklichkeit, aber ſie habe gar nicht erfahren können, wo er her ſei, und nun ſolle ihr der König ſagen, wo der Edelknabe her ſei. Der König ſprach: „Einen Edelknaben, der leicht und geſchickt iſt, ſollſt du haben; wo er aber her iſt, muß er dir ſelbſt ſagen; ich weiß es nicht. Morgen ſoll er dir beim Frühſtück zuerſt aufwarten."

Die Prinzeſſin mußte ſich gedulden. Als der Schneider am andern Morgen die braunſamtene Uniform mit goldnen Treſſen brachte, betrachtete ſie Willwischen ſehr neugierig, ſo auch die roten Saffianſtiefel, die der Schuſter brachte, und die ſchöne braune Perücke und alles, was in des Königs Stube getragen wurde.

Endlich ging die Türe auf, der König trat heraus, und neben ihm ſtand ein ſehr kurioſer Kerl, der große Floh, Herr von Hüpfenſtich, in einem braunſamtenen Huſarenhabit, mit roten Stiefeln, einer ſchwarzen Bärenmütze und einer großen Allongeperücke; er hatte eine Taſſe Schokolade auf einem goldnen Präſentierteller in der Hand und ſchien ſich eine entſetzliche Gewalt anzutun und ſich gewaltig zurückzuhalten. Er war ſo auf dem Sprung wie ein geſpannter Hahn an einer Flinte, wenn der Finger des Schützen am Drücker liegt; er ſtand da wie ein Aderlaßſchnepper über der Ader. Die Prinzeſſin ſaß am andern Ende des Saals und ſtand auf, dem König guten Morgen zu ſagen. Dieſer blieb aber in der Entfernung ſtehen und ſprach: „Willwischen, hier bringt dir der Herr von Hüpfenſtich, dein neuer Edelknabe, eine Taſſe Schokolade; ich hoffe, er wird ſeine Sache gut machen und dir gefallen."

Willwischen verneigte sich und streckte die Augen vor Neugier wie eine Schnecke heraus. „Ihro Majestät haben zu befehlen", sprach sie. Da sagte der König zu dem braunen Husaren: „Nun, Hüpfenstich, lasse Er sehen, wie Er eine Prinzessin zu bedienen weiß!" Kaum hatte der König diese Worte halb ausgesprochen, als der Hüpfenstich mit seiner Schokolade einen Bogensprung durch den langen Saal machte und vor der Prinzessin mit seinem Präsentierteller auf den Knien lag. Die Prinzessin war so drüber erschrocken, daß sie mit einem Schrei in Ohnmacht fiel. Herr von Hüpfenstich wußte aber so, was er zu tun hatte, daß der König kaum am andern Ende des Saals angekommen war, um ihm ein paar Ohrfeigen zu geben, als er die Prinzessin auch schon durch einen Aderlaß am Arm wieder zu sich zu bringen suchte. Der König geriet über diese Aufmerksamkeit in das größte Vergnügen, und als Willwischen die Augen aufschlug, drehte Herr von Hüpfenstich bereits den Quirl in der Schokoladenkanne so geschwind, daß sie die Schaumschokolade mit großem Appetit genoß und sich bald erholte.

Alles dieses ging so geschwind und plötzlich, daß einem Hören und Sehen dabei verging; aber der König ernannte ihn sogleich zum Geheimen Geschwindigkeitsrat und gab ihm den schnellen Katharinenorden. Zugleich ließ er ihm die Stiefel so schwer mit Gold beschlagen, daß er nicht mehr so entsetzlich springen konnte, und so ging es eine Zeitlang recht gut.

Willwischen konnte ohne Hüpfenstich nicht mehr leben; allen Hofdamen mußte er zur Ader lassen; alle schnelle Geschäfte mußte er ausführen. Besonders schön wußte er hinten auf den Wagen zu springen, und auf der Hasenhetze war er allen Hunden voraus. Kurz, er war so angenehm, daß alles die Finger nach ihm leckte. Es ist nicht zu wundern, daß er durch diese großen Begünstigungen endlich sehr frech und sehr hoffärtig ward, viele ehrliche Leute quälte und plackte und alle die, welche sich zurückgesetzt sahen, nur auf eine Gelegenheit harrten, ihn aus der Gnade des Königs und womöglich ins höchste Verderben zu bringen.

Als ihm der König einstens mit Übergehung vieler verdienten Offiziere ein Husarenregiment gab, wurde der Unwille

auf das höchste gereizt, und die zurückgesetzten Offiziere machten eine förmliche Verschwörung gegen ihn. Einer unter ihnen, der Rittmeister Zwickelwichs, nahm das Geschäft auf sich, den Hüpfenstich ins Unglück zu stürzen. Er schmeichelte sich bei ihm ein und wurde endlich sein vertrauter Freund und lobte alle seine Eigenschaften so, daß Hüpfenstich vor Hoffart fast zum Narren ward; endlich setzte er ihm in den Kopf, er solle bei dem König die Prinzessin Willwischen zur Gemahlin begehren. Der Prinzessin aber ließ er durch ihre Kammerfrauen die größte Neugier erregen, wer Hüpfenstich doch wohl eigentlich sei.

Hüpfenstich war der Kopf bald so verdreht, daß er einstens den König nach der Parade beiseitezog und ihm sagte: „Ihro Majestät sind von meinen Verdiensten so überzeugt, daß Sie mich nicht abschlagen werden, der Gemahl Ihrer Tochter Willwischen zu werden." Der König sprach hierauf zu ihm sehr erzürnt: „Hopp, hopp! Herr von Hüpfenstich, weiß Er, wer Er ist? Wenn Er es nicht weiß, will ich es Ihn lehren", und somit drehte er ihm den Rücken. Hüpfenstich schüttelte es durch Mark und Bein, als er dies gehört hatte; es war ihm nur einmal so gewesen in seinem Leben, nämlich als ihn der König, da er ihn noch als gemeiner Floh zum erstenmal in den Arm stach, zwischen den Fingern rieb. Finster und ahndungsvoll führte er sein Regiment unter Willwischens Fenster vorbei, aber er ließ nicht ihr Lieblingsstückchen blasen, er ließ seine Pferdchen nicht tanzen. Die Prinzessin konnte gar nicht begreifen, warum er diese gewöhnliche Artigkeit unterlassen habe. „Ach", dachte sie, „er muß wohl etwas sehr Vornehmes sein, daß er so stolz gegen mich tut; o, wenn ich nur wüßte, wer er eigentlich ist!"

Rittmeister Zwickelwichs hatte wohl gesehen, wie der König den Hüpfenstich angefahren hatte, und suchte ihn nun auf, um ihn zu trösten. Er fand ihn in der Reitbahn, wo er aus Zorn und Ärger ganz verzweifelte Sätze machte. Als er ein wenig ruhig geworden, sagte der Zwickelwichs zu ihm: „Teurer Freund und Kamerad, du bist schrecklich gekränkt; das kannst du nicht auf dir sitzen lassen, ich will dir einen Vorschlag tun, der dich rächt und glücklich macht. Du weißt, es ist das benachbarte Königreich jetzt in der Gewalt des Königs Allmeinius,

er respektiert den Frieden ‚Tue mir nichts, ich tue dir auch nichts' gar nicht und zieht bereits seine Strickreiter[1] zusammen, uns den Krieg anzukünden; er hat mir herübersagen lassen, wenn Ihr mit dem Husarenregiment zu ihm kommen wollet, wolle er Euch zum Statthalter des ehrlichen Landes machen, sobald er den König Haltewort gefangen habe. Wie wär's, wenn Ihr das Willwischen hinter Euch auf den Sattel nähmt und über die Grenze rittet, und wir ritten alle hinterdrein?" Dem übermütigen, zornigen Hüpfenstich gefiel diese Verräterei sehr gut, und er sagte zu dem Zwickelwichs: „Ich will die Prinzessin schon hinwegbringen, komme du mir nur mit den Husaren nach!"

Als alles dies verabredet war, ging Hüpfenstich zu der Prinzessin; sie war sehr verdrießlich und fragte, warum er nicht ihr Leibstückchen habe blasen lassen bei der Parade. Hüpfenstich sagte: „Ach, Ihro Königliche Hoheit, es ist heute der Sterbetag meiner erhabenen Eltern; verzeihen Sie, daß mir die Trauer nicht erlaubte, die Trompete blasen zu lassen." — „Aber", sagte die Prinzessin, „wer sind denn Eure Eltern? Ihr wollt mir sie nie nennen." — „Hier darf ich's nicht", erwiderte Hüpfenstich, „ach, ich bin sehr unglücklich; wenn ich Euch hier sage, wer ich bin, so muß ich sterben." — „Das ist außerordentlich kurios", sagte Willwischen, „aber ich muß und will es wissen, teurer Freund! Gibt es denn gar kein Mittel, mir es zu sagen?" — „Eines, teure Prinzessin, wenn Ihr heute abend im Mondschein wollt am Ende des Schloßgartens spazierengehen, da werde ich es wagen, ganz unbelauscht Euch das wunderbare Geheimnis zu vertrauen." Die Prinzessin willigte ein, sie kam gegen Abend an das Ende des Schloßgartens, da war Hüpfenstich; aber er sagte der Prinzessin nichts, er schwang sie auf den Rücken und machte so ungeheure Sprünge mit ihr bis in das Land des Königs Allmein.

Als er über die Grenze war, setzte er die weinende Prinzessin in einem Walde in das Gras und sagte ihr: „Willwischen,

[1] Spöttisch für Strichreiter = Distriktreiter; die Verhöhnung bezieht sich auf die „Stricke" — Schnüre, mit denen der Uniformrock der Gendarmen am Achselteil versehen war.

weine dich nur aus, ich habe dich entführt; meine Husaren kommen auch nach, und wenn mich der König Allmein zum Statthalter des ehrlichen Landes macht, so wirst du meine Gemahlin, und dann sage ich dir, wer ich bin. Jetzt muß ich mich hier in dem Bache baden und mich dann recht putzen, damit ich hübsch sauber vor den König Allmeinius treten kann." Nach diesen Worten machte er einen Sprung über einige Hecken hinweg, hinter welchen ein Bach lief, um sich dort zu baden.

Willwischen war so verwirrt und betrübt und ermüdet, daß sie einschlief. Aber auf einmal hörte sie die Trompeten blasen und sah, als sie erwachte, das Husarenregiment über die Wiese angesprengt kommen. Sie erhob sich und warf sich auf die Knie und bat um Hülfe; aber es war gar nicht nötig; denn der Zwickelwichs hatte alles gleich dem König Haltewort gesagt, und die Husaren kamen nach, um den Hüpfenstich gefangenzunehmen. Sie eilten gleich ans Wasser, und Hüpfenstich, der bemerkte, daß er verraten war, wollte fortspringen; aber er konnte nicht, weil er ganz naß war. Sie banden ihm also Hände und Füße und legten ihn quer über ein Pferd, setzten die Prinzessin in einen Wagen und kehrten nach der Hauptstadt zurück. Der König hatte dort schon einen hohen Galgen aufrichten lassen, und es ward nun überlegt, mit welchem Tod der Verbrecher gestraft werden sollte. Endlich fällte der König das Urteil: „Es soll ihm erst die Uniform und dann die Haut abgezogen werden." Dies geschah. Als man ihm die Uniform abgezogen hatte, sagte die Prinzessin: „Hüpfenstich, wenn du mir sagst, wer du bist, so will ich meinen Vater um Pardon bitten." Hüpfenstich schüttelte mit dem Kopf. Da ward ihm die Haut abgezogen, und die Prinzessin sagte wieder: „Hüpfenstich, sage, wer du bist, so will ich meinen Vater um Pardon bitten." Aber Hüpfenstich schüttelte nicht mit dem Kopf, sondern — er war nicht mehr da, kein Mensch wußte, wo er hingekommen war.

Man verwunderte sich sehr darüber; aber was war zu tun? Man mußte sich mit der Haut begnügen; die ward an den Galgen aufgehängt, und der Platz ward niemals leer von Menschen, welche die wunderliche Haut des Husarenobristen von Hüpfenstich ansahen. Sie hatte so viel' Beine und Borsten und

Schnurrbärte und einen so schrecklichen Zopf; kein Mensch konnte herausbringen, was er doch wohl immer für ein Tier mochte gewesen sein. Willwischen starb schier vor Neugierde, zu erfahren, wer er doch wohl möge gewesen sein, und quälte ihren Vater Tag und Nacht, aber der König hatte versprochen, es nie zu sagen.

Willwischen sollte sich nun bald vermählen; der König Haltewort war schon sehr alt und wollte gern einen Nachfolger haben; er bat also seine Tochter, sie möge unter den vielen Prinzen, die um ihre Hand ansuchten, einen wählen. Sie sagte aber: „Ich will keinen nehmen, ehe ich weiß, von wem die Haut ist." Da sagte der König endlich: „Wohlan, mein Kind, wenn das dein Wille ist, so will ich in aller Welt bekanntmachen lassen, daß der, welcher rät, von wem die Haut ist, dein Gemahl werden soll; bist du es zufrieden?" — „Ja, ja", sagte Willwischen, und der König ließ nun überall bekanntmachen: Wer errate, welche Haut in der Residenz am Galgen hänge, der solle seine Tochter zur Frau haben.

Nun entstand ein entsetzliches Gefahre und Gereite und Geschiffe und Gelaufe nach der Residenz. Da kamen Prinzen und Ritter und Lederhändler und Riemer und Sattler und Säckler und Gerber und Schuster und Buchbinder und Kirschner und Pelzhändler und Jäger und Seelenverkäufer und Juden und Professoren der Naturgeschichte, und wer nur mit Häuten und Leder zu tun hatte und mit dergleichen Bescheid wußte, kam, um seine großen Kenntnisse an den Tag zu legen und die schöne Prinzessin Willwischen zu gewinnen.

Als die Leute vom Hundertsten ins Tausendste hin und her rieten und den König immer fragten, ob sie recht geraten hätten, ward er ungeduldig und sagte: „Es kömmt hier nicht drauf an, zu erraten, sondern zu wissen, was für eine Haut es ist; drum sage jeder seine Meinung!" Da sagte einer: „Es ist ein Meerochse"; der andere: „Ein Landkraken"; der dritte: „Ein Muhdrache"; „Ein Prenzlauer Rhinozeros"; „Ein Kümmeltürke"; „Mir scheint es eine Gendarmenhaut", sagte ein armer Dorfschuster, wurde aber gleich eingesteckt. Endlich trat ein Professor auf und behauptete, es sei die Haut eines afrikanischen

Buschmanns; der Seelenverkäufer aber behauptete, sie sei von einem Amsterdamer Juden. Kurz, keiner konnte es erraten, und alle zogen ab. So ging dies mehrere Monate lang, und die Neugier Willwischens stieg immer höher. Schier war im ganzen Reiche kein Mensch, der nicht schon geraten hatte.

Nun kam eines Morgens, da die Stadt noch zu war, ein gewaltiger Grobian vors Tor und pochte mit seiner Faust an, daß die Angeln krachten. „Aufgemacht, aufgemacht", schrie er, „ihr Schlafmützen!" Die Torschreiber sprangen aus den Betten und fragten durchs Schlüsselloch, wer so anpoche; da antwortete eine Stimme wie ein Büffelochse: „Macht auf, ich bin der Wellewatz!" Zitternd öffnete der Torwächter und sah einen abscheulichen Kerl hereinschreiten; er stieß beinahe oben am Tor an und war so breit und zotticht wie ein Pelznickel. „Ach, dürfte ich um Ihren Charakter bitten", sagte der Torschreiber, „daß ich Sie aufschreiben kann?" Aber der Herr Wellewatz donnerte so auf ihn ein: „Ich heiße Wellewatz und bin ein privatisierender Menschenfresser", daß der Torschreiber vor Schrecken hinter das Schilderhaus fiel.

Wellewatz trabte mit seinen breiten Füßen durch die Straßen; alles schlief noch, und da er Hunger hatte und einige Bäckerknechte am Backofen beschäftigt sah, griff er zu und fraß sie wie Kramtsvögel ohne Brot hinunter. Als er auf den Markt kam, sah er den Galgen mit der Haut und las den Anschlagzettel, daß der die Prinzessin zum Weibe erhalte, wer rate, was es für eine Haut sei. Er schüttelte den Kopf und lachte und rief mit lauter Stimme: „Auf, auf, König Haltewort, dein Schwiegersohn ist da! Auf, auf, Prinzessin Willwischen, dein Mann ist da!"

Da flogen alle Fensterladen auf, und tausend erschrockne Gesichter guckten heraus, und die Sonne ging auf und schien dem Wellewatz in die Augen; da nieste er, daß die Fenster im Schlosse sprangen und die Scherben der Prinzessin ins Bett fielen. Weil ihm aber niemand „Zur Gesundheit!" gesagt hatte, wurde der Wellewatz so böse, daß er das Steinpflaster aufriß und nach den Leuten warf.

Endlich kam der König ans Fenster und wollte soeben wegen

dem großen Lärm recht tüchtig zanken, aber als er den entsetzlichen Wellewatz vor Augen sah, wurde er vor Schrecken ganz sanft und sagte: „Was steht zu Seinen Diensten, mein Freund?“ Da antwortete der Wellewatz: „König Haltewort, rufe deine Tochter Willwischen herbei, ich will die Haut erraten!“ — „Es ist zwar noch ein wenig früh“, sagte Haltewort, „aber meinethalben; Er hat doch einmal die ganze Stadt aus den Federn gejagt.“ Schon wollte der König zu Willwischen gehn, da kam sie selbst; die Neugierde, was vor ein Lärm in der Stadt sei, ließ sie nicht ruhen. Als sie an das Fenster trat, patschte der Wellewatz in die Hände und lachte, daß die große Stadtmühle vor Schrecken drüber stillestand. „Ei potztausend, Büffelochsen!“ schrie er. „Welche schöne Prinzessin für eine Flohhaut!“ Bei den Worten Flohhaut lief dem König der Angstschweiß von der Stirne, und in der Stadt lief das Wort Flohhaut von Mund zu Mund, und alle Türmer bliesen Flohhaut, und alle Trommelschläger trommelten Flohhaut, alle Chorschüler sangen Flohhaut, Flohhaut ward die Parole der braunen Husaren, und alle Kanonen wurden losgebrannt; denn Haltewort hatte mit dem Schnupftuch geweht, und das war das bestimmte Zeichen, daß die Haut erraten sei.

Die Prinzessin lag in Ohnmacht, und Wellewatz stieg die Treppe hinauf; ach, da war kein Herr von Hüpfenstich, der ihr zur Ader gelassen hätte. Wellewatz stieß ihr einen Bund Zwiebeln unter die Nase, und sie kam zu sich. Sie stürzte sich in die Arme des Vaters. „Ist es wahr? Ist es wahr?“ weinte sie. — „Es ist wahr“, sagte er und erzählte die ganze Geschichte des Herrn von Hüpfenstich. „Mein Kind Willwischen, deine Neugier hat dich so weit gebracht, du mußt nun mit dem Wellewatz fortgehn, denn ich muß Wort halten.“ Nun hätte man Willwischens Jammern hören sollen; sie warf sich an die Erde und umklammerte die Füße ihres Vaters und flehte so beweglich, daß es hätte einen Stein bewegen sollen. Aber der König sprach immer: „Mein Kind, du heißt Willwischen, und ich heiße Haltewort, und da kömmt es nun so heraus, du mußt nun fort mit dem Wellewatz.“ Aber sie wimmerte immerfort, und Wellewatz ward schon ungeduldig und sprach: „Liebste Frau, ich rate

dir, werde ruhig und schreie mir die Ohren nicht voll, sonst werde ich andre Saiten aufspannen."

Der König machte nun dem Wellewatz allerlei Vorschläge, damit er von Willwischen ablassen solle. Er wollte ihn zum Hofstürken, zum Generalissimus, zum Theaterdirektor, zum Oberjägermeister machen; Wellewatz wollte nicht. Der König hängte ihm alle verflossene, gegenwärtige und zukünftige Orden um den Hals; Wellewatz wollte nicht. Der König machte ihn zum Herzogen Watz von Wellenwurz; er wollte nicht. Endlich sagte er: „Ich sehe, daß Er gar keine Ehre im Leib hat." Da antwortete der Wellewatz: „Nein, aber zwei Bäckerknechte" und erwischte die Prinzessin Willwischen beim Rockzipfel und zerrte sie der Stadt hinaus; weil sie sich aber so gar erbärmlich stellte, so ward der König auch auf sie zornig und schimpfte und zankte hintendrein. Die ganze Stadt war im Auflauf, und es ward auf allen Straßen folgendes Lied gesungen:

Heil dir, o Wellewatz,
Der sich so schnelle Platz
Bei uns gemacht!
Du rietst dir halt den Schatz,
Hast nun die Braut beim Latz,
Gibst ihr so laut den Schmatz,
Daß es nur kracht.

Heil dir, Willwischen Braut,
Die wissen will die Haut
Vom Hüpfenstich!
Wer auf die Neugier baut,
Durch Schlüssellöcher schaut
Und auf Husaren traut,
Den trifft's, wie dich.

Ach, Herr von Hüpfenstich,
Wer ließ entschlüpfen dich
Aus deiner Haut?
Dein Balg am Galgen hing,
Mancher sich balgen ging;
Durch deinen Balg nun fing
Wellewatz die Braut.

Der König aber sperrte sich mit seinem Nachdenker ein und ließ stark über seinen Unfall nachdenken.

Wellewatz packte vor dem Tore das Willwischen auf seine Schulter und ging mit ihr querfeldein immer fort, fort, über Stock und Stein, Distel und Dorn, Berg und Tal, und kam am Abend in einen dicken, dunklen Wald, wo sich die Wölfe einander gute Nacht sagen. „Du magst wohl Hunger haben", sagte er zu Willwischen, „warte, ich will dir gleich etwas Süßes zu schmecken geben. Ich höre meinen Zuckerbäcker schon brummen." Willwischen zitterte und bebte, denn sie kamen zu einem großen Bären, der mit einem großen Bienenkorb unter dem Arm nach seiner Höhle spazierte. Wellewatz holte ihn bald ein und gab ihm eine Ohrfeige, daß er um und um fiel, dann riß er eine Honigwabe aus dem Korb, wo alle Bienen und alles Wachs noch drin staken, und wollte, Willwischen sollte sie essen. Aber ihr schauderte. „Potz Leckermaul", sagte der Wellewatz, „so hungere!" und fraß den ganzen Honigkorb allein aus. Willwischen aber aß einige wilde Brombeeren, die da herum wuchsen.

Der Wellewatz packte sie wieder auf und sagte: „In einigen Stunden werden wir in meinem Schlosse Knochenruh ankommen." Das war ein schrecklicher Name. Der Mond schien, der Wind wehte, und in den hohen Fichten klapperte es. „Das ist mein Lustgarten Klapperbach", sagte Wellewatz; „die Totengerippe, die da in den Bäumen rappeln, scheuen mir die Raben weg; ich habe die Kerls alle selbst aufgezehrt und brauche keine Schwarzröcke dazu." Willwischen war vor Angst und Schrecken eine einzige Gänsehaut; sie zitterte so, daß der Wellewatz zu ihr sagte: „Klappere nicht so mit den Beinen, du kitzelst mich, und wenn du mich lachen machst, so freß' ich dich vor Liebe auf." Ach, wie stille hielt sich da Willwischen! Endlich kamen sie an einen freien Platz im Walde vor ein wunderbares, hohes Gebäude. Der Mond schien. Das Haus war nicht ganz fertig gebaut. Auf der linken Seite fehlte ein Turm, auf der rechten war es fertig. Es war nicht ohne Kunst gebaut. Lauter Totenbeine und Totenköpfe, die standen oben herum, und weil die Haare noch auf ihnen waren, spielten diese recht schön im Wind und sausten. Es war gar nicht so übel ausgedacht.

Wellewatz blieb, mit Willwischen auf dem Rücken, eine Zeitlang vor dem Schlosse in stiller Bewunderung stehn; endlich sagte er: „Wie gefällt dir das, mein Schatz? Sieh, alle diese Knochen haben meine Vorfahren und ich selbst abgenagt, und mit welchem Geschmack sind sie geordnet! Ist das nicht modisch? Ist das nicht gotisch? Aber jetzt, mein Schatz, auf unserm Hochzeitsschmaus, da soll es so hergehen, daß der ganze Turm auf dem linken Flügel mit den Knochen soll fertig gebaut werden. Wie gefällt dir das, mein Schatz?" — „O Gott, entsetzlich schön", seufzte Willwischen. Nun führte er sie hinein; alles Knochen und alles Knochen.

„Da ist dein Kabinett", sagte Wellewatz; ach, es war mit lauter Kinderknöchelchen tapeziert! „Hier hast du was zu essen", sagte Wellewatz; es waren lebendige Krebse. „Ich habe keinen Appetit", sagte Willwischen. „Wird schon kommen", sagte Wellewatz und aß die Krebse ruhig hinunter; „wenn sie einen so im Magen mit den Scheren kneipen", sagte er, „das macht Appetit. Aber gute Nacht, laß dir was Gutes träumen; ich will auf die Jagd gehen und Vorrat anschleppen. Morgen lade ich meine Vettern ein, da soll Hochzeit werden." Und damit ging er fort und schlug die Türe zu, daß der ganze Knochenpalast eine halbe Stunde lang klapperte.

Willwischen war vor Schreck und Hunger und Jammer ganz von Sinnen, sie konnte es vor Angst nicht mehr in dem Hause aushalten, auch quälte sie der Hunger. Sie schlich zur Türe hinaus und setzte sich in den Wald und riß Gras aus und aß es und sagte einmal übers andermal: „Ach Gott, warum heiße ich Willwischen? Ach Gott, warum bin ich so neugierig? Ach, wäre ich wieder bei meinem Vater! Ich wollte ja in meinem Leben gar nichts mehr erfahren. O, wer hilft mir aus diesem schrecklichen Elend?"

Während sie so jammerte, hörte sie im Walde reden und glaubte schon, Wellewatz kehre mit einigen guten Freunden zurück. Sie wollte geschwind wieder in das Knochenschloß laufen, aber sie fiel über ein Bein und stürzte, vor Mattigkeit laut schreiend, an die Erde.

Als sie wieder zu sich kam, war die Sonne aufgegangen, und sie lag in den Armen einer freundlichen alten Frau, welche

ihr Zuckerbrot und Wein gab und zu ihr sprach: „Ei, Kind Willwischen, wie lange habe ich dich nicht gesehn, und in welchem elenden Zustande muß ich dich wiederfinden!“. Willwischen erstaunte sehr, daß die Frau ihren Namen nannte, aber sie fragte gar nicht, wer sie sei, weil ihr die Neugierde auf ewig vergangen war. Die Frau aber fing von selbst an und sagte: „Mein Kind Willwischen, ich kenne dein ganzes Unglück, und ich will dir helfen. Als deine sterbende Mutter dich in den Armen hatte, sagte sie: ‚Die Woche, welche du zu früh auf die Welt kamst, möge dir einst gute Dienste leisten!‘ Nun sieh, ich bin die Woche; ich habe dich sieben Nächte neben meinen sieben Söhnen an meiner Brust ernährt, bis dein Vater mich fand und fortschickte, und da hab’ ich den Hüpfenstich zu ihm geschickt, den verzauberten Floh, dessen Haut dich in das Elend mit dem Wellewatz gebracht. Aber ein andermal mehr; halte dich nur ruhig und gehe in das Schloß, und lasse dir nichts merken, wenn der Wellewatz wiederkömmt! Morgen nacht um ein Uhr komme ich mit meinen sieben Söhnen, das sind erstaunlich geschickte und kluge Bursche, die sollen dich nach Haus führen.“ Nun gab sie dem Willwischen noch Wein und Zuckerbrot und befahl ihr, heimlich davon zu essen, küßte es und ging weg.

Willwischen sah ihr lange mit Tränen nach und schlich dann in das gräßliche Schloß zurück. Gegen Mittag kam Wellewatz zurück; er trug ein Wildschwein, an einer jungen Fichte gespießt, auf der Schulter und brachte noch ein Nest voll junger wilder Katzen. „Holla! Willwischen!“ schrie er, „da ist Mundvorrat, hungern sollst du mir nicht, und Gesellschaft kriegst du auch; ich muß heut abend wieder weg, ich muß mir einige Handwerksbursche zum Hochzeitsbraten einfangen, die Bäckerknechte in deines Vaters Stadt schmeckten vortrefflich; ich habe dir deswegen eine Dame von hohem Stande auf heute nacht zur Gesellschaft gebeten, die Frau von Euler; das wilde Katzennest kannst du ihr vorsetzen; daß du nur keine von den kleinen Katzen herausfrißt, ehe die Dame kömmt!“ — „Ach, gewiß nicht, mir ekelt, und gar lebendig!“ sagte Willwischen. — „Ja, ja, papperlapapp, ich kenne euch Leckermäuler, ihr sprecht immer von Ekel und dann leckt ihr die Finger darnach.“

Unterdessen hatte er ein Feuer angemacht und das Wildschwein an dem Spieß drüber befestigt; Willwischen mußte es umdrehen, und er riß ein Stück nach dem andern herunter und verschlang es mit Haut und Haar. Als er wieder wegging, sagte er: „Daß du mir nur die Frau von Euler gut unterhältst, sonst gibt's Prügel!"

Willwischen saß wieder allein in dem Knochenhaus und zitterte und bebte wegen der Frau von Euler. Was konnte sie sich von einer Dame versprechen, die lebendige wilde Katzen fraß! Sie guckte die armen Wildkätzchen recht mitleidig an: „Ach", sagte sie, „ihr armen Dinger! Euch geht es nicht besser als mir", und gab ihnen etwas von dem Wildschwein zu fressen; „wenn es möglich ist, will ich euch erretten", und somit trug sie die Tierchen in einen entlegenen Teil des Hauses.

Als es dunkel ward, vernahm sie einige gräßliche Töne; sie wußte nicht, woher; aber auf einmal flatterte mit abscheulichem Geräusch und Gekrächze etwas dem Schornstein herunter in die Stube. Willwischen sah mit Angst nach dem Winkel, da glühten ihr zwei runde Augen entgegen und knappte es entsetzlich mit dem Schnabel; es war eine ungeheure, riesenhafte alte Nachteule, sie raschelte auf Willwischen zu; aber die floh mit großem Geschrei zur Türe hinaus und schlug die Knochentüre zu.

„Scharmante Frau von Wellewatz", rief die Eule ihr nach, „wie schreckhaft und blöde sind Sie; hat der Herr von Wellewatz mich nicht gemeldet? Ich habe Sie gewiß in süßen Schwärmereien gestört; kommen Sie doch wieder herein!" Willwischen sagte: „Ich will nur Licht anzünden." — „Nein, das wäre zu naiv", schrie die Eule, „ich habe kranke Augen, ich verbitte mir das Licht; allons, kommen Sie herein und bringen Sie mir mein Abendbrot mit!" Willwischen goß den Wein, den ihr die Frau Woche gegeben, in eine Schüssel voll Brot und machte so eine kalte Schale, die schob sie zur Türe herein und sagte: „Bedienen Sie sich einstweilen, gnädige Frau!" und hielt die Türe fest zu. „Delikat, delikat!" hörte sie die Frau von Euler sagen. „Aber eine kurioſe scheue Person hat sich der Wellewatz geholt; sie muß vom Land sein." Über solchem Geschwätz fraß die Frau von Euler die Weinsuppe aus und schlief berauscht ein.

Willwischen saß in rechter Herzensangst auf der Schwelle der Haustüre. Auf einmal hörte sie Gesang im Walde, und der kam immer näher; da sah sie die Frau Woche anspaziert kommen mit ihren sieben Söhnen, und der erste hatte eine blaue Jacke an und sang recht handwerksburschenmäßig vor den andern her:

„Willwischen, liebstes Willwischen mein,
Wann werden wir wieder beisammen sein?
Am Montag!
Ei, so wollt' ich, daß alle Tag' Montag wär',
Auf daß ich bei meiner Willwischen wär'!"

Kaum waren sie heran, so sagte Frau Woche: „Nun, ihr Bengels, da habt ihr endlich eure Prinzessin; jetzt zeigt eure Künste und macht, daß wir sie sicher nach Haus zum König Haltewort bringen!" Dann sagte sie zur Prinzessin: „Sieh, Willwischen, ich bin die Woche, und die Jungens sind der Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend und Sonntag." — „Erzählt nicht so lange", sagte der Montag, „wir müssen fort; hast du dein Bündelchen geschnürt, Willwischen?" — „Ach! ich will nur die jungen Wildkätzchen mit in den Wald nehmen", sagte sie und ging, das Nest zu holen.

Montag trat aber in die Stube, wo die Frau von Euler an der Erde schlief, und nahm sie auf den Rücken und schleppte sie vor den Knochenpalast und nagelte sie mit den Flügeln an das Tor und schrie ihr in die Ohren: „Sie können dem Herrn Wellewatz nur alles erzählen, es liegt uns gar nichts dran." Nun wachte die Frau von Euler auf und zappelte und schrie gewaltig. Aber die Woche zog mit Willwischen, von den sieben Söhnen umgeben, den Montag an der Spitze, immer in den Wald hinein, und da Willwischen Katzen schreien hörte, dachte sie: „Das ist gewiß meiner Katzen Mutter", und stellte das Nest in eine Baumhöhle.

So waren sie bis um zwölf Uhr der folgenden Nacht gegangen, als plötzlich die Frau Woche sich an die Erde legte und lauerte. „Aufgepaßt, Montag!" schrie sie. „Wellewatz ist nach Haus gekommen, die Frau von Euler hat ihm alles gesagt, er hat die Beine auf die Schultern genommen und wird gleich hier sein." Kaum hatte sie dies gesagt, als sie auch schon ein Gekrache und ein

Geräusch im Wald von Wellewatzens breiten Fußtritten hörten. Da sprang aber der Montag vor, nahm die Feder, die er hinterm Ohr hatte, tauchte sie in das Dintenfaß, das er am Gürtel hängen hatte, und spritzte die Feder aus; da entstand ein Dintenklecks zwischen ihnen und dem Wellewatz, wie ein kleines schwarzes Meer. Wellewatz wollte anfangs durchwaden, als es ihm aber zu tief ward, schrie er: „Ich komme ohne Löschpapier nicht durch!" und lief nach Haus, solches zu holen.

Die Reisenden eilten immer fort, und Dienstag sang an der Spitze dasselbe Liedchen, wie gestern der Montag, nur daß er statt „am Montag" „am Dienstag" sang. Nachts um zwölf Uhr lauerte die Frau Woche wieder an der Erde und sprach: „Dienstag, mache du nun dein Kunststück; der Wellewatz hat soeben sein großes Löschpapier über den Klecks gelegt; gleich wird er da sein." Kaum hatte sie das gesagt, als sie den Wellewatz bereits ganz in der Nähe singen hörten:

„Löschpapier und Fließpapier
Und grüne Petersilien."

Da nahm der Dienstag seine Streusandbüchse und streuete sie hinter sich aus, und es entstand auf einmal ein so tiefes Sandmeer hinter ihnen, daß der Wellewatz bis an die Knie einsank. „Ich muß nach Haus und muß mir meine Chaussee holen", sagte er und kehrte wieder um. Nun ging der Mittwoch an der Spitze, und der Dienstag war der Letzte. Der Führer sang wieder wie sein Vorgänger, nur sang er „am Mittwoch" statt „am Dienstag".

Nachts um zwölf Uhr lauschte die Frau Woche wieder und sprach: „Geschwind, Mittwoch, mache deine Kunststücke! Wellewatz hat eben einen langen Steinweg über das Sandmeer geschlagen und fährt mit sechs Schimmelgerippen Extrapost an." Als sie dies gesagt hatte, hörten sie schon das Posthorn blasen und den Wellewatz dazu singen:

„Fahr', fahr', fahr' auf der Post,
Frag', frag', frag' nicht, was es kost't,
Spann' mir 's Willwischen ein,
Ich will der Postknecht sein."

Da legte der Mittwoch sein Lineal hinter sich, und sieh da, ein ungeheurer Schlagbaum lag quer über dem Weg, an dem die Schimmelgerippe so anrannten, daß sie zu tausend Knochensplittern zusammenprasselten. „Holla", schrie ein schnauzbärtiger Kerl, der hinter einem Baum hervortrat, „Er fährt wie ein Narr! Ich bitte mir den Wegezettel von der letzten Station aus." — „Ich habe keinen Wegezettel", sagte Wellewatz. — „Ja, da müssen Sie wieder zurück und sich einen holen." — Wellewatz ärgerte sich abscheulich, und weil sein Fuhrwerk zertrümmert war, mußte er zu Fuß zurück. Als er umgekehrt war, kam der Zolleinnehmer zu Willwischen, und sie sah, daß es niemand anders war als der wilde Kater, dem sie seine Jungen gerettet hatte. Er freute sich, daß er ihr habe seine Dankbarkeit erweisen können, und sie zogen weiter.

Nun trat der Donnerstag an die Spitze, und alles ging wie das vorigmal. Als sie nachts der Wellewatz wieder einholte, steckte der Donnerstag seine Schreibfeder in die Erde, und es entstand daraus ein großer Wald von entsetzlich großen Gänseflügeln, die immer durcheinanderwehten, daß der Wellewatz nicht durch konnte und wieder nach Haus mußte, um sich eine Axt zu holen.

In der folgenden Nacht führte der Freitag den Zug; die Frau Woche hörte den Wellewatz den Wald niederhauen. „Jetzt, jetzt kömmt er", schrie sie, „jetzt mache deine Künste, mein Freitag!" Der Freitag nahm sein Bleistift und machte einen langen Strich an den Boden, der ward sogleich ein breiter, wilder Fluß. Der Wellewatz aber war schon entsetzlich ungeduldig, er riß die Kleider vom Leibe und schwamm hinüber; aber das Wasser war reißend und trieb ihn weit hinunter.

In der folgenden Nacht, als der Sonnabend den Zug führte, schrie Frau Woche auf einmal: „Er kömmt, er kömmt!" Da stieß der Sonnabend seine blecherne Federbüchse in die Erde, und es ward auf einmal ein ungeheurer, hoher Turm daraus, auf welchen sie alle miteinander hinaufstiegen, und da Wellewatz ankam, lachten sie ihn von oben herunter brav aus. Er ließ sich aber nicht irremachen, sondern lief wieder nach Haus, um eine große Leiter zu holen.

In der nächsten Nacht kam der Sonntag an die Spitze der Gesellschaft, und als die Frau Woche ausrief: „Ich höre den Wellewatz schon seine große Leiter heranschleifen“. befahl er, daß alle den Turm verlassen und sich verstecken müßten. Das taten sie; nun legte Wellewatz die Leiter an und stieg oben in den Turm hinein; da nahmen sie die Leiter weg und machten den Turm zu, und der Sonntag stieß an den Turm, der fiel um und war nichts als eine entsetzlich große Federbüchse, worin der Wellewatz stak. Nun sagte der Sonntag: „Liebe Prinzessin, liebe Mutter, liebe Brüder, der Wellewatz ist glücklich gefangen, die Gefahr ist vorüber, lasset uns Gott danken!“ Da knieten sie alle nieder und dankten Gott, und Willwischen weinte vor Freuden; denn sie hörten die Glocken ihrer Vaterstadt läuten, so nahe waren sie.

Sie setzten ihren Zug nun fort, und sieh da, der Wellewatz wälzte sich ihnen in der großen Federbüchse nach, was ihnen recht lieb war, denn so konnten sie ihn lebendig gefangen bringen.

Nun zogen sie in die Stadt hinein, und die Federbüchse rollte immer nach. Der König umarmte seine Tochter mit vielen Tränen der Freude; da sie ihm aber sagte, daß Wellewatz in der Federbüchse stecke, sagte er: „Ei, ei, mein Kind, wenn er noch lebt, so mußt du wieder zu ihm, weil ich mein Wort halten muß“; da tat die Prinzessin einen lauten Schrei vor Schmerz und bat den Vater, doch erst drüber nachdenken zu lassen. Das versprach der König Haltewort.

Nach Tisch waren sehr große Lustbarkeiten in der Stadt, alle Handwerkszünfte brachten der Prinzessin Willwischen ein Geschenk; auch ließ der König ausrufen, wer seine Tochter von dem Wellewatz frei machen könne, der solle begehren, was er wolle. Als die Bäckerzunft eben einen schönen, großen gebackenen Husaren von Butterteig vor die Prinzessin zum Geschenk niedersetzte und alle über die große Ähnlichkeit mit dem seligen Hüpfenstich lachten, rief der Herold jene königliche Aufforderung aus. Willwischen sah mit trauriger Erinnerung auf den gebackenen Husaren und schrie auf einmal aus: „O mein Hüpfenstich! Sie haben einen guten Mann in Butter gebacken, und mir war er mehr! O, wenn du noch lebtest, du wärest flink, mir zu helfen!

Ach, ich habe dich immer geliebt, Hüpfenstich! Hüpfenstich, abgeschiedener Geist, hilf mir!" Bei diesen Worten der Prinzessin sprang der Kuchenhusar auf, und seine Wacholderaugen funkelten, und sein Mund von Rosinen sprach laut und vernehmlich: „Geliebteste Prinzessin, teuerster König, Hüpfenstich lebt noch. Als mir die Haut abgezogen wurde, floh meine Seele bei dem Hofbäcker vorbei, und da dieser grade meine Figur zum Spott gebacken, kroch ich in den Teig hinein. Da habe ich den gräßlichen Anblick gehabt, wie der Wellewatz zwei Bäckerknechte morgens ohne Brot gefressen." — „Da steht der Tod drauf", schrie der König, „Viktoria, nun sind wir ihn los!" Der Wellewatz sollte mitsamt der Federscheide in das Wasser geworfen werden; weil er sich aber immer herumdrehte, so nahmen sie ihn als eine Mühlwelle, und hat er nachher lange Jahre die königliche Mühle getrieben. Das närrischste ist, daß er immer noch meint, er laufe hinter Willwischen her.

Weil der gebackene Herr von Hüpfenstich durch seine Angabe die Prinzessin gerettet hatte, fragte ihn der König Haltewort, was er zur Belohnung wolle. „Die Prinzessin soll mich aufessen", sagte er. Willwischen wollte nicht, aber er bat so dringend, daß sie ein tüchtiges Stück aus ihm herausbiß. Aber kaum hatte sie es getan, als ein wunderschöner Prinz vor ihr stand und sagte: „Nun ist alles richtig." — „Ja, es ist alles richtig", rief Willwischen aus und umarmte den schönen Prinzen, und der König war es zufrieden und schenkte ihm die Hälfte seines Reichs. Der alte König Haltewort aber heuratete die Frau Woche zur Belohnung ihrer edeln Handlungen, und die sieben Söhne kriegten jeder ein Regiment.

Dilldapp.

In deutschem Land, in der guten Stadt, welche sich in den Wellen des ehrlichen Flusses spiegelt, lebte Frau Schlender, eine Frauenschneiderin. Sie war zwar sehr fleißig, aber konnte doch nicht viel vor sich bringen und daher auch nichts zurücklegen, weil sie selbst schon sehr mit ihrer Arbeit aus der Mode war; keine Dame wollte mehr etwas von einem Schlender wissen. Doch hatte sie drei flinke Töchter, welche sich der Reihe nach noch ziemlich mit der Nadel erhielten. Die älteste hieß Andrienne, die zweite Saloppe und die jüngste Kontusche[1]. Doch kamen diese auch bald aus der Mode, wie ich euch weiter erzählen werde, so daß Frau Schlender nie recht auf einen grünen Zweig kam.

Ihre größte Plage aber war, daß sie einen Sohn hatte, der Dilldapp hieß und alles verkehrt machte. Dilldapp war ein sehr guter Junge, aber er hatte einen so dummen Verstand in seinem dicken Kopf, daß er alles überzwerch verstand und ausführte. Nun gab ihm seine Mutter zwar allerlei Näschereien, um ihn mit Liebe zu erziehen, zum Beispiel Ohrfeigen, Kopfnüsse und wohl noch manchen Nasenstüber obenein. Aber er war kein besonderer Liebhaber davon und hätte gerne alle diese Leckereien um ganze gewöhnliche Feigen und Nüsse und Stüber hingegeben, weswegen diese Gefälligkeiten der Frau Schlender auch gar nichts bei dem ehrlichen Dilldapp fruchteten.

Deswegen ward Frau Schlender müd, ihn täglich so zu bewirten, und setzte fest, daß er, wie alle Arbeiter, am Ende der Woche immer seinen Lohn haben sollte, und diesen erhielt

[1] Alle drei Namen, von schlumperigen französischen Frauenkleidern herzuleiten, bezeichnen ihre Inhaberinnen als nachlässige Frauenzimmer.

der arme Dilldapp so reichlich, daß es ihm leicht ward, den blauen Montag zu feiern; denn er hatte blaue Flecken von den Schlägen am Leib für die ganze Woche. Er stieg dadurch immer mehr in seiner Kunst, alles, außer die Kleider, umzuwenden, daß er in einer Woche folgende vortreffliche Geschäfte zustand brachte:

Die Mutter sprach: „Dilldapp, bring' Wachs!"
Da brachte ihr der Dilldapp Flachs.
Die Mutter sprach: „Dilldapp, bring' Zwirn!"
Da brachte ihr der Dilldapp Birn'n.
Die Mutter sprach: „Dilldapp, Steppseide!"
Da brachte ihr Dilldapp eine Speckseite.
Die Mutter rief nach der Schneidersch'r',
Und Dilldapp brachte Schweineschmer.
Die Mutter wollt' ein Maß von Papier,
Und Dilldapp brachte ein Maß Bier.
Die Mutter wollte Futterzwilch,
Da brachte Dilldapp Buttermilch.
Die Mutter wollte Kanevas[1],
Da brachte Dilldapp Kanne und Faß.
Die Mutter wollte bunte Borten,
Da brachte Dilldapp runde Torten.
Die Mutter wollte Stopfnadlen,
Da brachte Dilldapp Topffladen.

Endlich sprach die Mutter: „Bring' mir den Rock und das Bügeleisen!" Da ging Dilldapp weg und kam nach einer Stunde mit einem Bock, zwei Ziegen und zwei Geißen zurück. Das nahm nun Frau Schlender sehr übel auf; sie nahm eine Hechel und schlug sie ihm um den Kopf.

Er schrie: „O weh, o weh, mein Kopf!"
Sie sprach: „Ich hechele den Flachs, du Tropf."
Sie schlug, er schrie: „Weh, meine Stirn!"
Sie sprach: „Ich schüttele nur die Birn."
Er stieß, er schrie: „Weh, meine Seite!"
Sie sprach: „Ich salze die Speckseite."
Er rief: „Ach Mutter, nicht so sehr!"
Sie sprach: „Es ist nur Schweineschmer."

[1] Gitterleinwand.

Er schrie: „Ach, ach, ich sterbe schier!"
Sie sprach: „Es ist nur ein Maß Bier."
Er schrie: „Mutter, Ihr stoßt unbillig!"
Sie sprach: „Ich butter' die Buttermilch."
Er schrie: „Ihr rüttelt ohne Maß!"
Sie sprach: „Ich schwenke Kann' und Glas."
Er schrie: „Ihr werdet mich ermorden!"
Sie sprach: „Ich backe runde Torten."
Er schrie: „Ihr schlaget ohne Gnaden!"
Sie sprach: „Ich forme Topffladen."
Und darauf griff sie erst zum Stock
Und sprach: „Jetzt stutzet dich der Bock."

Aber Dilldapp sah seinen Vorteil ab, nahm die Beine auf die Schultern und lief die Treppen hinunter, während Frau Schlender genung zu tun hatte, den Bock und die Ziegen aus dem Hause zu kapitulieren.

Dilldapp aber geriet in ein solches Laufen bergab und bergauf, durch Wälder und Felder, Land und Sand, Stock und Stein, Distel und Dorn, daß er nicht eher aufhörte, bis er nichts mehr sah vor lauter Nacht; denn die Sonne hatte er schon übern Haufen gelaufen, und an der Abendröte hatte er die bunten Fensterscheiben eingerennt. Da hängten die Sterne ihre tausend Laternen zum Himmel heraus, und der Mond zog als Nachtwächter auf die Wache, um zu sehen, wer so erbärmlich laufe.

Dilldapp aber bekümmerte sich um nichts, und da er an einem Berg stand, der mit dem Himmel den Kopf zusammenstieß, rannte er zu guter Letzt auch dahinauf. Außer Atem war er, und da er oben hinkam, hatte er Luft im Überfluß; er konnte auf viele Jahr voraus Atem schöpfen. Da aber die Welt da oben auch noch nicht mit Brettern zugenagelt war, begann er weiterzurennen, aber ein Esel trat ihm in den Weg; der gefiel dem guten Dilldapp so wohl, daß er auf ihn stieg, um seine Reise in guter Gesellschaft fortzusetzen.

Kaum aber hatte er wenige Schritte gemacht, so kam ihm und dem Esel ein flinker Knüppel in den Weg, der sie beide in eine Höhle hineintrieb, in welcher ein großes, dickes, fettes Ungeheuer von einer so außerordentlichen, großen Herzensgüte

saß, daß man sie mit Ellen ausmessen konnte. Ach, Mutter, wie abscheulich groß und gut war das Ungeheuer!

Das Ungeheuer sah aus wie ein andrer Mensch auch, außer daß es wohl dreimal so groß und viermal so breit war. Es hatte eine sehr edle Gesichtsbildung, nur sein Kopf war so dick wie ein Pfefferballen; seine Nase so breit wie ein Blasebalg; seine Augen, deren es nur eines hatte, und zwar mitten auf der Stirn, waren lieblich-spielend, wie das Rad an einem Schiebkarren; sein Mund war freundlich, aber so groß als die Brieftasche eines Postmeisters; und seine Ohren, die es spitzen konnte wie ein kluger Spitzhund und niederhängen wie ein treuer Pudelhund, waren nicht größer, als daß in einem die Schwalben ihr Nest, im andern die Bienen ihr Haus drin bauen konnten, was seiner freundlichen Seele eine sehr angenehme Unterhaltung gewährte. Auf ähnliche Weise waren alle seine Glieder unförmlich und sein ganzes Aussehen so, daß jeder andere vor ihm in Ohnmacht gefallen wäre.

Aber Dilldapp war guten Mutes, besonders weil der Knüppel bei dem Anblick des Popanzes gleich ruhig ward und in das Innere der Höhle hineinstolperte. Dilldapp sprang von dem Esel, der dem Knüppel in die Höhle folgte, und machte dem Ungeheuer einen höflichen Kratzfuß mit den Worten: „Guten Abend, Herr Nachbar! Wie steht's, wie geht's mit dem Leben? Seid Ihr noch wohlauf? Wie befindet sich die Frau Liebste und die werte Familie? Was hört man denn hier Neues? Sind denn hierzulande die fatalen Wasserrüben auch in solchem Überflusse geraten, daß sie gar nicht mehr alle werden wollen? Apropos, könnt Ihr mir wohl sagen, wo der Weg nach dem Orte geht und wie weit ich noch dahin habe, wohin ich will?" Der Popanz erkannte aus allen diesen närrischen Fragen bald, daß sie von einem Dilldapp herrührten, und mußte von Herzen lachen, worüber auch Dilldapp zu lachen anfing, so daß die Höhle widerschallte; denn der Esel hinten an seiner Krippe lachte auch mit, so gut es gehen wollte.

„Du gefällst mir", sagte der Popanz. „Ihr gefallt mir auch", sagte Dilldapp. „Willst du in meine Dienste treten?" fuhr der Popanz fort. Da erwiderte Dilldapp: „Wieviel Lohn

soll ich Euch monatlich geben?" Worüber der Popanz wieder lachte und Dilldapp auch und der Esel auch. „Wohlan, bleibe hier", sagte der Popanz, „ich denke, wir wollen schon einig miteinander werden!" Da erwiderte Dilldapp „Meinethalben" und fuhr mit der Hand in eine große Schüssel voll Hirsebrei, die neben dem Ungeheuer stand, und aß sich dick und satt und legte sich nachher aufs Stroh und schnarchte bis zum andern Morgen, wo er es denn wieder anfing, wo er es am Abend gelassen hatte, und die Zeit teils mit einfältigen Erzählungen von seinem bisherigen Lebenslauf, teils mit Essen und Trinken zubrachte, so daß er in Zeit von acht Tagen dick wie ein Türke, fett wie ein Aal, glänzend wie eine Zwiefel, rot wie ein Trompenmantel[1] und ausgestopft wie ein Walfisch wurde; ja, er wurde so unförmlich, daß man ihn selbst für ein kleines Ungeheuer hätte halten können.

Seine Geschäfte waren nicht groß, denn das Ungeheuer kochte nicht selbst, sondern ließ sich sein Essen aus einer Garküche in der Gegend bringen, wo die meisten andern Ungeheuer selbiger Provinz sich alle kochen ließen. Das Tellerlecken war also Dilldapps Hauptgeschäft, außer daß er dem guten Ungeheuer manchmal den Buckel kratzen mußte, weil es dies wegen seiner Leibesdicke nicht selbst konnte; aber es war nicht undankbar und kratzte währenddem den ehrlichen Dilldapp wieder, worüber sie dann gewöhnlich in Gesellschaft einschliefen.

Vier Jahre lang hatte Dilldapp so dem Ungeheuer treu gedient, als er einst unter bittern Tränen nach einem solchen Schlummer erwachte. Diese Tränen, welche die ersten waren, die das Ungeheuer ihn weinen sah, rührten dasselbe gute Ungeheuer dermaßen, daß es auch mit weinte, und der Esel, welcher sie beide schluckſen hörte, stimmte auch mit bitterem Jammergeschrei ein, so daß der Felsen von ihren Klagen widertönte, ohne daß sie eigentlich recht wußten, warum.

Das Ungeheuer erholte sich noch am ersten und sagte: „Ach, lieber Dilldapp, warum weinst du?" Dilldapp sagte hierauf: „Ach, liebes Ungeheuer, sage mir erst, warum du weinst!" Da

[1] Roter Stoff, mit dem man Trompeten (= Trompen) zu bekleiden pflegte und teilweise jetzt noch bekleidet.

erwiderte das Ungeheuer: „Liebster Dilldapp, ich weine, weil du weinst"; und Dilldapp sagte: „Ja, ich weine, weil meine Mutter weint; denn Andrienne, meine älteste Schwester, ist sehr krank und wird wohl sterben und aus der Mode kommen. Da wird es meiner armen Mutter Schlender sehr hart gehen; denn sie war ihre beste Arbeiterin. Wenn die liebe Andrienne von der Schneiderbank in die Hölle zu den andern Lappen fällt, soll ich nicht darum weinen? Hu hu hu." Das Ungeheuer weinte wieder mit und fragte schluckend: „Aber woher weißt du denn das?" — „Das hat mir geträumt", sagte Dilldapp; „hat es dir dann nicht auch geträumt?" — „Nein", erwiderte das Ungeheuer, „mir träumt gar nichts; ach, wenn mir je etwas geträumt hätte, wie glücklich wäre ich! Ich wäre dann kein Ungeheuer." Hierüber weinten sie wieder zusammen.

Dilldapp aber konnte es nicht mehr länger aushalten, er bekam eine entsetzliche Sehnsucht nach Haus, zu seiner Mutter, und bat das Ungeheuer sehr, es möge ihm erlauben, zu seiner Mutter zurückzukehren und sie in ihrem Unglück zu trösten. Das Ungeheuer hatte eine große Freude über diese kindliche Liebe Dilldapps und sprach zu ihm: „Wohlan, mein lieber und getreuer Diener, folge dem tugendhaften Triebe deines Herzens und gehe zu deiner Mutter! Aber so mit leeren Händen dürftest du nicht willkommen sein; ich will dir meinen Esel mitgeben, hole ihn her!" Da ging Dilldapp in das Innre der Höhle und setzte sich auf den Esel und ritt heraus. Das Ungeheuer umarmte den Dilldapp recht herzlich, und sie weinten alle drei wieder, und zuletzt sagte das Ungeheuer zu Dilldapp:

„Daß dein Glück recht lange daure,
Sag' zum Esel nie Auregakaure!"

„Das soll ein Wort sein", schluckste Dilldapp und trabte davon.

Dilldapp war schon ein rechtes Stück Weg geritten; da stieg er ab und ließ den Esel grasen, und als er ihm den Sattelgurt etwas aufschnallte, damit der Esel bequemer fressen könne, sagte er zu ihm: „Ja, mein lieber Auregakaure, ich weiß wohl, daß du Auregakaure heißest, aber ich werde mich hüten, dich Auregakaure zu nennen, weil das gute Ungeheuer mir es angeraten hat."

Kaum hatte Dilldapp das Wort Auregakaure ausgesprochen, als der Esel Gold und Edelsteine von sich gab, so viel, daß er alle Taschen und noch sein Schnupftuch mit anfüllen konnte. Wer war vergnügter hierüber als der gute Dilldapp! Denn nun war er gewiß und versichert, seiner Mutter, Frau Schlender, helfen zu können. Er setzte darum seinen Weg schleunigst fort und kam am Abend in ein Wirtshaus, wo er übernachten wollte.

Als der Wirt seinen Esel in den Stall führte, sagte Dilldapp zu ihm: „Mein lieber Herr Wirt, ich ersuche Sie vor allen Dingen, sagen Sie nicht Auregakaure zu meinem Esel! Übrigens will ich Hirsenbrei essen und schlafen.“ Der Wirt setzte ihm Hirsenbrei vor, Dilldapp aß nach Herzenslust und ging zu Bett.

Der Wirt aber dachte immer hin und her: „Warum soll ich wohl zu dem Esel nicht Auregakaure sagen? Da muß ein Geheimnis darhinterstecken, und das muß ich herauskriegen. Denn ich bin ein Wirt und ungemein neugierig.“ Er lauerte daher, bis alles im Hause in tiefen Schlaf versunken war, und als sich nichts mehr rührte auf der Flur und in den Ställen als die Mäuse und die Katzen, schlich der neugierige Wirt auf den Strümpfen, damit niemand erwachen möge, leise, leise mit einer Blendlaterne in den Stall zu dem Esel des Dilldapps, der ruhig auf dem Stroh schnarchte und von Distelköpfen träumte.

Der Wirt ging anfangs um den Esel herum und beleuchtete ihn von allen Seiten. „Ei, das ist doch seltsam“, sagte er vor sich, „daß ich den Esel nicht Auregakaure nennen soll.“ Kaum hatte er dies gesagt, als der Esel aufsprang, worüber der Wirt, der kein gutes Gewissen hatte, sehr erschrak. Da er aber sah, wie Gold und Edelsteine von dem guten Esel niederfielen, so verstand er leicht den großen Wert des Auregakaure und die noch größere Einfalt Dilldapps und besann sich nicht lange, zog den Esel aus dem Stall und stellte statt seiner einen andern hin, dem er des Auregakaure Geschirr auflegte.

Als er mit diesem Betrug fertig war und der Tag schon graute, begab er sich zu Dilldapp, der früh reisen wollte, und weckte ihn: „He, mein Herr von Dilldapp, belieben Sie aufzustehen und zu frühstücken, der Tag bricht an, die Schwalbe singt; he! he! Sie können in der kühlen Morgenluft ein gutes

Stück Weg zurücklegen." Da streckte sich Dilldapp und wachte auf und sprach: „Herr Wirt, was sind Sie mir schuldig?" — „Alle Ehr' und Respekt", erwiderte der Wirt, „ich bekomme aber noch etwas von Ihnen heraus." — „Wieviel?" fragte Dilldapp. — „Hundert Reichstaler", sagte der Wirt. — „Das ist sehr billig", sagte Dilldapp, „rechnen Sie mir vor, wie es möglich ist." Da rechnete der Wirt: „Ich habe Ihnen Ehr' und Respekt erwiesen für 50 Taler, 25mal nach Ihrem Namen gefragt, macht 25 Taler, 25mal die Mütze abgezogen, macht wieder 25 Taler, weiter ein Hirsenbrei, ein Bund Stroh, Stallung für den werten Esel, Haber und Heu, dann Dach und Fach, Schutz und Trutz, Putz und Nutz, Nachtmusik von Katzen und Mäusen, ein Adagio von den Grillen, ein Morgenlied von den Schwalben, mehrere Trompeterstückchen vom Haushahn usw., alles um 50 Taler, macht hundertundfünfzig; da ich Ihnen nun für 50 Taler Ehr' und Respekt schuldig war, so erhalte ich noch hundert heraus." — „Wo heraus?" fragte Dilldapp. „Aus Ihrem Geldbeutel", sagte der Wirt. „Ich habe keinen Geldbeutel", sagte Dilldapp. „Ei, was hängt dann da Schweres an dem Nagel?" fragte der Wirt, indem er auf das Schnupftuch voll Gold und Edelsteinen zeigte. „Das muß Sie ja bei dem Reisen sehr beschweren, und auch in Ihren Taschen scheint es so schwer, das reißt Ihnen ja Löcher in die Taschen, und da könnte Ihnen alles herausfallen." — „Da haben Sie recht, Herr Wirt", sagte Dilldapp; „wollen Sie so gut sein, mir die schweren Steine und Münzen herauszunehmen? Sie können sich die hundert Taler davon abziehen und das übrige wegwerfen." — „Von Herzen gern", sagte der Wirt, leerte Schnupftuch und Taschen aus, worüber Dilldapp sehr erfreut war, den Esel bestieg und vergnügt nach seiner Vaterstadt zu trabte.

Als er in die Stadt hineinkam, sah er sich an allen Ecken um nach seiner Schwester Andrienne, die man sonst häufig darauf zu sehen pflegte, aber sie war nirgends zu erblicken. „Gewiß", dachte er, „ist meine arme Schwester krank oder tot, und mein Traum ist wahr gewesen", dachte er unter Tränen und trabte die enge Gasse zu seiner Mutter hinein.

Den Esel band er an die Türe und trat in die Werkstatt

hinein. Die Frau Schlender hatte ihn kaum erblickt, als sie ihn umarmte, und seine beiden jüngsten Schwestern auch, und Dilldapp weinte vor Freuden. Aber auf einmal sagte er: „Frau Mutter, wo ist Andrienne, meine älteste Schwester? Nicht wahr, ich habe recht geträumt, sie ist nicht mehr recht gesund?“ — „Ach“, erzählte Frau Schlender, „mit der ist's aus, sie ist ganz blaß und abgelebt; wir haben alles mit ihr versucht, um sie wieder auf die Beine zu bringen, aber umsonst; ach, was Andrienne ausgestanden hat, ist nicht zu sagen, sie ist gestürzt und gewendet worden, gesteppt und gefüttert, endlich sind ihr gar Stücke aus dem Rücken geschnitten und an die Ärmel gesetzt worden; dann haben wir ihr die Arme gar abgenommen, haben sie neu färben lassen, aber es wollte nicht mehr fruchten, und sie ist jetzt auf dem Lande; vielleicht erholt sie sich wieder ein wenig dort.“ Da weinten sie alle nochmals herzlich zusammen, und Dilldapp sagte: „Mutter, tröstet Euch, ich habe etwas mitgebracht, das wird uns allen helfen, breitet vor allem Eure besten Tisch- und Bettücher auf der Erde aus, ich will Euch gleich meine Schätze drauf ausstreuen.“

Die Mutter tat, was Dilldapp verlangte, und dieser brachte nun seinen Esel herein und stellte ihn in die Mitte der Stube auf die ausgebreiteten Tücher. Die Mutter zankte anfangs sehr über diesen sonderbaren Gast, aber Dilldapp sagte: „Nur Geduld, nur Geduld, Ihr werdet Sachen von diesem Tiere sehen, wodurch es Euch über alles teuer und wert werden soll.“ Nun wendete er sich zu dem Esel und sagte: „Wohlauf, Auregakaure, mache deine Kunststücke! Munter, Auregakare, scheue dich nicht, Auregakaure, du bist unter lauter Freunden, Auregakaure [mach' dich ganz bequem, wir sind unter uns, Auregakaure!]“ Wer sich aber nicht rührte, war der Esel.

Da lachten ihn die zwei Schwestern aus, und die Mutter meinte, daß er sie zum besten habe in ihrem Unglücke. Nun gab sich Dilldapp alle Mühe, den Auregakaure zu einem Probestück seiner Eigenschaften zu bringen, der arme Esel hatte aber niemals dergleichen gekonnt. Ergrimmt ergriff nun Dilldapp die Elle, womit ihn einst seine Mutter so oft ausgemessen hatte, und prügelte auf den armen Esel los; denn er glaubte, das Tier

wolle aus Eigensinn kein Gold und Edelsteine von sich geben, und da er immer, auf den Esel prüglend, Auregakaure schrie, fing das arme Tier in seinen Angsten an gewaltig zu schreien, alles über den Haufen zu werfen und zuletzt gar die Tücher auf eine häßliche Art zu beschmutzen. „Geld! Geld! Geld!“ rief da Dilldapp voll Freude aus, aber leider war es kein Geld, und seine Mutter, die nun über die Verunreinigung ihrer besten Bettücher und über die Zerstörung ihres Hausrats heftig erzürnt wurde, ergriff den Besen und jagte den armen Dilldapp wieder zum Haus hinaus, wo er hergekommen war, und den Esel hintendrein.

Dilldapp kam wieder ins Laufen, wie das erstemal, und ruhte nicht eher, bis er dem guten Ungeheuer, das eben ein wenig eingeschlummert war, glatt wider den Kopf rannte. Das Ungeheuer wußte schon alles, was ihm geschehen war; denn es hatte einen Spiegel, in dem es alles sehen konnte, und nahm ihn, nachdem es ihm tausend Ehrennamen, Tölpel, Schafskopf, Dollpatsch, Dähmel, Dummerjan usw., gegeben hatte, weil er sich von dem Wirt hatte betriegen lassen, wieder in seine Dienste auf.

Nach vier Jahren hatte Dilldapp abermals einen Traum, daß seine zweite Schwester, welche Saloppe hieß, in große Abnahme komme und das Handwerk seiner armen Mutter dadurch sehr leide. Er erzählte dies dem guten Ungeheuer unter häufigen Tränen, welches wieder herzlich mit weinte und ihm erlaubte, nach Haus zu reisen, um die Seinigen zu trösten.

Dilldapp wollte schon abmarschieren, da nahm das gute Ungeheuer eine hübsche Serviette aus seinem Kasten und sagte: „Hier, mein lieber Dilldapp, nimm das Tüchlein mit dir; aber wenn es dir nicht gehen soll wie das erstemal, so hüte dich, zu dieser Serviette, ehe du bei deiner Mutter bist, zu sagen: ‚Tüchlein, Tüchlein, tu dich auf!‘“ Dilldapp versprach sein mögliches, steckte seine Serviette in die Tasche und begab sich auf die Reise. Als er aber an die Stelle kam, wo er bei seiner ersten Reise das „Auregakaure“ gesagt hatte, setzte er sich wieder nieder, zog die Serviette hervor, beschaute sie allerorten und sprach: „Ich will mich wohl hüten, ich sage nie zu dir: ‚Tüchlein, Tüchlein, tu dich auf!‘“ Kaum aber hatte er diese Worte gesagt, als die

Serviette sich von selbst ausbreitete und voller Geld und Edelsteine lag. Er steckte diese Kostbarkeit mitsamt der Serviette zu sich und kam bald darauf wieder in jenes Wirtshaus.

Der Wirt machte ihm tausend Bücklinge, und sooft Dilldapp von seinem Esel anfangen wollte, ließ ihn der Wirt nicht zu Wort kommen und sprach von seiner großen Ehrlichkeit, und daß in seinem Hause noch nie ein Heller sei gestohlen worden, worüber Dilldapp so treuherzig ward, daß er ihm abends vor dem Schlafengehen seine Serviette aufzuheben gab und ihn recht herzlich bat, nicht zu ihr zu sagen: „Tüchlein, Tüchlein, tu dich auf!" Der Wirt machte tausend Versicherungen, wünschte eine geruhsame Nacht, nahm die Serviette mit auf seine Stube, und das erste, was er tat, war, daß er sagte: „Tüchlein, Tüchlein, tu dich auf!" Da sich die Serviette auseinander breitete und er sie voll Geld fand, sprang er freudig in die Höhe und lief gleich nach seinem Schrank, um ein ähnliches Tellertuch herauszufinden, welches er dem Dilldapp mit dem seinen vertauschen wollte. Er hatte es kaum gefunden, als er an Dilldapps Kammer pochte und rief:

„Der Wind, der weht,
Der Hahn, der kräht,
Die Glocke schlägt drei,
Herr Dilldapp, hebt Euch von der Streu!"

Da machte sich Dilldapp auf, bezahlte wieder seine Rechnung, wie das vorige Mal, nur daß er statt dem Stallgeld für den Esel dieses Mal Preßgeld für das Tellertuch bezahlen mußte; denn der Wirt behauptete, daß er es die ganze Nacht gepreßt habe, damit es schön glatt sei. Dilldapp dankte tausendmal und machte sich auf den Weg.

Gegen Mittag kam er in die Stadt; er sah sich wieder rings um, ob ihm seine Schwester Saloppe nicht begegnet; aber er sah keine Saloppe auf der Straße, und als er in das Haus der Mutter kam, fand er sie und die jüngste Schwester Kontusche in bittern Tränen. „Ach, Frau Mutter", rief Dilldapp, „was weint Ihr?" und fing selbst herzlich an zu weinen. „Gewiß ist die arme Schwester Saloppe krank?" — „Lieber Dilldapp", sagte die Mutter, „du hast es geraten. Die arme Saloppe hatte,

nachdem die gute Andrienne in die weite Welt gegangen war, sehr viel zu tun; alles wollte nur Kleider nach ihrem Muster, und wir lebten nur von Saloppen. Endlich nahm das auch ein End', sie kam immer mehr in der Stadt in Abnahme und mußte jetzt auch auf das Land, wo sie ihr Leben bei den Pfarrersfrauen und Amtmannsfrauen noch vielleicht eine Zeitlang hinbringt; eben ist sie mit dem Kondukteur vom Postwagen abgereist, der sie bei der Frau eines Wagenmeisters unterbringen will. Das tut weh, so herabzukommen, da sie noch vor einem halben Jahr mit der Oberpostmeisterin öffentlich spazierenging; nun bin ich und deine Schwester Kontusche allein; sie ist klein und kurz und noch nicht so recht in der Mode, wie sollen wir nun leben?"

„Dafür ist gesorgt", sagte Dilldapp und zog sein Tellertüchlein aus dem Busen und legte es auf den Tisch. „Nun, Mutter, gebet acht", sagte er; „Tüchlein, Tüchlein, tu dich auf! Tüchlein, Tüchlein, tu dich auf!" und nochmals schrie er heftig das nämliche, riß endlich das Tellertuch auseinander, fand es aber leer und nichts drin als ein Loch und einen Fettfleck. Da fing er an zu weinen und zu klagen und erzählte der Mutter, wie er gewiß wieder von dem Wirte sei betrogen worden, der ihn schon um den Esel betrogen habe. Frau Schlender aber wollte nichts hören und griff nach der Elle. Da wußte Dilldapp, wieviel es geschlagen habe, nahm die Beine auf die Schultern und lief und lief wieder bis zu seinem guten Ungeheuer hin. Als dieses ihn so von ferne heranschleichen sah, wie einen Hund, der sich vor Prügeln fürchtet, weil er etwas angestellt hat, merkte es gleich, daß es nicht richtig mit ihm war, und rief ihm zu: „Komme nur her, du erbärmlicher Patron, ich weiß nicht, was mich noch abhält, dir so viel' Maulschellen zu geben, daß dein Kopf leuchtet wie eine Laterne, du Plaudermaul, du Gänseschnabel, du Entenpürzel, du Schnatterbüchse, du Klappermühle, du große Klocke, du Ausrufer, du Stadt- und Landtrompeter, du Knarre, du Schnarre! Warum hast du dein unvernünftiges Maul nicht halten können? Warum hast du im Wirtshause nicht geschwiegen? So hast du dummer Glockenklöppel gleich dein Geheimnis ausläuten müssen und dich und deine arme Mutter um ihr Glück geschwatzt." Dilldapp nickte bei jeder Beschuldigung des Un-

geheuers und sagte immer: „Ja, ja, Ihr habt ganz recht; ja, so geht's in der Welt; ja, dacht' ich's doch gleich" und so weiter, daß endlich das gute Ungeheuer über den guten Tölpel lachen mußte und ihn wieder in seine Dienste nahm.

Drei Jahre gingen abermals herum, da träumte es dem Dilldapp wieder, seine jüngste Schwester Kontusche komme in Verfall, und die gute Mutter werde in ihrem Alter ganz allein sein. Den Morgen nach diesem Traum fand ihn das Ungeheuer in bittern Tränen, und da es ihn fragte, sagte Dilldapp: „Soll das mich nicht jammern? Heute nacht ist es mir deutlich vorgekommen, als sei meine arme Mutter ganz allein, auch meine Schwester Kontusche hat sie nun verlassen müssen; nun wird die gute Frau Schlender keinen Menschen in ihren alten Tagen haben, der ihr die Augen zudrückt. Hu hu hu", weinte er fort, und das gute Ungeheuer weinte mit.

Als sie sich ein wenig verschluckst hatten, sprach das Ungeheuer: „Wohlan, Dilldapp, ich will es noch einmal mit dir versuchen; deine große Liebe zu deiner Mutter gefällt mir. Reise und werde glücklich! Hier hast du von mir einen schön geschnitzten Knüppel zum Angedenken, trage ihn dein lebelang; aber bedenke meine Worte; sage nie: ‚Knüppel auf!' oder ‚Knüppel ab!' zu ihm, sonst will ich dein Unglück nicht mit dir teilen." — „Laßt mich nur machen", erwiderte Dilldapp klug lächlend, „ich bin kein Kind mehr, auch braucht's keinen Nürnberger Trichter mehr, mir etwas in den Kopf zu bringen; ich weiß, wo Bartel Most holt und wo der Hase im Pfeffer liegt; es ist noch nicht aller Tage Abend" usw. Das Ungeheuer aber sagte: „Schwätze nicht, handle! Die Worte sind Weiber, die Taten Männer. Wenn der Rabe schwätzt, fällt ihm der Käs aus dem Schnabel, und der Fuchs frißt ihn; wenn die Katze mausen will, muß sie nicht miauzen" — und solche Sprichwörter mehr sagte das Ungeheuer, aber Dilldapp wartete sie nicht alle ab und lief, wie gewöhnlich, seines Wegs. Als er aber an die Stelle kam, wo er schon zweimal gegen das Gebot gehandelt hatte, juckte ihn die Haut, und er sagte: „Alle gute Dinge sind drei, ich muß hier den Knüppel probieren, damit ich weiß, wie ich ihn vor dem Wirt sichern soll", und sogleich sagte er: „Knüppel auf!" Aber wohl bekomm's,

Herr Dilldapp! Der Knüppel prügelte den Dilldapp ganz gewaltig aus, es flog ihm um die Schultern herum und gegen seinen dicken Kopf, als wenn es Prügel regnete, bis er endlich in seiner Herzensangst so klug war, „Knüppel ab“ zu sagen, auf welches Wort der Knüppel wieder ruhig zu seinen Füßen fiel.

Dilldapp hatte eine auserlesene Tracht Prügel erhalten, an der er schwerer zu tragen hatte als an dem Knüppel selbst, aber viel klüger war er nicht geworden; denn er dachte schon her und hin, wie er seinen Knüppel dem Wirt sicher zu bewahren geben sollte, damit diesem ja kein Schaden dadurch geschehe.

Unter diesen Gedanken kam er in das Wirtshaus, und der Wirt war so untertänig, daß er beide Flügel des Tores für ihn aufmachte. Er schätzte sich glücklich, den schätzbaren Herrn Dilldapp wieder unter seinem Dach zu haben, und war so voller Geschwätzigkeit, daß Dilldapp gar nicht zu Wort kommen konnte; denn er hörte gar nicht auf, die Sicherheit und Ehrlichkeit seines Hauses zu preisen, und als einen Beweis zeigte er ihm einen Schuhnagel und einen bleiernen Knopf, die vor Jahr und Tag ein durchreisender ungrischer Edelmann hier verloren habe, und die noch stets aufbewahrt würden, bis er sie wieder verlange. Dilldapp sperrte Maul und Ohren auf über die Redlichkeit und sagte: „Es ist recht brav, daß Sie die Sachen aufbewahren, da kann man sie doch wiederhaben; sein Sie so gut und bewahren Sie mir bis morgen früh diesen Knüppel, aber ich beschwöre Sie, sagen Sie nicht zu ihm: ‚Knüppel auf‘! denn das könnte Sie in Versuchung führen, diesen Knüppel länger bei sich zu behalten als nötig.“ — „Mein Herr“, sagte der Wirt, „Sie kennen mich schlecht, wenn Sie glauben, ich hätte nichts Besseres zu tun, als mich mit Knüppeln zu unterhalten; essen Sie und legen Sie sich ruhig zu Bett! Morgen früh um drei Uhr wecke ich Sie und mache Ihnen die Rechnung.“

Dilldapp aß und trank. Aber welche Freude! Als er in die Küche sah, erblickte er seine Schwester Kontusche bei der Frau Wirtin. Er bat sie sogleich zu sich zu Tisch und ließ auftragen, was das Haus vermochte. Nach Tisch erzählte sie ihm, daß auch sie, nachdem Saloppe auf das Land gemußt habe, nicht mehr lange in der Stadt geachtet worden sei, und daß dort jetzt lauter

tolle ausländische neue Moden seien; die Mutter habe müssen in ein Hospital gehen, und so sei sie hier in das Wirtshaus geraten. „Wer, Guckuck, hat euch denn nur so außer Nahrung gebracht?“ sagte Dilldapp. „Wer anders“, erwiderte Kontusche, „als die fatalen Franzosen, die bei uns regieren, und welche eigentlich uns selbst vor langen Jahren dahin gebracht haben; weil sie aber alle Augenblicke was Neues wollen, haben sie jetzt andre Personen in Schwung gebracht. Da wirst du bei uns jetzt eine Mademoiselle Chemisegrec, eine Mamselle Tunika, eine Mademoiselle Pelerine, Amazone, Hortense u. dgl. sehen.“ — „Die soll der Guckuck holen“, sagte Dilldapp, „warte nur, das soll anders werden, sobald ich hinkomme!“ So sprachen sie und gingen dann zu Bett.

Als alles ruhig war im Hause, schloß sich der neugierige Wirt ein, um nicht gestört zu werden; denn er fürchtete, Dilldapp möge ihm nicht trauen. Er machte Fenster und Laden zu und betrachtete den Knüppel von allen Seiten, und endlich sagte er: „Knüppel auf, Knüppel auf!“ Da begann ihm der Knüppel so schrecklich und ununterbrochen um den Kopf und die Schultern zu prügeln, daß er in ein mörderliches Geschrei ausbrach. Den Schlüssel konnte er nicht gleich finden, er trat die Türe auf und rannte wie unsinnig nach der Stube Dilldapps, und der Prügel klopfte immerzu. „Ach, Herr Dilldapp, bester Herr Dilldapp“, schrie er, „befreien Sie mich von dem Knüppel!“ Da rief Dilldapp: „Lassen Sie mich schlafen, ich bin müd!“ Aber der Wirt schrie immerfort, und das ganze Haus lief zusammen und bat für ihn. Da sagte Dilldapp: „Führen Sie mir vorerst meinen Esel Auregakaure mit Sattel und Zeug vor die Türe!“ Der Wirt, immer geprügelt, flog nach dem Stall und brachte den Esel und flehte wieder. Da sagte Dilldapp: „Jetzt bringen Sie mir auch mein Tüchlein Tu dich auf!“ O, wie geschwind war der Wirt mit dem Tüchlein da und flehte wieder. [Da sagte Dilldapp]: „Nun machen Sie mir wieder meine Rechnung!“ — „Ach, nichts, gar nichts sind Sie mir schuldig“, sagte der Wirt, „nur den Knüppel nehmen Sie mit, nur den Knüppel!“ Nun stieg Dilldapp auf den Auregakaure, nahm seine Schwester vor sich und steckte das Tellertuch ein und sagte: „Knüppel ab!“

Da flog ihm der Knüppel in die Hand, mit welchem er den Herrn Wirt grüßte und abritt.

Als Dilldapp mit seiner Schwester so fortritt, sprachen sie beide von ihren Schwestern, der Saloppe und der guten Andrienne, und wünschten sehr, daß sie auch bei ihnen sein möchten. Sie ritten aber keine halbe Stunde, da begegneten sie einem Karren voll Komödianten und Komödiantinnen, und mitten unter ihnen saßen Andrienne und Saloppe. Da sprach Dilldapp mit dem Schauspielherrn und wollte seine Schwestern von ihm loskaufen. Derselbe wollte sie aber auf keine Weise hergeben. Dilldapp aber rief nur: „Knüppel auf!" Da wurde der unbillige Schauspielherr von dem Knüppel so applaudiert, daß er Andrienne und Saloppe gern losließ, und da sagte Dilldapp „Knüppel ab!" und ließ ihn weiterfahren. Seine zwei Schwestern aber setzte er auf seinen Esel, stieg ab und führte das Tier. „Nun", sagte er, „müssen wir dran denken, euch andre Namen und ein andres Aussehn zu geben, damit ihr in der Stadt wieder in Aufnahme kommt." Er machte daher unter einer alten Eiche halt, ließ die Schwestern ins Gras sitzen und nahm sein Tüchlein heraus und sprach:

„Tüchlein, Tüchlein, tu dich auf,
Schick' mir vier teutsche Röcklein herauf!"

Da wurde das Tüchlein so dick wie ein Schneiderpack und faltete sich auseinander, und vier schöne ehrbare, züchtige Röcklein lagen drin und Schleier und Hauben und Kränzchen. Auf dem einen stand geschrieben „Fräulein Thusnelda", auf dem andern „Jungfer Siegelinde", auf dem dritten „Jungfer Else", auf dem letzten „Frau Utta". Diese Kleider legten seine Schwestern an, und Andrienne nannte sich Else, Saloppe Thusnelda und Kontusche Siegelinde. Man kannte sie nicht mehr, so waren sie verändert.

Sie saßen wieder auf dem Auregakaure und ritten gegen die Stadt. Da stand eine französische Schildwache und rief: „Qui vit[1]?" Aber Dilldapp antwortete: „Wir sind keine Kiebitzen, wir sind Deutsche", und somit schrie er:

[1] „Qui vive?" (franz.) = „Wer da?"

„Knüppel auf, Knüppel auf!
Bring' mir die Franzosen in Lauf,
Prügel die Mamsellen und Madamen
Wieder hin, woher sie kamen!"

Da entstand ein gewaltiger Spektakel in der Stadt; der Knüppel prügelte alles, was französisch war, hinaus, und da Dilldapp auf dem Turm ein deutsches Danklied blasen hörte, rief er: „Knüppel ab!" Da war der Knüppel gleich wieder bei ihm, und er zog unter großen Festivitäten ein, holte seine Mutter, Frau Schlender, aus dem Hospital, zog ihr das Frau-Utten-Kleid an, und sie nannte sich nachher Frau Utta. Dann nahm sie ihre Werkstatt wieder ein; Fräulein Thusnelda, Jungfer Siegelinde und Fräulein Else schneiderten drauflos, und alles kleidete sich nach ihrem Muster. Aber bald ward Hochzeit. Junker Herrmann heuratete Thusnelda, Herr Siegfried Siegelinden und Herr Dietrich die Else, Frau Utta aber den alten Herrn Hildebrand. Der machte ein Hochzeitslied, gar wohlgereimt. Darin hieß es:

„Ich, Herr Hildebrand,
Stell' den Spieß an die Mauer."

Schier hätte er gesagt: „Wand".

Dilldapp aber nahm den Namen „deutscher Michel" an und ließ den Auregakaure so viel Geld und Gut hervorbringen, daß alles in Lust und Ehren lebte. Über seiner Haustüre aber stand geschrieben:

„Kinder und Toren
Haben das Glück bei den Ohren."

Die fünf Söhne des Schulmeisters Klopfstock.

Es war einmal ein Schulmeister, der hieß Klopfstock und hatte fünf Söhne; der erste hieß Gripsgraps, der zweite hieß Pitschpatsch, der dritte hieß Piffpaff, der vierte hieß Pinkepank, der fünfte hieß Trilltrall. Der gute Klopfstock hatte seine Söhne sehr lieb und wollte sie gern etwas Recht's lernen lassen, aber bei ihm war Not in allen Ecken; das Dorf, wo er Schulmeister war, war abgebrannt und die Schule auch und die Bauern auch und die Schuljungen auch; er war mit seinen fünf Söhnen allein übriggeblieben.

Er setzte sich also auf einen Stein mitten in dem abgebrannten Dorf, und seine fünf Söhne traten um ihn her, und er sprach zu ihnen: „Herzliebe Jungen, ich bin plötzlich ein armer Mann geworden, und so gern ich euch zu gelehrten Leuten aufziehen wollte, fehlen mir doch alle Mittel dazu; denn erstens kann ein leerer Magen nicht viel Gelehrtes sagen, und zweitens sind mir alle meine Abcbücher in der Schule verbrannt. Ich muß euch daher in alle Welt schicken, daß ihr euch selbst etwas versucht; ihr seid schon große Burschе und müßt sehen, wo ihr Herren findet, denen ihr dienen, und bei denen ihr etwas lernen könnt. So lebet denn wohl, ein jeder folge seinem Beruf, und nach einem Jahr besucht mich wieder, da will ich euch examinieren, ob ihr etwas gelernt habt! Bis dahin will ich sehen, ob ich aus dem herumliegenden Holz mir wieder eine Hütte zusammengebaut habe, damit ich euch beherbergen kann." Da sagten die Söhne: „Wir wollten treulich tun, was du uns befohlen; aber du hast gesprochen: ‚Ein jeder folge seinem Beruf' — was ist dann nun der Beruf?" Da wußte der Schulmeister nicht gleich, was er

sagen sollte, was Beruf sei, und rieb sich lange die Stirn. Endlich sagte er: „Beruf kommt her von rufen; was euch ruft, das ist euer Beruf.“ Da fragten die Söhne wieder: „Aber Vater, was ruft uns dann?“ Und der Schulmeister sagte: „Euer Name ruft euch.“ Da sagten die Söhne wieder: „Ihr, Vater, heißt Klopfstock, Euer Name ist Klopfstock, was ist nun Euer Beruf?“ Da wurde der Vater ungeduldig und sagte: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn gelehrte Leute beantworten können; ja, mein Name ist Klopfstock, und mein Beruf ist Klopfstock, nämlich ich soll so dumme Narren mit dem Stocke recht ausklopfen.“ Und da nahm er seinen Stock und wollte seinen Söhnen einen Denkzettel mitgeben; aber sie nahmen die Beine auf die Schultern und liefen, so schnell sie konnten, davon.

Als sie ein Stück Wegs zurückgelegt hatten, war es Abend, und sie legten sich in einem Walde nieder und redeten davon, was doch jeder für einen Beruf haben möchte. Da hörten sie auf einmal Leute sprechen, die vorbeigingen. Einer sagte zum andern: „Viele Mühe hat es gekostet, bis wir hinaufkamen; dann ging es aber auch lustig, gripsgraps.“ — Kaum hatte Gripsgraps seinen Namen nennen hören, als er von seinen Brüdern aufsprang und zu ihnen sagte: „Gripsgraps heiß' ich, Gripsgraps ruft's mich, Gripsgraps ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf; übers Jahr sehen wir uns wieder beim Vater.“ Da sagten sie sich Lebewohl, und er eilte den Leuten nach, die von Gripsgraps gesprochen hatten.

Gegen Morgen hörte der jüngste Bruder Trilltrall die Vögel im Wald so trillern und trallern, da sagte er zu den andern: „Lebt wohl, lieben Brüder! Trilltrall heiß' ich, Trilltrall ruft's mich, Trilltrall ist mein Beruf, wozu Gott mich im Himmel schuf.“ Und da nahm er Abschied und lief tiefer in den Wald.

Als sie noch weiter gingen, kamen sie auf eine Wiese, da stand eine Menge Volks und schoß mit der Büchse nach der Scheibe, und das ging immer piff! und paff! Da sagte der eine Bruder: „Piffpaff heiß' ich, Piffpaff ruft's mich, Piffpaff ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf.“ Und da nahm er auch Abschied und ging zu den Schützen.

Die zwei andern gingen durch die Stadt, da hörten sie auf einmal „pinkepank, pinkepank“ klingen und guckten sich um. Da stand ein Apotheker und stieß im Mörser pinke pank, pinke pank. Da nahm der eine Bruder Abschied vom andern mit den Worten: „Pinkepank heiß' ich, Pinkepank ruft's mich, Pinkepank ist mein Beruf, wozu mich Gott im Himmel schuf“, und ging zum Apotheker.

Da war nun der Bruder Pitschpatsch allein, und da kam er an einen Fluß und wollte überfahren und rief den Schiffleuten jenseits zu: „Hol' über! Hol' über!“ Die setzten sich in den Kahn, und die Ruder gingen pitsch patsch, pitsch patsch; da sprang er freudig in den Kahn und sagte: „Pitschpatsch heiß' ich, Pitschpatsch ruft's mich, Pitschpatsch ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf“, und blieb bei den Schiffleuten.

Als das Jahr herum war, hatte sich der Schulmeister Klopfstock seine Hütte bereits wiederaufgebaut bei einem großen, schattigen Baum, und als der Tag herankam, an welchem seine Söhne wieder aus der Fremde kommen sollten, setzte er eine Schüssel voll Kartoffeln auf den Tisch und Bänke drum herum; da pochte es an der Türe, und vier seiner Söhne kamen anständig und wohlgekleidet herein, nur Trilltrall fehlte noch. Er umarmte sie alle vier und fragte, wo denn Trilltrall sei; da sprachen sie: „Der steht vor der Türe und schämt sich, weil er so häßlich aussieht.“ Da ging der Vater hinaus und sah den Trilltrall unter einem Baum stehen. Er sah ganz wild und lumpig aus, die Haare waren ihm so lang gewachsen, und er war ganz braun im Gesicht und redete kein Wort als „st! st! Still! Horch! Still!“ wozu er den Finger auf den Mund legte. Da sagte der Vater: „Laßt den armen Schelm stehen, er ist ein Narr geworden, wir wollen ihm hernach ein paar Kartoffeln hinausbringen, kommt und eßt!“ Da setzten sie sich zu Tisch und aßen, und der Vater fragte den ältesten: „Gripsgraps, was hast du gelernt in der Fremde?“ Da sagte er:

„Gripsgraps heiß' ich,
Gripsgraps rief's mich,
Gripsgraps ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

„Vater, ich habe lernen Gripsgraps machen und bin ein so geschickter Dieb, daß ich alles zu stehlen weiß, und läge es unter hundert Schlössern verschlossen! Auch kann ich mit zwei Dolchen an einem steilen Turm hinaufklettern wie auf einer Leiter!"

„O du unglücklicher Sohn!" rief der Vater aus. „Was für eine gottlose Kunst hast du gelernt! Ich bitte dich um Gottes willen, lege dich beizeiten auf etwas anderes, sonst wirst du lernen, ohne deine zwei Dolche an den lichten Galgen hinaufsteigen! Aber was hast du gelernt?" sagte er zu dem zweiten, und dieser sagte:

„Piffpaff heiß' ich,
Piffpaff rief's mich,
Piffpaff ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

„Ich bin zu den Schützen gekommen und habe so vortrefflich schießen gelernt, daß ich einer fliegenden Schwalbe das Aug' aus dem Kopf herausschießen kann."

„Das läßt sich hören", sagte der Vater, „das ist ein ehrliches Handwerk, da kannst du uns manchen Braten auf der Jagd schießen; Gott segne dich dafür!" Da sagte er zu dem dritten: „Was hast du dann erlernt?" Der antwortete:

„Pinkepank heiß' ich,
Pinkepank rief's mich,
Pinkepank ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

„Ich habe den Apotheker hören im Mörser pinkepank stoßen und bin ein Apotheker geworden und kenne ein Kräutchen, damit kann ich die Toten lebendig machen."

„Gelobt sei der Herr!" sagte der Vater. „Du hast etwas Herrliches erlernt; du kannst uns allen helfen, und wenn deine Kunst eintrifft, so sind wir die reichsten Leute auf der Welt." Nun fragte er den vierten: „Was hast denn du gelernt?" Der sagte:

„Pitschpatsch heiß' ich,
Pitschpatsch rief's mich,
Pitschpatsch ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

„Ich habe die Ruder der Schiffleute hören pitschpatsch im Wasser machen, und da bin ich ein Schiffer und Schiffbaumeister geworden und habe gelernt, ein Schifflein zu bauen, welches so geschwind fährt wie eine Schwalbe, die über das Wasser hinstreicht."

„Vortrefflich!" sagte der Schulmeister. „Du hast eine ehrbare, gute Kunst gelernt, und wir können einmal auf deinem Schiffe um die ganz alte Welt herumreisen und eine ganz neue Welt entdecken."

Nun rief der Schulmeister zur Türe hinaus: „Nun, Trilltrall, komme herein und esse und erzähle, was du Gutes in der Fremde gelernt hast! Ich glaube schier, du hast dich auf die Bärenhäuterei gelegt, weil du so wild und zottigt aussiehst."

Der gute Trilltrall aber sagte nichts und winkte immer mit der Hand „st! st!", sie sollten kein Geräusch machen. Darüber ärgerte sich der Vater und sagte zu seinen andern Söhnen: „Wir wollen nur fertig essen, der närrische Kerl weiß nicht, was er will." Nun aßen sie lustig auf, was da war, und erzählten sich, was sie alles mit ihren Künsten erringen wollten. Da patschte Trilltrall unter dem Baum auf einmal in die Hände und schrie aus: „Juchheisa! Viktoria! Nun ist alles richtig" und kam vergnügt in die Stube gesprungen.

„Was ist richtig? Ich glaube, in deinem Kopfe ist es nicht richtig", sagte der alte Klopfstock. „Pfui! wie siehst du aus! Wie die Erde so schwarz, man könnte auf dich ackern und säen, zu essen ist auch nichts mehr da, warum bist du nicht gekommen, als ich dich gerufen?" — „Seid nicht böse, Vater", erwiderte Trilltrall, „aber es ist doch alles richtig." — „Nun, womit ist es dann richtig?" fragte der Schulmeister ungeduldig. „Das will ich euch hernach erzählen", erwiderte Trilltrall, „erst muß ich essen; aber ich sehe, es ist nichts mehr da, und muß ich mich selbst umsehen." Da lief er zur Türe hinaus in des Schulmeisters Garten und kam mit einem großen Kohlkopf wieder, in den er wie in einen Apfel biß.

Der Vater und die Brüder mußten recht über ihn lachen, daß ihm der rohe Kohl so schmeckte. „Ja, du mein Gott", sprach Trilltrall, „man muß viel lernen auf der Welt, — ländlich, sitt-

lich", und auf einmal schnappte er mit dem Maule so heftig nach einer dicken Fliege, die durch die Stube schnurrte, daß er beinah den Tisch umgestoßen hätte. „Delikat!" sprach er. „Es war eine spanische, die erhitzt mir den Magen; da kann ich den Kohl besser vertragen. Habt ihr denn gar keine Spinnen hier, Vater?" — „Du Abscheu", sprach der Schulmeister, „willst du gar Spinnen essen?" — „Ihr wißt nicht, was gut ist, lieber Vater, weil Ihr es noch nicht versucht habt. Hat der heilige Johannes Heuschrecken in der Wüste gegessen, so wüßte ich nicht, warum ich so stolz sein sollte, die Spinnen zu verschmähen." Da sprach Klopfstock: „Nun, ich bin recht begierig, was du magst erlernt haben, ich glaube gar, das Einsiedlerhandwerk." —

„Du hast es beinahe getroffen, lieber Vater", erwiderte Trilltrall, „aber das lernt sich sehr leicht; nun hör'! Du sagtest, wir sollten unserm Beruf nachgehen, und ich fragte, was das sei; sagtest du: ‚Was euch ruft, das ist euer Beruf.' Wie ich nun durch den Wald ging und die tausend Vögel so trillern und trallern hörte, dachte ich:

„Trilltrall heiß' ich,
Trilltrall ruft's mich,
Trilltrall ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf",

und ging dem Gesang der Vögel immer weiter nach bis in den tiefen, tiefen Wald; und je dunkler und dichter der Wald ward, und je höher die Felsen, je lauter rief es mich, und je stärker ward mein Beruf; denn die Vögel trillerten und trallerten immer lebendiger, und da kam ich endlich an einen ganz einsamen, stillen Fleck, und da war ein hoher Fels und ein schöner Quell und ein recht angenehmer Rasenplatz, und ringsum standen die höchsten Eichen, Buchen, Birken, Linden, Tannen und Fichten durcheinander; und da es schon Abend war und die Sonne unterging, setzte ich mich an einen Eichenstamm dem Felsen gegenüber und zog das Stück Brot aus der Tasche, welches ich noch von dem übrig hatte, das Ihr jedem von uns mitgegeben, und aß. Nun kamen auf einmal eine ganz erstaunliche Menge Vögel scharenweis von allen Seiten angeflogen und nahmen von den großen Bäumen Besitz und fingen ein solches Trillern

und Trallern an, daß man hätte denken sollen, jedes Blättchen auf allen Bäumen fange an zu singen. Auf einmal aber geschah ein lautes Pfeifen dazwischen, und alle waren so plötzlich still, als wär' ihnen die Pfeiferei allen vor dem Schnabel auf einmal mit einem scharfen Messer abgeschnitten, grade so, als wenn du sonst in der Schule mit dem Bakel auf den Tisch schlugst und ‚Silentium!' riefst, liebster Vater. Und nun fing einer allein an zu pfeifen, und dann pfiffen alle mit, aber gar nicht durcheinander, sondern alle das Nämliche und sehr schön im Takt, und nach den verschiedenen Stimmen pfiffen sie die Melodie des Abendliedes: ‚Nun ruhen alle Wälder', worüber ich in das größte Erstaunen geriet und endlich leise anfing mitzupfeifen. Da sie den letzten Vers gepfiffen hatten, waren sie ein paar Minuten still, als beteten sie für sich, und dann war wieder ein ganz außerordentliches Gezwitscher durcheinander, als wünschten sich die Vögel gute Nacht, worauf sie auseinander in die verschiedene Bäume nach ihren Nestern flogen.

„Ich war durch diese wunderschöne und verständige Musik der Vögel ganz nachdenklich geworden und faßte den Entschluß, dort wohnen zu bleiben, bis ich ihren Gesang recht verstehen gelernt. Weil aber die Gegend sehr wild war, so wollte ich doch nicht die Nacht an der Erde zubringen, denn ich hörte manchmal in den Büschen rasseln, als wenn allerlei wilde Tiere da herumstreiften. Kaum war ich nun auf den Baum gestiegen, als ich von einem benachbarten Baum ein großes Tier herunterkommen sah, welches ich aber wegen der Nacht nicht recht erkennen konnte; es kroch auf allen vieren nach der Quelle und trank. Nun kam auch noch ein großes wildes Schwein, welches ich an seinem Grunzen erkannte, an das Wasser, und da es sich in dem Bach wälzen wollte, ärgerte sich das andere Tier und grunzte auch ein wenig, grade als wenn es mit ihm zanke, daß es ihm das Bächlein trüb mache. Das Schwein aber ließ sich nicht stören; da gab ihm das andere Tier eine ganz gewaltige Ohrfeige, so daß das Schwein mit großem Klaggeschrei in den Wald fortlief.

„Mit großem Erstaunen hatte ich dieses angesehen und war nicht wenig erschrocken, als das Tier gegen meinen Baum herkam

und auf ihn hinaufzuklettern begann. Ich zitterte am ganzen Leibe und dachte: ‚Ach, du mein Gott, was wird es mir erst für eine Ohrfeige geben!‘ In dieser großen Angst fing ich an, höher im Baum hinaufzuklettern; als das Tier nun meine Bewegung hörte, begann es zu bellen wie ein Hund und kroch immer hinter mir drein. Das Tier schien die Zweige des Baumes besser zu kennen als ich; denn es tat keinen Fehltritt und bellte immer hinter mir drein; ich aber kam immer auf dünnere Zweige, und auf einmal sah ich vor mir ein Paar große feurige Augen, es knappte eine Eule mit ihrem Schnabel gegen mich und schlug mit den Flügeln, und dicht hinter mir war das große bellende Tier. Ich wußte nicht mehr, wohin, um mich zu retten, der Ast brach unter mir, und — plumps! — fiel ich mit großem Gepraſſel von Zweig zu Zweig hinab an die Erde.

„Zum guten Glücke hatte ich mir keinen besondern Schaden getan; aber meine Angst war ganz entsetzlich, und ich hatte den Mut nicht, mich im mindesten zu rühren oder einen Laut von mir zu geben. Ich blieb ruhig liegen, wo ich hingefallen war, und lauerte ganz scharf, ob das schreckliche Tier mir nachkommen würde. Es kam aber nicht, bellte nur noch eine Zeitlang hinter mir her und wurde hernach ganz ruhig. Da aber durch das Herumkriechen in dem Baum die Vögel aufrühreriſch geworden waren, so hörte ich hie und da ein Gepfeife in den Bäumen und einen, der sehr seltsam pfiff, wie ich noch nie etwas gehört; sodann wurden sie alle nach und nach stille.

„Ich rührte mich nicht und hörte nach einer Weile ein ganz entsetzliches Schnarchen, als wann man Holz säge. ‚Ach‘, dachte ich, ‚was muß das Tier für ein abscheulich großes Maul haben, das so gewaltig schnarchen kann!‘ Nun ging der Mond über dem Walde auf und goß seinen wunderbaren Glanz durch die Bäume; da blickte ich mit Angst in das Gelaube des Baumes hinein, von dem ich gefallen war, um etwa zu erkennen, wie das Tier aussehe, weil ich in meinem Leben nichts von einem Tiere gehört hatte, das einem Wildschwein eine Ohrfeige gäbe und dann wie ein Hund bellend in den Bäumen herumlaufe. Bald sah ich seinen schwarzen Schatten in einem Astwinkel liegen, wo es schnarchte, aber es wehten so lange Haare um es herum, daß

ich es nicht erkennen konnte. Indem ich so hinaufsah, hatte ich einen neuen Schrecken: das Tier streckte sich und gähnte ganz entsetzlich ‚Uah, uah' und nieste so heftig, daß die Eicheln wie ein Hagelwetter mir auf die Nase rasselten. Aber ich wagte nicht, mich zu rühren, und wie groß war mein Erstaunen, als ich das Tier auf einmal mit lauter und heller Stimme folgendes schöne Lied singen hörte:

„Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall,
Laß deine Stimme mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen!
Komm, komm und lob' den Schöpfer dein,
Weil andre Vöglein schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen;
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

„Obschon ist hin der Sonnenschein
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt' und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Lobe zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

„Echo, der wilde Widerhall,
Will sein bei diesem Freudenschall
Und lässet sich auch hören,
Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf betören.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

„Die Sterne, die am Himmel stehn,
Sich lassen zum Lob Gottes sehn

Und Ehre ihm beweisen;
Die Eul' auch, die nicht singen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie Gott auch tut preisen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

„Nur her, mein liebstes Vögelein!
Wir wollen nicht die Faulsten sein
Und schlafend liegen bleiben,
Vielmehr, bis daß die Morgenröt'
Erfreuet diese Wälder-Öd',
In Gottes Lob vertreiben.
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.'"

„Ei, das war sein Lebtag kein wildes Tier, welches dieses Lied sang!" rief da der Schulmeister Klopfstock aus, und Trilltrall sagte: „Ihr habt gut reden, lieber Vater! Ihr habt es nicht gesehen auf allen vieren ans Wasser kriechen, dem Wildschwein die Ohrfeige geben und dann auf dem Baum herumbellen; freilich, als es das schöne fromme Lied so recht aus Herzensgrund durch den Baum sang, in welchen der Mond hineinschien wie in eine schöne Kirche, und als Echo, der wilde Widerhall, und die liebe Frau Nachtigall auch sangen zu diesem Freudenschall und der Quell lieblicher rauschte und der Wald andächtiger lauschte, da zogen die Wölkchen am Himmel nicht mehr so schnell, und der Mond ward noch einmal so hell, und alle meine Angst besänftigte sich; meine Seele, welche gewesen war wie ein Meer, in welches ein großer Felsen hineinstürzte, verwirrt und trüb voll widerschlagenden Wellen, wurde nach dem ersten Verse schon wie ein See, in den ein Fisch, den ein Geier herausgeraubt, frisch und gesund wieder hineinfällt, und nach dem zweiten Vers wie ein See, auf welchen ein singender Schwan niederfliegt, der schimmernde Gleise zieht, und nach dem dritten Vers wie ein See, in welchen eine vorüberreisende Taube ein Zweig-

lein von dem friedlichen Ölbaum fallen läßt, und nach dem vierten Vers wie ein See, in den ein vorüberziehendes Lüftlein ein Rosenblatt weht, und nach dem fünften Vers war es mir, als sei ich wie ein müdes Bienlein, das über den See fliegen wollte und gar nicht weiter könnte und in großer Angst war, da es zum Wasser herabfiel, auf dieses Rosenblatt gefallen, und als schiffe ich sicher und ruhig auf dem Rosenblättlein hinüber und lande jenseits in einem blumenvollen Garten, aus dem mir die Nachtigallen entgegenschmetterten: Mein Herz war so ruhig wie ein Spiegel, in dem sich der Mond anschaut, und vor dem der Friede sang:

„‚Ach, hört das süße Lallen
Der kleinen Nachtigallen!‘“

Nach diesen Worten sagte Gripsgraps: „Du bist doch ein recht närrischer Kerl, mein lieber Trilltrall! Du siehst so zottigt aus wie ein Zeiselbär und sprichst dabei wie Honig so süß; warum sagst du nicht, es sei dir so ängstlich gewesen als mir, da ich zum erstenmal Gripsgraps machte?“ — „So war mir es nicht“, sagte Trilltrall, „denn ich hatte nichts Böses getan; ach, lieber Gripsgraps, du hast ein schlimmes Handwerk, aber ich hoffe, wir werden es bald nicht mehr nötig haben.“ — „Gott gebe es!“ sagte Gripsgraps und ward ganz ernsthaft.

„Ich kann mir recht denken“, sagte Piffpaff, „wie dir am Anfang bange war; es war dir gewiß so wie mir damals, als ich mich verschworen hatte, einem schlafenden Kind einen Apfel aus der Hand zu schießen, den ihm seine Mutter geschenkt hatte. Der Apfel hatte so rote Bäckchen wie es selbst, und es hatte ihn darum an sein Herz gedrückt. Ach, wie war ich in Ängsten! Aber ich konnte es nicht lassen, ich mußte schießen, ich zitterte am ganzen Leibe, ich drückte los, paff! da lag das Kind, und ich stürzte auch mit dem Bogen zusammen. Es war mir, als falle ein Berg auf mich; aber wie war mir's, da das Kind mich an den Locken zupfte und vor mir stand und weinend sagte: ‚Nun mußt du mir einen andern Apfel geben, du hast einen Pfeil meinem Apfel durch die roten Bäckchen geschossen; ach, mein Apfel, mein Apfel!‘ — O, so selig war da niemand wie ich, als es mir den von dem Pfeil durchspießten Apfel reichte. Seht, da trag' ich

ihn zum ewigen Angedenken in meinem Köcher!“ Piffpaff zog den Apfel mit dem Pfeile aus dem Köcher, und die Tränen standen ihm dabei in den Augen. Trilltrall umarmte ihn und sprach: „Es freut mich sehr, lieber Bruder, daß deine frevelhafte Kühnheit dich so reut; aber es war mir nicht wie dir damals, denn du hattest dich zu einem abscheulichen Wagstück entschlossen. Ach, du treibst ein sehr gefährliches Handwerk, wenn du solchem bösen Gelüsten nachgibst; aber ich hoffe, du wirst es bald nicht mehr nötig haben.“ Da wurde Piffpaff ganz rot und sprach: „Ich will so etwas nie wieder tun, drum trage ich diesen Pfeil mit dem Apfel immer in meinem Köcher“, und nun schob er diesen Pfeil wieder zu den andern Pfeilen.

„Ich kann mir deine Angst recht denken“, sagte Pinkepank, „es muß dir grade gewesen sein wie mir in der Apotheke. Da sollte ich einmal Pillen machen für eine kranke Mutter, deren Kind zu mir kam und sprach: ‚Ach, lieber Herr Subjekt[1], gebe Er mir etwas recht Gutes und Süßes für die Mutter, das ihr gut schmeckt und sie recht bald gesund macht; denn wenn sie nicht bald gesund wird, so kann sie nicht spinnen, und wenn sie nicht spinnt, kriegt sie kein Garn, und wenn sie kein Garn kriegt, kann ich und die Schwestern keine Strümpfe stricken, und können wir keine Strümpfe stricken, so können wir keine verkaufen, und können wir keine Strümpfe verkaufen, so kriegen wir kein Geld, und kriegen wir kein Geld, so kann die Mutter kein Brot kaufen und müssen alle verhungern.‘ Da wollte ich dem Kind etwas recht Gutes geben und griff unter den Arzneibüchsen hin und her und holte weißen Zucker aus einer Büchse, in dem rollte ich die Pillen hin und her und gab sie dem Kind und ließ es selbst eine Messerspitze voll ablecken, worauf es sagte: ‚Ach, das ist süß, das wird der Mutter sehr gut schmecken. Wenn sie gesund wird, Herr Subjekt, will ich Ihm ein Paar Strümpfe mit roten Blumenzwickeln und oben einen Sternenrand drum stricken‘, worauf es fröhlich der Apotheke hinauslief. Als ich die Büchsen wieder an ihre Stelle ordnen wollte — o du allmächtiger Gott, in welches Elend kam ich! Ich las, daß auf der Büchse, aus der ich geglaubt hatte,

[1] Früher gebräuchliche Bezeichnung für den Gehilfen in der Apotheke.

weißen Zucker zu nehmen, mit großen Buchstaben stand: ‚Bleizucker', welches ein weißes Gift ist, das ganz wie Zucker aussieht. Wie ein Rasender stürzte ich der Türe hinaus und rannte durch alle Straßen nach dem Kind und fragte überall nach dem Kind, denn ich wußte nicht, wo es wohnte, ach! und niemand hatte es gesehen; ich konnte es nicht finden. ‚Jetzt wird die Mutter die Pillen schon gegessen haben und gestorben sein von dem Gift', dachte ich, ‚und das Kind wird auch gestorben sein, dem ich eine Messerspitze voll davon gab.' In solcher Verzweiflung rannte ich zum Tor hinaus und kam an eine kleine, verfallene Kapelle; allerlei wilde Kräuter wuchsen um den kleinen, zerbrochnen Altar, der drin vor einem Kreuz stand. Wie ein Verzweifelter kniete ich da nieder und rang die Hände und betete zu Gott, er möge sich meiner erbarmen und möge die arme Mutter und das Kind am Leben erhalten. Indem ich so betete, raschelte neben mir etwas in den Kräutern, und ich sah da eine Eidechse, die auf einem Stein lag und sich hin und her wand, als habe sie große Schmerzen, und andere kleine Eidechschen saßen um sie herum, als wären sie sehr traurig. Ach, da fiel mir die Mutter mit den Kindern wieder recht in die Seele, und als die kranke Eidechse auf einmal ganz still wurde und tot von dem Stein herabfiel, schrie ich: ‚O weh', jetzt ist sie tot, ach, die gute Mutter, der ich aus Unachtsamkeit Gift statt Zucker geschickt, ist jetzt gewiß tot!' Und da betete ich wieder recht innig zu Gott. Sieh, da raschelte es an der andern Seite, und ich sah die kleinen Eidechsen Blätter von einem Kraute abbeißen, welches da in großer Menge wuchs, und sah, daß sie mit den Blättern zu der toten Eidechse hinliefen und ihr Saft davon in den Mund flößten, und sah, daß die tote Eidechse davon wieder lebendig wurde und frisch und gesund davonlief und die Jungen hinter ihr drein. Wie ein Blitz lief es mir durch die Seele, ich wollte die Mutter aufsuchen, und wann sie auch schon begraben wäre, so wollte ich sie wieder mit diesem Kraut lebendig machen. Ich nahm viel von dem Kraut und lief schnell in die Stadt zurück und fragte von Haus zu Haus, konnte sie aber nirgend finden. Als ich am andern Tore endlich bei dem Torwärter fragte, sagte er mir, daß heute morgen ein solches Kind, wie ich gesagt, vom Lande in die

Stadt gekommen sei und ihn nach der Apotheke gefragt habe, daß es auch bald wieder hinausgegangen sei, aber daß er nicht wisse, wohin. Da war meine Angst wieder so groß als vorher, und ich lief nach der Apotheke zurück und wollte nun auch von dem nämlichen Gifte essen, um zu sterben, und stürzte nach der Büchse hin und riß sie auf und aß in der Verzweiflung alles, was drin war; aber auf einmal kam der Apotheker heraus, mit einer großen Süßholzwurzel in der Hand, und kriegte mich beim Schopfe zu fassen und prügelte mich ganz abscheulich und rief immer dabei: ‚O du naschhafter Zuckerlecker, da hast du auch Süßholz dazu, du Bengel! Erst laufst du den ganzen Tag auf der Straße herum und kömmst abends nach Haus und frißt mir noch dazu die Zuckerbüchse aus, da nimm Süßholz, Süßholz dazu!‘ und dabei prügelte er immer darauf los. Ich aber rief immer dazu: ‚O, Herr Prinzipal, schlagen Sie mich tot, um Gottes willen, schlagen Sie mich tot, wenn das Gift mich nicht schon umbringt!‘ Der Herr Prinzipal aber war schon ganz müd und sprach: ‚Was redest du von Gift, du Narr?‘ — ‚Ei‘, sagte ich, ‚war denn kein Bleizucker in der Büchse? Es steht ja drauf geschrieben?‘ — ‚Nein, es war Zucker drin‘, sagte der Prinzipal, ‚ich werde dir Bleizucker dahin stellen, du unachtsames Naschmaul, daß du mir die Leute vergiftest! Ich habe alle solche Sachen unter Schloß und Riegel liegen, damit kein Unglück geschieht, und in allen Büchsen, wo hier ‚Gift‘ drauf geschrieben steht, ist nichts als weißer Zucker, damit ihr mir das Naschen sein lasset.‘

„Ihr könnt euch mein Entzücken denken bei dieser Nachricht. Ich kriegte meinen Prinzipal bei den Ohren zu fassen und küßte und drückte ihn vieltausendmal und tanzte wie ein Narr mit ihm in der Apotheke herum, so daß er anfing, um Hülfe zu rufen, weil er glaubte, ich sei rasend geworden. Da kam die Apothekerin herzugelaufen und schlug die Hände über dem Kopf zusammen über den Spektakel, und der Mann schrie ihr zu: ‚O Quassia, liebe Quassia, gib ihm Süßholz!‘ Da nahm die Frau Quassia die Süßholzwurzel wieder und prügelte auf mich los, so erbärmlich, daß ich den Prinzipal fahren ließ und so in der Apotheke herumsprang, daß alle Büchsen auf den Brettern tanzten und

die Mörser zu klingeln anfingen. Bratsch! fiel eine große Flasche mit Julep[1] an die Erde und eine andere mit Oxymel simplex[1] hintennach. Sie ließen mich los und eilten, ferneres Unglück zu verhüten. Ich aber rannte so gegen die Türe, daß ich alle Fenster einstieß und den König Salomo, der als Schild an der Türe stand, über den Haufen rannte. Wie unsinnig flog ich der Stadt hinaus nach der kleinen Kapelle und kniete nieder vor dem Altar und betete die ganze Nacht, bis ich vor Ermüdung einschlief.

„Am andern Morgen konnte ich vor dem vielen genossenen Süßholz meinen Rücken kaum bewegen; da nahm ich von dem Kraut, was neben mir wuchs, und rieb mir den Rücken mit, und auf einmal war ich frisch und gesund. Da betrachtete ich das Kraut recht genau und nahm mir Samen davon mit und Blätter und spazierte fort in die Welt hinein.

„Als ich einige Tage fortgezogen war, kam ich in einen Wald; da hörte ich ein Kind außerordentlich weinen. Ich ging nach der Gegend hin, und da sah ich dasselbe kleine Mägdlein an der Erde sitzen und an einem großen Strumpfe stricken und immer dazu weinen. Ich trat näher und sah, daß es einen kleinen Hund im Schoße liegen hatte und bitterlich auf ihn nieder weinte. ‚Liebes Kind', sagte ich, ‚ach, die Mutter ist gewiß gestorben, weil du so weinst?' Da sprang aber das Mägdlein auf und sprach: ‚Ach, mein lieber Herr Subjekt, die Mutter ist frisch und gesund von Seinen guten Pillen, und die Strümpfe für Ihn sind auch gleich fertig; ich habe Tag und Nacht gestrickt; seh Er die schönen roten Zwickel!' — und da breitete sie einen fertigen Strumpf vor mir aus. ‚Ziehe Er den nur gleich an, indes stricke ich den andern fertig.' Ich setzte mich hin, den Strumpf anzuziehen, und während ich meine Schuhe auszog und den Staub herausschüttelte, fragte ich: ‚Aber Kind, warum hast du denn so geweint?' Da fing die Kleine, die über meiner Ankunft ihren Kummer vergessen hatte, wieder an zu weinen und sagte: ‚Ach, lieber Herr Subjekt, ich wollte zu Ihm in die Stadt und wollte Ihm danken und Ihm die Strümpfe bringen — den einen

[1] Zwei früher gebräuchliche wohlschmeckende Arzneimittel.

wollt' ich unterwegens fertig stricken — da nahm ich auch unser treues Hündchen Wackerlos mit, das krank war, und wollte Ihn bitten, Er solle dem Hündchen doch eine von seinen Pillen geben, ich wollte Ihm ein Paar Winterhandschuhe von Seidenhasenhaaren dafür stricken. Ach, und denke Er sich, als ich bis hierher kam, wollte das treue Hündchen Wackerlos nicht mehr fort. Ich nahm es auf meinen Schoß und setzte mich hier hin, und da sah es mich traurig an und wedelte ein bißchen mit dem Schwanz und streckte sich, ach, und jetzt ist es still und ist tot. Ach, wäre Er nur eher gekommen, da hätte Er ihm vielleicht helfen können, aber jetzt geht es wohl nicht mehr?' Dabei sah mich das gute Mägdlein in großen Sorgen an, ich aber hatte den einen Strumpf schon angezogen und sprach: ‚Wir wollen es versuchen, liebes Kind!' Da brachte sie mir das Hündlein Wackerlos geschwind herbei; ich nahm von meinen Kräutern und drückte ihm Saft davon in den Mund, da tat es die Augen auf; noch ein wenig Saft, da wedelte es ein bißchen mit dem Schwanz; noch ein wenig Saft, da leckte es mir die Hände und sprang an dem guten Mägdlein freudig in die Höhe, welches gar nicht aufhören konnte, mir zu danken. Aber schnell setzte es sich hin und strickte den Strumpf aus, während das Hündchen Wackerlos mir alle seine Künste vormachte, Apportieren, Suchverloren, Aufwarten, Bitten, Schildwachstehen, über den Stock springen, wie spricht der Hund, Tanzen, sich tot stellen, nach welchem letzten Kunststück das Hündchen immer zu mir kam und mir die Hände leckte, um mir zu danken, daß ich es lebendig gemacht. ‚Nun bin ich fertig', sprach das Mägdlein und rief den Wackerlos, und der mußte mir den Strumpf bringen. Ich zog diesen Strumpf auch an, und diese Strümpfe stehn mir recht hübsch, an Sonn- und Feiertägen werdet ihr sie an meinen Beinen sehen. Darauf brachte mich das Mägdlein zu seiner Mutter, die mir nochmals sehr dankte, den andern Tag aber machte ich mich auf die Reise hierher und habe unterwegs noch einige Menschen wieder lebendig gemacht mit meinem Kraut."

„Nun", sprach Trilltrall, „deine Geschichte, lieber Pinkepank, war sehr rührend, aber meine Angst und Überraschung war doch ganz anders als die deinige in der Apotheke; denn du

hattest ein böses Gewissen und glaubtest, durch Unachtsamkeit jemanden vergiftet zu haben, der Hülfe bei dir suchte. Aber ich bin versichert, so etwas wird dir nie mehr geschehen." — „Gewiß nicht", sagte Pinkepank, „die große Angst und das viele Süßholz haben mich auf ewig gewarnt."

„Alle die Brüder", begann nun Pitschpatsch, „haben von großer Angst geredet, um sie mit deinem Schrecken vor dem vermeinten wilden Tier zu vergleichen; so muß ich auch einmal einen rechten Schrecken von mir erzählen. Ich fuhr einstens in einem kleinen Boote auf das Meer hinaus, zu fischen, und ein anderer Fischer, ein sehr rauher und harter Mann, den ich kannte, war auch ausgefahren; ich konnte sein Boot von weitem erkennen. Ich warf mein Netz aus und tat einen guten Fang; besonders war ein großer Fisch dabei, der sich sehr wehrte und mit dem Schwanze um sich schlug; ich gab ihm deswegen eins mit dem Ruder auf den Kopf und schnitt ihm den Bauch auf. Stellt euch meine Verwunderung vor, als ich einen schönen goldnen Ring in seinem Magen fand! Ich steckte ihn freudig an den Finger und wollte eben mein Netz zum zweitenmal auswerfen, als ich zwischen meinem Schiffchen und dem des andern Fischers das Meer große Wellen hervorwerfen sah, aus welchem Strudel ein Meerfräulein hervortauchte, das schöne, lange, grüne Haare hatte und ein goldnes Perlenkränzlein auf dem Haupt und eine Menge Muschlen und Korallen um den Hals; es rang die Hände und weinte sehr beweglich; ich sah, daß es sich dem Boote des bösen Schiffers näherte, und weil ich schon ahndete, daß das arme Meerfräulein nichts Gutes bei ihm zu erwarten habe, ruderte ich gegen jenen Schiffer zu. Aber ich hatte ihn noch nicht erreicht, als er dem Meerfräulein, welches weinend gegen sein Schiff schwamm, einen kleinen Spieß, den er, um Walfische zu töten, bei sich führte, in die Seite warf. Die arme Meerfräulein stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und wollte untertauchen, aber sie konnte nicht mehr recht schwimmen, weil sie verwundet war, und wendete sich nun nach meinem Boote, das ich ihm mit angestrengtem Ruderschlag entgegentrieb. Der böse Schiffer fuhr mit ebenso großer Gewalt hinter ihr drein. Schon war sie meinem Schifflein nah und streckte die Arme, um Rettung

flehend, gegen mich aus, und ich sah das rote Blut aus ihrer Wunde rieseln und sich mit dem Meerwasser vermischen, da rief sie aus: ‚Ach, um des allmächtigen Gottes willen, vor welchem auch du mein Bruder bist, flehe ich dich an, rette mir mein junges Leben!‘ Da tat sie mir so leid, daß ich sie in mein Boot hereinzog und sie zu meinen Füßen bettete; aber nun war mir der böse Schiffer auch schon so nahe gekommen, daß ich ihm nicht mehr entfliehen konnte. ‚Pitschpatsch‘, rief er aus, ‚gib mir mein Meerfräulein, oder ich schlage dich mit dem Ruder tot!‘ — ‚Ich kann dir sie nicht geben‘, antwortete ich, ‚denn sie hat eine Zuflucht im Namen Gottes bei mir gesucht, und ich habe ihr meinen Schutz im Namen Gottes versprochen; auch hast du kein Recht an sie, da du sie nur verwundet, ich aber sie gefangen.‘ Hier kamen wir in einen heftigen Streit, während welchem unsre aneinandergehäkten Schiffe von einem heftigen Sturm in die offene See getrieben wurden. Ich bot dem bösen Schiffer meinen ganzen Fischzug für das Meerweib, er verlangte immer mehr; er wollte auch mein Netz und endlich mein Boot, und wenn ich sagte: ‚Ach, das kann ich nicht‘, so wimmerte das Meerfräulein immer zu meinen Füßen: ‚Gib, gib, um Gottes willen, gib!‘ So gestand ich auch dieses zu. Nun trieb uns der Wind gegen eine Sandbank, und da stieß mich der böse Fischer aus meinem Boot hinaus und warf mir die arme Meerfräulein nach. Ich flehte ihn um Gottes willen an, er möge mich hier nicht zurücklassen, ohne Fahrzeug, mitten im weiten Meer, auf der wüsten Sandbank, er wollte mich aber nicht mitnehmen, es sei dann, daß ich ihm den Ring geben wolle, den er an meinem Finger glänzen sah; es war derselbe, welchen ich in dem Fisch gefunden. Schon war ich im Begriff, ihm den Ring zu übergeben, als die Meerfräulein heftig ausschrie: ‚Mein Ring, mein Ring! Um Gottes willen mein Ring!‘ und sich nach mir aufrichtete und mir den Ring entriß. Da wollte der böse Schiffer nach ihr schlagen, aber ich trat ihm entgegen, und wir rangen miteinander; er war viel stärker als ich und warf mich zu Boden. Da rieb das Meerfräulein den Ring heftig und schrie in die See hinein mit einer Stimme, scharf wie die Waffe eines Schwertfisches:

‚Korali, hilf, Mord und Weh!
Margaris stirbt über See!‘

„Da hoben sich die Wellen haushoch und schlugen über die Sandbank hin, und eine Welle riß den bösen Schiffer, der mir eben mit seinem Ruder die Brust einstoßen wollte, von mir weg und schleuderte ihn weit in die Wogen hinaus; auch beide Boote wurden fortgerissen, und die See beruhigte sich wieder. Nun saß ich mit der verwundeten Meerfräulein einsam und allein auf der Sandbank, keine Hülfe nah und fern; die Nacht kam heran, ich sah kein Land ringsumher, und mein Tod war gewiß. ‚Unglückselige Meerfräulein‘, sprach ich, ‚in welches Elend hast du mich gebracht! Ohne Boot muß ich hier verhungern oder von den Wellen verschlungen werden um deinetwillen; und wenn du noch ein Mensch wärest! Aber dein Leib, der sich von den Hüften hinab in einen schuppichten Fischschwanz verwandelt, machet mich schaudern, wenn ich dich ansehe.‘ — ‚O, du armer Pitschpatsch‘, sagte sie, ‚ärgere dich nicht, daß du menschlich an mir gehandelt hast; und was meinen Leib angeht, so bedenke, daß mir deine gespaltenen nackten Beine, die in der Mitte geknickt sind, auch eben nicht sehr schön vorkommen; tue lieber das Gute, was du mir erwiesen, ganz: ziehe mir den Speer aus der Wunde und sauge mir das Blut aus und verbinde mich!‘ Ich fand ihre Worte recht vernünftig und tat, was sie von mir begehrte. Während ich das Blut aus ihrer Wunde sog und sie verband, sang sie mit einer bezaubernd lieblichen Stimme:

„‚Süß ist mein Blut, süß ist mein Blut,
Nun wird dir das Meer nicht mehr bitter sein;
Auf stiller und auf wilder Flut
Wirst du nun der seligste Ritter sein;
Du wirst schwimmen, segeln, tauchen,
Wirst kein Schiff, kein Ruder brauchen.
Zu Füßen dir der Sturm sich schmiegt,
Und deinen Winken folgt Welle und Wind,
Das weite Meer so treu dich wiegt,
Als eine Mutter je wiegt ihr Kind.
Wer aus Meerweibs Wunden trinket,
Nimmer dem sein Schifflein sinket.‘

„Ihr Gesang war so lieblich und rann mir wie ein süßes Bächlein durch das Ohr, und ums Herz ward mir so kühl, als wenn man im heißen Sommer in klaren Wellen sich badet. Da zerrannen mir alle Gedanken, und mir war, als sänke ich immer tiefer und tiefer hinab. Ich war entschlafen, und die Meerfräulein zog mich durch die Wellen hinab, und ich konnte drin atmen wie in blauer Himmelsluft; da sah ich den Leib des bösen Schiffers in den Zweigen eines roten Korallenbaums hängen, und häßliche Meerungeheuer fraßen sein Herz. Als wir auf den Grund des Meeres kamen, pochte die Meerfräulein an einer Türe von Perlenmutter an und rief:

„‚Korali, auf! tue auf die Tür!
Margaris, deine Braut, ist hier.‘

„Da antwortete der Meermann:

‚Ich tu' nicht auf das Perlentor,
Margaris meinen Ring verlor.‘

Meerfräulein:

Ich bring' den Ring, den Schiffer auch,
Der ihn gefunden in Fisches Bauch.

Meermann:

Den Fischer schlag' ich mit Steinen tot
Und häng' ihn in die Korallen rot.

Meerfräulein:

Er hat gegeben sein Ruder und Netz,
Daß er mich wieder in Freiheit setz'.

Meermann:

So geb' ich ihm Ruder und Netz so gut,
Das Fehlschlag nie, noch Fehlzug tut.

Meerfräulein:

Er hat gegeben sein Fischerboot,
Zu retten mich aus Todesnot.

Meermann:

So lehr' ich ihn bauen ein solches Schiff,
Das fährt über Sand und Felsenriff.

Meerfräulein:

Aus meiner Wunde saugte sein Mund
Das süße Blut, da ward ich gesund.

Meermann:
So soll er nun atmen in bitterm Meer,
Als ob es die lichtblaue Himmelsluft wär'.

„Nun machte der Meermann das Perlenmuttertor auf und umarmte seine Braut sehr freundlich, aber sie mußte ihm vorher den Ring zeigen, den sie nachlässig von jenem Fische hatte verschlingen lassen, in dessen Leibe ich ihn wiederfand. Der Meermann verwies ihr ihre Nachlässigkeit und sagte ihr: ‚Dieser Ring ist bezaubert, und hättest du ihn nicht wiedergebracht, so wäre ich gestorben.' Als sie ihm aber erzählte, welche große Schmerzen und Angst sie ausgestanden, mußte der gute Meermann vor großer Teilnahme weinen und erwies ihr tausend Gutes. Mir dankte er nun recht von Herzen und gab mir alles, was er mir versprochen, erstens ein Ruder ganz von Fisch-Schildkrot und Perlenmutter, das einen nie müde macht, sondern je mehr man rudert, desto kräftiger; zweitens ein Netz von grünen Meerfräuleinshaaren, in das die Fische mit der größten Freude hineinspringen; dann baute er mir ein Schiff aus Binsen, mit Fischhaut überzogen und mit beweglichen Floßfedern wie ein Fisch und so leicht, daß es wie eine Schwalbe über das Wasser streift. Die Gabe aber, unter dem Wasser wie auf der Erde zu leben, habe ich, seit ich die Wunden der Meerfräulein aussaugte.

„Als er mir alles das geschenkt hatte, wollte er, ich sollte auf seiner Hochzeit bleiben, aber ich sagte ihm, daß der Tag herannahe, an dem ich meinen Vater besuchen müsse, und da sagte er: ‚Das geht freilich vor', und legte mir noch die schönsten Muscheln, Perlen und Korallen in das Schiff, und ich mußte mich hineinsetzen, er aber und das Meerfräulein faßten es an beiden Seiten, und so stieg es leise, leise mit mir dem lieben Sonnenlicht entgegen. Das Schifflein kam an einem ganz einsamen, von Gebüschen versteckten Felswinkel an die Oberfläche des Wassers, der Meermann und seine Braut umarmten mich mit Tränen und baten mich, wenn ihnen Gott ein kleines Meersöhnchen schenke, sein Taufpate zu werden. Ich versprach es ihnen von Herzen, wenn sie es mir anzeigen wollten, worauf sie unter den freundlichsten Versicherungen ewiger Dankbarkeit in den Wogen verschwanden. Mein herrliches Schiffchen, voll der größten Kost-

barkeiten, habe ich in der einsamen Bucht ganz im Schilf versteckt, daß es kein Mensch finden kann als ich, und so bin ich hieher gereist, Euch, lieber Vater, und die Brüder wiederzusehen."

„Deine Geschichte, lieber Pitschpatsch, war recht schön", sagte Trilltrall, „und deine Angst vor dem bösen Schiffer ging schnell vorüber und ward reichlich belohnt, weil du einem armen Geschöpf Hülfe geleistet."

„Aber", sagte der Schulmeister, „ich dächte, Trilltrall, du erzähltest weiter; noch immer wissen wir nicht, was für ein wildes Tier es war, welches das schöne Lied an die Nachtigall sang, das dich so sehr erfreute." Da fuhr Trilltrall fort:

„Ich war von dem schönen Lied und der Nachtigall und dem Widerhall so sehr erfreut, daß, als sie aufhörte, ich mich aufrichtete und auf den Baum losging, um den Sänger zu bitten, er möge wieder anheben; aber kaum machte ich einiges Geräusch, so fing es auch gleich an, wieder wie ein Hund zu bellen, und warf noch dazu mit abgebrochenen dicken Zweigen nach mir, davon mich einer so derb auf die Nase schlug, daß ich laut zu schreien anfing: ‚Ach Gott, ach Gott, meine Nase!' Und auf dieses mein Geschrei war das Wesen wie der Blitz vom Baume herunter, und ich konnte so geschwinde nicht entlaufen, daß es mich nicht mit beiden Armen umfaßte und ausrief: ‚Ach, ich bitte tausendmal um Verzeihung, ich habe es nicht gern getan!' Und dabei tappte es mir mit so harten, knöchernen Fingern, an welchen lange, krumme Nägel waren, an der Nase herum, daß es mich nicht weniger schmerzte als der niederfallende Zweig. ‚Wer bist du dann', fragte ich, ‚daß du so ganz voller Haare bist und bald wie ein Vogel pfeifst, bald wie ein Hund bellst, auf dem Baume herumkletterst wie eine wilde Katze, auf allen vieren zum Bächlein trinken gehst und dann wieder so schöne Lieder singest? Bist du dann ein ordentlicher Christenmensch und kein wildes Tier?' — ‚Ich bin', erwiderte er mir, ‚der Holzapfelklausner und lebe seit achtzig Jahren hier allein im Wald und bin ein Vogelsprachforscher und habe hier eine Hohe Schule der Vogelsprache, welche mein eigentliches Hauptfach ist; auch beschäftige ich mich nebenbei mit der Sprache der wilden Schweine und Katzen und habe hier in der Einsamkeit alle Sitten und Gebräuche der wilden

Tiere angenommen, um mich in ihrer Gesellschaft als ein Mann von Anstand und Erziehung aufführen zu können. Da nun, seit ich hier lebe, kein Mensch sich hier hat sehen lassen, so habe ich, da du auf dem Baum herumkrochst, geglaubt, du wärest eine wilde Katze, welche mir meine Studenten, die Vögel, wegfressen wollte, und drum bellte ich wie ein Hund, um dich zu verjagen.' — Nun sagte ich ihm, wer ich sei, und daß ich Trilltrall heiße, und daß Trilltrall mein Beruf sei, und daß ich eben deswegen mich in den wilden Wald begeben hätte, um die Vogelsprache zu erlernen. ‚Brav', sagte er, ‚sehr brav, da bist du nun grade an den rechten Mann gekommen, und ich freue mich auch recht sehr, daß ich einen Menschen gefunden, welchem ich meine große Gelehrsamkeit überlassen kann; denn ich bin schon sehr alt und werde nicht lange mehr leben. Du kannst dann nach meinem Tode die Schule hier fortsetzen und besonders darauf wachen, daß die Vögel hier reines Vogeldeutsch reden und keine französische Wörter einmischen.' — Mir war das alles sehr angenehm; der Morgen kam heran, und ich besah mir nun den Klausner bei Tag. Da wunderte mich nicht, daß ich ihn für ein wildes Tier gehalten, denn er sah aus wie ein uralter Affe und war ganz von seinen langen weißen Haupt- und Barthaaren bedeckt. Da er mit den Vögeln ein schönes Morgenlied gesungen, sagte er ihnen Lebewohl. ‚Sie haben jetzt Ferien', sprach er zu mir, ‚weil sie Nester bauen, Eier legen und Junge ausbrüten müssen; da kann ich dich einstweilen im Abc unterrichten.'

„So lebte ich dann eine Zeitlang mit dem Klausner ruhig und lernte fleißig. Vieles Essen und Trinken hinderte uns nicht, wir aßen nichts als Wurzeln und Kräuter, besonders aber Vogelfutter, Mücken, Spinnen, Käferchen, Ameiseneier, Wacholderbeeren, und ich mußte besonders immer das Lieblingsfutter des Vogels essen, dessen Mundart und Sprache ich grade lernte, wo mir dann die Wiedehopfssprache am allerschwersten fiel, weil sie sehr schmutzige Küche hatten. Wir waren bis zu der Krammetsvogelsprache gekommen, und ich steckte eben in einem dichten Wacholderbusche und aß Beeren, um mich vorzubereiten, als ich in der Nähe sprechen hörte. ‚Ach, warum bin ich von der Seite meines königlichen Herrn Vaters weg hier in

das Gebüsch gegangen!' klagte eine gar liebliche Prinzessinstimme, ‚ach, jetzt bin ich verirrt und Ihro Majestät, mein Vater, der König Pumpam, wird mich nicht wiederfinden!' Da antwortete eine plumpe Stimme: ‚Allergehorsamste, untertänigste Prinzessin Pimperlein, der schwarze Feldprediger, welcher mit der Kuhglocke, als sie Ihnen von Ihrem kohlrabenweißen Hals herabfiel, auf und davon ging, ist nach dieser Seite der unvernünftigen Wildnis entflohen; Sie haben mir befohlen, den Dieb mit Ihnen zu verfolgen; anfangs ging das gut, solange wir den Klang der Glocke hörten, die er trug, aber nun stehen die Ochsen am Berg, ich höre nichts und sehe nichts, ich weiß keinen Weg als den in Küche und Keller und Bett, und hier ist nichts von solchen angenehmen Anlagen zu sehen.'

„Nach diesen Worten kamen sie an mir vorüber, und ich sah die allerschönste Prinzessin von der Welt. Sie hatte ein grünes Reisekleid, mit Gold gestickt, an, das bis an die Knie aufgeschürzt war, und dazu rotsaffianen Stiefel mit goldnen Spornen, und auf dem Kopfe hatte sie einen grünen Hut, auf welchem eine kleine goldene Krone blinkte. Mit ihr ging ein untersetzter Mann mit Jacke und Beinkleidern von allen möglichen Farben, einem weißen trichterförmigen Hut und einer Pritsche in der Hand; er sah so närrisch aus, daß man ihn ohne Lachen nicht ansehn konnte, aber ich kümmerte mich gar nicht um ihn, denn ich konnte gar kein Aug' von der allerschönsten Prinzessin Pimperlein wenden.

„Als die Prinzessin die vielen blauen Glockenblumen sah, die an diesem Orte der Wildnis wuchsen, rief sie aus: ‚Ach, wie viele schöne blaue Glöckchen! Welche artige Pimperlein! Aber sie geben keinen Klang. So was habe ich nie gesehen, hier will ich mich hinsetzen und mir einen Kranz flechten. Gehe du, lieber Hanswurst, und sieh dich um, ob du niemand findest, der uns den Weg zu der Landstraße zurück zeigen kann!' — ‚Prinzessin Pimperlein', sagte der närrische Hans, ‚wenn hier ein Bär kömmt und frißt Sie wie einen Honigfladen auf, so müssen Sie es selbst verantworten, wenn ich Sie verlasse.' — ‚Gehe und folge meinem Befehl', sprach sie, ‚und störe mich nicht in meiner Betrachtung!' Da sagte er: ‚Ich bin kein Stör, ich bin der Reisemarstall

und wollte gern Dero Pimperlein Befehlen folgen, aber ich weiß nicht, wo sie hingegangen sind, sie mögen sich auch verirrt haben wie wir.' Da sagte Pimperlein: ‚Gehe dort nach jener alten Eichen, ich sehe Fußstapfen im Sand, die dahin führen, und suche dort einen Wegweiser!' Da sagte der Narr: ‚Wenn Sie sich so auf Schuhschlappen verstehn, Prinzessin, so ist uns geholfen.' — ‚Wieso?' sagte Pimperlein, und er antwortete: ‚Wir wollen dann hier wohnen bleiben und Schluhflickerei treiben und den wilden Tieren die Schuhe flicken; das nährt seinen Mann, denn wenn ich auf meine fünf Zehen trauen darf, sind dies hier Bärenpfoten und keine Menschentritte.' Nun ward Pimperlein ungeduldig und befahl ihm, kein Wort mehr zu sprechen und hinzugehen, wie sie befohlen. Da wusch sich der Narr seine Hände im Bach, machte eine tiefe Verbeugung und ging den Fußtritten nach. Die Prinzessin aber machte sich einen Kranz von Glockenblumen und sang dazu:

„Silberglöckchen klingen schön,
Wenn sie spielen in dem Wind:
Pim pim Pimperlein.
Aber schöner anzusehen
Doch die Glockenblümchen sind,
Läuten sie den Frühling ein.

„Rabe fliege immer hin,
Der mein Glöckchen mir geraubt,
Pim pim Pimperlein;
Glockenblümchen sollen blühn
Künftig um mein blondes Haupt,
Friede läuten sie mir ein.

„Eh' das Glöckchen ich verlor,
Tönt' es, wo ich stand und ging,
Pim pim Pimperlein;
Und jetzt hört kein menschlich Ohr,
Wenn ich durch die Wiese spring',
Glockenblümchen schweigen fein.

„Die Prinzessin gehet dort,
Sprach gleich jeder, wenn es klang
Pim pim Pimperlein;

Jetzt kann ich an stillem Ort
Lauschen auf der Vögel Sang,
Glockenblümchen klingt nicht drein.

„Ach, wie war die Welt so kalt,
Als ich immer hören mußt':
Pim pim Pimperlein;
Vöglein singt im stillen Wald,
Herzchen pocht in sel'ger Brust,
Seit die Glockenblümchen mein.'

„Dies Liedchen sang die liebe Jungfrau mit so süßer Stimme, daß alle Vöglein schwiegen und lauschten, daß der Quell leiser murmelte und horchte, und die blaue Glockenblumen neigten sich freundlich zu ihr, um gebrochen zu werden.

„Der närrischer Hans aber war mit furchtsamen Schritten bis an eine alte hohle Eiche gegangen, in welcher der Holzapfelklausner ganz zusammengedrückt saß, so daß nur sein weißer Bart wie ein Wasserfall heraushing und seine lange Nase hervorsah, worüber der Hanswurst vor Schrecken mit einem lauten Geschrei sechs Burzelbäume bis zu den Füßen der Prinzessin zurückschlug. ‚Ach', rief er aus, ‚dort der Eichbaum hat einen Ziegenbock gefressen, der Bart hängt ihm noch aus dem Maule; nun wird er uns beide auch verzehren.' Da sah die Prinzessin nach der Eiche und sprach: ‚O du furchtsamer Diener, ich sehe an der langen Nase, daß es ein Mensch ist; gehe hin und frage ihn, wer er ist!' Da ging der Hans hin und machte einen langen Hals gegen den Klausner und sprach:

„Nase groß und Bart nicht klein,
Einen schönen Gruß von Pimperlein
Bringe ich und frag' euch beide,
Ob ihr ordentliche Menschenleute.'

„Da brummte der Klausner mit dunkler Stimme und zog die Worte gewaltig lang:

„‚Ich bin ein alter Waldbrudererere.'

„Hans lachte und sagte zu Pimperlein, indem er die Worte auch sehr lang zog:

„‚Er sagt, er sei ein kalter Stallbrudererere.'

„Da sprach Pimperlein:
„‚Geh hin und frage noch einmal,
Was soll in diesem Felsental
Wohl ein alter Stallbruder machen?
Das ist gesprochen, um zu lachen.‘
„Hans ging wieder hin und sprach:
„‚Nase groß und Bart nicht klein,
Der Prinzessin Pimperlein
Ein Stallbruder zum Lachen ist.
Ich soll fragen, wer du bist.‘
„Da brummte der Klausner wieder sehr lang:
„‚Ich bin ein alter Eremitetete.‘
„Da sprach Hans zu Pimperlein:
„‚Er sagt, er sei ein alter Scherenschmidtete.‘
„Da sprach Pimperlein:
„‚Geh hin und frage noch einmal:
Was soll in diesem Felsental
Wohl tun ein alter Scherenschmidt?
Die Krebse bringen ihre Scheren mit.‘
„Hans fragte nun wieder:
„‚Nase groß und Bart nicht klein,
Die Prinzessin Pimperlein
Glaubt nicht an den Scherenschmidt.
Sag’ mir, wer du bist, ich bitt’!‘
„Da schnurrte der Klausner wieder:
„‚Ich bin ein alter Einsiedlererere.‘
„Und Hans sagte wieder zu Pimperlein:
„‚Er sagt, er sei ein kalter Leimsiedererere.‘
„Da sprach Pimperlein:
„‚Geh hin und frage noch einmal:
Was soll in diesem Felsental
Ein alter Leimsieder wohl machen?
Das ist gesprochen, um zu lachen.‘
„Da fragte Hans wieder, und der Einsiedler sprach:
„‚Ich bin ein alter Anachoretetete.‘
„Da fragte Hans wieder, und der Klausner sagte:
„‚Ich bin ein alter Einödererere.‘

„Hans sprach: Er sagt,

„‚Er ist ein alter Neuntötererere[1].‘

„Die Prinzessin ließ fragen, wovon er hier lebe, und der Klausner sprach:

„‚Ich esse Blätter und Gräslein.‘

„Hans sagte:

„‚Er ißt Vetter und Bäslein.‘

„Der Klausner sagte ungeduldig nochmals:

„‚Ich esse Blätter und Gras,
Wurzeln und Kräuter,
Pilze, Schwämme und Beeren,
Käfer, Grillen, Mücken.‘

„Und Hans schnatterte ihm nach:

„‚Er ißt Bretter und Glas,
Schürzfell und Schneider,
Filze, Kämme und Bären,
Schäfer, Brillen und Krücken.‘

„Da ward der Klausner und ich und die Prinzessin Pimperlein zugleich sehr unwillig gegen den Hanswurst, der alle Worte verdrehte, und wir traten alle zugleich hervor: der Klausner aus der hohlen Eiche, ich aus dem Wacholderbusch und Pimperlein von ihren Glockenblumen, um ihn auszuprügeln; aber er sprang wie ein Hase über den Bach und lief in den Wald, und wir selbst waren so übereinander erstaunt, daß wir ihn laufen ließen. Als der Klausner der Prinzessin nun erzählt hatte, daß er Doktor der Vogelsprache und ich sein Student sei, faßte sie einen guten Mut und sprach: ‚Ich bin die Prinzessin Pimperlein und zog mit meinem Vater Pumpam, dem König von Glockotonia, hier durch den Wald; wir waren ausgereist, um den großen goldenen Glockenschwengel zu suchen, der neulich bei einem großen Wettgeläute aus der Hofglocke losriß und über die Stadt hinaus in die weite Welt flog. Ich war mit dem Hanswurst hinter dem Zuge des Königs etwas zurückgeblieben, da stieß ich mit meiner Krone gegen einen Zweig und riß mir die kleine goldne Klingel von der Krone, welche immer die Kronprinzessin von Glockotonia

[1] Neuntöter wird der rauf- und mordlustige, rotrückige Würger genannt.

tragen muß und darum Pimperlein heißt. Das Glöckchen blieb am Baume hängen, und während wir sie mit Steinen herabwerfen wollten, kam ein Rabe geflogen und trug das Glöckchen im Schnabel weg. Da wir sie immer klingeln hörten, sind wir dem Klang nachgezogen bis hierher, wo der Ton auf einmal verschwand. Nun habe ich mich von meinem Vater Pumpam verirrt und weiß nicht, wohinaus in diesem wilden Wald. Kannst du wohl, lieber Einsiedler, da du die Vogelsprache verstehst, von den Vögeln erfragen, ob sie den Raben nicht mit meinem Silberglöckchen gesehen haben, und ob sie den Weg wohl wissen, wo mein Vater hingezogen?' — ‚Ich will sie gleich zusammenrufen, teuerste Prinzessin!' sagte der Einsiedler und winkte mir, ihm zu helfen; da stiegen wir auf zwei Bäume und fingen an, mit allen Vogelstimmen zu locken, und da kamen die Vögel heran von allen Seiten, worüber Pimperlein sich sehr freute. Der Einsiedler fragte nun die Vögel, ob sie den Raben nicht gesehen hätten mit dem Glöckchen, und wo der König hingezogen sei. Da wußten die Vögel alle nichts, außer ein Rabe, der erzählte, sein Kamerad, der andere Rabe, sei mit dem Glöckchen auf das Schloß des Nachtwächterkönigs Knarrasper geflogen, das auf einem hohen Felsen im Meere liege, und auf dem sich auch der goldne Glockenschwengel befinde, der bei dem Geläute zu Glockotonia aus der Glocke gerissen und dort hingeflogen sei. Der König Pumpam sei auch dahin unterwegs, und wenn die Prinzessin Pimperlein ihm folgen wolle, so sei er bereit, ihr den Weg zu zeigen.

„Der Einsiedler machte der Pimperlein diese guten Nachrichten bekannt, worüber sie sehr erfreut war und sich gleich entschloß, dem Raben zu folgen. Sie rief darum dem Hanswurst, sich fertig zu halten; der kam nun mit großem Geklapper aus den Büschen gelaufen, denn er hatte sich alle Taschen mit Haselnüssen gefüllt, und seine Finger und sein Mund waren schwarz von Heidelbeeren, die er gegessen. Die Prinzessin Pimperlein dankte dem Einsiedler, der ihr eine frische Honigwabe auf die Reise mitgab, sehr; ich gab ihr noch eine Menge der schönsten Glockenblumen mit, die ich mitsamt der Wurzel und Erde dem Hanswurst in seinen trichterförmigen Hut pflanzte, worüber sie sich

sehr freute; sie schenkte darauf dem Einsiedler eine goldne Schnupftabaksdose, worauf ihr Porträt, mit Brillanten besetzt, und mir schenkte sie einen brillantnen Ring mit ihrem Namenszug von ihren Haaren. Wir küßten ihr beide mit Tränen den Saum ihres Rocks. Da schrie der Rabe:

‚Marsch! marsch! es ist Zeit,
Wir haben gar weit.‘

Sie reichte uns die Hände, und wir weinten bitterlich, da sie fortging.

„Ich aber lief noch ein gut Stück Wegs mit und bog ihr die verwachsenen Zweige auseinander, daß sie bequemer gehen sollte. Ich hatte mich schon sehr weit von unserer Heimat entfernt, als auf einmal eine Schnepfe geflogen kam und mir sagte, ich sollte geschwind zurückkommen, dem Klausner sei nicht gar wohl; da empfahl ich mich der Pimperlein nochmals untertänigst, wünschte Glück auf die Reise, sie erlaubte mir, ihr die Hand zu küssen, und lud mich ein, sie einmal in Glockotonia zu besuchen, worauf wir uns trennten. Ich weinte bis nach Haus, so lieb hatte ich die freundliche Pimperlein gewonnen.

„Da ich bei dem Klausner ankam, fand ich ihn mit Hacke und Spaten beschäftigt, eine Grube zu machen. Er rief mir zu: ‚Hilf, Trilltrall, hilf!‘ und gab mir den Spaten; ich gehorchte ihm stillschweigend, denn wir sprachen selten miteinander, aber dann und wann unter dem Graben sah ich, traurig fragend, nach ihm, da legte er den Finger auf den Mund und winkte mir, auf die Stimmen der Vögel achtzugeben. Da schrie ein Käuzlein sehr betrübt einigemal auf der hohlen Eiche, das schauerte den Klausner durch Mark und Bein und ging mir wie ein Messer durchs Herz. Die Vöglein auf den Bäumen wurden ganz still und verkrochen sich und drückten sich ängstlich zusammen und flüsterten sich einander in die Ohren. Da streckte auf einmal der Specht den Kopf aus seinem Nest hervor und fragte:

„‚Sagt mir, was der Kauz so schreit?‘

„Da guckte die Turteltaube aus dem Nest und sprach:

„‚Kauz schreit: Klausner, es ist Zeit!‘

„Und nun schrie der Dompfaff:

„‚Kauz schreit: Grab' dein Grab bereit!‘

„Worauf der dicke Bülow[1] rief:
„‚Kauz schreit: fünf Schuh' lang, drei breit.'
„Da rief die Amsel gar neugierig:
„‚Eine Grube? Ei, wozu?'
„Da sprach ein Starmatz sehr ernsthaft:
„‚Ei nu, zu der ew'gen Ruh'.'
„Nun fragte eine Schwalbe sehr betrübt:
„‚Wer drückt ihm die Augen zu?'
„Da antwortete eine Lerche:
„‚Liebe Freundin, ich und du.'
„Die Nachtigall aber sagte:

„‚Nein, ihr Freunde, ich es tu',
Schwalb' und Lerche soll ihn wecken
Zu dem ew'gen Himmelslicht,
Ich muß ihm die Augen decken,
Wenn das Herz im Tode bricht.

„‚Wir haben manche fromme Nacht
Mit Gotteslob vereint durchwacht,
Drum drücke zu der ew'gen Ruh'
Ich ihm die lieben Augen zu.

„‚O, Klausner, lieber Klausner mein,
Grab' deine Grube nicht zu klein,
Laß Platz für die Frau Nachtigall
Und ihres Leidenliedes Schall!'

„Da der Klausner und ich diese rührenden Worte der lieben Nachtigall hörten, flossen uns die Tränen stromweis herab; das Grab war fertig, der Einsiedler stieg hinein, und ich sprang ihm nach und drückte ihn heftig an mein Herz. ‚Ach', rief ich aus, ‚lieber Herr und Meister, ich lasse dich nicht, ich halte dich fest in meinen Armen; nein, nein, du mußt bei mir bleiben!' Der Klausner aber drängte mich von sich und sprach:

„‚Troll', Trilltrall, aus dem Grabe
Dich, nimm mir nicht den Raum,
Den ich drin nötig habe
Für mich und meinen Traum!

[1] Der Pirol wird auch „Schulz von Bülow" genannt; S. 188 dieses Bandes, Z. 35 f. auch Pfingstdrossel.

„‚Ich sehne mich nach Stille;
Der grelle Vogelschrei,
Das krause Tiritille,
Das bunte Jubeldei

„‚Macht mir so angst und bange,
Macht mir den Kopf ganz dumm,
Ich hört' es gar zu lange,
Geh raus, ich bitt' dich drum!'

„Da stieg ich aus dem Grabe heraus und sprach:

„‚Ach, lieber Meister, saget,
Warum auf einmal so?
Ihr seid zwar hoch betaget,
Doch wart Ihr frisch und froh.'

„Da sprach er sehr ernsthaft zu mir und mit einem Eifer, den ich nie an ihm früher bemerkt hatte, woraus ich sah, daß er ein starkes Fieber hatte:

„‚Ich schnupfte aus der Dose
Der guten Pimperlein,
Da ward mir sehr kurioſe
In dem Gehirne mein.'

„Da sagte ich zu dem guten Klausner:

„‚Ach, Meister, hocherfahren,
Du hast dich nicht geschont,
Du bist seit langen Jahren
Das Schnupfen nicht gewohnt.'

„Der Klausner antwortete mir hierauf strafend:

„‚So spricht allein der Schwache,
Allein der Feige gern
Und hält von ernster Sache
Sich so entschuld'gend fern.

„‚Manch Kind will sich nicht waschen
Und nennt das Wasser kalt,
Doch gibt's etwas zu naschen,
Da kömmt ein jedes bald.

„‚Arznei will 's Kind nicht nehmen,
Schiebt immer auf die Stund'
Und steckt doch ohne Schämen
Den Zucker in den Mund.

„Doch endlich bringt die Stunde
Den sauren Apfel heiß;
Ist auch kein Zahn im Munde,
So heißt es doch: nun beiß!

„Mein Stündlein ist gekommen
Mit Prinzeß Pimperlein;
Tabak hab' ich genommen,
Der ging durch Mark und Bein.

„Ich mußt' gleich einem Riesen
Mit prasselnder Gewalt
So ganz entsetzlich niesen,
Der Fels kriegt' einen Spalt;

„Das Echo brach in Stücke,
Der wilde Wasserfall
Fuhr in sich selbst zurücke
Von meiner Nase Schall;

„Es fuhren in die Wurzeln
Die Eichen tiefer ein,
Und aus den Lüften purzeln
Sah ich die Vögelein.

„Da fing ich an zu hören,
Da fing ich an zu sehn,
Daß wir gar vieles lehren
Und wenig doch verstehn.

„Die ganze Vogelsprache
Nebst der Grammatika
In meinem Tränenbache
Ich da ersaufen sah.

„Wie Butter an der Sonnen
In lauter Ach und Weh
Ist mir allda zerronnen
Das Vogel-Abc.

„Am Himmel sah ich brennen
Buchstaben lichterloh,
Da konnt' ich wohl erkennen
Ein großes A und O.

„Und nun will ich mich strecken,
Wie mancher andre lag,
Kein Vogel wird mich wecken
Bis an dem Jüngsten Tag.'

„Da legte sich der Einsiedler der Länge lang in das Grab; der Abend war herangekommen, die Vögelein sammelten sich rings in den Bäumen, aber sie zwitscherten nicht wie gewöhnlich fröhlich durcheinander, sie waren ganz still und guckten traurig auf den Klausner herab in das Grab. Da fing er nach seiner Gewohnheit an, das Abendlied zu singen: ‚Nun ruhen alle Wälder' — und die Vögelein sangen alle gar lieblich mit, worüber er einzuschlafen schien. Ich kniete neben ihm und weinte, und als die Vögel alle verstummt waren, kam die Nachtigall auf die Brust des Klausners geflogen, sie rupfte sich mit dem Schnabel ein Flaumfederchen aus und legte es ihm auf den Mund, und weil das Federchen sich gar nicht bewegte, hörte ich sie sagen: ‚Ach, er atmet nicht mehr, das Federchen regt sich nicht von seinem Atem, ach, der gute Klausner ist tot!' Da flog sie auf einen Zweig grade über das Grab des Klausners und fing so traurig an zu singen, und immer heftiger und kläglicher, bis ihr nach einem tiefen Seufzer ihr treues Herzchen zersprang und sie zu dem Klausner tot herunter in das Grab fiel.

„Am andern Morgen streuten die Vöglein Kräuter und Blumen auf ihn, und ich bedeckte ihn mit Erde, aber seinen langen weißen Bart ließ ich aus der Erde heraushängen, denn der Wind bat mich gar sehr darum, weil seine Kinder, die kleinen Sommerlüftchen, gar gern mit diesem Bart spielten; auch wollte sich die Grasmücke ein Nestchen hinein bauen. Als ich alles dieses verrichtet hatte, fiel mir ein, daß der Tag herangekommen sei, daß ich mich bei dir, liebster Vater, mit den Brüdern wieder einfinden sollte. So nahm ich, was mir der Klausner zurückgelassen hatte, die Dose mit dem Bilde der Prinzessin Pimperlein, nahm von den Vögeln freundlichen Abschied und bat sie, mich aufzusuchen, wenn es was Neues gäbe.

„Als ich nun hierher kam, saß der Vogel Bülow, auch Pfingstdrossel genannt, auf dem Baum und hat mir eine Nachricht gebracht, die mich so sehr betrübt als erfreut. Der Rabe,

der die gute Prinzessin Pimperlein und den Hanswurst zu dem Nachtwächterkönig Knarrasper führen wollte, wo ihr Glöckchen und ihr Vater sein sollte, war ein Betrüger. Der König Pumpam war nicht dort, der böse Knarrasper kam über den See geflogen und trug die Prinzessin auf seinen hohen Felsen, wo sie den ganzen Tag sitzen muß und dem Knarrasper, der seinen Kopf in ihren Schoß legt, eins singen, bis er einschläft; denn er schläft bei Tag, weil er nachts die Nachtwächter regieren muß. Der Hanswurst aber muß den ganzen Tag am See stehen und mit seiner Pritsche hineinschlagen, damit die Frösche nicht schreien und den Knarrasper nicht aufwecken. Der Knarrasper will dem König Pumpam auch die Prinzessin Pimperlein nicht wiedergeben, weil ihm der goldne Glockenschwengel, der aus der Glocke zu Glockotonia losriß und bis auf diesen Felsen flog, seine Gemahlin, die Königin Schnarrassel, totgeschlagen. Nun hat aber der König Pumpam in aller Welt bekannt machen lassen, wer ihm seine Tochter Pimperlein frei mache, der solle sie zur Gemahlin und sein halbes Königreich dazu haben, und das ist es, was mir der Vogel Bülow erzählt, und warum ich so fröhlich ausrief: ‚Es ist richtig, es ist alles richtig!‘ Denn ich denke, wir wollen nicht lange zögern, sondern uns gleich alle miteinander aufmachen und die Prinzessin und das halbe Königreich gewinnen. Seht nur einmal hier das Bild der Pimperlein auf der Dose!“ Da zeigte er allen die Dose herum, und sie waren alle erfreut über die Schönheit und Freundlichkeit der Prinzessin, aber keiner wollte aus der Dose schnupfen, weil es dem Klausner so schlecht bekommen war.

Alle Brüder und der Vater Klopfstock waren es zufrieden, sogleich sich auf die Reise zu machen. Der Schulmeister zog seinen schwarzen Rock an und nahm sein spanisches Rohr in die Hand und schloß die Türe zu, und so gingen sie fort; Trilltrall führte sie. Gripsgraps sagte: „Ich will sie dem Knarrasper schon wegholen, und den Felsen sollt ihr mich mit meinen zwei Dolchen hinauflaufen sehen, besser als eine Katze.“ Pitschpatsch sagte: „Über die See soll euch mein Schifflein führen geschwind wie der Wind.“ Piffpaff sagte: „Ich will dem Knarrasper eins auf die Pelzmütze schießen, daß er sein Lebtag dran denken soll.“

Pinkepank sagte: „Und ich will auch mit meinem Kraut bei der Hand sein, wenn einem ein Unglück geschieht.“ Klopfstock aber war ganz gewaltig froh und erzählte weitläufig, wie er gleich Ober-Geheimer-Hof- und Landschulmeister werden wollte, wenn sie nur erst das Königreich hätten.

Unter diesen Reden kamen sie nach mehreren Tagreisen an den See. Da suchte Pitschpatsch sein künstliches Binsenschiff, das ihm der Meermann Korali geschenkt, und fand es noch gar schön in dem Schilf versteckt und alle die Perlen und Muscheln drin. „Die wollen wir der Prinzessin zur Hochzeit schenken“, sagte er, „munter, munter eingestiegen!“ Da stiegen sie ein, er ruderte, und mit jedem Ruderschlag flog das Schiff eine Meile weiter in den See. Bald kamen sie an einen hohen steilen Felsen mitten in der See, an dessen Fuß der arme Hanswurst immer ins Wasser schlug, daß die Frösche nicht schreien sollten, weil Knarrasper oben schlief. Der arme Schelm hatte keine andre Wohnung als ein altes, zerlöchertes Nachtwächterhorn, das Knarrasper an den Felsen gehängt hatte, und aus welchem er wie eine Schnecke herausguckte. Als er den Trilltrall erblickte, machte er tausend Freudenbezeigungen und winkte immer mit dem Finger auf den Mund, man solle sich still halten.

Nun fuhren sie dicht mit dem Schifflein an den Fuß des Felsen, der wie eine hohe Mauer steil vor ihnen in die Höhe stieg. Da machte sich Gripsgraps fertig, den Felsen hinaufzuklettern; er schürzte sich die Ärmel auf, nahm in jede Hand einen Dolch, und alle Brüder waren sehr neugierig, zu sehen, wie er hinaufkommen würde. Das machte er aber mit wunderbarer Geschicklichkeit also: er stieß den Dolch in der rechten Hand in eine Felsspalte und hob sich an ihm in die Höhe, dann stieß er den zweiten Dolch in der Linken etwas höher in den Fels und hob sich an diesem etwas höher, dann zog er den ersten Dolch mit der rechten Hand aus dem Felsen und stieß ihn wieder etwas höher in eine Steinritze und hob sich wieder höher hinan, worauf er den zweiten Dolch wieder höher steckte und so fortfuhr, bis er hinaufkam. Als seine Brüder und sein Vater ihn so schweben sahen, waren sie sehr besorgt um ihn und knieten in das Schifflein und beteten, Gott möge ihm glücklich hinaufhelfen.

Da er in der Mitte des Felsens an dem Dolch der linken Hand schwebend hing und eben den andern Dolch mit der Rechten höher einschlagen wollte, kam er in große Gefahr. Er stach nämlich in ein Adlernest, das in einer Felsenritze war, und zwei große Adler stürzten heraus und hackten und bissen auf ihn, so daß er vor Schrecken den Dolch aus der rechten Hand herab in das Meer fallen ließ. Ach, in welcher Not war da Gripsgraps! Mit der linken Hand an dem Dolche festgehalten, schwebte er über der entsetzlichen Meerestiefe, mit der rechten mußte er sich gegen die grimmigen Adler wehren und konnte nicht rückwärts und nicht vorwärts. Als die Brüder dieses sahen, stürzte sich Pitschpatsch gleich auf den Grund des Meeres, um den herabgefallenen Dolch wiederzuholen, und Piffpaff legte gleich einen Pfeil auf seine Armbrust und schoß den einen Adler herunter, daß er halbtot in das Schiffchen fiel. Da ging Trilltrall zu ihm, und der Adler sagte ihm in der Adlersprache: „Ich habe wohl den Tod verdient, denn ich habe das Glöckchen der Prinzessin Pimperlein gestohlen; meine Frau, die zu Besuch ausgeflogen ist, hat es anhängen; sie will immer etwas vor andern Adlersfrauen voraushaben an Putzwerk und Geschmeide und hat mich zu dem Diebstahl beredet. Der Rabe, der droben noch nach dem Manne hackt, ist mein Knecht, welcher die Prinzessin Pimperlein bei dem Klausner belogen und sie in die Gefangenschaft des Riesen Knarrasper gebracht.“ So sprach er und starb.

Nun kam Pitschpatsch aus dem Meer heraus und brachte den Dolch wieder, den legte Piffpaff auf seine Armbrust und schoß ihn so geschickt gegen den Raben, der immer noch auf den armen schwebenden Gripsgraps loshackte, daß er diesen Verräter durchbohrte und an den Fels festnagelte. Nun hatte Gripsgraps den Dolch wieder und setzte seinen halsbrechenden Weg glücklich fort bis hinauf. Pinkepank aber drückte dem toten Adler ein wenig von seinem Kräutlein Stehauf in die Wunde, und er ward wieder lebendig, worauf Trilltrall zu dem Adler sagte: „Sieh, durch unsere Kunst warst du getötet, durch unsre Kunst bist du wieder lebendig. Wenn du mir versprichst, sogleich deine Frau hierherzubringen, daß sie uns das Glöckchen der Prinzessin bringt, so wollen wir dir das Leben und die Frei-

heit schenken." Das versprach der Adler und schwor bei seinen Schwungfedern; da sagte Trilltrall: „Schwöre höher!" Da sprach der Adler: „Ich schwöre bei meinen Klauen"; da sagte Trilltrall: „Schwöre höher!" Da sprach der Adler: „Ich schwöre bei meinem Schnabel." — „Noch höher schwöre!" sagte Trilltrall. „Nun, du verstehst es", sprach der Adler, „ich schwöre bei dem doppelten Adler des heiligen deutschen, römischen Reichs, bei doppeltem Hals, bei den zwei Köpfen, bei den zwei Kronen, bei Zepter, Schwert und Reichsapfel." — „Gut", sagte Trilltrall, „aber schwöre noch höher!" Der Adler aber guckte ihn an, lachte und sprach: „Höher geht es nicht, das weißt du wohl." — „Ja, ich weiß es", erwiderte Trilltrall, „halte deinen Schwur!" Und da ließ er ihn fliegen. Bald kehrte der Adler mit dem Glöckchen im Schnabel zurück, aber seine Frau war nicht bei ihm, und er sagte zu Trilltrall, sie schäme sich, zu kommen, weil er ihr ihre große Eitelkeit verwiesen habe. Da schenkte ihm Pitschpatsch einige Muscheln für sie zum Halsschmuck, wofür er sehr dankte und davonflog.

Als Gripsgraps auf den Felsen hinaufkam, sah er nichts als ein großes Nachtwächterhäuschen drauf, aus welchem er die Prinzessin Pimperlein folgendes Lied singen hörte, wozu der Riese Knarrasper schrecklich schnarchte:

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Der Glockenschwengel schlug sie tot.
Der grobe Riese mir gebot,
Zu singen ihm bei trocknem Brot
Vom Morgen- bis zum Abendrot.
O, weite See, schick' mir ein Boot,
Das mich erlöst aus meiner Not!

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Auf meinem Knie sein breiter Kopf,
Mein Arm gebunden an seinen Zopf,
Vor meinen Augen sein kahler Schopf,
Sein schnarchend Maul ein schwarzer Topf,
Sein roter Bart, sein dicker Kropf,
Ach, dazu sing' ich armer Tropf!

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Am Abend geht mein Elend los,
Er hebt den Kopf aus meinem Schoß
Und gibt mir manchen Rippenstoß;
In Eselsmilch muß einen Kloß
Ich kochen von Isländ'schem Moos,
So wie ein Schmiedeamboß groß.

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Und hat er diesen Kloß im Schlund,
Brummt er ‚Das ist der Brust gesund'
Und setzt das Tuthorn an den Mund;
‚Ut, ut' bläst er, da heult sein Hund,
Da bebt der Fels bis auf den Grund,
Und also geht's von Stund' zu Stund'.

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Er singt und ist recht drauf vernarrt,
Scharf, wie ohn' Schmalz ein Karrnrad knarrt;
Hart rasselnd mit der Hellepart
Er rappelnd übers Pflaster scharrt,
‚Rapp, rapp' die Klapperratsche schnarrt,
Daß mir das Blut in Adern starrt.

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Zu seinem Horn und Rasselschall
Hör' lärmen ich auch Knall und Fall
Auf Erden die Nachtwächter all'
Auf Straß' und Mauer, Turm und Wall;
Denn ach, hier in dem Widerhall
Ist dieses Volks Regierungsstall.

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
O Sternennacht, so still vertraut,
Wo Mondlicht in die Bäumlein taut,
Wo Schlaf ein buntes Schloß mir baut,
Wo Traum mir durch das Fenster schaut,
Bunt wie der Bräutigam zur Braut,
Wie bist du hier so wild und laut!

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Ohn' Flötenspiel, ohn' Harfenklang,
Ohn' Glock' und Klingel Sing ting tang
Muß singen ich den Schlafgesang
Dem Mann, vor dem mir angst und bang;
Und Sonn' und Mond gehn ihren Gang —
Ach Gott, wie wird die Zeit mir lang!

„Schnarch', Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge.
Pumpam, mein Vater, wohnet weit,
Das Meer ist tausend Meilen breit
Und bitter wie mein Herzeleid,
Und noch viel bitrer ist die Zeit.
Ach, ist kein Ritter dann bereit,
Der mich erlöst aus Einsamkeit?"

Während diesem Gesang war Gripsgraps rings um die Hütte herumgegangen und hatte einige große Brummfliegen und ein paar Heuschrecken und Grillen und Hummeln gefangen; dann machte er die Hüttentüre leise, leise auf und flisterte der armen Pimperlein, die vor Freuden zitterte, ganz sachte ins Ohr: „Sing immerfort und laß mich nur ruhig machen!" Nun betrachtete er den abscheulichen Knarrasper erst recht; er sah dick, groß, breit, zottig und verdrießlich aus, wie ein alter Bär; er hatte ein paar kahle, große Fledermausflügel an den Schultern und hinten an seinem Kopf einen dicken, langen Zopf, den er um den Arm der Pimperlein gebunden hatte, daß sie ihm nicht fortlaufen sollte. Seinen Kopf legte er auf ihren Schoß und schnarchte und blies mit der Nase, daß der Staub und Sand von der Erde in die Höhe flog. An der Wand hing sein Nachtwächterhorn, so groß, daß ein Mann drin schlafen konnte; daneben hing seine Nachtwächterratsche, so groß wie eine Stubentüre, und in der Erde stand seine Helleparte.

Das Horn verstopfte ihm Gripsgraps, die Ratsche zerbrach ihm Gripsgraps, die Helleparte versteckte ihm Gripsgraps, damit er keinen Lärm machen konnte, wenn er erwachte. Der Knarrasper hatte ein paar dicke Haarlocken über den Ohren, da steckte ihm Gripsgraps die Brummfliegen, Heuschrecken, Grillen

und Hummeln hinein und machte die Locken hinten und vornen zu. Wenn sie nun drin schnurrten und grillten, glaubte er, Pimperlein singe immerfort. Aber Pimperlein schwieg nun still. Gripsgraps band den Zopf von ihrem Arm und knüpfte ihn an den goldnen Glockenschwengel, der hinter ihr an der Wand lehnte. Nun holte Gripsgraps einen alten rußigen, kupfernen Kessel, in welchem Pimperlein dem Knarrasper immer abends den Kloß kochen mußte, und Pimperlein mußte leise, leise aufstehen, und Gripsgraps schob dem Knarrasper den rußigen Kessel unter den Kopf, so daß er ruhig fortschnarchte, als liege er noch auf Pimperleins Schoß. Nun nahm Gripsgraps die Prinzessin Pimperlein und setzte sich mit ihr in den Kübel, mit welchem dem Hanswurst sein Essen vom Felsen hinabgelassen wurde, und ließ sich schnell mit ihr hinab in das Schifflein.

Ach, wie waren der Schulmeister und die Brüder froh, denen schon der Hals vor lauter Hinaufsehen weh tat, als sie den Gripsgraps mit der Pimperlein ankommen sahen! Der Hanswurst sprang mit gleichen Füßen aus seinem Horn in das Schifflein, Gripsgraps und Pimperlein stiegen auch hinein, alle Brüder küßten ihr die Hände, außer Pitschpatsch; der schlug mit seinem Ruder so kräftig ins Wasser, daß das Schifflein wie ein Pfeil von dem Felsen wegflog.

Aber sie waren nicht lange gefahren, als sie in eine große Not kamen. Knarrasper hatte nicht lange geschlafen, als Gripsgraps mit der Pimperlein fort war. Die Tierchen, welche ihm Gripsgraps in die Locke gesteckt, waren herausgekrochen, die Fliegen, Grillen und Heuschrecken auch, und waren zu der Türe hinausgeflogen und gehüpft, die Hummel aber hatte sich auf seine rote Nase gesetzt. Wie sie nun nicht mehr vor seinem Ohre brummten und sangen, glaubte er, Pimperlein singe nicht mehr, und sprach halb im Schlaf:

„Pimperlein, Pimperlein, singe los,
Oder ich geb' dir einen Rippenstoß."

Da aber immer kein Pimperlein sang und ihn die Hummel recht tüchtig in die Nase stach, weil sie sich ärgerte, daß er so pustete, ward er zornig und wollte mit geballter Faust auf

Pimperlein schlagen, aber er schlug so heftig auf den rußigen kupfernen Kessel, daß er ein entsetzliches „Auweh!“ ausstieß. Der Kessel brummte wie eine große Glocke, und er wollte im höchsten Zorn aufspringen, aber sein Zopf war an den großen Glockenschwengel gebunden, und er faßte sich abscheulich an den Haaren; er machte sich mit Mühe los, er rannte auf dem ganzen Felsen herum, da war kein Pimperlein hinten, kein Pimperlein vornen. Aber auf der weiten See draußen sah er das Schifflein schwimmen. „Haha!“ sagte er, „kommst du mir so, so komm' ich dir so“, und griff nach seiner Helleparte, aber er konnte sie nicht finden. Da sprach er:

„Auf einen rußigen Kessel gelegt,
Das ist ein schöner Spaß!
An den Glockenschwengel gebunden,
Das ist ein schöner Spaß!
Die Helleparte gestohlen,
Das ist ein schöner Spaß!“

Da wollte er seine Ratsche nehmen, die war zerbrochen:

„Die Ratsch' zerbrochen,
Das ist ein schöner Spaß!“

Nun wollte er in sein Horn stoßen und alle Nachtwächter zusammenrufen, aber es war ganz verstopft, und er blies sich fast die Backen entzwei. Da schrie er:

„Dem Nachtwächterkönig das Horn verstopft,
Das ist ein garstiger Spaß!

„Aber warte, Pimperlein, ich will dich mit deinem Räuber treffen. Der Glockenschwengel deines Vaters Pumpam hat mir, als er hierher flog, mein Weib Schnarrassel totgeschlagen; nun soll er ihm seine Tochter Pimperlein und ihren Räuber auch totschlagen.“ Da nahm er den großen Glockenklöpfel auf die Schulter, spannte seine großen Fledermausflügel aus und flog, flatter, flatter, flatter, über die See hin, dem Schiffchen nach.

„Ach, um Gottes willen, da kömmt der Knarrasper!“ schrie Pimperlein und legte sich glatt in das Schiff nieder, daß er sie nicht sehen soll. Der Knarrasper aber kam wie eine schwarze Wolke geflogen und sang mit fürchterlicher Stimme:

„Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Der Knarrasper bringt den Klöpfel getragen,
Der ihm Schnarrassel, sein Weib, erschlagen!
Nun geht es der Pimperlein an den Kragen.
Pimperlein, bewahr' dein Lebenslicht,
Wenn dir der Klöpfel den Hals zerbricht!"

Ach, da knieten der Schulmeister und die Brüder um Pimperlein und beteten weinend um Hülfe, Pitschpatsch ruderte schnell, aber Piffpaff spannte seinen Bogen und sagte: „Pitschpatsch, halte ein wenig still, daß ich sicher zielen kann!" Da hielt Pitschpatsch still, da war Knarrasper grad über dem Schiff, paff schoß Piffpaff los, dem Knarrasper mitten durch das Herz, und patsch fiel er mitsamt dem Glockenklöpfel tot in das Schiff herunter, das er mit seinen ausgebreiteten Fledermausflügeln ganz zudeckte.

Anfangs waren die Brüder alle still vor Angst und Schrecken, weil der Knarrasper über ihnen lag. Zuerst rührte sich der Schulmeister und sprach: „Ach Gott, meine Kinder, lebt ihr noch?" Da sprach Pitschpatsch: „Ja, aber der Kopf tut mir weh." Da sagte Trilltrall: „Meine Hand ist verstaucht." Dann sprach Gripsgraps: „Meine Nase blutet." Dann sagte Piffpaff: „Mein Ohrläppchen ist geschwollen." Dann sagte Pinkepank: „Ich hab' ein Loch im Kopf." — „Ach", schrie der Hanswurst, „ach weh und aber weh! Ach, ich bin ein elender Krüppel, ich werde nicht mit dem Leben davonkommen, o weh, o weh, o weh!" — „Ei, was fehlt dir dann?" schrien sie alle. Da fing er an entsetzlich zu lamentieren und sprach: „Ach, meine Pritsche ist mir zerbrochen, und es ist mir ein Knopf von der Jacke gesprungen!" Da fingen sie alle an über ihn in ihrer Herzensangst zu lachen, Trilltrall aber sagte: „Lachet nicht, Pimperlein redet kein Wort, Pimperlein ist gewiß tot; geschwind, geschwind, werft den Knarrasper hinaus, daß wir sie finden können!" Da legten sie sich alle auf Hände und Füße und stemmten sich mit den Rücken gegen den Knarrasper und drückten, upp, schupp, upp, und pratsch fiel er über das Schiff hinaus ins Wasser und ging unter.

Aber welches Elend sahen sie da! Der große Glockenklöpfel war mitten in das Schiff auf die Prinzeß Pimperlein gefallen

und hatte sie mausetot geschlagen. Da jammerten die Brüder und der Vater und der Hanswurst und rissen sich die Haare aus, Pinkepank aber sagte: „Zieht sie nur unter dem schweren Glockenschwengel hervor, ich will schon helfen.“ Da zogen die Brüder sie hervor, und Pinkepank drückte ihr ein wenig Saft von seinem Kräutlein Stehauf in ihren rosenroten Mund, und sie sprang auf und war frisch und gesund. Da war Freude an allen Ecken; pitschpatsch, pitschpatsch ging das Ruder, und sie waren bald am Land. Da machte Pitschpatsch sich vier Räder an sein Schiff, und Trilltrall rief sechs Bären aus dem Wald und versprach einem jeden einen großen Pfefferkuchen, wenn sie sich wollten vorspannen lassen und sie alle nach Glockotonia fahren. Sie waren es zufrieden, und die Reise ging geschwind fort.

Ach, wie verwunderten sich die Leute in Glockotonia über die wunderbare Kutsche, mit den Bären bespannt! Hanswurst aber lief voraus zum König und erzählte ihm alles; der kam ihnen mit allem seinem Hofstaat entgegen, außer mit den Glöcknern, die hatten zu viel zu tun; denn sie mußten mit allen Glocken läuten, und zu Glockotonia hat jedes Haus eine Glocke, jede Türe eine Schelle, jeder Mensch eine Klingel am Hals und jedes Tier ein Glöckchen. Das war ein entsetzlich lustiges Pimpam, Tingtang, Bimpim, Klingkling. Nur der Hofglöckner ging in Trauer bei dem König, weil der Hofglockenklöpfel verloren war. Aber da er ihn im Schifflein liegen sah, trug er ihn gleich weg und hängte ihn in die große Glocke und fing auch die an zu läuten Pumpam.

Da umarmte Pumpam die Tochter und den Schulmeister und die Brüder, welche alle bei ihm frühstücken mußten. Worauf er sagte: „Nun muß ich Wort halten; ich habe dem meine Tochter versprochen, der mir sie wiederbringt, und mein halbes Reich. Wer soll sie aber haben, da ihr ein Vater und fünf Söhne seid?“ Da sprach Gripsgraps: „Ich habe sie vom Fels geholt.“ Da sagte Piffpaff: „Ich habe den Knarrasper getötet.“ Da sagte Pitschpatsch: „Ich habe euch im Schiff hingefahren.“ Da sagte Pinkepank: „Ich habe sie mit dem Kräutlein Stehauf lebendig gemacht.“ Da sagte Trilltrall: „Ich habe sie sehr lieb und habe euch die Nachricht gegeben, wo sie sei.“ Da sagte

Klopfstock: „Ich bin euer aller Vater, mir gebührt sie.“ — „Ja“, sagten die Söhne, „Ihr sollt sie haben.“ — „Ich will sie gar nicht; ich wollte nur euch auf die Probe stellen, aber ihr seid gehorsame Kinder“, sprach Klopfstock, „und nun soll sie selbst sagen, bei wem sie leben will.“ Sie aber wollte es nicht sagen. Da sagte der König: „So rede doch und schäm' dich nicht!“ Da machte sie ein spitzes Mäulchen und sprach: „Im Wald bei den Glockenblumen, bei den Vögeln, bei dem Trilltrall will ich wohnen“, und da umarmte sie Trilltrall, und die Brüder waren es alle zufrieden. Da gab ihr Trilltrall auch das Glöckchen wieder, worüber sie sehr froh war. Pumpam aber nahm ein großes Messer und schnitt sein Königreich in zwei Teile und fragte den Klopfstock: „Rücken oder Schneide?“ Da sagte er: „Schneide.“ Und Pumpam gab ihm die Hälfte, die an der Schneide des Messers lag. Klopfstock teilte das wieder in fünf Teile und gab jedem seiner Söhne ein Stück. Piffpaff legte sich einen Schützenplatz auf seinem Stück Königreich an, Pitschpatsch einen schönen Fischteich, Pinkepank einen botanischen Garten, Gripsgraps baute sich eine Einsiedelei und lebte fromm darin, und Trilltrall legte sich einen Tiergarten und eine Vogelhecke auf seinem Stück Königreich an. Klopfstock aber war geheimer Fünffünftelschulmeister; er zog im ganzen Land herum und hielt geheime Fünffünftelschule. Als alles fertig war, ließ Pumpam die ganze Geschichte an die große Glocke hängen und tüchtig läuten, und da habe ich sie auch gehört.

Komanditchen.

(Fragment.)

Es war einmal ein sehr reicher Kaufmann, der hieß Seligewittib-Erben und Kompanie. Er hatte eine sehr schöne Tochter, die hieß Komanditchen, und diese mußte ihm alle Morgen die Zeitung und den Kalender vorlesen, wenn er sein Täßchen Zichorienkaffee trank und dazu sein Pfeifchen Runkelrübenkanaster rauchte, wobei er große Spekulationen und Pläne zu Kauf und Verkauf machte.

Aus der Zeitung merkte er sich Krieg und Frieden, Todesfälle und Heuraten, und ob einer ein General, ein Kaiser, ein Papst, ein Doktor, ein Fürst geworden sei, usw.; aus dem Kalender merkte er sich die Geburts- und Namenstage aller vornehmen Leute, und wie das Wetter durch das ganze Jahr hindurch sein werde. Stand im Kalender: „Der Sommer wird sehr heiß sein", so ließ er gleich viele Zitronen aus Italien kommen, weil er gleich spekulierte, die Leute werden viel Limonade trinken und viele Zitronen kaufen. Stand im Kalender: „Es wird viel Regenwetter sein", so ließ er gleich sehr viele Regenschirme kommen. Stand im Kalender: „Es wird sehr viel Wein wachsen, aber er wird etwas sauer sein", so ließ er sich gleich sehr viele Heringe aus Hamburg senden; denn er spekulierte, die Leute würden auf den gesalzenen Hering den sauern Wein lieber trinken. Stand im Kalender: „Es wird kein gutes Kornjahr sein", so kaufte er gleich alle Katzen zusammen, die er auftreiben konnte; denn er spekulierte: „Wenn wenig Korn da ist, wird man sehr besorgt sein, die Mäuse abzuhalten, damit sie das bißchen nicht gar auffressen, und werde ich das Dutzend ordinäre vermischte Katzen zu 1 Taler, das Dutzend fein sortierte Mittelkatzen zu 1 Taler 12 Groschen, das Dutzend extrafein supraordinäre Durchschnittskatzen zu 2 Talern, das

Dutzend feinfein ausgesuchte spinnende Favoritkatzen, nach den geschmackvollsten Mustern gezeichnet, zu 4 Talern, das Besteck von dergleichen zu 1 Taler 12 Groschen leicht verkaufen können; wer zehn Dutzend nimmt, erhält das eilfte frei; zu Ende des Verkaufs wird der Rest des Warenlagers in einer Lotterie ausgespielt, worin alle Nummern gewinnen, wenigstens eine ausrangierte Ausschußkatze." Stand im Kalender: „Es wird ein gutes Sauerkrautjahr werden", so kaufte er viele Erbsen und Schweinefleisch zusammen; denn er spekulierte: „Das essen die Leute gern zum Sauerkraut und werden mir es teuer bezahlen." Stand im Kalender: „Es wird eine große Trockenheit sein", so kaufte er viele Gießkannen. Stand im Kalender: „Es wird eine große Sonnenfinsternis sein", so ließ er sich eine Menge Talglichter und Lampenöl kommen, weil er spekulierte, man werde vieles Licht brennen, und so benutzte er auch alle Zeitungsnachrichten. Fing ein großer Herr an zu kränkeln, so kaufte er gleich schwarzes Tuch ein, um es zur Hoftrauer verkaufen zu können. Las ihm Komanditchen vor, es werde bald eine Hochzeit vornehmer Leute sein, so kaufte er alle alten Töpfe zusammen, um sie wieder an die Hofkavaliere zu verkaufen, welche sie bei der Hochzeit nach altem Gebrauch zu zerschmettern pflegen. Alle diese Geschäfte gelangen ihm, und er ward täglich reicher; aber ein Handel schlug ihm über alle Begriffe gut ein, so daß er sich sein ganzes Haus mit Talern pflastern konnte.

Es war im Dezember anno elf. Da kam der neue Kalender auf das Jahr zwölf und die Zeitung morgens an, und er rief seiner Tochter: „Komanditchen, Komanditchen, komm spekulieren!" Da kam Komanditchen mit dem Kaffee und der Pfeife und las aus dem Kalender:

„Im Januar anno zwölf wird der St. Paulustag voll Nebel,
Regen und Sturm sein."

„Viktoria! Viktoria!" schrie da der Kaufmann, „o, nun wird Seligewittib-Erben und Kompanie einen außerordentlichen Schlag tun; aber nun lese auch die Zeitung, Komanditchen! Ich will gar nichts mehr weiter aus dem Kalender hören, damit ich nicht irre werde." Da las Komanditchen aus der Zeitung:

„Der politische Horizont beginnt sich hier sehr aufzuhellen;
man siehet einem sehr vorteilhaften Viehhandel entgegen;

der Rindviehmarkt zu Jenseits dürfte große Aussichten eröffnen; es ist bereits am 25. dieses ein bedeutender Mann unter dem Namen des Herrn von Inkognito mit einer Kolonne von zweitausend Stück inländischen Stempelochsen mit geheimen Instruktionen, die er aber erst auf dem hohen Gebirg an der Grenze eröffnen darf, abgegangen. Man sieht dem Erfolg dieser wichtigen Sendung mit gespannter Erwartung entgegen. Die öffentlichen Papiere fallen übrigens außerordentlich, und ist der hiesige Platz ganz mit denselben überhäuft."

Hier rief Seligewittib-Erben und Kompanie aus: „O teures, liebes, einziges Komanditchen! O, welche einzige Konjunkturen hast du mir heute vorgelesen! Ich sehe den vortrefflichsten Handelsgeschäften entgegen." Komanditchen aber sprach in ebenso großer Freude: „Ach, teurer Vater, hier steht noch etwas, o, das mußt du mir kaufen!" — „Kaufen, kaufen!" sagte der Vater. „Gewiß wieder ein schwärmerisches Buch. Komanditchen, Komanditchen, ich habe dir viele schöne Lesebücher gegeben, zum Beispiel die ‚Regula Caeci oder die Geliebte des blinden Flötenspielers' und ‚Die welsche Praktika oder das italienische Banditenmädchen' und den ‚Faulen Rechenknecht, ein Clair-obscür für die Lesewelt', und du willst immer mehr haben; ich fürchte, ich fürchte, du wirst mir von dem vielen Romanlesen am Ende gar krank werden." — „Lieber Vater", sagte Komanditchen, „hör' nur den Titel dieses vortrefflichen Buches, du wirst es mir gewiß kaufen: ‚Der altteutsche Spritzkuchen, aus den Papieren einer perfekten Köchin'. Ach, das Buch muß ich haben." — „Ei! ei! ‚Aus den Papieren einer perfekten Köchin, der altteutsche Spritzkuchen'!" sagte der Kaufmann kopfschüttelnd. „Es wird mir ganz wunderlich bei diesem Titel; wer mag diese Papiere deiner Mutter, aus welchen ich Duten machen ließ, bekanntgemacht haben?"

„Meiner Mutter?" rief Komanditchen. „Ja, deine Mutter", erwiderte der Kaufmann, „welche gestorben, da du auf die Welt kamst, war eine geborne perfekte Köchin und brachte einstens, um sich zu zerstreuen und zu bilden, den altteutschen Spritzkuchen zu Papier, eine Arbeit von vielem Geschmack. Da sie es aber in ihr Ausgabebüchlein zwischen Semmel, Milch, Butter,

Eier, Licht, Petersilie, Meerrettich, Knoblauch geschrieben, so ist dieses herrliche Schriftchen meinen Ladenjungen in die Hände geraten, welche Schnupftabaksduten daraus gemacht haben. Gewiß hat ein Gelehrter, der den Schnupftabak bei mir kauft, die herrlichen Gedanken deiner Mutter aus diesen Duten benutzt und dieses Buch herausgegeben; wir wollen es sogleich bei dem Buchhändler holen lassen. Aber da kömmt der Briefträger; ich bin sehr begierig, was mir Gebrüder Seligensohnsschwiegermutter von Jenseits schreiben werden. Das ist ein Freund, der mir schon sehr viel Geld gebracht hat; ihre Winke und Neuigkeiten sind immer ganz vortrefflich; denn der Minister, Graf Horstbutter, ist in geheimer Kompanie mit ihnen."

Da kam der Brief. Komanditchen erbrach und las: „Dero vom 1. Kurrent haben erhalten & melden im höchsten Vertrauen, daß ein hoher Freund unter dem Namen Herr von Inkognito an der Spitze einer Kolonne von dreitausend Stück Kühen nach Ihrem diesjährigen Viehmarkt von hier abgereiset. Wir empfehlen Ihnen denselben Ihrer Freundschaft und bitten Sie, demselben auf alle Weise gefällig zu sein. Man spricht hier von baldigen hohen Vermählungen. Die Papiere fallen hier gänzlich; Rosinen steigen bis zum Himmel; Heringstran ist angenehm; spanische Fliegen ziehen stark; Löschpapier ist flau; aufrichtige alte Ölfässer werden gesucht; Hasenfelle schleppen; Leim hält sich; Pfeffergurken schwanken; Spinnräder schwindeln", usw. —

„Allmächtiger Himmel", rief hier der Kaufmann aus, „welche Ereignisse! Ich sehe einem ungeheuern Geschäft entgegen, und wenn es nur halb gelingt, so lasse ich mich adeln, werde Kommerzienrat, baue mir ein Treibhaus, verheurate dich an einen großen Herrn, lasse mich in Kupfer stechen, lese ein Buch über die Unsterblichkeit der Seele, lasse unsern Schimmel englisieren, kurz, so will ich zeigen, daß ich nicht ohne Empfindung bin. Lasse mich allein, Komanditchen, ich muß spekulieren!" Da machte Komanditchen einen Knicks, schlich sich zur Haustüre hinaus, fort in den Buchladen, kaufte sich den „Altteutschen Spritzkuchen aus den Papieren einer perfekten Köchin", küßte und drückte das Buch tausendmal und setzte sich damit in ein großes, leeres Kaffeefaß, welches der Lehrjunge ihres Vaters ihr zu

ihrem Geburtstage in ein schönes, wohlriechendes Kabinett verwandelt hatte.

Dieses Kaffeefaß stand aufrecht auf dem Heuboden des Hauses, mitten in duftendem Heu, wie eine Ritterburg zwischen grünen Bergen. Auswendig sah es noch ganz aus wie ein Faß, und die Türe war so geschickt drin angebracht, daß man sie nicht bemerkte. Wenn man hineintrat, sah man durch ein Fenster, das mit einer Bohnenlaube umzogen war, die aus einer alten Zuckerkiste an Bindfäden hinaufwuchs, auf die Dächer des Hauses und in den Taubenschlag. Das ganze Faß war inwendig mit Matten und Tuch von Ingwer- und Pfeffer- und Anisballen ausgeschlagen. Oben herum hing eine Girlande von Morchlen, gedürrten Pflaumen, Mandeln, Rosinen, Feigen, Hausenblase, Zitronat, verzuckerten Pomeranzenschalen und Kakaobohnen. An der Wand ringsherum war ein Sitz von alten Zitronenkistenbrettern angebracht, auf welchen Polster lagen von den Binsensäcken, worin die Schmirnaschen[1] Feigen gepackt werden, und diese waren mit verdorbenem Safran und Sennesblättern ausgestopft. Der Tisch, der mitten in dem Fasse stand, war eine aufgerichtete Zimmetkiste; auf diese war ein Brett genagelt, auf dem einstens Schokolade war gemacht worden. Ein blechernes Vanillekästchen stand hierauf als Schreibzeug, das Dintefäßchen, eine ausgetrocknete Zitronenschale, war auf die Galläpfel festgeleimt, und das Sandfäßchen, worin der Sand der wohlriechendste Gewürzstaub war, bestand aus einer trocknen Pomeranzenschale, mit Muskatnüssen beleimt. Oben an der Decke hing ein Kronleuchter, aus den Brettern einer Sirupstonne künstlich zusammengefügt, damit die Fliegen, welche der süße Geruch häufig in das Faß zog, daran klebenblieben. Als Gemälde hingen an der Wand herum Papierbogen, auf welchen Biskuit, Anisschnittchen, Pfeffernüsse, Honigkuchen, Zuckerbrezeln, Schokoladeküchelein waren gebacken worden; auf dem Tisch stand als Lampe ein Pomadeglas voll feinem Öl, worauf ein brennender Mandelkern schwamm, und daneben stand ein Senftopf voll der schönsten Rosen als Blumenurne. Vor dem Fenster hing ein Eichhörnchen in einem Trillerhäuschen und ein

[1] Smyrnaischen.

Star, der sprechen konnte, in seinem Vogelbauer, und auch eine Wachtel in ihrem grünen Haus. An der Wand stand auf Goldpapierbogen geschrieben: „Tempel der Liebe und Freundschaft, der Dankbarkeit und Erinnerung geweiht, und Ruheplätzchen holder Schwärmerei und Lieblingsörtchen der Sehnsucht. Wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht! Komanditchens-Ruh', Hüttchen für Komanditchen" und allerlei solche bedeutende Sprüche deutscher Lieblingsdichter. Und was das allerlustigste hier war, war ein kleines Loch im Boden des Fasses, welches hinunter in das Besuchzimmer des Vaters ging, und durch welches man alles hören und sehen konnte, was da vorging.

Der Kaufmann wußte gar nichts von diesem einzigen Faßkabinettchen. Der gute Ladenpeter — so hieß der Lehrjunge — hatte für Komanditchen diesen reizenden Aufenthalt in seinen Feierstunden eingerichtet, aus Dankbarkeit, weil sie einstens ihm eine Tracht Schläge bei ihrem Vater abgebeten, da er einem Landkrämer, der Sirup kaufte, diesen in ein Heringsfäßchen eingepackt, wodurch er verdorben war.

Hier pflegte Komanditchen, umgeben von den süßesten Wohlgerüchen, oft stundenlang mit ihrem Strickstrumpf ihrem lustigen Eichhorn zuzusehen und auf den Schlag ihrer Wachtel zu hören oder mit dem Star zu plaudern, welchem der gute Ladenpeter die artigsten Sprüche und Redensarten eingelehrt hatte, z. B.:

„Komanditchen,
Favoritchen,
Biskuitchen,
Komm ins Hüttchen!"

oder: „Die Liebe ist ein Spazierstöckchen, die Freundschaft ist ein Knotenstock auf Reisen", oder:

„Arm und klein ist dieses Hüttchen,
Aber Ruh' und Einsamkeit
Findet hier das Komanditchen
An der Hand der Dankbarkeit";

oder: „Phantasie, Phantasie, Phantasiemus, verehrte Komanditte!" oder: „Der ich verbleibe bis in das Grab Dero untertänigster Ladenpeter." Auch sah sie hier den Tauben zu, wie sie in der Sonne auf dem Dach spielten, und den Katzen, wie sie

auf die Tauben lauerten, und dem Rauch, wie er aus den Schloten in die Luft wirbelte. Kurz, wenn sie in ihrer Faßeinsiedelei saß, war sie ganz glücklich und vergnügt und hätte es nicht mit einem königlichen Palaste vertauscht.

In diesem Tempel der Erinnerung verschloß sich nun Komanditchen und las die Geschichte des altteutschen Spritzkuchens aus den Papieren einer perfekten Köchin mit der größten Begierde, weil ihr der Vater gesagt hatte, daß ihre verstorbene Mutter die perfekte Köchin gewesen sei. Und wie schön muß die Geschichte gewesen sein! Es kam eine alte böse Königin Waffeleisen drin vor und eine Prinzessin Marzipan und ein Prinz Mandelwandel und viele andre schöne Sachen, die gar nicht zu beschreiben sind.

Während nun Komanditchen ganz in ihrem Buch vertieft saß, ging der Kaufmann in seinem braunen damastnen Schlafrock unten in seiner Stube auf und ab und spekulierte über alle Nachrichten, die er heute erhalten hatte, folgendes heraus:

Der Kalender sagt: „Der Paulustag wird voll Regen, Nebel und Sturm sein", des Kaufmanns Vater aber, der ein frommer Bauer gewesen war, hatte ihn folgendes Sprüchlein gelehrt:

„Sankt Paulus Sonne bringt fruchtbar Jahr,
Sankt Paulus Sturm bringt Kriegsgefahr,
Sankt Paulus Nebel bringt Viehes Tod,
Sankt Paulus Regen bringt teures Brot,
Bewahr' uns Gott vor Hungersnot!"

Also war Krieg, Viehsterben und Kornmangel zu befürchten; also mußte der Kaufmann alles, was man im Krieg braucht, und alles Vieh und alles Korn, das er auftreiben konnte, zusammenkaufen, um es desto teurer wieder zu verkaufen, wenn es überall dran fehlte.

Weiter stand in der Zeitung, daß ein vornehmer Herr unter dem Namen Inkognito mit dreitausend Ochsen von Diesseits nach dem Viehmarkt zu Jenseits in das benachbarte Königreich gehe, und daß er geheime Aufträge habe, die er erst im Gebirg eröffnen dürfe; sein Handelsfreund von Jenseits aber schreibt ihm, daß eine ebenso große Kolonne von Kühen von einem vornehmen Mann unter dem nämlichen Namen eines Herrn von Inkognito auch mit geheimen Aufträgen an dem nämlichen Tag von Jenseits nach dem Viehmarkt von Diesseits ausgezogen sei, und

empfiehlt ihm diesen Anführer, spricht auch von bevorstehenden großen Verbindungen. Der König von Diesseits war ein junger Prinz, die Königin von Jenseits war eine junge Prinzessin, es konnte eine Vereinigung beider Königreiche stattfinden. Aber der stürmische Paulustag deutet auf Krieg, ganz gut — die zwei Viehherden, welche von beiden Königreichen ausgezogen waren, mußten einander im hohen Gebirg in einem Hohlweg begegnen, da konnte es leicht zu Streit und Händeln kommen, und der Friede konnte durch eine Vermählung der beiden Regenten geschlossen werden; da war auf die Feierlichkeiten und Illumination zu gedenken und alles zu kaufen, was denn begehret werden könnte.

Weiter: die Papiere fielen so gewaltig, daß der Platz damit überschwemmt war, also mußte er so viele aufzusammeln suchen, als möglich war, um sie zu haben, wenn sie wieder steigen würden, weil es viel leichter ist, etwas zu erlangen, was fällt, als etwas, was steigt.

Auf diese Weise überlegte und spekulierte er, und am Ende rief er: „Komanditchen! Komanditchen!“ Die hörte es durch die Öffnung im Boden des Dankbarkeitfasses und kam geschwind gelaufen; da mußte sie dem Vater etwas Wäsche in seinen Mantelsack packen, und der Ladenpeter mußte den alten Schimmel aus dem Stall ziehen und satteln und vorführen. Der Kaufmann schrieb noch eine Menge Briefe, schnallte sich eine große Geldkatze voll Goldstücken um und sagte seinem Kassierer: „Ich werde einige Tage verreisen und mache Sie unterdessen auf folgendes aufmerksam: Die Rosinen steigen bis zum Himmel; drum sagen Sie allen, die welche kaufen wollen, daß wir keine haben, und wenn sie dann am höchsten sind, so verkaufen Sie schnell. Spanische Fliegen ziehen stark; drum halten Sie die unsrigen zurück, und wenn sie im höchsten Zug sind, lassen Sie los, so werden wir am weitsten kommen. Löschpapier ist flau; gießen Sie deswegen Essig in die Dinte, welche wir verkaufen, und verkaufen schlechteres Papier, so wird es durchschlagen, und die Leute werden mehr Löschpapier kaufen. Hasenfelle schleppen; lassen Sie in die Zeitung setzen, daß der türkische Kaiser befohlen hat, die ganze türkische Nation solle keine Turbans mehr, sondern dreieckichte Filzhüte tragen, so werden die Hutmacher mehr

Hasenhäute kaufen, um Filz aus den Haaren zu machen. Leim hält sich: also lassen Sie ihn ruhig liegen. Pfeffergurken schwanken, und Spinnräder schwindeln; drum kaufen Sie wohlfeil und verkaufen teuer, bis ich wiederkomme. Apropos, echte alte aufrichtige Ölfässer werden gesucht: drum verkaufen Sie."

Nach diesen Worten ging der Kaufmann in den Hof, um zu Pferd zu steigen. Der Ladenpeter hielt den Schimmel am Zaum, und Komanditchen hatte sich drauf gesetzt, um den Mantelsack bequemer festzuschnallen, die Riemen aber waren so hart geworden, daß sie den Vater bat, er möchte ihr helfen; da rückte er ein echtes altes aufrichtiges Ölfaß zu dem Schimmel, stieg auf dasselbe und sprach: „Ladenpeter, mache einstweilen das Tor auf!" Ladenpeter tat es, aber pratsch, da brach der Boden des alten Fasses ein, und Seligewittib-Erben und Kompanie fielen hinein, der alte Schimmel aber wurde von dem Gerumpel scheu, sah das Tor offen, Komanditchen hielt sich fest an seinen Mähnen, und er sprengte Karriere mit ihr zum Tore und zur Stadt hinaus, und der arme Ladenpeter, welcher das verehrte Komanditchen in solcher Gefahr sah, lief wie ein Rasender hinter ihr drein und rief immer: „Halt auf! Halt auf!" Aber der Gaul war, als ob er Flügel hätte, rennte alles über den Haufen, und Ladenpeter lief ihm nach bis an einen dicken, dicken Wald, wo der arme Lehrbursche, halbtot vor Laufen, endlich dem Schimmel den Vorsprung abgewann und sich ihm grade vor den Füßen in den Weg hinwarf. Da stand der Schimmel still, der auch von Schweiß triefte. Komanditchen sprang nun von dem Pferde herab, das sie jedoch am Zügel festhielt, und sah nach dem armen Ladenpeter, der ihr mit so großer Gefahr das Leben gerettet hatte; aber dieser raffte sich bald wieder auf und war nur froh, daß Komanditchen noch frisch und gesund war.

„Ei, was für ein tolles Pferd ist dies!" sagte Komanditchen. „Es ist ein Glück, daß der Vater nicht auf ihm fortgeritten!" — „O, es ist ein größeres Glück, daß Sie unverletzt heruntergekommen", erwiderte Ladenpeter, „aber der Schimmel ist recht gut gelaufen, er wollte zu seinem alten Herrn zurück, einem Landkrämer, der eine Viertelstunde von hier im Dorfe wohnt, und wenn Sie ein halbes Stündchen hier im Walde verziehen wollen,

will ich geschwinde zu dem Krämer reiten. Er ist uns noch Geld schuldig, und es wird Ihrem Vater Freude machen, wenn ich dieses unglückliche Wegrennen des Schimmels benutze, um diesem bösen Schuldner etwas abzudrängen." — „Der arme Mann!" sagte Komanditchen; „kennst du ihn?" — „Ihn nicht", erwiderte Ladenpeter, „aber seine Tochter; sie ist eine sehr fromme und artige Jungfrau, sie kam immer in unseren Laden einzukaufen. Als ihr Vater aber endlich an tausend Taler schuldig war und nicht zahlen konnte, gingen Herr Seligewittib-Erben und Kompanie zu ihm und nahmen ihm diesen Schimmel für hundert Taler ab, so daß er noch neunhundert schuldig ist; nun will ich hin und sehen, ob er nicht wieder etwas zu Geld gekommen ist und mir etwas abzahlen kann." — „Der arme Mann!" sagte Komanditchen wieder; „ach, wie muß es seine Tochter geschmerzt haben, da man ihm den Schimmel fortführte! Guter Schimmel, ich kann es dir gar nicht verdenken, daß du zu deinem Herrn zurückwollteſt, nur hätteſt du mich nicht mitnehmen sollen." Bei diesen Worten streichelte sie dem Schimmel den Hals und war sehr gerührt; denn sie sah, daß dem Pferde viele große Tränen den Augen herabrannen. „Sieh, er weint, er weint", sagte Komanditchen. „Verehrte Jungfer", versetzte Ladenpeter, „das ist die Erhitzung, ich muß schnell aufsitzen und hinreiten; wenn der Schimmel länger steht im kühlen Wald auf diese Erhitzung, verkältet er sich und wird steif, und wenn ich auch nichts von dem Krämer herauskriege, so ist es nur, damit ich dagewesen bin und einmal seine fromme Tochter wiedersehe." Nun wollte Ladenpeter aufsteigen, aber der Schimmel wollte ihm auf keine Weise stehn; bald ging er rechts, bald ging er links, doch schlug er nicht und biß er nicht und machte nur mit seinen Bewegungen das Aufsitzen unmöglich. Da wollte der Ladenpeter ihn schlagen, aber da warf sich das Pferd plötzlich vor Komanditchen auf die Kniee und weinte bitterlich. Komanditchen sprach: „Lieber, guter Schimmel, was willst du von mir?" — „Ach", erwiderte das Pferd, „du hast deinen Vater einmal gebeten, er solle den Ladenpeter nicht schlagen; bitte nun auch den Ladenpeter, daß er mich nicht schlägt!" — „Allmächtiger Gott", schrien nun beide aus, „der Schimmel kann sprechen!" und standen wie versteinert da.

„Ja", sagte das Pferd, „ich kann sprechen, und das Herz ist mir beinah zerbrochen, Ladenpeter, daß du auf mir hinreiten willst, deinen eignen armen Vater um Geld zu drängen." Da ward Ladenpeter wie Blut so rot, und Komanditchen sagte: „So, Ladenpeter, ist das wahr? Ist der Krämer dein eigner Vater? Pfui, schäme dich!" — „Ach, verehrte Komandite und einziger Schimmel", sagte Ladenpeter, „habet mich nicht in so schändlichem Verdacht und höret die Wahrheit an! Ja, der Krämer ist mein Vater, ich bin ihm entlaufen, da ich merkte, daß er an Seligewittib-Erben und Kompanie so viel schuldig war, und habe mich in dieser Handlung vom Betteljungen zum Hausknecht, vom Hausknecht zum Ladenpurschen aufgeschwungen und wollte so immer mehr und mehr lernen, um meinem Vater einst, wenn mein Herr mich recht gut brauchen könnte, die Schuld abzuverdienen, und nun habe ich nur einmal zu meinem Vater hingewollt, um ihn und meine geliebte Schwester Kreditchen wiederzusehen und zu trösten." — „Das läßt sich hören", sagte Komanditchen zu dem Schimmel, „und ich dächte, du ließest ihn nun aufsitzen und mich hinten drauf; ich will dabeisein, damit er Wort hält und seinem Vater kein Geld abfordert." — „In Gottes Namen", sagte der Schimmel und ließ den Ladenpeter aufsitzen, und Komanditchen setzte sich hinter ihn und hielt sich an ihm fest, und der Schimmel trabte mit ihnen den Wald hinaus nach einem kleinen Dorf im Tale.

Da sie das Dorf von oben übersehen konnten, sagte der Schimmel: „Sieh, Ladenpeter, da unten sitzt dein armer Vater auf seinem Dach und flickt es mit Stroh." — „Ja", sagte Ladenpeter und weinte; „o, der arme Vater!" Da drückte Komanditchen dem guten Ladenpeter die Hand.

Nun stand der Schimmel auf einmal still und sprach: „O Ladenpeter, steige ab, und Komanditchen auch, und gehet zu Fuß hin; wenn der alte arme Krämer sähe, daß ihr auf mir geritten kämt, so könnte er denken, es wären Seligewittib-Erben und Kompanie, die Geld von ihm holen wollten, und könnte vor Schrecken vom Dache herunter sich zu Tode fallen." — „Du hast recht", sagte Komanditchen, „du herrlicher, treuer, feinfühlender Schimmel!" und sprang herab, auch Ladenpeter sprang herab und umarmte das edle Tier für seine Aufmerksamkeit. „Nun", sprach

der Schimmel, „gehe du voraus, Ladenpeter, ich sehe, der Vater ist gleich fertig mit dem Dach und wird heruntergestiegen sein, wann du langsam hingehst. Da umarme ihn und erzähle ihm alles und sage ihm von Komanditchen, damit er nicht erschrickt; ich will vor mich ganz still hinten am Gartenzaun herumtraben." — „Sehr brav!" sagte Komanditchen, und nun trennten sie sich.

Ladenpeter ging voraus, Komanditchen brach hie und da Blumen am Weg; das liebe kleine Dörfchen in dem grünen Tal gefiel ihr gar wohl, und der Schimmel graste langsam längs dem Abhang hinab.

Der alte Landkrämer Risiko war eben von der Leiter herabgestiegen, da hörte er ein Liedchen pfeifen. „Ach", sagte er, „das ist das nämliche Stückchen, das mein Junge, der Peter, sonst pfiff; o, wo mag der ehrliche Junge nur hingekommen sein, seit drei Jahren ist er verloren, und ich habe das Geld nicht, ihn in den Reichsanzeiger setzen zu lassen. Wahrhaftig, es ist, als wenn er selbst pfiffe; wart', nun kömmt eine Stelle in dem Liede, wenn er da einen Triller pfeift, so ist er es gewiß — ach, da haben wir es, ach Gott, er pfeift den Triller, o Peter, Peter!" Da sprang Ladenpeter über den Zaun, und sein Vater Risiko hielt ihn in den Armen, und sie küßten sich und drückten sich und weinten die süßesten Tränen des Wiedersehens, und Komanditchen lauschte am Zaun und weinte mit.

Nun erzählte der Sohn dem Vater alles: daß er bei Seligewittib etc. Ladenjunge geworden; daß sein Herr viel auf ihn halte, ihn aber nicht kenne; daß er hoffe, ihm einstens aus den Schulden heraushelfen zu können, und wie es ihm mit dem Schimmel gegangen, und daß die Tochter seines Herrn, Komanditchen, gleich kommen werde, und der Schimmel auch, und daß der Schimmel sprechen könne.

„Laß gut sein", sagte der Landkrämer, „und schneid mir nichts auf! Ihr Herrn Ladenjungen aus der Residenz könnt das Aufschneiden doch nicht lassen; verdirb mir die Freude des Wiedersehens nicht mit Lügen von sprechenden Schimmeln! Du wirst mir deinen alten Vater nicht gleich zum Narren haben. Einige Pfiffe hat man in der Stadt immer voraus; da gibt es Gelegenheit, sich zu bilden, man spielt etwa an einem freien

Sonnabend einmal als Affe oder Löwe in der Komödie mit; aber deswegen muß man seinem Vater doch keinen sprechenden Schimmel aufbinden." — „Lieber Vater", erwiderte Ladenpeter, „wir waren erschrocken wie Ihr; Komanditchen wird gleich kommen, die könnt Ihr fragen, oder am besten den Schimmel selbst. Er hat gesagt, er wolle hinten am Zaun herumgehen."

Da trat Komanditchen, die alles gehört hatte, zur Hoftür herein und grüßte den alten Mann und sagte: „Ja, Herr Risiko, Ihr Sohn sagt die Wahrheit, der Schimmel kann sprechen, und zwar, wie es nur die edelste Seele kann." Der Krämer zog die Mütze und sprach: „Das ist sehr, sehr wunderbar, der Schimmel, hm, hm — ei, wo habt Ihr denn den Schimmel her?" — „Vater", versetzte Ladenpeter, „ich habe nie gewußt, daß Ihr einen Schimmel hattet." — „Ich weiß es auch nicht", sagte der Krämer; „als Herr Seligewittib etc. hier war und mich an Zahlung mahnte und ich gar nichts hatte als meine gute Tochter Kreditchen, die vor ihm stand, da sagte er: ‚Ei was Tochter! Hätten Sie einen guten Schimmel im Stall, der wäre mir lieber!' Da ging deine arme Schwester weinend zur Türe hinaus, und als Herr Seligewittib auch hinausging, wieherte es im Stall. Ich war des Tods vor Schrecken, denn ich hatte keine Ziege, viel weniger ein Pferd im Stall, ja im ganzen armen Dorfe ist kein Pferd. Herr Seligewittib etc. sprang nach dem Stall und sagte: ‚Ei, ei, Herr Risiko! Ihr Pferd ist aufrichtiger als Sie.' Ich beteuerte, das Pferd sei nicht mein, ich wüßte nichts von ihm; aber er glaubte mir nicht, besah das wunderschöne Pferd hinten und vorn und zog dann einen Schein über hundert Taler aus der Brieftasche und sagte: ‚Den Schimmel nehme ich für hundert Taler, die ich Ihnen gutschreibe und Sie von neuem mit neunhundert belaste', worauf er aufstieg und wegritt. Am Tor drehte sich der Schimmel um und wieherte so traurig, daß mir es durch Mark und Bein ging, und ich war wie versteinert. Ich suchte meine Tochter an allen Ecken, ich rief sie durchs ganze Dorf, ich fand sie nicht; ich habe sie nicht wiedergesehen, seit sie weinend aus der Stubentür ging."

„Ach", rief Ladenpeter aus, „meine liebe, fromme Schwester ist nicht hier! Sie ist verloren!" — „O, ich hatte mich so auf sie

gefreut!" sagte Komanditchen. „Ja, es ist nicht anders, ich bin zum Unglück bestimmt", sagte der alte Risiko, „aber du bist wiedergefunden, vielleicht beschert mir sie der Himmel auch einmal wieder. Ach! als ich sie so im Dorf herum rief: ‚Kreditchen, Kreditchen', da wieherte der wunderliche Schimmel immer noch von dem Hügel herab; ach, mir ist es wie heut! Hier rufe ich noch alle Abend und meine, sie müßte kommen." Da rief er wieder: „Kreditchen! Kreditchen!" Und da wieherte es laut. „Herrjemine, der Schimmel!" rief Risiko und lief gegen die Türe, und ein schönes blondes Bauernmädchen, seine Tochter, sank ihm in die Arme, und Ladenpeter umarmte die Schwester, und Komanditchen auch.

Da war Freude an allen Ecken. „Aber wo ist der sprechende Schimmel hingekommen?" fragte der alte Risiko. „He, Schimmelchen, komm, komm, Schimmel!" Da war kein Schimmel zu hören und zu sehen. „Was wollt ihr dann mit einem Schimmel?" sagte Kreditchen. Da erzählten sie ihr die ganze Schimmelgeschichte von ihrem Verschwinden bis zu ihrer Zurückkunft, und sie sagte immer: „Ei, ei, das ist sehr seltsam, das sollte man kaum glauben!" Und als sie endlich gefragt wurde, wo sie dann so lange gewesen sei, sagte sie: „Ich habe das Unglück des Vaters nicht mehr mit ansehen können und bin in die Stadt dienen gegangen, um dem Vater meinen Lohn zu schicken. Nun habe ich aber ein großes Glück gehabt: ich habe an einem Morgen, da ich an den Brunnen ging, diese Brieftasche gefunden und nachher gehört, daß ausgetrommelt wurde, der ehrliche Finder, der sie zurückbringe, solle hundert Taler haben. Da bin ich aus Freuden zu Euch herausgelaufen, um Euch die Brieftasche zu geben, damit Ihr den Finderlohn holen und an Euren Gläubiger geben könnt." Da reichte sie dem Vater die Brieftasche, welcher mit derselben in seine Kammer ging, um zu sehen, was sie enthalte.

Komanditchen war müde, Kreditchen auch. Der Ladenpeter meinte, er wolle morgen mit Tagesanbruch Komanditchen zurückbringen, drum ging Komanditchen mit Kreditchen nach ihrer Kammer, und sie aßen ein wenig Brot und wilden Honig und legten sich zusammen ins Bett.

Da sprach Komanditchen zu Kreditchen: „Jungfer Risiko,

legen Sie sich doch nicht so krumm, ich habe gar keinen Platz neben Ihr im Bett!" — „Ach, verzeihen Sie", erwiderte Kreditchen und legte sich grad, seufzte aber sehr tief dabei. Als sie kaum eingeschlafen waren, wachte Komanditchen wieder auf und rief: „O, Kreditchen, Sie liegt wieder so krumm und drückt mich ganz zum Bett hinaus." Da bat Kreditchen wieder sehr um Verzeihung und legte sich wieder mit Seufzen grad. Dieses geschah aber öfters, und weil Kreditchen bei dem Gradlegen immer so seufzte, als habe sie Schmerzen, und es doch nie eingestehen wollte, fühlte Komanditchen ihr im Schlaf an den Rücken und bemerkte, daß das arme Mädchen eine große Wunde auf demselben habe. Da stand Komanditchen heimlich auf und legte sich an die Erde, um das arme Kreditchen nicht mehr zu stören.

Am Morgen aber fragte sie das Mägdlein, was sie dann auf dem Rücken habe; da ward sie ganz rot und sagte: „Ach, das viele Tragen der Wasserbutte hat mir die Wunde gedrückt." Nun zog Komanditchen wohlriechendes Wasser hervor, das sie bei sich hatte, und rieb Kreditchens Wunde damit und verband sie; da wurde Kreditchen ihr noch viel dankbarer.

Risiko aber saß die ganze Nacht mit dem Ladenpeter auf, und sie sahen mit Verwunderung die Brieftasche durch. Es war dieses aber eine Brieftasche von Seligewittib-Erben und Kompanie, und es lagen Scheine über die 900 Taler drin, welche ihm Risiko noch schuldig war, so daß der Krämer, wenn er sie behielt, hätte sagen können, er sei ihm nichts schuldig. Aber er war ehrlich und entschloß sich, nächstens in die Stadt zu gehen, die Brieftasche zurückzubringen und sich nur die hundert Taler Trinkgeld auszubitten.

Nun erzählte ihm der Ladenpeter noch allerlei, wie es in Handel und Wandel jetzt stehe und bei welchen Waren man jetzt am meisten gewinnen könne, unter andern auch, daß die aufrichtigen echten alten Ölfässer so sehr stark gesucht würden, worüber sie endlich auch schlafen gingen. Gute Nacht zusammen! —

Der Kaufmann, welcher, als er den Mantelsack auf den Schimmel schnallen wollte, in das Faß gefallen war und durch das Spundloch sah, wie das Pferd weggaloppierte, hielt sich in dem Faß ganz still und dachte, die Nacht abzuwarten, um

herauszusteigen, weil er fürchtete, seine Handlungsdiener möchten ihn auslachen. Als es nun anfing zu dämmern, kam sein Nachbar, Herr Base und Vetters Geschwister Seliger Eidam, durch das offne Tor auf den Hof getreten und nahte sich dem Faß und sprach: „Ei, ei, Seligewittib scheinet viel' echte alte aufrichtige Ölfässer zu haben, ich habe Auftrag, ein Dutzend zu kaufen und sie nach Olreichsstadt zu senden, da kann ich einen guten Handel machen", und nun ging er zu dem Kassierer und kaufte ihm zwölf alte Ölfässer ab. Der Kaufmann hielt sich ganz still in dem Faß und dachte: „Bravo, nun werde ich von meinem eignen Nachbar ganz unentgeltlich den Weg gefahren werden, welchen ich reisen wollte, und spare Zoll und Wegegeld."

Der Kassierer hatte den Schimmel traben hören und glaubte nicht anders, als daß sein Herr weggeritten sei; er verkaufte also dem Nachbarn seinen Herrn unter den zwölf Fässern mit, und man merkte nicht, daß er darin stak; denn er hatte, als der Käufer in die Zahlstube gegangen war, den eingefallnen Faßdeckel leicht wieder über seinem Kopf in die Höhe gedrückt. So wurde er unter den andern Fässern aufgeladen, und sein Nachbar setzte sich selbst auf das vorderste Faß, in welchem Seligewittib steckte, und fuhr die Ladung der Stadt hinaus, dem Walde zu.

Die Pferde gingen langsam, der Fuhrmann schlief ein, da ging es noch langsamer. Das ärgerte den Kaufmann im Fasse, welcher gern geschwind fortwollte, und er fing deswegen an, so im Fasse zu wackeln, daß der Fahrende herunterfiel. Der stand wieder auf, schimpfte über das Faß, legte es fester, setzte sich wieder auf und fuhr rascher weiter.

Bald schlief er wieder ein, der im Faß wackelte wieder, es ging wie vorher; da ärgerte sich der Fahrende und packte das Faß hinten auf und setzte sich auf ein anderes. Nun schlief er wieder ein, und der Kaufmann im Fasse, um ihn zu wecken, fing an, sich so zu bewegen, daß das Faß herunterfiel, und weil sie grade zum Wald herausfuhren, wo man hinunter in das Dorf des Risiko sah, rumpelte das Faß den Weg hinunter ins Dorf und stieß plumps gegen die Hoftüre des armen Landkrämers.

Daß der Weg da hinunterging, hatte der Kaufmann im Fasse nicht gesehen, sonst hätte er sich gewiß nicht vom Wagen

herabgeworfen; denn alle Rippen taten ihm von dem Rumpeln über den steinigen Dorfweg sehr weh. Es war eben beim anbrechenden Morgen, und Risiko nebst Kreditchen begleiteten den Ladenpeter und das Komanditchen, welche in die Stadt zurückgingen, hinter dem Garten hinaus über die Wiese. Komanditchen schenkte der guten Kreditchen etwa zwölf Taler, die sie bei sich hatte, für ihren Vater und bat sie um ihren Besuch in der Stadt, worauf sie sich alle unter Glückswünschungen trennten.

Als der Krämer und Kreditchen in das Häuschen zurücktraten, tat das Faß grade den Puff gegen das Hoftor. „Ei", rief Risiko aus, „das ist vielleicht der Schimmel, der mit dem Huf anschlägt", und lief mit seiner Tochter ans Tor; aber wie freute er sich, als er ein echtes aufrichtiges altes Ölfaß davor fand, von welchen er durch Ladenpeter wußte, daß sie sehr gesucht würden!

Aber da kam auch schon der Besitzer des Fasses den Berg herabgelaufen und schimpfte gewaltig auf das Faß, das nie auf dem Wagen ruhen wollte. „Laßt mir das alte Faß", sagte Risiko, „was wollt Ihr es mühsam wieder hinaufwälzen, da es auch nicht gehorchen will!" — „Ei", sagte da der Eigentümer, „diese Fässer werden jetzt stark gesucht und sind hoch im Preis, doch wenn Ihr mir fünf Taler geben wollt, könnt Ihr es haben; es kostet mich zwei Taler auf dem Platz, dazu kömmt drei Groschen Provision und drei Groschen aus dem Haus auf die Straße und drei Groschen auf den Wagen und drei Groschen für jedesmal Heruntergefallen, macht für dreimal neun Groschen, und wieder dreimal aufgeladen à 3 Groschen, macht wieder 9 Groschen, und hierhergefahren 12 Groschen und hier heruntergelaufen à 3 Groschen und ihm nachgelaufen à 6 Groschen, macht Summa Summarum fünf Reichstaler in Gold, zu 5 Taler 16 Groschen den Friedrichsdor gerechnet."

Dem Risiko stak das Faß sehr in die Augen, aber er hatte kein Geld und gestand dem Verkäufer ein, daß er dieses nicht zahlen könnte, er möge es ihm auf Kredit geben. Da erwiderte der Verkäufer: „Habt Ihr denn auch nicht Geldes wert?" — „Ach", sagte Risiko, „ich habe nichts als hier meine fromme Tochter Kreditchen." Da lachte der Verkäufer und sagte: „Auf die wird Euch niemand etwas kreditieren, ein recht schönes Stück Federvieh von seltner Art wäre mir lieber." Diese Rede ging der Tochter durchs Herz,

sie weinte und ging in das Haus. „Nun, habt Ihr keine Perlhühner, Fasanen, Pfauen oder seltne Tauben? Ich bin ein Liebhaber von dergleichen." — „Ach", sagte Risiko, „wie soll ich zu so etwas kommen, ich habe nicht einmal Hühner!" Da girrte es auf einmal auf dem Dach der Hütte; der Kaufmann schaute hinauf und rief aus: „Haha, Ihr wollt nur nicht herausrücken, da sitzt ja die wunderschönste Pfauentaube auf dem Dach; wollt Ihr sie mir ablassen, so mögt Ihr das Faß dafür behalten."

Risiko hatte diese Taube nie gesehen und sprach verwundert: „Wenn Ihr sie wollt, so holt sie Euch, ich bin's zufrieden." Der Verkäufer, welcher ein großer Taubenkünstler war, nahm ein Fläschchen Anisöl, das die Tauben gern riechen, aus der Tasche, schmierte sich die Finger mit, nahm Wicken in die hohle Hand und wollte eben auf das Dach hinaufsteigen, aber die schöne Pfauentaube flog ihm entgegen und setzte sich ihm auf die Schulter. „Seht Ihr, ich versteh' es", sagte er, stolz lächelnd, und ging mit dem Wunsche von dannen, daß Risiko das aufrichtige alte Ölfaß in Glück und Segen verzehren möge, zufrieden mit seinem Handel den Berg hinan nach seinem Fuhrwerk.

Risiko hörte noch lange die Taube zärtlich „Ruckruck" rufen. Da rief er: „Kreditchen, Kreditchen!" Aber sie war nicht zu hören und zu sehen, er hörte nur immer das Ruckruck der schönen Taube. Da setzte sich Risiko auf das erhandelte Ölfaß und sagte traurig: „Ach, was soll mir das Faß, ich habe mein gutes Kreditchen wieder verloren, welches mir doch das Liebste auf der Welt war. Aber vielleicht ist sie wieder in die Stadt dienen gegangen, ich will nur auch hinein und mir die hundert Taler für die Brieftasche als Trinkgeld ausbitten; dann zahle ich sie an Herrn Seligewittib und bin ihm dann 100 Taler Kurant weniger schuldig." Da sprach es auf einmal aus dem Faß: „Ich schreibe Ihnen nur 100 Taler Münze gut, restieren 800 Taler, welche abermal belastet bleiben", und Risiko, der auf dem Fasse saß, machte einen Sprung herunter und lief mit dem Geschrei ins Haus: „Alle guten Geister, das Faß kann sprechen!"

Herr Seligewittib war ganz gegen seinen Willen hier verkauft worden; er gedachte, weitertransportiert zu werden und dann an Ort und Stelle herauszuschlüpfen. Er fürchtete nichts mehr, als daß Risiko, der vor dem Faß floh, nicht wiederkommen und ihn

drin stecken lassen möge; deswegen kollerte er dem Risiko nach bis an die Haustüre und rief immer: „Herr Risiko, sehr schätzbarer langer Freund, sehr gutes Haus, mit welchem ich noch interessante Geschäfte zu machen gedenke, Herr Risiko, ich stecke hier auf Ihr Risiko im Faß; bitte mich zu hören; ich mache Denselben den Antrag, mir das Faß zu einem Friedrichsdor abzulassen, so viel Herr Vetter- und Basens Geschwister Seliger Eidam dafür begehrt."

Risiko streckte auf dieses Geschrei den Kopf schüchtern zum Fenster hinaus und sprach: „O du echtes, altes, aufrichtiges Ölfaß, du bist mit Recht aufrichtig zu nennen, denn du sprichst wie ein Mensch; ich habe nichts dagegen, wenn du dich selbst von mir kaufen willst; für einen Friedrichsdor kannst du dich haben, aber zahle mir bar!" Da schrie es aus dem Faß: „Schreibe Ihnen das Faß mit 5 Taler 8 Groschen gut, da die Louisdor so hoch stehen." Risiko aber sprach: „Mir ward 5 Taler 16 Groschen gefordert", worüber sie lange hin und her handelten. Da aber Risiko nicht anders wollte, war Seligewittib es zufrieden und verlangte aus dem Fasse heraus. „Faß, du willst aus dem Faß heraus? Das verstehe ich nicht; ich kann weiter nicht tuen, als dich auf ein trocknes Lager legen und deine Reife ein wenig antreiben und dich mit heißem Wasser ausspülen, welches ich dir berechnen werde."

Da kam Risiko mit heißem Wasser und einem Hammer heraus. Aber der Kaufmann schrie entsetzlich im Faß: „Ach, schlagen Sie das Faß zusammen und lassen Sie mich heraus, ich bin Herr Seligewittib-Erben und Kompanie!" Da ging dem Risiko erst ein Licht auf, und er sagte: „Mein Herr, ich habe das Faß gekauft, wie es ist, auf mein Risiko, und gedenke mit dem Fasse in Kompanie zu gehen, mit allen seinen Eigenschaften, kann daher Sie nicht herauslassen."

Nun begann der Kaufmann im Faß hin und her zu handeln. Er ließ ihm ein Hundert Taler nach dem andern von seiner Schuld nach und mußte endlich noch seine ganze Geldkatze, welche er um den Leib geschnallt hatte, aus dem Spundloch herauslaufen lassen und dann noch die zwei Finger herausstrecken und schwören, daß er den Risiko in Kompanie nehmen wolle, und daß die Firma heißen solle: Seligewittib-Erben Risiko und Kompanie. Hierauf schrieb er alles dieses zu Papier, reichte die Schrift, Feder

und Dinte und Licht und Siegellack ins Faß, und der Kaufmann mußte alles unterschreiben und besiegeln, worauf Risiko die Reise von dem Faß schlug und den Kaufmann herausstiegen ließ.

Man hätte denken sollen, der Kaufmann würde gegen Risiko sehr bös sein, aber im Gegenteil, er umarmte ihn zärtlich und sprach: „Herr Risiko, ich habe nicht erwartet, daß Sie ein so feiner Kopf seien; hätten Sie sich dieses herrliche Geschäft entschlüpfen lassen, ich würde Sie ewig verachtet haben. Nun freue ich mich sehr, mit Ihnen in Verbindung zu arbeiten; ich bin versichert, ich werde es nicht zu bereuen haben."

Nun teilte er ihm die ganze Ursache seiner Reise und seine ganze Spekulation mit und sprach: „Es ist die höchste Zeit, daß wir uns auf den Weg machen, um bei dem Zusammentreffen der beiden Herren von Inkognito mit den großen Viehherden im Hohlweg zu sein; auch fürchte ich sehr, Vetter und Base, welcher mit den Ölfässern fuhr, wird uns zuvorkommen."

„Da bin ich gut für", sagte Risiko, „Sie sollen mich gleich kennenlernen", und nun stemmte er sich mit dem Rücken an einen alten kleinen Stall, der im Hof stand, und drückte tüchtig, da fiel der Stall um und verschüttete ein kleines Bächlein neben seinem Haus.

„Was soll das?" fragte der Kaufmann.

„Über diesen Bach muß Vetter und Base mit seinem Wagen; nun ist er verstopft, wird sehr anschwellen, und er wird ohne Brücke nicht hinüberkönnen. Lassen Sie uns ihm ruhig nachgehen!"

Sie machten sich auf den Weg, und Risiko sagte vorher zu einem benachbarten Bauern: „Gevatter, hier habt Ihr einen Louisdor; wenn hier ein Faß angeschwommen kömmt, so räumt den Bach wieder auf und lasset ihn laufen!" Der Bauer versprach es, und die beiden Handelsfreunde gingen ihres Wegs. Als sie einige Stunden gegangen waren, fanden sie den Vetter und Base mit seinem Wagen an dem aufgeschwollnen Bach, der wie ein Fluß geworden war. Er konnte nicht hinüber und wünschte, diese Reise nie übernommen zu haben. Da kauften sie ihm alle seine Ölfässer um ein Spottgeld ab und warfen sie in den Bach, worauf Vetter und Base mit nichts als seiner schönen Taube wieder nach Haus zurückfuhr.

Als die Ölfässer bei der Hütte des Risiko angeschwommen kamen, räumte der Bauer den Bach auf, das Wasser lief ab, und sie gingen ruhig hinüber. So kamen sie gleich bei dem Hohlweg im hohen Gebürg an und hörten bald ein außerordentliches Gebrüll von Diesseits und Jenseits.

„Haha", sagte Risiko, „die beiden Herrn von Inkognito treiben schon ihr Vieh von zwei Seiten in den engen Hohlweg, bald werden sich die Ochsen begegnen und aufeinanderstoßen; der Schulze hier in dem nahe gelegnen Dorf ist mein Bruder und ein Fleischer; wir wollen zu ihm gehn, und da will ich Ihnen meinen ganzen Plan mitteilen." Sie kamen zu dem Schulzen, und nun sagte ihm Risiko: „Lieber Bruder, für jeden toten Ochsen, den du aus dem Hohlweg mit deinen Bauern herauf auf den Rand des Wegs ziehst und ihn in den kleinen Bach legst, sollst du einen Taler haben." Das war der Schulze zufrieden und begab sich mit fünfzig starken Bauern, die mit Stricken und Hacken versehen waren, auf den Rand des Hohlwegs in die Mitte, wo die Herden zusammentreffen mußten.

Nun redeten die zwei Handelsfreunde ab, was sie tun wollten: jeder sollte zu einem der Herrn von Inkognito gehen und ihm ein Heumagazin, die Ochsen zu füttern, an dem Ort verkaufen, wo sie die Herden hintrieben, und jeder sollte von seinem Herrn von Inkognito die Ochsen als Geschenk begehren, welche unterwegs sterben würden; das weitere würde sich finden. Sie trennten sich und gingen rechts und links an die zwei Eingänge des Hohlwegs.

Das Vieh marschierte hinein, die Herrn von Inkognito gingen nach. Da sagte jeder an seiner Stelle zu seinem Herrn von Inkognito: „Kaufen Sie mir 3000 Zentner Heu ab, die Ochsen auf dem Markt zu füttern!" Die Herren waren recht froh darüber und kauften das Heu, den Zentner zu 1 Louisdor, also zu 3000 Louisdor jeder, und mit der Bedingung, jedes Stück Vieh, was unterwegs sterbe, solle ihm gehören. Nun sagten sie: „Wir müssen zutreiben, damit wir schnell durch den Hohlweg kommen", und prügelten hinten immer auf die Ochsen los; die trafen in der Mitte des Hohlwegs zusammen und wurden wild und stießen mit den Köpfen zusammen, bis sie tot waren, und wurden von den Bauern immer herausgezogen. Da kamen neue

zusammen und stießen sich wieder tot, und immer so fort, bis sie alle tot und heraufgezogen waren und die beiden Herrn von Inkognito selbst mit den Köpfen zusammenstießen. Sie kannten sich sehr gut, aber sie stellten sich, als kennten sie sich nicht, und fragten sich um ihre Namen. Da sagte jeder, er hieße Inkognito, worüber sie zu zanken begannen, und der eine rief dem Risiko, er solle ihm beistehen, der andere rief den Seligewittib um Hülfe. Da schlug Risiko den jenseitigen Herrn von Inkognito mit seinem Stock, und Seligewittib schrie: „Schlägst du mir meinen Herrn von Inkognito, so schlage ich dir deinen Herrn von Inkognito“ und prügelte auf den anderen los, bis die Nacht einbrach und die beiden Herrn von Inkognito entflohen, jeder nach seiner Hauptstadt zurück.

Die Handelsfreunde umarmten sich nach ihrem wohlgelungenen Geschäft; sie hatten zusammen 6000 Dukaten für Heu gewonnen und noch 6000 tote Ochsen dazu. Nun ließen sie die Ochsen alle abziehen und das Fleisch einsalzen und in dem Dorf bei dem Metzger liegen, worauf sie miteinander nach der Stadt reisten.

Wie froh war Ladenpeter und Komanditchen, daß der arme Risiko Gesellschafter der Handlung geworden war! Aber daß Kreditchen die Freude nicht mitgenießen könne, machte alle sehr betrübt. Man ließ sie vergebens in alle Zeitungen setzen.

Die beiden Herrn von Inkognito kamen zu ihren Königen zurück und klagten über gegenseitige Mißhandlung. Da ward Krieg erklärt, und Seligewittib und Risiko verkauften ihre Ochsenhäute sehr teuer zu Soldatenschuhen und das eingesalzne Fleisch als Proviant. Die Blasen aber aus den Ochsenleibern hoben sie sehr sorgsam auf. Sie wurden hiedurch ganz unermeßlich reich, und da endlich Friede wurde, heurateten sich der König von Diesseits und die Königin von Jenseits, und es wurden große Hoffeste gegeben, wobei die Ochsenblasen sehr teuer gekauft wurden, um sie statt Kanonen zu zerknallen, weil auch kein Körnchen Pulver von dem Krieg mehr übrig war. Nun wurden Seligewittib-Erben zum Kommerzienrat ernannt wegen seinen hohen Verdiensten und wurden adelig mit dem Namen Herr Baron von Ochsenglück; Risiko aber blieb, was er war. Der Baron von Ochsenglück überließ dem Risiko die Handlung ganz, baute sich

ein Treibhaus, las von der Unsterblichkeit der Seele und suchte Komanditchen an einen Grafen zu verheuraten.

Der Ladenpeter war nun auch kein armer Lehrbursche mehr, sondern saß in der Schreibstube seinem Vater Risiko gegenüber am Pult und führte die Korrespondenz, hatte einen Engländer zum Spazierenreiten und zwei Kutschpferde und einen Reitknecht und war immer so neumodisch gekleidet, daß man hätte glauben sollen, er wäre nicht recht klug im Hirn. Aber er mochte machen, was er wollte, die ganze Stadt nannte ihn doch nur Ladenpeter, und Komanditchen konnte ihn nicht mehr ausstehen, woraus er sich auch nicht viel machte, wenn er sich nur zu Pferd in der Stadt konnte sehen lassen.

Während alles dieses vorging, saß Komanditchen alle Tage einige Stunden in ihrer wohlriechenden Faßeinsiedelei und hatte das schöne Buch vom altteutschen Spritzkuchen aus den Papieren der perfekten Köchin unter bitteren Tränen der Erinnerung an ihre gute Mutter beinahe auswendig gelernt. Da sah sie einstens auf dem Taubenschlage des Nachbars eine wunderschöne Pfauentaube sitzen; es war dieselbe, für welche er dem Risiko das Faß gegeben. Komanditchen war ganz entzückt über die Taube und rief aus: „O du wunderschöne Taube, komme ein wenig zu Komanditchen!“ Da flog die Taube zu ihr in das Faß und war so freundlich und lieblich, daß Komanditchen eine ungemeine Liebe zu ihr gewann, und wenn sie in ihrer Einsiedelei war, mußte die Taube immer bei ihr sein.

Einstens hörte sie durch das Loch im Faßboden, daß Besuch unten im Zimmer sei; sie legte sich an die Erde und sah hinunter. Es war der alte Graf Vogelleim und sein Sohn; sie warteten auf ihren Vater, und der Graf sagte zu seinem Sohn: „Du sollst dich nur wegen dem Gelde mit der Fräulein Komanditchen verbinden; der alte Herr von Ochsenglück hat Glück gehabt wie ein Ochs, denn er hat mit einem Maikäfer angefangen.“

Nun kam der Vater, und der Graf hielt um die Hand Komanditchens an. Das freute den Vater sehr, und er ließ Komanditchen rufen. Sie kam der Stube herein und sagte gleich zu ihrem Vater: „Ich mag den Grafen Vogelleim nicht.“ Da machte der Graf seinen Diener und zog ab.

Der Vater sagte zu ihr: „Du bist sehr grob"; sie erzählte ihm aber, was die beiden gesprochen, und fragte, ob es wahr sei mit dem Maikäfer. „Ja", sagte der Vater, „ich war ein Betteljunge und hatte nichts von meinen verstorbenen Eltern erhalten als den Spruch:

„Findst du was auf der Gasse,
Was besser als 'ne Laus:
Heb's auf, steck's in die Tasche
Und trag's mit dir nach Haus!'

„Als ich nun zum erstenmal hier in die Stadt kam, fand ich unter einem Baum einen Maikäfer. Ich dachte, der ist besser als eine Laus, und hob ihn auf. Da kam eben der Graf Vogelleim, der auch noch ein kleiner Junge war, mit dem Bedienten vorbei, der ihm Bücher und Papier in die Schule nachtrug. Als er meinen Maikäfer sah, wollte er ihn haben und kaufte mir ihn um einen Bogen Papier ab, weswegen du auch einen Maikäfer in dem Herzschild meines Wappens siehst. Hat nun der Graf sich darüber lustig gemacht, so soll er seine Leimruten anderswo aufstellen, er soll dich, mein Komanditchen, nicht dran fangen!" Da küßte Komanditchen dem Vater die Hand und ging wieder in ihre Einsiedelei.

Über eine Weile hörte sie unten wieder sprechen; sie guckte, es war der Baron von Hustenleder mit seinem Sohn, der sagte, der Herr von Ochsenglück habe mit Zuckerpapier gehandelt. Komanditchen wurde wieder gerufen, und sie sagte wieder: „Baron von Hustenleder, ich mag Sie nicht." Hernach erzählte sie dem Vater wieder, was der von Hustenleder von dem Zuckerpapier gesagt. Der Vater sprach: „Es ist wahr; ich ging mit meinem Bogen Papier zu einem Zuckerbäcker, welcher grade Biskuit in den Ofen schieben wollte; er versprach mir vor meinen Bogen weißes Papier zwei, worauf Biskuit war gebacken worden; ich ging den Handel ein und erhielt auf zwei andern Bogen 48 leichte Zuckerrinden, welche von dem drauf gelegenen Biskuit waren sitzengeblieben. Ich schnitt die achtundvierzig Biskuitschattenrisse auseinander und verkaufte sie an den damals jungen Herrn von Hustenleder, jedes zu einem Kreuzer, macht 48 Kreuzer. Will er mich jetzt darum verachten, so mag er sein Hustenleder anderswo anbringen. Wegen jenem Fall siehst du auch die 48 Biskuit auf

dem Mantel, der um mein Wappen herumhängt!" Komanditchen küßte die Hand und ging in die Einsiedelei zurück.

Über eine Weile hörte sie unten den General von Wohlbekomms und seinen Sohn, der sagte zu seinem Sohn: „Ein gerechtes Schicksal führt durch deine Verbindung mit Komanditchen das Geld des Ochsenglücks wieder in unsere Kasse; denn er hat für Schnupftabak sein Glück an mir gemacht."

Komanditchen ward wieder gerufen und sagte gleich beim Eintreten: „Herr General Wohlbekomms, ich mag Ihren Sohn nicht." Da gingen diese ab, und sie sagte dem Vater, was der General von Schnupftabak gesprochen, und fragte, ob es wahr sei. „Ja", sagte der Vater; „als ich die achtundvierzig Kreuzer hatte, kaufte ich dafür eine schön lackierte Schnupftabaksdose, auf welcher eine Menge Leute abgebildet waren, die auf die verschiedenste Art Tabak schnupften. Mit der Dose ging ich auf der Börse herum, wenn alle Kaufleute beisammen waren, und wo einer dem andern ein Prischen präsentierte, war ich gleich bei der Hand und wünschte gute Geschäfte und bat mir eine Prise aus, die sie mir gern gaben. Ich tat, als wenn ich schnupfte, und fing entsetzlich an zu niesen, bald wie dieser, bald wie jener Kaufmann, worauf ich mich eingeübt hatte. Da guckten sich immer alle um und sprachen: ‚Zum Wohlsein, prosit!' Und wenn sie sahen, daß ich es war, lachten sie; ich aber sammelte alle meine Prisen, die ich bekam, in die schöne Dose, und man hatte so viele Freude an meinen Possen, daß ich meine Dose bald voll hatte. Diesen Tabak mischte ich nun recht untereinander und ging damit auf die Wachtparade, wo der General Wohlbekomms die Truppen musterte. Da nun damals die Soldatenröcke so knapp geraten waren, daß keiner eine Prise Tabak, viel weniger eine Dose bei sich tragen konnte, und ich wohl wußte, daß der General gern schnupfte, so stellte ich mich in seine Nähe und drehte meinen Dosendeckel, daß er pfiff. Der General hatte eben ‚Marsch!' kommandiert, aber als er meine Dose hörte, rief er ‚Halt!' kam auf mich zu und sprach: ‚Junge, hast du Tabak?' Ich zeigte meine schöne Dose; das Bild der Schnupfenden darauf machte ihn noch viel begieriger; er gab mir einen Groschen und nahm eine Prise und fing so an zu niesen, daß das ganze Regiment ‚Wohlbekomm's!' rief. Der

König von Diesseits freute sich so über diese treffliche Mannszucht, daß er den Truppen allen Zulage gab und dem General den Namen Wohlbekomms. Dadurch wurde er mir gut und schnupfte oft und viel bei mir, konnte auch keinen Tabak mehr vertragen als meinen Gemischten, den er sonst nirgends bekommen konnte, wodurch ich jede Wachtparade, besonders wenn er im Feuer exerzierte, wozu er immer nieste, meinen Taler verdiente.

„Ich hatte so schon an zwanzig Taler zurückgelegt. Als ich einmal wieder auf der Börse war, da ließ ein Kaufmann ein Schiff voll in der See naß gewordene Tabaksblätter an den Meistbietenden verkaufen. Dieser Kaufmann hatte eine ganz wunderbare Art, zu niesen, die man auf der ganzen Börse hörte und kannte. Er hatte dem Ausrufer gesagt, wenn er ihn niesen höre, so solle er mit dem Schlüssel auf den Tisch schlagen, das Zeichen, daß der, welcher grade geboten, die Waren haben solle. Dieses hatte ein andrer Kaufmann, der mein Niestalent kannte, gehört und sprach zu mir: ‚Bursche, wenn ich dir winke, so niese wie der Herr Gotthelf Prost! Ich verspreche dir eine gute Belohnung.‘ Nun wurde ausgerufen: ‚100 Taler zum ersten, 150 zum ersten, 150 zum zweiten‘, da sagte mein Kaufmann: ‚Und sechs Groschen!‘ und winkte mir, und ich nieste an der andern Ecke des Saales so laut wie der Kaufmann, daß alles ‚Gotthelf, prosit!‘ rief, der Ausrufer ließ den Schlüssel fallen, und mein Kaufmann kriegte das ungeheure Schiff voll Tabak, das wohl tausendmal soviel wert war. Jedermann verwunderte sich darüber, und Herr Gotthelf Prost kam herzugelaufen und sagte: ‚Es gilt nichts, ich habe nicht geniest!‘ Herr Prisius Nisius aber sagte: ‚Was geht mich das an, zugeschlagen ist zugeschlagen‘, legte sein Geld hin und ging nach seinem ungeheuren Schiff voll Tabak, wohin ich ihm folgte. Kaum waren wir auf dem Schiff angelangt, als Herr Prisius Nisius mich umarmte und mir sagte: ‚Du hast mein Glück gemacht mit deinem Niesen, sage, was willst du haben?‘ Ich bat ihn, er möge mich mit meinen zwanzig Talern in Kompanie nehmen, und das war er zufrieden.

„Da kam auf einmal der Fischminister, Herr von Stintstöhrenstuhr, auf das Schiff und erklärte, das Schiff müsse gleich ausgepackt werden, weil die Fische alle krepierten, weil der nasse

Tabak durch das Schiff ins Wasser rinne. Da mußten wir nun auspacken, aber wir machten es noch besser, wir hingen und nähten alle die feuchten Blätter an die Segel und Masten und das Tauwerk des Schiffes, und da sich eben ein guter Wind erhob, segelten wir nach Amsterdam, wo unser Tabak getrocknet ankam und Prisius Nisius fünfmalhunderttausend Taler für den Tabak allein erhielt.

„Ich heuratete hernach seine Haushälterin, welches eine perfekte Köchin und deine Mutter war, welche melancholisch wurde und, nachdem sie den ‚Altteutschen Spritzkuchen' schrieb, starb. Als ich sie heuratete, schenkte mir Prisius Nisius die Handlung, welche ich so lange geführt, und durch welche ich zum Ochsenglücksritter geworden. Will mir nun der Herr General Wohlbekomms meinen Tabakshandel unter die Nase reiben, so bist du, mein Komanditchen, eine zu delikate Prise für ihn, und mag er schnupfen, wo er will!" Da küßte Komanditchen ihrem Vater die Hand und ging wieder in ihre Einsiedelei.

Noch sehr viele vornehme Herrn kamen und baten den Herrn von Ochsenglück um die Hand Komanditchens; aber sie belauschte sie immer und sagte immer zu ihrem Vater: „Ich mag diesen und jenen nicht." Da sagte endlich der Vater ungeduldig: „Wenn dir keiner recht ist, so backe dir einen!" Das zog sich Komanditchen zu Herzen und saß ganze Tage tiefsinnig in ihrem Faßkabinett und lockte die Pfauentaube zu sich und las in dem „Altteutschen Spritzkuchen", worin der Prinz Mandelwandel ihr besonders wohlgefiel.

Nun reiste ihr Vater einstens auf die Messe nach Leipzig und fragte Komanditchen, was er ihr mitbringen sollte. Da sagte sie: „Bringe mir mit: ein silbernes Nudelbrett, eine goldene Teigrolle, einen silbernen Mörser und einen goldnen Stößel, einen Sack voll von dem feinsten Warschauer Weizenmehl, 50 Eier von Perlhühnern und 50 Eier von Goldfasanen, 50 Pfund frische süße Mandeln, ein Fäßchen voll Rosenöl, ein Fäßchen voll Rosenwasser, ein Fäßchen voll Rosenhonig, ein Fäßchen voll Maibutter, zwei Pfund feine Vanille, eine Schachtel voll Zitronen, eine Schachtel voll verzuckerten Anis, eine Schachtel voll Muskatennüssen, eine Schachtel voll Gewürznägelein, frische Feigen und Traubenrosinen, zwölf Pfund Gerstenzucker, zwölf

Pfund Kakaobohnen und ein schönes indianisches Vogelnest." Der Vater wunderte sich über diese Bestellung; weil Komanditchen ihn aber sehr bat, so schrieb er sich alles in sein Büchelchen, versprach es ihr mitzubringen und reiste ab.

Am folgenden Morgen saß Komanditchen in ihrem Hüttchen, und ihre liebe Pfauentaube kam von dem Taubenhaus des Nachbars herübergeflogen und fraß ihr aus der Hand. Da hörte sie auf einmal ein gewaltiges Geklapper auf dem Hof und ein großes Geschrei, und die Pfauentaube flog pfeilschnell dem Fenster hinaus. Komanditchen lief hinunter und sah, daß Risiko und sein Sohn Ladenpeter sich mit einem großen Storch herumschlugen, der entsetzlich klapperte und mit dem Schnabel nach ihnen stach. Risiko hatte das große Hauptbuch in der Hand und Ladenpeter ein Lineal, mit welchem sie auf den Storch zuschlugen, den sie zu dem Tor hinausjagen wollten. Da stürzte die Pfauentaube aus der Luft gegen den Ladenpeter, und er schlug sie mit dem Lineal so auf den Flügel, daß sie vor Komanditchens Füßen niedersank, und als der Storch dieses sah, verließ er den Streit und lief auf Komanditchen zu und schnatterte außerordentlich betrübt. Sie nahm ihn in Schutz und trug mit Tränen die verwundete Taube an ihrem Herzen hinauf in ihr Kabinettchen, wohin ihr der arme Storch sehr traurig nachhinkte und immer sehr betrübt klapperte.

Komanditchen wusch der guten Taube das Blut vom Flügel und verband sie und legte sie in ihren Schoß und fütterte sie aus ihrem Mund und hegte und pflegte sie, daß sie sich bald erholte; aber recht fliegen konnte sie nicht mehr. Der Storch aber stand immer ganz betrübt bei Komanditchen und sah das Täubchen an, das sich sehr freundlich mit ihm zu unterhalten schien.

Die Ursache dieses Streites aber war folgende. Als Risiko noch im Dorfe als armer Krämer lebte, hatte der Storch sein Nest auf seinem alten Stall seit vielen Jahren. Da der Risiko, um das Bächlein zu verschütten, den Stall umwarf, fiel das Nest des Storchs, der grade verreist war, mit herunter und zerbrach. Im Sommer kam der Storch wieder, er fand sein Nest zerstört und die Hütte leer, da suchte er den Risiko in der Stadt auf; er sah den Ladenpeter, der sehr närrisch geputzt auf der Promenade

herumging und mit allerlei Damen schwätzte. Da flog er zu ihm nieder und fing an zu klappern. Die Damen lachten ihn aus, er wollte ihn verjagen, aber der Storch lief immer neben ihm her. Da strömten viele Leute und Kinder zusammen und riefen „Lord Klapperstorch!“ und lachten ihn aus. Da stieg Ladenpeter auf sein Pferd und wollte schnell nach Haus reiten, aber der Storch flog immer über seinem Kopf und klapperte, bis in seine Wohnung; da er die Haustüre zumachte, um das nachlaufende Volk abzuhalten, stieß der Storch ein Fenster ein und kam in die Schreibstube geflogen, setzte sich grade vor Risiko, der an seinem offnen Hauptbuch rechnete, beschmutzte ihm das Buch, stieß ihm die rote Dinte um und klapperte ganz entsetzlich. Da fiel Herr Risiko auch über ihn, sie jagten ihn auf den Hof, wo Komanditchen ihnen zu Hülfe kam, und wo die gute Taube verletzt ward.

Der Nachbar, Herr Vetter und Base, hatte seine Spionen im Hause des Risiko, die erzählten ihm von der Verwundung der Pfauentaube, und er ging sogleich mit einem Advokaten zu Herrn Risiko, auf dessen Reichtum er ohnedies sehr neidisch war, und begehrte seine Pfauentaube frisch und gesund zurück. Risiko konnte das nicht, weil ihr der Flügel zerschlagen worden war, aber er bot ihm vieles Geld, der Nachbar aber begehrte das nämliche echte alte aufrichtige Ölfaß und den Herrn Seligewittib drin so wieder, wie er es ihm einstens für die Taube gegeben. Das war nun gar nicht möglich, denn das Faß war lange verbrannt, und Herr von Ochsenglück würde sich nie wieder hineingesetzt haben. Da ward die Sache vor den König von Diesseits gebracht, und der sagte: „Wenn Herr Risiko das Faß nicht wiedergeben kann, so muß er dem Herrn Vetter und Base alles geben, was aus dem Fasse entstanden ist.“ Ach, da mußte der arme Risiko all sein Geld hergeben und seine ganze Handlung und zog nun wieder mit dem Ladenpeter auf das Dorf.

Ehe sie fortzogen, kamen sie beide zu Komanditchen und weinten sehr, und Ladenpeter besonders. „Ach“, sagte er, „warum bin ich ein solcher Narre geworden und habe ein englischer Lord sein wollen! O, wo sind die Zeiten hin, da ich als ein unschuldiger Ladenpeter Ihnen dieses Kabinett eingerichtet!“ Komanditchen weinte mit. „O“, sagte Risiko zu dem Storch, der ernst-

haft in der Ecke stand, „warum habe ich dir aus Handelsspekulation dein Nest mit meinem alten Stall umgeworfen! O, wäre ich doch ewig ein armer Krämer geblieben!" Da er aber die arme, kranke Pfauentaube in Komanditchens Schoß sah, war er noch betrübter. „Ach", sagte er, „wo mag Kreditchen, meine Tochter, sein! Wenn die bei mir wäre, so wollte ich zufrieden wieder auf meinem Dorf wohnen." Komanditchen sagte ihm: „Gehet in Gottes Namen, werdet wieder ruhig und fromm, gewöhnet Euch Eure Eitelkeit und die Vornehmtuerei ab; vielleicht wird alles wieder gut", und da schenkte sie ihm noch ihre Sparbüchse und bat ihn, ihr die kranke Taube dafür zu lassen, worauf Vater und Sohn fortgingen. Komanditchen sah, daß der Storch und die Taube weinten, und weinte still mit.

Am Abend dieses Tages kam Komanditchens Vater von der Messe zurück und brachte ihr alles mit, was sie sich ausgebeten hatte: Kuchenbrett, Teigwalze und Mörser von Gold und Silber und das Warschauer Mehl und alle Gewürze und Süßigkeiten und Wohlgerüche. Als sie ihm das Unglück des Risiko und Ladenpeters, die wieder arm geworden, erzählte, war er nicht sehr traurig, sondern sagte nur: „Risiko war nie vorsichtig, hat immer zu viel riskiert."

Komanditchen trug vor allem Nudelbrett und Mörser in ihr Kabinettchen und nahm das Warschauer Mehl und die Fasanen- und Perlhühnereier und Maibutter und den Rosenhonig und alle die herrlichen Sachen und schürzte ihren seidnen Ärmel auf und knetete mit ihren weißen Händen den allerköstlichsten Teig auf dem Nudelbrett zusammen, und in dem Mörser stieß sie die Gewürze und Mandeln und knetete sie mit in den Teig, dabei half ihr der Storch und die Taube. Der Storch rührte alles mit seinem Schnabel um, die Taube pickte alles Schlechte weg, was hie und da im Gewürze vorkam, und tauchte die Flügel in das Rosenwasser und besprengte den Teig damit, wovon ihr Flügel bald wieder so heil wurde, daß sie ziemlich fliegen konnte.

Als dieser unschätzbare Teig fertig war, fiel sie in ein tiefes Nachdenken und sah den Teig an, wie ein Bildhauer den Ton, aus welchem er eine herrliche Bildsäule gestalten will. In dem Buche ihrer Mutter, genannt „Der altteutsche Spritzkuchen aus

den Papieren einer perfekten Köchin", war die Gestalt eines sehr angenehmen, sanften, schönen und tugendhaften Prinzen Mandelwandels beschrieben, welcher Komanditchen immer vor Augen schwebte, und weil ihr der Vater gesagt hatte: „Wenn dir kein Bräutigam recht ist, so backe dir einen", so fing sie nun an, mit großer Aufmerksamkeit und Liebe zur Sache und mit außerordentlicher Geschicklichkeit aus dem Teige sich diesen Prinzen Mandelwandel zu kneten, während welcher ganzen Arbeit sie ununterbrochen folgendes Lied sang, während welchem, wenn sie dieses oder jenes, was sie brauchte, nicht zur Hand hatte, z. B. Wacholderbeeren, Himbeeren, Kirschen, die Taube oder der Storch immer wegflogen und es ihr aus den nahe liegenden Gärten ganz frisch zutrugen. Das Lied aber lautete:

„Einen Teig will ich mir rollen
Ganz nach meinem eignen Sinn,
Daß gleich alle merken sollen,
Daß ich in der Küch' die Tochter
Der perfekten Köchin bin.

„O du früh verlorne Mutter,
Schau das Mehl von Warschau an!
Fasaneier, Maienbutter
Rührt mit flinker Hand die Tochter
Der perfekten Köchin dran.

„Rosenöl und Rosenhonig,
Rosenwasser und Mandelbrei,
Tränen, Seufzer auch nicht wenig
Mischt dem Teige nun die Tochter
Der perfekten Köchin bei.

„Pim, pim, pim der Mörser klinget,
Nelken, Zimt, Muskatennuß,
Alles bald zu Staub zerspringet,
Wie es von der Hand der Tochter
Der perfekten Köchin muß.

„Rein die Hände, blank die Schürze,
Unterm Häubchen fest das Haar,
Knet' ich in den Teig die Würze,
Stelle mich so ganz als Tochter
Der perfekten Köchin dar.

„Aus dem edelsten der Teige
Knet' ich einen Zuckermann,
Der den stolzen Herren zeige,
Daß man fechten für die Tochter
Der perfekten Köchin kann.

„Sieh, schon knet' ich alle Stücke,
Knie und Bein und Kopf und Wanst,
Rolle, nudle, zerre, drücke;
Munter, zeige, was du, Tochter
Der perfekten Köchin, kannst!

„Kugelkloß, nun werd' zum Kopfe,
Zuckerwerk zu Locken kraus!
Gerstenzucker zieht zum Zopfe
Hinten lang die kluge Tochter
Der perfekten Köchin aus.

„Mandelzahn im Himbeermunde,
Augen von Wacholderbeer,
Denn das Süße und Gesunde
Liebt im Angesicht die Tochter
Der perfekten Köchin sehr.

„Prosit! Von Pomranzenschalen
Voll verzuckertem Anis,
Nase, nimmer zu bezahlen,
Wenn dich ab aus Hast die Tochter
Der perfekten Köchin stieß.

„Lipp' und Wang' aus Zitronate
Schnurr- und Backenbart umziert,
Fein gezackt vom Kuchenrade,
Was geschickt die Hand der Tochter
Der perfekten Köchin führt.

„Nun ein Herz von Biskuitteige,
Mit Tokaierwein durchnetzt,
Drauf geschrieben: ‚Lieb' und schweige!'
In die Brust ihm nun die Tochter
Der perfekten Köchin setzt.

„Mit verzuckerten Maronen,
Königsberger Marzipan,
Köstlichsten Kakaobohnen

Füllet ihm den Leib die Tochter
Der perfekten Köchin an.

„Und nun form' ich an zwei Armen,
Hände zwei, zehn Fingerlein;
Diese sollen voll Erbarmen
Und auch tapfer durch die Tochter
Der perfekten Köchin sein.

„Beine werden nun gedrechselt,
Nicht zu grad und nicht verrenkt,
Dick und dünn hübsch abgewechselt,
Wie es angenehm die Tochter
Der perfekten Köchin denkt.

„Quittenfleisch wird nun zur Wade,
Und zum Fuße Marzipan,
Stiefel dann von Schokolade
Zieht dem Zuckerbild die Tochter
Der perfekten Köchin an.

„O wie zierlich steht dem Schelme
Das indian'sche Vogelnest!
Auf das Ohr statt einem Helme
Macht es pfiffig ihm die Tochter
Der perfekten Köchin fest.

„Orden zwölf von Zuckerkandel,
Und Vanilleachselschnur
Trägst du, Prinz von Mandelwandel,
Durch die Achtung einer Tochter
Der perfekten Köchin nur.

„An den Zuckergriff des Degen,
Dessen Klinge ganz von Zimt,
Soll er seine Rechte legen,
Weil in Schutz er gern die Tochter
Der perfekten Köchin nimmt."

Die Rose.

Ein Märchen.

Erste Abteilung.

Einleitung des Herausgebers.

Die Entstehung des Fragments „Die Rose", das mit Brentanos späteren Märchendichtungen in keinerlei Verbindung steht, reicht in des Dichters Jenaer Studienzeit zurück. Es kam in dem ersten (einzigen) Bande der von Brentanos Studienfreund August Klingemann herausgegebenen Zeitschrift „Memnon" 1800 an die Öffentlichkeit, und wir haben somit in ihm neben der satirischen Komödie „Gustav Wasa" die erste umfänglichere poetische Veröffentlichung Brentanos zu erblicken.

Schon diese Datierung erklärt die Tatsache, daß das Fragment völlig unter dem Schatten überragender literarischer Mächte steht, unter einem so tiefen Schatten, daß selbst Brentanos feuriges Auge kaum Licht findet, darunter hervorzublitzen. So sehr hat er sich an die ältere Romantik, ganz besonders an seinen Meister Tieck, verloren. Selbst die einzige aus dem Ton der Erzählung herausfallende Bemerkung, daß „überhaupt in unserer Zeit eine solche unerhörte weibliche Beständigkeit bei jedem Aufgeklärten nicht anders als ein Märchen erscheinen kann", klingt, historisch gefaßt, durchaus nicht unpassend, wenn wir an die geradezu charakteristische Haltung der romantischen Frau denken. Der mittelalterlicher Dichtung entnommene Stoff, seine gänzlich musikalische Gestaltung, das Schwelgen im flutenden Duft der Nacht, die Sehnsucht, das Ahnungsvolle, die Naturbeseelung (die nächtliche Szene zwischen König und ritterlichem Sänger), in der Technik die Mischung der Gattungen (Erzählung, lyrischer Gesang und dramatische Zwiesprache durcheinander) — alles verrät die innigste Verwandtschaft mit den Vorbildern.

Der Stoff entstammt unmittelbar der mittelalterlich-französischen Dichtung, doch ist das Motiv (die Probe auf die Weibestreue) Allgemeingut der morgen- und abendländischen Literatur. In der vorliegenden besondern Fassung, die auf eine Erzählung des umfänglichen „Roman de Perceforest" (= Dringinwalde) zurückgeht, war die Fabel Brentano leicht zugänglich in dem Auszuge „La rose et les fleurs", den der Marquis de Paulmy 1780 dargeboten hat, und den

Brentano ohne Zweifel benutzt hat. Jene alte „Conte de la rose", bei deren Ausgestaltung sich Brentano immerhin freie Hand behielt, schließt damit, daß beide Verleumder nacheinander von der auf die Probe gestellten einsamen Gattin Margons (= Margots) überlistet, zu den einen Ritter entehrenden Hantierungen des Spinnens und Haspelns gezwungen, dabei von der treuen Ritterfrau in schadenfroh tändelndem Liede verspottet, nach Ablauf der Wettfrist von Margon selbst wieder zur Freiheit begnadigt werden, ihrer Güter aber verdientermaßen verlustig gehen. Da indessen Brentanos Fragment gerade an der entscheidenden Stelle abbricht, bis dahin wiederum leise Andeutungen gegeben werden, die auf den Plan einer größeren Verschlingung der einfachen Fabel schließen lassen, so hat es keineswegs als ausgemacht zu gelten, daß Brentano nicht dem verzwickteren Verlaufe der Dinge folgen wollte, den z. B. die Euryanthen- oder auch die Imogenfabel in Shakespeares „Cymbeline" zeigt. Das ist, wenn er überhaupt ernstlich an eine Vollendung des Bruchstücks gedacht hat, um so wahrscheinlicher, als er hierfür aus seiner eigenen Bücherei die Anregung empfangen konnte: er besaß Reichards „Bibliothek der Romane", deren 8. und 9. Band in umständlicher Übersetzung die gleichfalls mittelalterlich-französische und ebenso durch viele Literaturen verbreitete Erzählung „Das Veilchen" enthalten. Hier zerrt der Verleumder die geprüfte Geliebte, nachdem er sich mit List und durch Verrat die Kenntnis von einem Mal am Busen der Belauschten verschafft hat, in den Verdacht der Untreue, der Held wird vom Hofe verbannt, entehrt, und erst ein Gottesgericht bringt alle Schandtat an den Tag und zerstört den Schein, der gegen die treue Heldin gewesen war.

Brentanos Zutat ist in dem Fragment alles, was über das bloße Gerippe der Handlung — mehr bot die Vorlage nicht — hinausreicht, besonders alle Stimmungsmomente (die Nachtszene fehlt der Vorlage ganz), die mehrmals zu lyrischen Gedichten gesteigert sind. Insofern hat „Die Rose" für Brentanos Schaffen schon ähnliche Bedeutung wie die italienischen Märchen: ist auch der Stil des Fragments noch unpersönlich und unmärchenhaft — in dem freien, selbstschöpferischen Verhältnis zum gegebenen Stoff kündigt sich der spätere echte deutsche Märchenerzähler an.

Erstes Kapitel.

Wie Margot von seinen Feinden der Zauberei sollte beschuldiget werden.

Der Held Margot ging am Abend, wenn es anfing zu dunkeln, am stillen Walde hin; hatte dann so seine eigenen Gedanken und sah sehr sinnend und ernsthaft aus. Ivan und Nabon, zwei andere Ritter, waren seine Feinde, weil ihn der König Dringinwalde allen anderen, wegen seiner großen Tapferkeit und Tugend, vorzog. Sie schlichen deswegen oft um ihn herum, um irgend etwas Heimliches an ihm zu entdecken; denn sie hätten ihn gerne der Zauberei vor dem Könige beschuldigt. Nun hatte aber Margot ein tiefsinniges, stilles Wesen an sich, was ihnen, die immer um die schönen Frauen herum waren, ganz unverständlich blieb und auf irgendein besonderes Geheimnis sich zu gründen schien. Als er daher eines Abends seinen gewöhnlichen Spaziergang am Walde machte, schlichen sie hinter ihm her, um zu sehen, was er beginnen würde. Margot aber sang folgendes Lied:

„Wie steigst du so ganz leise,
Still aus der Erd' heraus
Und lischst das schöne, weiße,
Hell Tageslichtlein aus.

„Du machst das ganze Leben
So dunkel und so tot;
Willst mir wohl Ruhe geben
Und trösten meine Not?

„Da bist du gar betrogen,
Gibst dir verlorne Müh';
Denn aus der Not gezogen
Hat keine mich als sie,

„Die jetzt in stillen Stunden
Mein kleines Bildnis schaut,
Der Liebe zu gesunden,
Manch Hoffnungsschloß erbaut.

„Die treue Lieb' bewachet,
Hat schwärzer Haar als du,
Und ihre Sternlein machet
Sie jetzo balde zu.

„Ich geh' in stillen Gründen,
Mein' Liebe sinnt von ihr
Viel' Blumen; daraus winden
Ich will ein Kränzlein mir.

„Die Blümlein sind Gedanken,
Die schnelle all' vergehn;
Doch eins hab' ich zu danken,
Das bleibet ewig stehn;

„Ich hab' ein schön Geschmeide
Mit wundersamer Kraft,
Das alles Glück und Freude
Mir bald zu Diensten schafft.

„Wohnt doch die Wahrheit drinnen,
Und zweifeln kann ich nicht,
Weil hell zu meinen Sinnen
Die Wunderblume spricht."

Jetzt zog er eine gar schöne Kapsel aus dem Busen, die mit Gold und Edelstein besetzt war und an einem goldenen Kettlein hing, betrachtete sie sorgsam, lächelte dann zufrieden und verbarg sie wieder. Die zwei Lauscher liefen gleich zum König und berichteten, was vorgefallen, erzählten viel von einem wunderbaren Lied und von der schönen Kapsel und beschuldigten Margot der Zauberei. Aber Dringinwalde hörte nicht auf sie, sondern sprach: „Ihr werdet nimmer etwas auf diesen Margot bringen, so sehr ihr auch wünscht; denn er ist ein reiner Mann, und was geheimnisvoll an ihm ist, das sind tiefe heilige Dinge, davon ihr nichts versteht, oder absonderliche Geheimnisse, die er für seine Freunde aufbewahrt. Aber dennoch will ich ihn in

eurer Gegenwart befragen, daß er euch beschäme und ihr ihn als euern Obern an Leib und Seele erkennet." Somit entließ er sie.

Zweites Kapitel.

Wie Dringinwalde, der König, eine Versammlung hielt und Margot befragte.

Dringinwalde saß auf seinem Throne in königlichem Schmucke; der ganze Hofstaat war vor ihm versammelt und Ivan und Nabon nicht davon ausgeschlossen. Auch Margot trat herein; aber er wußte nicht, daß dies alles seinetwegen geschehe. Er stellte sich bescheiden an seine Stelle; da wandte sich der König zu ihm und begann also: „Mein lieber Margot, ich kenne dich als einen edeln Mann und sollte dich wohl alles, was du beginnst, in Ruhe treiben lassen, ohne Rechenschaft darüber zu begehren; aber besser ist's, du stehst mir jetzt Rede und rechtfertigst dich vor deinen Feinden, damit sie beschämt von dannen ziehen mögen. Indes sollst du dieses nicht als einen Befehl ansehen, und wenn dich andere Gründe dazu nötigen, so magst du schweigen; denn ich bin von deiner Reinheit überzeugt, und du kannst, nach wie vor, deinen Weg an meiner Seite gehen."

Margot war im Innersten verwundert über die Rede des Königs und stand in tiefem Besinnen, wie einer, der zwischen Reden und Schweigen wählt. Alle Blicke waren auf den finstern Mann gerichtet, als er in die Mitte des Saales trat und mit großem Ernst also fragte: „Aber, lieber Dringinwalde, welches Vergehens beschuldigt man mich denn?" Der König erzählte ihm, was man von seinem Liede und dem Kleinode, das er auf dem Herzen trage, vermute. Da sah Margot unwillig im Kreise herum und sprach: „O Ritter, dies Lied ist so unschuldig wie das Herz, aus dem es kommt; dies Kleinod ist so rein wie das Herz, auf dem es ruht." Dabei zog er es aus seinem samtenen Koller hervor, und alles sah neugierig darauf hin; aber die Kapsel hing über dem schwarzen Wamse wie ein goldener schöner Stern. Er begehrte jetzt eine Laute, setzte sich zu den Füßen Dringinwaldes auf die unterste Stufe des Thrones und sang folgendes Lied, nachdem er zuvor zu ihm gesagt hatte: „Lieber

Dringinwalde, man hat mich des Singens wegen angeklagt: so will ich mich denn auch singend rechtfertigen; aber an dich allein wendet sich mein Lied, und ich denke bei mir selbst, die andern alle hörten es nicht; denn, wahrlich! ich würde sonst kein Wort über die Lippen bringen können.

„Ich bin in dem Land von Goren,
Eines Ritters Sohn, geboren,
Liegt allda mein Hab und Gut.
Ist ein Schloß mit blanken Zinnen;
Wohnet meine Hausfrau drinnen,
Und mein' Sehnsucht nimmer ruht.
Wohnt allein, ein zartes Täubchen,
In dem wildumwachsnen Neste,
Deckt die Augen mit dem Flügel,
Schläfet ohne Sorg' aufs beste.

„War noch ein sehr jung Geselle,
Ihr holdselig Bild so helle
Mir in meinen Sinnen lag;
Wollt' nicht rasten, wollt' nicht ruhen,
Allen Liebesdienst zu tuen,
Den man nur erdenken mag.
Alles, was die andern Knappen
Um die Liebesdirne spinnen,
Spann ich wohl mit großem Fleiße,
Ihre Gunst mir zu gewinnen.

„Nächtlich schallten süße Sänge
Und der Laute zarte Klänge
Unter ihrem Fenster hin,
Und, durch wilden Windes Stürmen,
Sang an ihres Schlosses Türmen
Liebeslieder ihr mein Sinn.
Lebet wohl, ihr zarten Klänge,
Wohl, ihr schön erdachten Lieder!
Meine Liebe hört' sie nimmer,
Sah nie von dem Fenster nieder.

„Schenkte ihr auch kleine Hunde,
Suchte ihr wohl schöne, bunte
Vöglein im vielgrünen Wald.

Lehrte sie viel' seltne Künste,
Schmeicheleien, Liebesdienste —
Doch ihr Herze blieb nur kalt.
Nicht der Hündlein muntre Sprünge
Konnten ihren stolzen Sinnen,
Nicht der Vöglein schöne Worte
Ihnen Liebe abgewinnen.

„Schöne Blumen, mit Bedachte
Wohlgeordnet, ich ihr brachte —
Doch nichts neigte sie mir zu;
Merkte, daß, sie zu erringen,
Müßte meine Lanze schwingen,
Weil sie spottet meiner Ruh'.
Bald gewann ich meine Sporen,
Ward zum Ritter auch geschlagen:
Wählt' zum Rufe ihren Namen
Und tät ihre Farbe tragen.

„Ein gefesselt Herz zum Bilde
Trug ich stets auf blankem Schilde,
‚Ewig' drum geschrieben war.
Meiner Dame Ehr' zu bringen,
Ließ ich meine Waffen klingen,
Siegreich, wohl drei lange Jahr'.
Große Riesen, Ungeheuer
Hab' ich viele auch erschlagen;
Will mich hier nicht weiter rühmen,
Meine Siege herzusagen.

„Eilte dann nach Goren wieder,
Legte meine Waffen nieder,
Kniend vor dem lieben Weib.
Und sie sprach: ‚Du hast's bestanden,
Hast mein'n Willen wohl verstanden,
Schenke dir nun Herz und Leib';
Tat mich mit den zarten Armen
Inniglich und dicht umfassen,
Sprach: ‚Du treuer, lieber Junge,
Will nun nimmer von dir lassen.'

„Und ein Priester am Altare
Weihte uns zum Ehepaare
Mit dem heil'gen Segen ein.

Bald im ganzen Land von Goren
Freude groß nun war geboren,
Jubel ging da aus und ein.
Von dem Schlosse klangen Harfen,
Und im Saale tanzten Ritter,
Und die Nächte waren laute,
Lichter glänzten um die Gitter.

„Fremde Ritter kamen weite
Zu der Hochzeit, muntre Freude
Zog da über Berg und Tal;
Harfner, Tänzer, Ritterspiele
Regten sich; ein froh Gewühle
Uns umgabe allzumal.
Und da noch im hohen Saale
Jubelten die frohen Zecher,
Hatt' ich längst mein Weib im Arme,
Trank der Liebe süßen Becher.

„Monde zwölf in allen Eilen
Tät bei uns zu Goren weilen
Eine muntre, trunkne Zeit,
Bis mein alter Ohm geritten
Kam, mich inniglich zu bitten,
Daß ich end' die Herrlichkeit.
‚Willst du ewig denn nur tanzen?'
Sprach er schmälend mir entgegen.
‚Willst in weiche Lust versinken,
Nimmer deine Waffen regen?'

„Hat mich endlich gar bewogen,
Daß ich zu dir hergezogen,
Wo du, Ehr' und Ruhmes voll,
Hof hältst, um dir deine Ehren
Mit den Taten zu vermehren,
Die mir Gott verleihen soll.
Als ich von dem Weibe schiede,
Hat sie enge mich umfangen,
Und der Trennung bittre Tränen
Flossen auf die zarten Wangen.

„Von den Lippen drangen Schwüre,
Küsse; Seufzer enden schiere
Unser Scheiden nimmermehr.

Dann sprach sie mit leisem Beben:
‚Will dir mit ein Kleinod geben,
Das dir bürget meine Ehr'.‘
Und das war die goldne Kapsel;
Einer Zauberin Geschicke
Hat ein Röslein drin geschaffen,
Das ich immer froh erblicke;

„Denn in lieblich rotem Schimmer
Welket dieses Röslein nimmer,
Wenn an Leib und Ehr' gesund
Meine Hausfrau ferne weilet;
Und sie blieb mir ungeteilet,
Treu und rein bis diese Stund'.
Darum geh' ich oft alleine,
Singe meiner guten Frauen
Liebeslieder und erfreue
Mich, die Rose zu beschauen."

Da der brave Ritter sein Lied vollendet hatte, war es ganz still unter ihnen geworden; alle Zuhörer sahen vor sich hin, und seine Feinde waren besonders sehr beschämt. Margot allein blickte dem Könige mit Zuversicht in die Augen, als wollte er zu ihm sagen: „Nicht wahr, lieber Dringinwalde, ich bin gerechtfertigt vor dir!" — und der König verstand ihn auch so; denn er stieg von dem Throne und küßte den Ritter wie seinen Bruder. Als er in seinem goldenen Harnisch so über die purpurnen Stufen herunterschritt, stieg die Wut von Margots Feinden auf das höchste; aber der König achtete nicht weiter darauf, sondern ergriff die goldene Kapsel bedachtsam und betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit und Verwunderung und nahm darauf seinen Platz wieder ein. Margot saß auf der untersten Stufe des Thrones, stützte den Kopf auf die Hand und sah ganz ruhig vor sich auf den Boden hin, als kümmere ihn nun weiter nichts. Aber Dringinwalde richtete sich auf und sprach sehr strenge: „Seid ihr nun zufrieden? Ihr habt selbst alles mit angehört, und ich habe die Rose gesehen. Wollt ihr ihn jetzt als den Reinsten und Edelsten anerkennen, den Mann, der um der Ehre und Tapferkeit willen seine Hausfrau verläßt, und der noch mitten im Getümmel des Hofs, bei Klang und Sang und unter so vielen

schönen Weibern, mit seinen treuen Gedanken zu Hause bei seinem Weibe verweilet? Seht, wie er hier, unten zu meinen Füßen, still und ernsthaft sitzt, der stolz aufrecht stehen und euch mit seinen Blicken vernichten könnte!"

Hier verließ Margot ganz ruhig den Saal; denn er mochte sich nicht gern loben hören. Als er aber weggegangen war, faßten seine Feinde von neuem Mut, und Nabon trat lächelnd vor den König und sprach: „Großer Dringinwalde, du liebst diesen Mann über die Maßen, und darum wollen wir weiter nichts gegen ihn anführen; allein erlaube uns darum doch, einige Zweifel gegen diese Rose und ihre vorgebliche Wunderkraft zu hegen. Wie, wenn alles dieses nichts als eine Ausflucht und eitel Erfindung wäre, uns zu hintergehen, indes er wohl ein ganz anderes Geheimnis bei sich verbirgt? Ich für meinen Teil kann mich dieser Gedanken nicht erwehren und habe keinen Glauben an seine schön geschmückte Rede. So du also nichts dagegen hast, so laß uns hinziehen zum Lande Goren und die Wahrheit zu erforschen suchen; auch sind wir zugleich nicht ungeneigt, eine schwere Wette mit dem Ritter einzugehen, daß, wenn es wirklich mit seiner Rose diese geheime Beschaffenheit haben sollte, sie doch binnen Monatsfrist verwelkt und entblättert in ihrer Kapsel liegen soll; denn wir möchten gegen die gerühmte Treue seiner Hausfrau nicht mit Unrecht einige Zweifel hegen, da überhaupt in unserer Zeit eine solche unerhörte weibliche Beständigkeit bei jedem Aufgeklärten nicht anders als ein Märchen erscheinen kann. Hast du daher gegen diese meine Rede nichts einzuwenden, so gib uns deine Einwilligung und entlaß uns in Gnaden!" Hier endigte Nabon; aber der König Dringinwalde erwiderte nicht ohne Unwillen und innere Betrübnis: „O ihr allzusichere, eitle Männer, euer Übermut sollte mich fast erzürnen; allein damit ihr völlig überzeugt und beschämt von dannen gehen mögt: so geschehe es, was ihr wollt, wenn anders Margot selbst in euern Vorschlag willigen will!" Als er dies gesprochen hatte, verließ er den Saal.

Drittes Kapitel.

Wie der König Dringinwalde in seinem Garten von einer ganz besondern Unruhe befallen wurde, und was sich weiter begab.

Das Schloß des Königs war von seinem Richtsaale durch einen gar anmutigen Garten getrennt, der mit vielen künstlichen Springbrunnen und Irrgängen verziert war. Es war schon späte Nacht, als Dringinwalde die Versammlung verließ, und da er jetzt durch die hohen Laubgänge nach seinem Schlosse hinwandelte, überraschte ihn der Mondschein und der Anblick der springenden Wasser so freundlich, daß er nicht weitergehen mochte. Er setzte sich deswegen an ein schönes Bild von Marmorstein nieder und überließ sich seinen Gedanken; besonders aber war er aufmerksam darauf, wie die Büsche, die Springbrunnen, der helle Schein, der zwischen den Blättern herabfiel, — wie das alles miteinander verkehrte und sich vertraulich unterhielt. Er nahm die Krone vom Haupte und verbarg sie unter seinen Mantel; denn er fühlte, daß ihr Glanz doch nur ein schlechter Schimmer gegen die Sterne sei, und in seinem Herzen erwachte eine sonderbare Gesprächigkeit; aber er hätte gern gemocht, daß er keine Worte dazu brauche; darum sprach er auch nicht, sondern sah vor sich hin und wußte gar nicht mehr, daß er ein König war. Er ging mit all seinen Gedanken in der herrlichen Nacht herum und verkehrte mit allen Dingen innerlich. Da fühlte er, wie die ganze Welt ihn als ihresgleichen behandele, und freute sich der Gemeinschaft recht sehr; aber doch schien ihm etwas zu fehlen bei aller dieser Herrlichkeit, und wenn er so in den tiefen Himmelssee hineinblickte und große Wolken, wie majestätische Schiffe, vorübersegeln sah, so hätte er gewünscht, da droben einen Hafen zu besitzen, wo er die Schiffe anhalten und zusehn könnte, was für fremde köstliche Dinge sie geladen hätten. Ja, er glaubte fast, es müßte etwas in ihnen verborgen sein, was ihm das alles gebe, was er vermisse, und was ihn zum wahren König des ganzen Lebens machen würde — eine andere Krone als seine goldene, ein anderer Zepter und ein viel zarterer, schönerer Purpur als der seines Mantels.

So sah er bald den fliehenden Wolken nach, bald blickte er zu den Sternen hinauf, die ihm wie schöne Blumen erschienen, welche ihren Kelch auf der blauen Fläche des Meeres wiegen; oder er sah in den Mond und glaubte, es fielen tausend goldene Angeln aus ihm in sein Herz und zögen seinen Sinn ganz mit hinauf. Betrachtete er aber wieder den Garten, so gefiel er ihm gar nicht mehr; er dachte dann, er sei ja doch sein, und wenn die schimmernden Blüten, die über ihn ausgestreut waren, nicht alle von da oben herabfielen, so wäre er doch nicht mehr und nicht weniger als ein großer Kirchhof, und die Bildsäulen wären lauter Grabsteine von Schönheiten, die wir gar nicht begreifen könnten, wenn sie lebendig würden. So kam er sich selbst ganz verändert vor und konnte nicht ergründen, wie das zuging. Seine Majestät, sein Name und seine Taten waren ordentlich in der Natur gefangengenommen; er fürchtete sich sogar, in den Palast zurückzukehren; denn er glaubte, seine Hofleute würden ihn nicht mehr erkennen, oder sie würden ihm zurufen: „Ei, Ew. Majestät sind ja ganz nackt; hat man Sie denn beraubt? O, der arme Dringinwalde! Wer hat es gewagt, seine Hand an ihn zu legen und ihn so zu entkleiden, daß er keinem Könige mehr ähnlich sieht?“ Andere, glaubte er, würden ihm entgegenkommen und sagen: „Wollen Ew. Majestät nicht diesen köstlichen Schlafrock anziehen, nicht diese prächtige Mütze aufsetzen, daß Sie sich nicht erkälten?“ Mit Sehnsucht wünschte er, es möge nur einer seiner Hofherren kommen und ihn König nennen, damit er wieder in den Palast gehen könne; denn es war ihm, als hätte ihn jemand ergriffen und in eine andere Welt geführt, wo er gar nichts bedeute. Da rauschte etwas den Gang herauf, und er erkannte den Margot, der ruhig vor sich hinsang:

„Der goldne Tag ist heimgegangen;
Ich sah ihn über die Berge ziehn,
Und all mein sehnendes Verlangen
Floh mit ihm hin.

„Bunt ist wohl um des Jünglings Hüften
Der schimmernde Mantel hingewallt,
Und leise in den Himmelslüften
Sein Lied verhallt.

„Ich sah wohl die glühenden Locken
Am Berge wehn,
Oben ihn stehn
Und freundlich goldne Flocken
Auf die Bahn hinsäen,
Drauf weiterzugehen.

„Da breitet das Leben
Die Schmetterlingsflügel,
Am duftigen Hügel
Ihn hoch zu erheben,
Uns nochmals zu geben.

„So traurig saß er oben
Im Purpurzelt
Und grüßt' die Welt:
‚Leb' wohl da unten!'

„Da hat ihn der Flügel
Mit Flammen umwoben,
Am duftigen Hügel
Hinübergehoben." —

„Was singst du, Margot?" sprach der König. „Setze dich zu mir und sprich mit mir; denn ich bin wundersam gerührt." Margot setzte sich nieder und sprach: „Sieh, lieber Dringinwalde, ich sang, wie der Tag über die Berge traurig wegging, wie ein König, der sein Volk verläßt; wie er seine Krone und sein Zepter oben auf der Spitze noch einmal hoch in die Höhe hebt, und wie nun der Welt der glänzende Gruß, das schimmernde Lebewohl so nach und nach in den düstern Augen erlischt. Jetzt aber verliert sich alles selbst in der Verwirrung und läuft ganz ohne Herrn und Meister durcheinander." — „Singe fort", sprach der König; „denn was nun kommt, möchte ich wohl erklärt haben: es hat mich umfangen und wie mit unsichtbaren Netzen umzogen." Da sang Margot weiter, so gut, als er vermochte:

„Sein ödes Reich bleibt still zurücke,
Die Welt verweilt ganz herrenlos.
Das Leben forscht mit trübem Blicke
Im eignen Schoß.

„Ein düstrer Mantel rauschet nieder
Rund um des Jünglings verlaßnen Thron,

Und aus den Wäldern hallet wider
Ein trunkner Ton.

„Es rühren die nächtlichen Stunden
Sich tief im Tal,
Bereiten ein Mahl
Im dämmernden Saal,
Mit dichten Gewändern umwunden.

„Ein matter Strahl
Blinkt am Pokal,
Und, süß betrunken
Vom goldenen Wein,
Schlummert die jüngste
Der Stunden schon ein;
Die andern lauschen
Von außen her zu
Und stürzen herein.
Es sterben die Funken,
Hinabgesunken
Ist der letzte Strahl
Von ihrem Pokal.
Sie irren und rauschen
Ohn' Schimmer und Schein,
Ohn' alle Ruh'.
Zerstört ist das Mahl
Und dunkel der Saal.

„Da schreiten die Stunden so leise
Wohl in die Nacht,
Verhüllen auf finsterer Reise
Mit ernstem Bedacht
In dunkeln Falten
Die regen Gestalten,
An denen sie sinnend vorüberwallten.
Und alles umarmt sich ringsumher,
Es gibt keine einzelne Rechte mehr,
Es öffnet jed' Leben dem andern die Brust
Und trinket mit Lust,
Ganz ohnbewußt,
Den himmlischen Kuß,
Den Wechselgenuß.

So innig umschlungen,
So heilig durchdrungen,
Umhüllet ein Rausch
Den lieblichen Tausch.

„Und endlich lösen die Arme sich auf,
Der Mond zieht herauf;
Der dämmernde Blick
Träumt trunkenen Traum.
Im himmlischen Raum
Erblühen die Sterne
Und kehret das Licht
Bescheiden zurück.
Das Leben flicht
Dann in der Ferne
Den bräutlichen Kranz,
Entzündet die Lieder,
Erleuchtet den Tanz.
Die reizenden Glieder
Umhüllt ein Gewand,
Durchsichtig gewebet.
Das Leben erhebet,
Zum Himmel gewandt,
Den Busen und strebet,
Sich wiederzufinden.
Die Sehnsucht erwacht
In schimmernder Nacht."

Als Margot sein Lied geendet hatte, schwiegen sie beide still, und dann sprach der König: „O, lieber Margot, wie ist es so seltsam; diese ganze heilige Nacht umfängt uns wie ein leise bewegtes Meer, da du still bist. Es ist mir, als sei vor deinem Liede alles zurückgetreten und verschwunden. Als ich es hörte, war mir, als badete ich mich abends im kühlen Meere und sähe auf meine Brust. Es durchdrang die Nacht mit einem lebenden schönen Strahle — und jetzt ist wieder alles eine ruhige Fläche und will gleichsam, wie ein Bild, dastehen zu deinem Liede. Sprich, was soll ich dir geben um dein freundliches Singen und all deine zutrauliche Liebe zu mir? Aber ich bin wohl ärmer als du; denn dir fehlt nichts."

Margot. Laß mich recht vertraut mit dir sein, König! Das sei mein Lohn. — Warum hast du kein Weib? (Der König schwieg.) Ich habe mich so oft gewundert, wie du das nicht errungen hast, was dir allein fehlt, und wonach alle deine Sehnsucht strebt.

Dringinwalde. Könntest du ein anderes Weib lieben als das deinige?

Margot. Nein!

Dringinwalde. Nun, wo soll dann ich diese Einzige finden, nach der sich mein Herz sehnt? Sitze ich doch auf einem hohen Throne und muß meine Völker regieren. An andere Dinge zu denken, hab' ich gar keine Zeit; denn da mein königlicher Vater noch lebte, liebte ich auf meinen ritterlichen Zügen eine Dame; aber ein gemeiner Ritter wurde mir vorgezogen. Ich habe sie nie aus meinem Sinne verloren und würde mich an ein anderes Weib nicht gewöhnen können.

Margot. So war denn dieser Ritter wohl mehr wert als du; er war schöner und tapferer, um diesen Preis zu verdienen?

Dringinwalde. Ich sah ihn nie, und doch verfolgt er mich ewig. Ich kann mich gar nicht mehr im Leben wiedererkennen, und er ist mir ordentlich vor meine Sonne getreten; ich werfe keinen Schatten mehr in die Welt, und es ist ganz dunkel und traurig um mich her.

Margot. O, du lieber Freund, wie sehr vermissest du ein Weib, das, gleich einem reinen Spiegel, dein herrliches Leben auffängt und dir wiedergibt! Auch mir war es oft, ehe ich meine gute Hausfrau kannte, als wäre ich ganz vergebens da; ich floß gleichsam wie ein unendlicher Strahl, den nichts umarmt, ohne allen Widerstand in das weite Leben hinein und wußte nichts von mir noch von der Welt. Nur ein undeutliches, geheimes Sehnen regte sich in meiner Brust und setzte mich in die Empfindung eines Flüchtigen vom Haus und Hof der Schöpfung, der nirgends einen Ruhepunkt findet. Als sie aber mit ihrem hellen Auge mich anblickte, da hatte sich der eilende Strahl in dem schönsten Spiegel des Lebens gebrochen und sank mit den buntesten, freundlichsten Farben der Natur in sich selbst zurück. Ich fühlte mich und wußte, daß ich lebte; ich konnte mich und die Welt erkennen, und es war aus mir ein schöner Stern hervor-

gestiegen, der ruhig, vom weiten blauen Himmel der Liebe herab, das Getümmel der Welt anblickt. —

Margot war ganz in seiner eigenen Glückseligkeit gefangen und legte sein fröhliches Leben wie einen kostbaren, mit vielen Edelsteinen besetzten Mantel in allen Falten vor dem Könige auseinander; bis dieser es nicht mehr ertragen mochte und also zu ihm sprach:

Dringinwalde. Aber, Ritter, wie magst du einen Armen in deine herrliche Schatzkammer führen, daß er seine Armut recht empfinde? — O, wie ich ihn hasse, den Mann, der mir mein Kleinod geraubt hat; und vielleicht ist es nicht einmal glücklich, das holdselige Weib, mit ihm!

Margot. Mein König, ist dies Weib so herrlich, so konnte sie nur einen Herrlichen lieben. Aber ich will ihn aufsuchen und dir ein Bote deiner Ruhe werden; dann aber nimm ein Weib, das deiner wert ist!

Dringinwalde. Das will ich! Hier hast du meine Hand und mit ihr mein Versprechen. —

Nun brachte der Ritter den König in seinen Palast, setzte sich mit der Laute zu den Füßen seines Lagers nieder und sang ihm freundliche Lieder, bis er eingeschlummert war.

Viertes Kapitel.

Wie wieder eine Versammlung gehalten und die Wette festgesetzt wurde.

Am andern Morgen stand schon früh der Herold Dringinwaldes auf dem Altane des Schlosses. Sein schimmerndes Gewand blitzte in der aufgehenden Sonne, und seine hellen Trompetenstöße schmetterten von den Marmorsäulen zurück und kündigten den Rittern eine außerordentliche Versammlung an. Es regte sich alles im Hofe; die Rosse wurden geschmückt, und die Knechte liefen eilfertig hin und her durch die Hallen. Als der Herold zum dritten Male geblasen hatte, öffnete sich das innere Tor, und ein schöner, glänzender Zug von Rittern, der König mitten unter ihnen, zog durch den weiten Schloßhof; unter allen aber erkannte man Margot, weil er die kleinste Feder auf seinem Hute trug, sein Gewand schwarz war und über dem samtenen

Koller die glänzende Kapsel an einer goldenen Kette hing; — es sollte nun jedermann sein Kleinod sehen, weil er das Geheimnis eröffnet hatte.

Der Zug ging durch den Garten, und der König, dem immer noch die Farben der vergangenen Nacht vor dem Gedächtnisse schwebten, lenkte sein Roß gegen Margot, winkte ihm freundlich und zeigte ihm die Stelle, wo sie abends gesessen hatten, mit den Worten: „Sieh, da saßen wir, und um uns war die helle Mondnacht — jetzt aber ist der Tag wieder da, und ich bin wieder ein armer König; — ach, Margot, wann werde ich immer Mensch sein können?" Margot sah ihn freundlich an und sprach: „Ein König bist du, weil du ein Volk hast, und ein Mensch wirst du sein, wenn dir dein Weib zulächelt; dann wird das Leben zwischen euern Armen aufblühen, und seine Blumen werden sich um deine Krone schlingen, daß man sie nicht mehr sieht; dein Reichsapfel wird dir tot in den Händen liegen; aber du wirst lebende Früchte umfassen, dein Zepter wird ein grünender Zweig sein, und du wirst deinen Purpur vergessen, wenn holde Schamröte die Geheimnisse deines liebenden Lebens umhüllt."

Man langte jetzt in dem Saale an; der König setzte sich auf den Thron; die Ritter aber reiheten sich in zwei schimmernde Halbzirkel um ihn her, und sie erschienen wie die glänzenden Endpunkte der Strahlen, die von Dringinwaldes Thron ausgingen. Zur Linken standen die jüngeren Edelleute, und unter ihnen alle Feinde Margots; zur Rechten aber ehrwürdige Männer mit weißen Locken, in ihrer Mitte Margot selbst. Dringinwalde erklärte jetzt, wie Ivan und Nabon gesonnen wären, die Hausfrau Margots auf die Probe zu stellen wegen ihrer Liebe zu ihm, und daß sie zugleich eine schwere Wette darüber festsetzen wollten, wenn der Ritter nämlich in diesen ihren Vorschlag willigte.

Margot trat hervor und sprach: „Ja, ich bin es zufrieden; aber nicht, als zweifelte ich an der Treue meines Weibes; sondern nur, damit ihr euch überzeugt und beschämt wieder von dannen ziehen möget. Dich aber, lieber Dringinwalde" — so endigte er, indem er sich zum Könige wandte — „bitte ich, daß du jetzt die Wette bestimmst."

Da beratschlagte der König mit den Ältesten, und es wurde festgesetzt, daß Margot drei Monate lang das Hoflager nicht verlassen sollte, während welcher Zeit die beiden Ritter auf seiner Burg im Lande Goren ihr Heil versuchen könnten. Nach Ablauf dieser Zeit aber sollten sie wieder zurückkehren und, im Fall sie die Wette verloren hätten, alle ihre Güter an Margot abtreten. Wäre aber im Gegenteil Margot so unglücklich, zu verlieren, so sollte er zur Strafe in Zukunft auf seinem Schilde das Bild eines Mannes führen, der auf Händen und Füßen mit geschorenem Haupte geht, und auf dessen Rücken ein Weib, wie auf einem Pferde, reitet. — Als die Wette festgesetzt war, verließen die Ritter wieder den Saal in der nämlichen Ordnung; dann aber trennten sie sich, und jeglicher überließ sich nun seinen eigenen Gedanken über diesen Vorfall.

Fünftes Kapitel.

Wie die Ritter fortgeritten; und was sich während der Zeit in dem Lande zu Goren begab.

Es war ein großes Getümmel, als die zwei Ritter des Morgens früh aufbrachen; sie hatten sich prächtig gekleidet, und sogar ihre Rosse waren schön geschmückt und trugen hohe Federbüsche; auch folgten ihnen alle ihre Freunde, stattlich angetan, und es ging der guten Frau von Goren Ehre wegen ein Zug zum Tore hinaus, als wollte man Jerusalem erobern. Die beiden Ritter glaubten sich durch alle diese Pracht vorzüglich bei den schönen Damen hervorzutun, die sie an den Fenstern zu erblicken hofften; sie wollten ihnen gleichsam zeigen, wie sie nun öffentlich im Felde der Liebe aufträten: so hatten sie denn auch ihre Lanzen nicht bei sich, sondern es hingen zierliche Köcher mit Liebespfeilen um ihre Schultern, und Nabon führte einen lächelnden Liebesgott auf dem Schilde, der mit einer kleinen Schere eine starke Kette entzweischnitt; ebenso hatte Ivan eine Rose zum Bildnis, von der die Blätter herabfielen und umher zerstreut lagen.

So ritten die zwei Ritter jetzt an der Spitze des Zuges zum Schloßhofe hinaus und nahmen auf ihren Pferden eine recht

vergnügliche und stolze Miene an. Sie schielten auch wohl rechts und links zu den Fenstern hinauf, um die Blicke der schönen Damen auf sich zu ziehen. Aber zu ihrer großen Verwunderung erblickten sie niemand; denn die edlen Hausfrauen und Fräulein tadelten ihr schimpfliches Vorhaben und schämten sich, dem Zuge zuzusehen. Die ganze Stadt schien wie ausgestorben, und nur ein Troß loser Buben lief hinterdrein und sang ein leichtfertiges Lied:

„Zwei Ritter reiten geschmückt hinaus,
Kein Liebchen schauet zum Fenster heraus;
Die beiden,
Sie reiten
Dem Frevel zum Schutz,
Der Liebe zum Trutz
Und kommen wohl sicher beschimpfet nach Haus.
Ade! O weh! Wenn ich euch nur bald wiederseh'.

„Dann füllen sich schnelle die Fenster an,
Die Schauer man gar nicht zählen kann;
Dann reiten
Die beiden
Voll Schimpf und voll Schand',
Und wird im Land
Diese böse Mär wohl kundgetan.
Ade! O weh! Wenn ich euch nur bald wiederseh'."

Auch der liebe Himmel schien den beiden nicht wohl zugetan; denn kaum waren sie eine Viertelstunde weit vom Schlosse, so stürzte ein dichter Platzregen herab, und ihre leichte, abenteuerliche Kleidung wurde durch und durch benetzt. Ihre Begleiter trennten sich gar verdrüßlich von ihnen; sie aber mußten ihren ledernen Koller anlegen und die zierlichen Liebesköcher mit den Lanzen vertauschen; so trabten sie, so gut es sich tun ließ, durch Wind und Wetter fort gen Goren, nicht ohne innerliche Ärgernis und Beschämung.

Goren aber, wo des braven Ritter Margots Schloß gelegen war, war ein gar freundliches Land, und seine Bewohner waren arbeitsam und fröhlichen Mutes und besonders wegen ihrer großen Lust, allerhand muntre Lieder zu singen, bekannt; so daß auch ein einfältiges Reiselied von dorten spricht:

„Bist du in dem Lande Goren,
So verstopfe schnell die Ohren,
Ein Gesinge,
Ein Geklinge
Fängt dich ein;
Berg und Tal,
Busch und Hain
Dir zur Qual
Mit lauter Liedern bewachsen sein."

Dies schien auch in der Tat so, alles war fröhlich, und ein Mann, der traurig oder tiefsinnig war, wurde dort wie eine große Seltenheit betrachtet. Bei allen Arbeiten und Feierlichkeiten wurde gesungen, und wenn man durch ein Dorf ging, glaubte man fast in einem lustigen Walde zu sein; von allen Seiten erschallten helle Stimmen aus den Hütten und Gärten, der Waffenschmidt hämmerte nach einem eigenen Takte, die Sensen wurden bei einer eigenen Melodie geschliffen, und wenn die stille Nacht über das Tal Goren heruntergezogen war, so waren doch immer die Nachtwächter noch lustig und munter und sangen ihr Stundenlied mit allerlei gutmütigen Versen durch die dunkele Welt, daß das Singen nur nicht verloren gehen möchte; dann hörte man auch wohl aus einzelnen Fenstern oder unter der hohen Eiche des Burghofs ein zärtliches Liebeslied ertönen, weil die Verliebten bei Tage unter den vielen lustigen Leuten gar nicht zum Singen kommen konnten.

Hieraus läßt es sich leicht erklären, warum auch der Held Margot den Gesang so sehr liebte, und seine Hausfrau, Bernharda, kam ihm darin gleich. Sie sang freilich jetzt nicht mehr solche lustige Lieder wie ehemals; denn ihr Herr hatt' ihr lange keine Botschaft gesandt, und sie war darüber wohl in eine tiefe Betrübnis verfallen; allein sie hatte ein gutes altes Mütterchen bei sich, die ihre Amme gewesen war. Diese war allezeit sehr muntern Sinnes; auch war sie eine gar kluge und verschlagene Frau und sann allerlei lustige Schwänke aus, ihre Hausfrau zu ergötzen. —

An einem Abend saß Bernharda mit ihrer Amme vor der Tür des Schlosses unter der großen Eiche. Sie hatte ihrem

Ritter ein kleines Söhnlein geboren, das trieb sich im Grase umher und spielte mit bunten Steinen; die beiden aber sprachen also untereinander:

Bernharda. Liebe Else, ich bin wohl recht traurig und wünsche mich weit fort von hier!

Else. Und wohin?

Bernharda. Zu meinem Herrn! Ich möchte ihn heimlich überraschen und mich von seinem Wohlsein überzeugen. Sieh, es macht mich traurig, daß ich gar keine Nachricht von ihm habe, und daß er nichts von seinem Söhnlein weiß.

Else. Er wird bald zurückkehren in deine Arme, und alsdann wird wieder eine fröhliche Zeit für uns anbrechen und heller Jubel durch das Schloß erschallen. —

Da sie noch auf diese Weise ihr Gespräch weiter fortsetzten, schlich es auf einmal leise an ihnen vorüber, daß sie beide vor Schreck zusammenfuhren. Sie blickten sich betroffen an und horchten, ob sie weiter nichts vernehmen; da klang es traurig zu ihnen her:

„Ach, nimmer will es in dem Herzen schweigen,
Es treibt mich fort, fort aus des Lebens Mitte;
Wo eil' ich hin, wer leitet meine Schritte,
Das ferne, weite Ziel noch zu erreichen?
All mein Leben,
Holder Frühling,
Morgenröte,
Abendschimmer
Immer weiter abwärts schweben.

„O stehe still, du eilender Gedanken,
Laß mich in deine klaren Augen sehen,
Daß alle meine Leiden dann vergehen!
O weile, sieh, ich kann nicht weiterwanken.
Ach, erbarme
Dich der Liebe,
Die die Sinne
Mir gelöset;
Laß mich ruhn in deinem Arme!

„Die Füße hab' ich blutig schon gegangen,
Die Sonne brennt so heiß auf mich hernieder,

Und immer finde ich den Kummer wieder,
Bin ewig in dem Leben eingefangen.
Niemals weilen
Seine Schritte,
Vor mir fliehet
Sein Gebilde;
Nimmer kann ich ihn ereilen.

„Mein Denken all in Liebe ist ertrunken,
Und überall seh' ich den Mächt'gen stehen,
Und überall hör' ich ihn mich verschmähen;
Bin stets in tiefen, bangen Schmerz versunken.
Von dem Glücke,
Ihn zu hören,
Seine Blicke
Aufzufangen,
Blicket nie ein Strahl zurücke.

„Da sitz' ich weinend nun an fremder Schwelle
Und harr' und hoffe, was ich nie erreiche,
Was ich im Herzen tief und still verschweige;
Und nimmermehr wird mir die Aussicht helle.
Muntre Lieder,
Freudig Lachen,
Frohe Blicke,
Leichte Sinne,
Nimmer kehren sie mir wieder.

„So möge denn die Blume niedersterben,
Die ohne Nahrung sich hinabgehärmt,
Die nie ein goldner Sonnenstrahl erwärmt!
Ich habe nur gelebet, zu verderben.
Frohes Leben
Ihn umschlinge
Dicht mit Freude!
Von der Armen
Sollst du nie ihm Kundschaft geben."

Der Philister
vor, in und nach der Geschichte.

Scherzhafte Abhandlung.

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

Goethe, das Epigramm 73[1].

---

[1] Nr. 73 der „Venetianischen Epigramme".

Jesaias 14, 29. 11, 14.
Hesekiel 25, 15. 16.
Zephanja 2, 5.
Zacharja 9, 6.
Psalm 108, 10.
Sirach 50, 27. 28[1].

[1] Alle diese Bibelstellen handeln von zornigen Drohungen des Herrn gegen die Philister.

ipse fecit

Der Philister

vor, in und nach der Geschichte.

Aufgestellt, begleitet und bespiegelt

aus

göttlichen und weltlichen Schriften und eignen Beobachtungen.

Scherzhafte Abhandlung

auf

Subskription einer fröhlichen Tischgesellschaft, für die Mitglieder derselben, zum Besten einer armen Familie abgedruckt.

Ecco alfine il teschio orrendo:
Come orribile m'apparve!
Quanti mostri, quante larve!
L'empio sangue nascer fè[1]!

Antonio Filistri.

(Hiebei eine Handzeichnung aus der Italienischen Schule, vorstellend die Kehrseite eines Philosophen, dem alles zu kurz wird; weiter einen philosophierenden Philister, dem alles zu lang wird, und den seine Frau widerlegt; sodann des Teufels Kompaß und Windmühlenflügel, weiter eine tragische Muse, einige begeisterte Anhänger und eine skeptische Gans.)

---

[1] „Und nun siehe hier zu guter Letzt den graufigen Schädel: wie entsetzlich erschien er mir! Wie viele Scheusale, wie viele Fratzen! Gottloses Blut ließ sie entstehen."

Einleitung des Herausgebers.

Frisches, wahres Leben, durchwirkt von Poesie und gestaltet in der Poesie: das war eine von den Hauptforderungen der Romantiker, deren Anschauungen Clemens Brentano in Jena ohne Widerstreben verfallen war. Wie Kreuzfahrer gebärdeten sich die Romantiker in dem heiligen Kampf gegen alles, was ohne dieses frisch pulsierende Leben war, tot mitten im Leben stand, oder was den Jungbrunnen des Lebens, die Poesie, durch nüchtern-platte Verstandesmäßigkeit zu vergiften drohte, also gegen Philistertum und Aufklärung. Ihre schärfste Waffe war vernichtende Satire, deren Weg über E. Th. A. Hoffmann, Heine, Robert Schumann („Davidsbündler"), Richard Wagner („Meistersinger") in unsere Tage führt.

Schon in dem Jena der Jahrhundertwende, dieser Hochburg des romantischen Gedankens, trat Clemens Brentano mit einer bei aller Scherzhaftigkeit im Grunde bitterernsten satirischen Abhandlung über die „Naturgeschichte des Philisters" auf den Plan und las sie, wie Tieck berichtet, im Schlegel-Tieckschen Kreise vor. Unter der erlauchten Zuhörerschaft befand sich auch Fichte; der stand am Ende der Vorlesung auf mit den Worten: „Nun werde ich euch aus dieser Geschichte beweisen, daß eben der Brentano hier der erste und ärgste unter allen Philistern ist", worauf er mit dem Aufgebot seiner dialektischen Künste die Schärfe der Waffe gegen Brentano selbst richtete, der sie zuvor erhoben hatte.

Steht die „Naturgeschichte des Philisters" zeitlich dem Xenienkampfe Goethes und Schillers (1797) auch nicht fern, so ist doch die eigentliche Kampfrichtung und die Tonart der Brentanoschen Satire eine ganz andere. Goethe und Schiller erwehren sich mit wuchtigen Streichen ihrer literarischen Gegner unter derb-grimmigem Götter-

lachen. Brentano schüttet seine beizende Lauge über eine allgemeine Erscheinung aus, die das frisch fortschreitende Leben von alters her wie Blei beschwert und es immer in seiner Entfaltung hemmen wird. Die Tonart seiner Satire ist ganz auf die tollen Witzsprünge der Jenenser Romantiker eingestellt, die auf die äußerste Spitze zu treiben niemand mehr veranlagt war als der Kobold aus der freien Reichsstadt Frankfurt. Hielt er sich doch auf seinen Wortwitzparforcejagden in Wildererleidenschaft ebensowenig an die Grenzen seines Jagdgebietes gebunden, als es ihm bei solcher Hatz darauf ankam, auch durch die seltsamsten Ideenklüfte zu jagen. Liegt daher der dauernde Wert des Xenienkampfes überwiegend in der Hoheit der beiden Kämpfer, so bleibt Brentanos Satire für immer von Bedeutung im wesentlichen um der Bekämpften willen, die je nach den neuen Formen der Zivilisation wohl ihre Gestalt wechseln können, ihrer Art nach aber nie aussterben.

Die „Naturgeschichte des Philisters" wurde damals nicht weiter bekanntgegeben. Einige witzige Bemerkungen daraus gingen in den „Godwi" über, der Hauptteil blieb ungenutzt liegen. Erst für die „Wunderbare Geschichte von BOGS dem Uhrmacher" (1807) gab sie einige Gedanken und den ihr eigentümlichen Ton her. Ganz trat sie aber erst im Jahre 1811 ans Licht, nun freilich entsprechend den geschichtlichen Bedingungen, unter denen sie erneuert wurde, umfänglich erweitert. In dieser neuen Gestalt wurde „Der Philister" im März 1811 von Brentano an der Tafelrunde der christlich-deutschen Tischgesellschaft in Berlin vorgelesen, in jenem der preußischen Junkerpartei angehörenden Freundeskreise, der die Befreiung und Wiederherstellung des von Napoleon zerrissenen und geknechteten preußischen Vaterlandes mit kräftigeren, zielbewußteren Mitteln betrieben zu haben wünschte, als die Staatsregierung unter Hardenberg merken ließ.

Ein Bericht über das literarische Ereignis dieser Sitzung fand sich in Papieren Varnhagens von Ense wieder, der sich aus der Erinnerung darüber notierte: „Als Brentano seinen ‚Philister' vortrug, mit aller Kraft seines Talentes, geriet die Gesellschaft außer sich, jubelte und schrie vor Vergnügen. Damals war solche Satire, die später von Rellstab, Kopisch, Koßack usw. nachgeahmt wurde, noch ungewohnt. Alle Mitglieder erhoben sich, umdrängten Brentano

und schmeichelten ihm wahrhaft huldigend. Es war sein größter Triumph. Er schwamm in Wonne." Varnhagen will auch wissen, daß Brentano, vom Erfolge zum Übermaß gereizt, seine Abhandlung für den Druck nach erweitert und dadurch verdorben habe — eine Bemerkung, die ganz dem scheelen Blick entspricht, mit dem Varnhagen aus bösem Gewissen Brentano betrachtete. Um so wahrer erscheinen die Worte über den Triumph des „Philisters".

Die Abhandlung war ursprünglich nur für diese eine Vorlesung bestimmt gewesen, aber der große Beifall ermunterte Brentano dazu, die Gelegenheit zu ergreifen, um einem notbedrängten Schreiber zu einem Verdienste zu verhelfen: für je einen Taler sollte dieser Abschriften anfertigen. Doch wurden so viele gewünscht, daß die Arbeit dem gerade durch ein Augenleiden in Not geratenen Mann über den Kopf gewachsen wäre; so machte sich die Drucklegung von selbst nötig. Siebzig Subskriptionen erfolgten sofort, Arnim holte die Druckerlaubnis der Zensur ein, und binnen kürzester Zeit war von der ganzen Auflage von 200 Exemplaren im Buchhandel kein Abzug mehr zu haben.

Was zu dem in Jena entstandenen Grundstock der „Naturgeschichte" in Berlin hinzugefügt worden ist, läßt sich mit Sicherheit feststellen. Fast ganz neu ist die politische Satire. Sie ist durchaus bestimmt von dem Kreise, in dem Brentano damals verkehrte, von der Tischgesellschaft. Deren Satzungen verbannten für ewige Zeiten lederne Philister und Juden. Nur unter Spott und verächtlichem Lachen sahen ihre Mitglieder zu, bis zu welchem Grade die jüdischen Salons zu Anfang des Jahrhunderts die Führerschaft im Berliner Geistes- und Kunstleben an sich gebracht hatten. Nur belachen konnten sie auch die von Moses Mendelssohn ausgegangene Anregung einer politischen Emanzipation des Judentums. Schon das Organ der Junkerpartei, die „Berliner Abendblätter", an deren Existenzkampf sich Heinrich von Kleist verbluten mußte, hatte gegen jüdische Salons und jüdische Emanzipation maßvoll die Stimme erhoben; Späße über und gegen Juden liefen hundertfältig durch Straßen und Gassen. So war es nur natürlich, daß Judensatire in der Stärke eines cantus firmus auch in Brentanos Abhandlung einfloß. Mit kühnem Griff tat er die einander feindseligen Juden und Philister zusammen, indem er dem alten Judentum (bis Simson) einen hohen religions-

und weltgeschichtlichen Rang beließ und sein Philistertum erst von der Erstarrung ansetzte, die es schon lange vor Christi Geburt einem „schändlich fallierten Handlungshause" habe gleichen lassen, die ihm gegen Christus die Augen geblendet und den Fluch Ahasvers eingetragen habe. Jude und Philister ist die neue Einheit, gegen die Brentano die Beize seiner Satire spritzt.

Neu ist ferner im Berliner „Philister" die Satire gegen die preußische Politik. Die Heiligung des geschichtlich gewordenen Rechts, dessen Schutz durch den Reformer Hardenberg nicht hinreichend gewährleistet schien, und die Befreiung des Vaterlandes, die von der Staatsleitung nicht kraftvoll genug betrieben schien, standen im Programm der Tischgesellschaft. Die immer energischer unternommenen Vorstöße von Kleists „Abendblättern" hatten lediglich den Erfolg, daß Hardenberg den Herausgeber schnöde von sich abschüttelte. Brentanos bissige Satire war nun für die dadurch verletzte Partei das erlösende Wort. Geradezu unverständlich ist es, daß so starke Äußerungen wie die von der mit Niederträchtigkeit verbundenen Staatsklugheit oder der aus einem von der Zensur zurückgewiesenen Aufsatze Arnims wörtlich herübergenommene Angriff gegen die staatliche Zulassung öffentlicher Häuser oder die höhnischen Anspielungen auf Hardenbergs nächste Umgebung (Friedrich von Cölln), auf seinen Lotterieerlaß vom August 1810, auf seine das historische Recht durchbrechenden Reformen, auf die Haltung mancher Festungskommandanten in Preußens Unglückskampf, auf die Zensur selbst usw. von dem hochweisen Zensor übersehen werden konnten. Sogar französischer Wachsamkeit entschlüpfte eine anzügliche Bemerkung, die Napoleons Länder- und Menschenfresserei geißelt.

Mit diesen politischen Angriffen hängt die gleichfalls neu hinzugekommene Satire über das Theaterwesen eng zusammen. Hierin schon weist sich Brentano als der feinsinnige Theaterkritiker aus, als der er mit seinen späteren Wiener und Berliner Kritiken unsere hohe Bewunderung beanspruchen darf. Genannt ist der allerdings nicht, gegen den sich die Satire im „Philister" richtet. Von der Tischgesellschaft wußte jeder, daß der gerade durch die Gegenüberstellung mit dem hochbelobten Goethe unaussprechlich scharf verurteilte Iffland gemeint war, der seit 1796 das vom König unterstützte Nationaltheater leitete und seit zehn Jahren der erklärte Günstling Harden-

bergs war. Übrigens wandte sich die Satire auch gegen ihn erst dann, als den „Abendblättern" wegen eines wohlbegründeten Angriffs auf ihn von der Regierung die Theaterkritik untersagt worden war. Ein Witz, daß gerade Ifflands Name auf der Subskribentenliste stand.

Neu ist endlich auch die Verspottung der Sprachreiniger, die, wie C. H. Wolke in Dresden, Campe in Braunschweig, Radlof und Voß in Heidelberg, in ihrem Übereifer durchaus an die gleichstrebenden Vorfahren des 17. Jahrhunderts erinnerten. Der Spott über Voß ist naturgemäß auch erst nach dem Wunderhorn-Intermezzo, der über Fouqué erst nach 1808 eingefügt, ebenso wie die Bemerkung über Schlegels „Luzinde" noch nicht im Sinne des Jenenser Schülers der Schlegel und Tieck gelegen haben kann.

Was in diesem Überblick über die neuen Einschaltungen nicht berührt worden ist, darf im wesentlichen als der Umfang der Jenenser „Naturgeschichte" angesprochen werden. Dazu gehörten auch die von der völligen Abneigung Brentanos gegen die Philosophie zeugenden Witzeleien über Schellingsche und Fichtesche Gedankengänge. Möglicherweise haben gerade sie Fichte zur Erwiderung herausgefordert, und jedenfalls ließ sich für ihn und läßt sich noch heute leicht mancher Satz aus der Abhandlung gegen Art und Unart des Verfassers ausspielen.

Der „Philister" erschien im Mai 1811 anonym, zu kaufen beim Kunsthändler Wittich in der Jägerstraße. Man riet auf Fichte und Arnim als Verfasser. Wut und Schadenfreude erhoben sich. Man rief die Regierung um Einschreiten an, am tollsten der jüdische Publizist Saul Ascher. Sie mußte jedoch erst durch den Abdruck einiger starker Stellen in einer Breslauer Zeitung aufgerüttelt werden, um von der Existenz des Buches zu erfahren. Hochnotpeinliche Untersuchung mit einem für den Zensor peinlichen Ergebnis und — damit auch der Geschichte dieser scherzhaften Abhandlung ein philiströser Witz nicht fehle — das feierliche Verbot des weiteren Verkaufs, obwohl der Herr Staatsrat amtlich davon unterrichtet war, daß die 200 Exemplare längst in alle Winde ausgeflogen waren, bildeten den Schlußstein dieser Angelegenheit.

An die lange vergessene Schrift wurde Brentano erst 1828 durch Arnim wieder erinnert. Man wollte sie in Berlin wieder abdrucken.

Der fromme Katholik lehnte ab: er wolle mit der Einwilligung sein Gewissen nicht belasten, da „Der Philister" manches allgemein und speziell einzelnen Heilige mit einer schwächere Gemüter verletzenden Ironie behandle; außerdem wolle Görres ihn nach gehöriger Besserung herausgeben. Auch aus Görres' Plan ist indessen nichts geworden. Erst in den „Gesammelten Schriften" (1852) kam die Abhandlung wieder an den Tag.

An die Herren Subskribenten.

Es ist uns allen bekannt, daß nachfolgender Scherz im Vertrauen auf fröhliche und verstehende Gesinnung entstanden und mitgeteilt worden, und daß der Entschluß, diesen Aufsatz zu vervielfältigen, sich an dem Wunsche, einen armen Mann, der schreiben kann, zu unterstützen, unter den Zuhörern zuerst realisiert hat. Der Druck wurde scherzhafterweise, als an sich etwas philistrisch, verwiesen, vorzüglich aber, um dem Schreiber das ganze Verdienst zuzuwenden; da aber die Zahl der Subskribenten ansehnlicher, als erwartet, ausfiel, war zu befürchten, der Schreiber, der an den Augen leidet, möchte bei aller Anstrengung erst spät vermögen, alle seine Wohltäter zu befriedigen, und dabei noch ein schweres Opfer mit seinem Gesichte bringen; es wurde daher beschlossen, den philistrischen Druck als vorteilhafter vorzuziehen, und somit erscheint dieses gedruckte Manuskript, oder lederne Hufeisen, wobei zu erwähnen, daß, da durch die Druckkosten der gehoffte Verdienst für den Schreiber allerdings geschmälert wird, diesem philistrischen Fehler nur dadurch abgeholfen werden kann, daß mehrere Exemplare abgezogen werden, und daher jeder der Besitzer eingeladen wird, sein Exemplar nicht zu verleihen, sondern jeden, der sich über die Philister, oder sich selber, Rats erholen will, gefälligst an die Wittichische Kunsthandlung, Jägerstraße, gegen der Bank über, zu weisen, wo eine Anzahl Exemplare werden niedergelegt werden und ums Geld zu haben sein. Es ist dies Verweigern der Mitteilung an andere eine Wohltat für den Armen und keine Härte für den Neugierigen, da jeder, der dergleichen zu lesen Lust und Zeit haben kann, auch das Geld dazu haben muß. Ja, es ist dies die wahre Freudenerfindung, die ein Westphälinger vor Jahren

im Reichsanzeiger auf Subskription von 8 Groschen bekanntzumachen versprach, und die endlich darin bestand, ihm viele Achtgroschen als einem armen Schelmen verschafft zu haben; hier läuft es am Ende auf dasselbe hinaus, wenn alles Folgende dem Käufer nicht einige Freude und einigen Ernst erwecken sollte, das heißt, wenn er ein Philister wäre; dann aber kauft er es ja gar nicht.

Ein Taler Kurant!
Kauf', milde Hand,
Philister Hohn
Und Gotteslohn.

Sätze, die verteidigt werden können.

1) Was hier philistrisch genannt wird, ist nur, was jeder Philister von Herzen gern ist.

2) Was hier als jüdisch aufgeführt wird, ist nur, was jeder Jude um alles in der Welt gern loswürde, außer ums Geld, und was ein edler Jude selbst an unedlen Christen verachtet.

3) Bei den Juden assoniert Edel auf Ekel, bei den Philistern auf Esel.

4) Kein Jude kann ein Philister sein.

5) Juden und Philister sind entgegengesetzte Pole; was bei den ersten in den Samen, ist bei den letzteren ins Kraut geschossen.

6) Die Philister haben einen unsichtbaren bewußtlosen Bund miteinander und recken wie die Gänse alle den Hals in die Höhe, wenn es einer tut.

7) Eine Gans, mit einem papiernen Haarbeutel promenierend, hat viel vom Philister.

8) Ein Philister kann nie ein Seiltänzer zu werden wünschen.

9) Ein Philister kann wohl ein Steinfresser werden.

10) Ein philosophierender Philister ist = einem Seehund.

11) Ein dichtender Philister ist = einer Fledermaus.

12) Ein betender Philister ist = einer fliegenden Katze (gehört ein Fallschirm dazu).

13) Kein Philister kann glauben, daß er einer sei; er kann überhaupt nur sein und nicht glauben.

14) Wenn ein Philister jemals ein wirkliches Mittel gegen die Kienraupe erfindet, so wird er ein Selbstmörder. Wir sind dann beider los, und unsere Fichtenhaine, die jetzt kritische Wälder sind, werden Dichterhaine.

15) Wenn ein Philister ein Gerstenkorn am Auge hat und ein Hühnerauge am Fuß, so legt er sich mit Schmierstiefeln ins Bett, damit, während er entschlafen, das Hühneraug' das Gerstenkorn nicht sehe und er sich die Augen im Schlafe nicht mit den Beinen austrete; denn er weiß wohl, daß ein blindes Huhn oft ein Gerstenkorn findet.

16) Es gibt mir keine schärfere Probe der Philisterei als das Nichtverstehen, Nichtbewundern der unbegreiflich reichen und vollkommenen Erfindung und der äußerst kunstreichen Ausführung in Herrn von Schelmuffskys „Reise zu Wasser und zu Lande"[1]. Wer dies Buch liest, ohne auf irgendeine Art hingerissen zu werden, ist ein Philister und kömmt sicher selbst darin vor.

---

[1] Dieser berühmte Lügenroman, als dessen Verfasser erst 1884 Christian Reuter (geb. 1667) entdeckt wurde, ist in seiner rücksichtslosen Spottlust und maßlosen Aufschneiderei ein Lieblingsbuch Brentanos und seiner Genossen gewesen.

Die großen und herrlichen Flüsse sammeln sich aus reinen, ursprünglichen, fröhlichen Quellen der Gebürge, aus dem heiligen Wasser, welches aus göttlichem Triebe in die Höhe gestiegen, das Licht gegrüßt hat und nun freudig unter demselben an der grünen Erde durch die Täler nieder zieht, bis zu den Meeren, welche den Kern umgeben; nicht aber sammeln sie sich aus schmutzigen, toten Pfützen, welche leblos, verbraucht, und sozusagen ausgespuckt, ohne Zusammenhang mit dem lebendigen Blutumlauf nichts anders sind als eine Judenschule der Frösche, ein hoch- und rotbeiniges Halsgericht der Störche, eine anarchische Rennbahn gesetzmangelnder Wasserratzen, ein Börsenphilisterium der Zeitungsunken, ein Akkouchier-[1] und Invalidenhaus abstrakter Kröten, eine Sternwarte des ziffernden Ungeziefers der Wasserspinnen, ein Laich- und Leich- und Bleichcomptoir, und Milchbureau und Montierungskammer und Theatergarderobe, und geheimgesellschaftliches Gradierhaus aller sich erst durch Schwanz- und Bauchablegungen zum höchsten Grade ihrer Bildung perfektionierenden kaltblütigen Amphibien, eine undeutsche, unchristliche, philistrische Tischgesellschaft, eine Koaxakademie, eine Ludertafel galvanischer, zuckmistischer Achselzucker. Gleich den Flüssen nun hat diese edle Tischgesellschaft sich gesammelt, aus reinen, ursprünglichen und fröhlichen Herzen, und hat ausgewiesen auf ewig von sich, nicht aus eigenem Dünkel, sondern aus frommer Achtung gegen die Geschichte, die Juden und die Philister, über welche die Flüche der Schrift längst wahr geworden, welche nur noch als Wahrzeichen ihres Untergangs, als unauslöschliche Blutflecken einer bösen Schuld, als Gespenster ihres nicht seligen historischen Todes, als eine alte Essigmutter der

[1] Entbindungsanstalt.

Sünde auf Erden verweilen, und sind sie über die ganze Erde verbreitet, so heißt das doch nur soviel als: ihre Asche ist in den Wind gestreut, oder die vier Viertel ihres historischen Leibes sind an die vier Tore der Weltgegenden genagelt — und scheinen sie gleich oft auf dem Rade des Glückes zu stehen, so sind sie doch eigentlich nur darauf geflochten; denn es ist kein Heil, außer dem Herrn und der Ewigkeit; diese aber sind verspätete Kinder des Todes, und sie sind nicht mehr zu Haus im Leben, sie sind verrückte Musterreuter und toll gewordene Voyageurs eines schon vor Christi Geburt schändlich fallierten Handlungshauses, sie wollen Geschäfte machen in Manna, die ihnen vor dreitausend Jahren vom Himmel gefallen — hütet euch, ihnen nichts vorauszubezahlen! Sie sind jene Maulaffen, die das A so laut geschrieen haben, daß sie die Maulsperre davongetragen und nun nimmer B sagen können, oder umgekehrt. Selig die Taube, die einen so starken und großen Ölzweig im Schnabel trägt, daß sie, in ihrer Unschuld durch Gottes Friedensbogen dahinstreichend, nicht in den Rachen der Juden und Philister fliegen kann; denn die alte Schlange trägt Köpfe an beiden Enden, und sie ist eine Klapperschlange, deren Geräusch betört und verführet. Das A aber nenne ich, in tieferer Bedeutung, bei den Juden das Alte Testament, das B das Neue. Bei den Philistern, welche eigentlich kein Testament, höchstens das Pflichtteil schlechter Angewohnheiten haben, nenne ich das A das Ursprüngliche, Ewige, den Quell, das B aber das scheinbar Gegenwärtige, das Pechpflaster, das einem der Teufel über die Augen wirft, das Zeitliche, das bequem Tote, den cul de sac[1], wo die Welt mit Brettern vernagelt ist; und so sind die Philister jene, welche das Maul so über dem B aufgerissen, daß sie das A, der Natur eines offenen Mauls nach, zwar wohl noch aussprechen könnten, aber aus Dummheit nicht darauf kommen; o, wie dumm müssen sie sein! Wir können übrigens hieraus schon sehen, wie so ganz entgegengesetzt Juden und Philister sich sind, da das A und das B bei ihnen so verschieden ist und sie sich dennoch darin teilen; es ist aber die schmutzige Pfennigkerze, die ewige Lampe vor des

[1] Die Sackgasse.

Teufels Nachtthron, an beiden Enden angesteckt. So wie aber von Gott jeder sein neues, noch von keinem gelebtes oder gestorbenes Leben erhalten, wie wir von unserm Wirte noch ungegessene Speisen und ungetrunkenen Wein und reines Tischzeug begehren, und wie meine verehrten Herren Tischgenossen eine noch unabgehandelte Abhandlung von mir zu fordern berechtigt sind, so hat diese ganze Gesellschaft unverbrauchte lebendige Gesellen an sich selbst gefordert und somit die Juden, welche nur noch civiliter, und die Philister, welche nur noch moraliter existieren, von sich abgewiesen.

Die Juden, als von welchen noch viele Exemplare in persona vorrätig, die von jeder ihren zwölf Stämmen für die Kreuzigung des Herrn anhängenden Schmach Zeugnis geben können, will ich gar nicht berühren, da jeder, der sich ein Kabinett zu sammeln begierig, nicht weit nach ihnen zu botanisieren braucht; er kann diese von den ägyptischen Plagen übriggebliebenen Fliegen in seiner Kammer mit alten Kleidern, an seinem Teetische mit Theaterzetteln und ästhetischem Geschwätz, auf der Börse mit Pfandbriefen und überall mit Ekel und Humanität und Aufklärung, Hasenpelzen und Weißfischen genugsam einfangen. Nützlicher und ergötzlicher wende ich mich zu euch, ihr Philister, die ihr nur noch als ein Kontagium[1], als lächerliche Allegorien einer Art gelben Fiebers, dessen Patienten bei vollkommener Gesundheit mausetot sind, in dem ewigen Triumphzuge des Teufels als verstockt geborne Stocknarren einherzieht. Um euch nun, ihr übeln Seelen, bei den Ohren, ehe ihr welche hattet, a priori hinter der Ofenhölle des Himmels herauszulocken, euch sodann, nachdem ihr sogar noch Hörner dazu gewonnen, unter der Bank, unter die ihr gefallen, in der Geschichte a posteriori hervorzuziehen, werde ich euch nun bei eurem definitiven Schweife, mit dem ihr unter uns wedelt, a posthumis zu erkennen und zu definieren gezwungen.

Die Denkenden und Glaubenden denken und glauben, daß die geschaffene Welt nur die kristallisierte Idee des Schöpfers von sich selbst sei, und daß jedes Geschaffene ein Gedachtes ge-

[1] Als lebendige Träger und Verbreiter von Stoffen der genannten ansteckenden Krankheit.

wesen, ehe es ins Leben getreten; aus seinem Tode aber können wir sehen, wie es gedacht war, ehe es lebte. Dieses aber denkt und glaubt keiner unter den Philistern, sondern sie meinen, sie seien von den Bäumen gefallen, wie die Holzbirnen, als der Teufel seinen Prügel hineingeworfen, woran sie so wohl tun, als er wohl daran getan.

Ich aber will, ihnen zum Trotz, ihre Geschichte von da anfangen, wo sie sich, aus dummer Hoffart, nie hinträumen (weil sie überhaupt gar nicht, oder höchstens Lotterienummern, die nicht herauskommen, träumen); ich fange ihre Geschichte an vor Adam und vor der Erde aus der Idee. Um aber sagen zu können, was die Philister, ehe sie in der Geschichte als Volk aufgetreten, in der Idee waren, muß ich sie erst als das betrachten, was sie jetzt als die allegorischen Figuren ihres Wesens geworden sind, und ich sage daher: Ein Philister ist ein steifstelliger, steifleinener, oder auch lederner, scheinlebendiger Kerl, der nicht weiß, daß er gestorben ist, und ganz unnötigerweise sich länger auf der Welt aufhält; ein Philister ist ein mit allerlei lächerlichen äußerlichen Lebenszeichen behängter, umwandelnder Leichenbitterstock seines eigenen innern ewigen Todes; ein Philister ist ein Kerl, vor dem alle Spiegel, und so auch die Schöpfung, Gottes Spiegel, blind sind von Ewigkeit; ein Philister ist der ausgeborne Feind aller Idee, aller Begeisterung, alles Genies und aller freien göttlichen Schöpfung; er ist die komische Karikatursilhouette des Teufels, welche er, vom Himmel niederstürzend, gegen die Sonnenseite des Lebens geworfen, wo sie, in tausend Zerrbildern zerbrochen, scheinbar unschuldig und scherzhaft herumgaukelt, aber jeden, der nicht, aus ewigen Quellen berauscht, in ihrem Schatten entschlummert, vergiftet, und zwar zu ewiger Nüchternheit.

Warum man über das Allertiefsinnigste am besten von Herzen lachen könne, aber nicht von Verstand.

Um meine verehrten Tischgenossen nicht zu langeweilen, will ich Ihnen erst mehrere Ursachen angeben, aus welchen Sie über folgenden Abschnitt, wenn er gleich mein ernsthaftester Ernst und mein innigster Glaube ist, von Herzen lachen können, wenn

Sie nur nicht von Verstande lachen, denn so lacht der Teufel. Wohl kann man von Herzen am allerbesten über das Allertiefsinnigste lachen, weil man dasselbe mit dem Verstande so außerordentlich kurios anpacken muß, um ihm ein wenig auf die Zähne zu fühlen. Denn 1) was ist lächerlicher, als daß man besser in die Sonne sehen kann, wenn man durch ein Löchelchen guckt, welches man meinethalben mit einer Stecknadel oder einem Zahnstocher in eine Herzdame gestochen (mit einem Ohrlöffel geht es nicht); 2) ist manches Philosophieren darum schon lächerlich, weil ein Kerl, der im Mittelpunkte steht und einen Spiegel gegen sich gekehrt an der Leine haltend wie ein Pferd die Ronde machen läßt, ihn doch nie so schnell schwingen kann, daß ihm nicht ein ordinärer Feldhase durch das System laufen könne, und daß er am Ende sich doch immer mehr allein sieht, je schneller er dreht, und daß, will er gar eine Kugel schwingen, ihm das Ding leicht auf die Nase fällt; 3) ist es ebenso lächerlich als des Zinngießers Spitzhund, der, das Rad tretend, auf derselben Stelle eine Wallfahrt nach Jerusalem im Sinne zurücklegt, wenn einer so außerordentliche Dinge mit Worten herumdreht und sein Maul doch nicht unter der Nase wegbringen kann. Willst du aber einen Hund Brot fressen lehren, so schmiere ihm Butter auf die Nase und reiche ihm das Brot; er frißt nur Brot, riecht aber die Butter und macht dir so eine erhabene Miene, als fräße er Butterbrot, glaubt es auch; 4) ist es sehr lächerlich, wenn ein Huhn in einem runden Gitterkorbe von Stab zu Stab herumkreiset und, weil das Gefängnis rund ist, sich nimmer überzeugt, daß es kein Loch zum Ausgang gebe als den Tod; indes gehet die Sonne ebenso über dem Korbe am Himmel herum; ich kann beides bewundern von Verstand und belachen von Herzen; 5) ist es doch ganz ungemein lächerlich, wenn ein Hase einen Berg aus dem Wege räumen will und statt dessen hinaufläuft; das geht gut, seine Vorderfüße sind kurz a priori; treiben ihn aber oben die Hunde auf, so geht es schwer wieder hinab, denn die Hinterfüße sind a posteriori zu lang; ebenso lächerlich ist es, wenn eine Kraft, und wäre sie auch der kräftigste Stier, eine ungeheure Last hinwegheben will, auf der sie selbst steht; zu einem größern Gedanken aber ist ein Doktor nie gekommen, als

daß er ausruft: „Gebet mir einen Punkt draußen, auf den ich den Hebel gründe, und ich will euch und alles, was drinnen ist, hinausschmeißen!“ Daß er selbst drinnen, weiß er nicht, so außer sich ist er; und wenn der Philosoph vollendet ist, wird er, zum Boden gefallen, fühlen, daß er auf dem Aste saß, den er herunterhieb; 6) ist es lächerlich, daß der Mensch, um zu philosophieren, nichts tut, als einen unendlichen Strickstrumpf aufziehen, und dann die Wolle auch aufziehen möchte, und das Schaf und die ganze Schafheit und Geschaffenheit, und wenn es möglich wäre, daß ein Hund, der sich immer nach seinem Schwanze umdrehet, denselben erwischte und sich rücklings mit Haut und Haaren auffräße, so würde die ganze Schöpfung bald wieder von den Philosophen, als Beilage zu ihrem Kompendium, mitsamt dem Kompendium ins absolute Nichts zurückgedacht sein. Ja, es ist wahrlich nur der kleine Unterschied zwischen ihnen und Gott, daß dieser, als er dachte, schaffen mußte, und je unendlicher er dachte, je herrlicher und gegliederter ward die Schöpfung, und endlich stieg die ganze Welt, ein unendlich harmonisches Meisterstück, aus seinen Gedanken heraus, und obendrauf saß der Philosoph selber, er reitet auf dem Fädchen, mit welchem der Strickstrumpf sich endigt; dieser nun, wenn er denkt, muß von sich heraus alles rückwärts entschaffen, da er aber alles in einer Reihe entschaffen soll und er doch gar keine Stelle findet, wo er das viele geschaffene Zeug hinbergen könnte, so ist er häufig wie die Lalenbürger[1] beschäftigt, ein Loch zu graben, um den Schutt eines andern hineinzuwerfen. Dieses unendliche Zurückhufen der philosophischen Retourchaise macht allen Anfängern etwas übel, wenn sie das Rückwärtsfahren nicht vertragen können, und diese Seekrankheit äußert sich meistens in einer ekeln Hoffart, wobei die Herren eine Miene machen, als hätten sie einen übeln Geschmack in dem Munde, mit welchem sie uns den besten lehren wollen. Wenn sie es weit gebracht, gleichen sie einem welschen Hahn, der ein so hoffärtiges Rad schlägt, daß er sich ganz über-

[1] Urbilder von philiströs-närrischen Bürgern (wie die Schildaer, Krähwinkler, Schöppenstedter); die Bezeichnung Lalenbürger rührt von dem ältesten, 1597 erschienenen Schwankbuch dieser Art her, den „Wunderseltzamen Geschichten und Thaten der Lalen von Laleburg, gedruckt zu Laleburg ꝛc.“

strippt und umkehrt wie ein Handschuh; meistens aber gleichen sie einem Storche, den ich in Mainz gesehen: er fraß eine kleine Schlange, die augenblicklich wieder bei ihm durchpassierte, und die er so oft wiederfraß, daß er endlich, des Zirkulierofens ganz gewohnt, sobald er sie verschlungen, den Schnabel sogleich ad loca führte, um sie alsbald wieder in Empfang zu nehmen, und wenn durch die französische Regierung nicht eine andere Philosophie und Zirkulation in jene Gegenden gekommen, daß etwa die Schlange Aus- und Eingangsrechte bezahlen muß, die der Magister Langbein nicht aufbringen kann, so glaube ich, der Kerl steht noch da und philosophiert. Doch ist dies letzte System noch eines von den allerklarsten und leichtesten, und gehört dazu hauptsächlich ein kurzes Gedärm, offener Leib und schlüpfrichte Gedanken; andere, welche das Hemd, das sie anhaben, zum Rockärmel herausziehen, sind schon viel transzendentaler. Ich könnte nun zwar noch unzählige Ursachen anführen, warum man von Herzen über das Allerheiligste lachen kann, wenn diese ernsthaften Auseinandersetzungen nicht dabei Gefahr liefen, dem Ei zu gleichen, welches über das Huhn denkt, und ich schließe damit, daß ich keinen für einen gotteslästerlichen Spötter halte, welcher über den ehrwürdigsten Papst lacht, dem die Rockärmel so kurz sind, daß ihm die nackten Arme, wenn er die Hände nach dem Allerheiligsten hebt, so weit herausfahren, daß man alle Hieroglyphen und Keilschriften der Schröpfköpfe sehen kann, mit denen er sich neulich das böse Geblüt zwischen Haut und Fleisch weggezogen.

Der Philister vor der Geschichte. Theosophische Ansicht von Gott und der Schöpfung, Einheit, Eigenheit, Ja, Nein, Sündenfall Luzifers, Sündenfall Adams, der Philister in der christlichen Mythe bis auf Ham.

Gott ist die ewige Einheit außer Natur und Kreatur, in sich selber, und in seinem Aussichwallen ist das Wollen. Die ewige Einheit wohnet in dem geschöpflosen Abgrund aller Dinge, in dem ungründlichen Nichts, und das Ichts des Nichts ist Gott selber, und indem sich die Einheit auftut, ist sie das lautere Wollen, welches nur sich selbst wollen kann. Dies Bewegen, das Wallen des Wollens und die Empfindung seiner selbst, in der Lust des

Wollens ausgehend, ist der Geist des göttlichen Lebens, und so ist der Wille der Vater und die Liebe der Sohn, der Ausgang der wollenden Liebe aber ist der Geist, und sie sind die ewige Einheit, der Schein des Insichselbst-Scheinens ohne alles Erscheinen und Erschienenes, das Auge des ewigen Sehens, das ewige Ja, die ewige Einheit, die sich aber im Willen wollend zurückzog, um sich zu empfinden, und dieses ist das ewige Nein oder die ewige Eigenheit. Das Ja und das Nein sind eins, haben aber zwei Zentra. Das Ja als das Ausfließen ist ohne Grund, das Nein als das Einziehen machet den Grund. Das Zentrum des Jas ist die Liebe, das Zentrum des Neins ist der Zorn. Vor aller Schöpfung aber lag die ewige Einheit in diesen zwei Zentris, des Jas und Neins, als die sich selbst wollende Gebärung aller Kreatur, als das Sichselbstempfangen, als die Idee; da aber die Eigenheit sich aus sich selbst bewegte, ward die Idee ein Bild der Einheit, und die sichtbare Schöpfung trat hervor, das Ebenbild der Idee. Diese bewegte sich aber aus dem Zentrum der Eigenheit, dem Nein, dem Zorn, und hat also den Grund der Hölle in sich. Da aber das Bild, als erscheinend und handgreiflich und selbstisch und voll Eigenheit, und als die Eigenheit selbst, nur sich wollte und nach der Einheit nicht mehr fragte, entstand der erste Philister oder die Idee des Philisters, Luzifer, der als Bild, gebildet, eingebildet und ausgebildet, als geneintes Nein, sich über das Ja erheben wollte und zur Hölle niedergestürzt wurde. Luzifer, der Lichtträger, der Leuchter, stolzierte, weil in ihm das Licht zuerst materialisch brannte; denn der Zorn ward das materialische Licht und Feuer, als die Liebe, das idealische Feuer, sich selbst wollte. Aber er ward von Michael, einem andern Engel, einer andern Figur des göttlichen Selbstwollens und Namens, von Michael (welches zu deutsch heißt: wer ist wie der ewige Gott?) niedergestürzt in die Finsternis, und ist dieser Sturz des Leuchters mitsamt der Kerze, die Trennung des Schweren von dem Leichten, die Gründung der Erde und die Finsternis selbst und die Materie und das ausgeborene ewige Nein, der Feind der Idee als ewiger Einheit, das bloß sich selbst bedeuten Wollende, der Satan und in seinen weitern Ausgeburten die Sünde, der Philister.

So hätte ich dann mit vorhergehenden seltsam klingenden Worten, die einer der heiligsten Denker gedacht, den Philister bei den Ohren, ehe er sie hatte, aus dem Himmel zur Erde gestürzt, oder bin selbst der Michael gewesen, habe selbst die Erde geschaffen und das heruntergeworfen, auf das ich ihn herunterwerfen wollte, und worauf ich eigentlich selbst sitze, und habe so wirklich den Ast heruntergehauen, auf dem ich noch reite. Der Philosoph Ast[1] in Landshut hat es viel bequemer, der braucht gar nicht erst hinaufzusteigen, um herunterzukommen, er kann es à plein pied in jedem Garten neben dem blätterreichsten Salat[2], einem andern dortigen Philosophen, tun.

Nun aber, verehrte Tischgenossen, erlaube ich Ihnen, von Herzen zu lachen, indem ich die Ärmel wieder hervorziehe, die meinen Armen bei dem hohen Griffe etwas zu kurz geworden; Sie werden vielleicht mit einiger Ehrfurcht bemerkt haben, daß mir der erleuchtete Jakob Böhme gütig dabei unter die Arme gegriffen. Aber, was ich gesprochen, das glaube ich, und das Lächerliche von Herzen ist nur, daß das Wort an allen Enden zu kurz ist; das Bewunderungswürdige aber ist die heilige Begierde der Erkenntnis, die Sie in dem, der die Arme so ausstreckt, ebenso anbeten müssen, als sie in jener Darstellung der göttlichen Einheit selbst in dem Konflikt des Jas und Neins liegt. Der Philister aber philosophiert umgekehrt, er, als das ausgeborene Nein, als das sich selbst Eignende des Eignen, als das Zurückziehen, streckt die Arme nicht heraus, sondern zieht sie zurück, und der schlaffe niederfallende Ärmelschlauch ist sein Produkt; der Rock wird ihm allerorten zu lang und schleift ihm im Kot; da er aber nie herauskann, aus Furcht, sich zu erkälten, so guckt er durch ein Knopfloch heraus und fraget seine Liebste,

---

[1] Georg Anton Friedrich Ast (1776—1841), Philolog, Brentano von Jena her als Student und (seit 1802) als Privatdozent bekannt, war seit 1805 Professor in Landshut-München; als Philosoph gehört er Schellings Gefolge an. — [2] Jakob Salat (1766—1851) war erst Pfarrer, seit 1802 Professor am katholischen Lyzeum in München, wo er sich eng an Friedrich Heinrich Jacobi und dessen Lehre anschloß. Brentano lernte ihn in Landshut kennen, wo er seit 1808 an der Universität lehrte und als Schriftsteller eine erstaunliche Fruchtbarkeit entwickelte. Seine Philosophie steigt über klaffende Risse hinweg zu dem Ergebnis auf, die menschliche Vernunft sei von Gott nur graduell, nicht wesentlich verschieden; hierin und in dem Satze von der Identität von Religion und Moral wurzelt seine Theosophie.

wie das Ding aussehe; treibt er das Abstrahieren sehr weit, so treten ihm die Rocktaschen von hinten heraus und gewähren mit den niederhängenden Ärmeln ein so betrübtes Spektakel, daß die Frau Liebste behauptet, der natürliche Verstand stehe ihm doch besser zu Gesichte, und sie hilft ihm dadurch zu einer reinen Anschauung seines Systems, daß sie ihm eine wohlgesteifte weiße Schlafmütze auf den Tisch stellt und dabei spricht: „Das bist du, mein Freund, insofern du nicht philosophierst"; und nun zieht sie die Mütze auseinander wie einen Beutel und sagt: „Das aber bist du, insofern du philosophierst, aber das Ding ist nichts nütze"; und somit setzt sie ihm die Mütze auf, und er ist der gesunde Menschenverstand wieder, und es endet sich zuletzt die Abstraktion damit, daß sie den schmutzigen Rand des Rockes miteinander ausreiben. Aus solchem Schmutz, den ein Philister, der auf einer von verdauten Würzkräutern überdüngten Kuhweide philosophiert hatte, sich aus dem Saum des Rockes rieb, soll der Schneeberger Schnupftabak entstanden sein, der den Philistern bis jetzt noch das Gedächtnis stärkt, und welchem wir eigentlich die Mnemonik verdanken, auf die Herr von Aretin[1] sich hat subskribieren lassen.

Ich komme nun zu dem vom Himmel gestürzten Philister zurück, mit dem Wunsche, daß er alle Rippen im Leibe möchte zerbrochen haben; aber sieh da, er befindet sich vortrefflich, oder vielmehr seine Ärzte, die Humoralpatho- und Moraltheologen, wenn sie nicht logen, sagen, es beßre sich täglich mit ihm. Jener Stolz und Sturz des Philisters Luzifer war die Entstehung der Materie, war die Erbsünde der neugebornen Erde, denn das ist die Sünde, daß sie eine ewige Zurückziehung aus dem Ja ist, eine immer sich verstärkende Eigenung des Neins im Nein, und ist der Sündenfall unendlich wiederkehrend, denn Luzifer fiel aus der Idee ins Bild, aus dem Bild in die Materie; da aber nichts aus dem ewigen Gott herausfällt, so empfand er Mitleid mit der Erde und berührte sie in dem Hauche Ja und machte sie

[1] Johann Christoph Freiherr von Aretin (1773—1824) veröffentlichte als Oberbibliothekar in München auf Subskription ein Werk „Systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik" (Sulzbach 1810), mit dem er der Lehre von der Gedächtniskunst bedeutende Anregung gab.

erblühen in dem Adam, einem Geschöpfe, in dem er von neuem in niederer Ordnung sein Ebenbild frei hinstellte; und als Adam sich sehnte, war er wieder das bloß ausfließende Ja, und Gott stellte ihm das Nein in der Eva abermals gegenüber und warnte sie vor dem Fall durch den verbotenen Baum; aber das Weib ließ sich durch die Schlange, durch das Nein, abermals verführen, sich über Gott heben zu wollen, und wir sehen einen neuen Fall aus der Unschuld in die Schuld, aus der Einheit des Lebens in die Eigenheit des Todes; dieses ist nun schon wieder ein neuer Grad der Weihe, den das Nein, sich immer tiefer verphilisternd, erhält, und dies ist unser Sündenfall, welchen der Herr zu lösen sich selbst geopfert.

Da ich nun das Nein, als den Quell der Philister, glücklich herunter-, und zwar in den Menschen selbst, habe, so sehen wir es als lebendige Person auftreten, wir sehen es im Kain und dem ganzen Sündenanflug, und das Nein, die Feindschaft gegen die Idee, die Philisterei, wuchs so an, daß der Herr sprach, 1. Moses, Kap. 6: „Die Menschen wollen sich meinen Geist[1] nicht mehr strafen lassen" (das heißt, sie sind Philister), „es reuet mich, daß ich sie gemacht habe"; — hier werden nun die Philister auf dem nassen Wege der Sündflut beiseitgebracht; Noahs Arche schwimmt obenauf, die Wasser rinnen ab, und der Herr errichtet einen Friedensbund mit dem Menschen im Regenbogen, wo das Licht, durch die Wolken in Farben gebrochen, ausspricht die Versöhnung des ewig Leichten, der Idee, mit dem Schweren, dem Niedergestürzten, dem Nein, dem Urquell der Philister. Aber die Philister glauben nicht daran und halten ihn bloß für eine Beilage zur Optik, aus der man den Newton oder den Goethe widerlegen könne, wenn sie überhaupt könnten. — Die Söhne Noah*, die aus dem Kasten gingen, sind diese: Sem, Ham

* Da die ganze Mythe der Schöpfung mannigfaltig ausgelegt worden, so werde ich hinten die Erklärung des Mystikers Thomas Bromley von der geistlichen Bedeutung dieser Söhne des Noah beifügen. Bromley war geboren in Worcester 1629 und lebte bis 1691. Sie ist zugleich eine Stammtafel der Philister und das beste Rezept zu denselben in jeder Teufelsapotheke.

[1] 1. Buch Mose, Kap. 6, V. 3, und Kap. 7, V. 3 lautet: „Die Menschen wollen sich von meinem Geist nicht mehr strafen lassen."

und Japhet. Ham aber ist der Vater Kanaans. Noah fing an und ward ein Ackermann und pflanzte Weinberge (ich dächte, wir tränken seine Gesundheit), und da er des Weins trank, ward er trunken und lag in der Hütte aufgedeckt. Da nun Ham, Kanaans Vater, sahe seines Vaters Scham, sagte er's seinen beiden Brüdern draußen; da nahm Sem und Japhet ein Kleid und legten es auf ihre beiden Schultern, und gingen rücklings hinzu und deckten ihres Vaters Scham zu, und ihr Gesicht war abgewendet; als nun Noah erwachte von seinem Weinrausch und erfuhr, was ihm sein kleiner Sohn getan hatte, sprach er: „Verflucht sei Kanaan und sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern!"

Der Philister in der Geschichte.

Dieser Fluch ist nun an Hams Nachkommen wahr geworden, denn er, in dem sich die Sünde nach der Sündflut zuerst wieder kundtut, er, der nüchterne Philister, welcher des ersten Weinrausches spottete, hat einen Sohn gehabt, Mizraim, und von diesem (1. Mose 10, 14) sind kommen die Philistim und Kaphtorim, dieses aber sind die Stammväter der Philister, und sind sie aus der Insel Kaphtor nach Palästina gekommen. Der gelehrte Abt Calmet[1] in seinen biblischen Untersuchungen tut dar, daß die Insel Kaphtor keine andere als Kreta, das heutige Kandia, sei; was wir heutzutage Krethi und Plethi nennen, waren damals Philister, was sie noch sind, und zwar Krethi kontrahierte (kontrakte) Kretenser, Plethi kontrakte Philister — von den Kretensern aber sagt der Poet Epimenides[2], daß sie allezeit Lügner, böse Tiere und faule Bäuche gewesen. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, so auch die Philister. Pauli Epistel an Titum, Bischof in Kreta, zeigt davon, Kap. 1, V. 10 usw. Noch muß ich nicht vergessen, anzuführen, daß viele Gelehrte behaupten, die Nachkommen Hams, also die Vorfahren der Philister, hätten hauptsächlich den Turmbau zu Babel betrieben, dessen dumme

[1] Augustin Calmet (1672—1757), lothringischer Abt, verfaßte unter anderm das erste Bibellexikon. — [2] Der sagenumwobene Priester von Kreta, auf den das in der Epistel an Titus, Kap. 1, V. 12, von Paulus erwähnte Zitat über die Kretenser zurückgeführt wird.

Hoffart ihnen ganz ähnlich sieht, und ich zweifle gar nicht daran, da das verwirrte Schwätzen der Philister heutzutage noch nach der babylonischen Sprachverwirrung schmeckt und wir noch jetzt so viele unter ihnen finden, welche eine eigene Wut haben, neue Worte zu machen, ohne begeistert zu sein; der Geist aber nur macht das Wort und der Dichter, nicht aber der Feind aller Idee, das ewig ausgeborne Nein, der Philister. Mir ist neulich einer in der Allee begegnet, und als ich ihn fragte, wo er hin spazierte, sagte er: „Ich lustwandele nicht, sondern gehe die Wandelbahn hinab, weil ich ein Stelldichein mit einer gattentoten Frau hier habe, mit der ich in die Zusammenstimmung gehe." Ich sagte zu ihm: „Sie wollen wohl die Witwe durch das Konzert in ihrer Melancholie trösten, durch Trompeten- und Violin- und Flötengetön?" — „Ja", erwiderte er, „ich sprach heute morgen zu ihr die Worte Vossens[1]: ‚Zeuch aus den Flausrock deiner Drangsal Und putze dich und eile flugs Dorthin, wo bald den hellen Klangsaal Durchströmet Erz und Darm und Bux'." Hierauf fragte ich ihn, ob er musikalisch sei. „Ja", sagte er, „ich bin etwas kunstschallend." — „Was spielen Sie für ein Instrument?" — „Die Schallwerkzeuge, die ich spiele, sind viele: ich blase etwas auf dem Erzschallrohr[2] und zur Abwechselung auf dem Tiefknüppel[3], auch blase ich Hochholz[4] und Hellholz[5], streiche auf der Hals- und Kniegeige[6] und schlage das Tastenhackebrett — das ist alles, was man verlangen kann von einem Dilettanten —, ja, ich bin aber auch ein großer Vergnügling!" — „Sagen Sie mir doch, ist keine Apotheke hier in der Nähe? Ich möchte mir gern etwas asa foetida[7] kaufen." — „Dort unten links, wo der Vier-Fuß-König[8] über dem Hausgehein abgebildet ist, finden Sie eine Heilstoffhandlung, der Vorseher schaut zum Tageleuchter heraus, da können Sie den Teufelsdreck bekommen." — „So nennen Sie die asa foetida, wie nennen Sie denn die asa dulcis[9]?" — „Engelsdreck." Hiermit hatte ich genug.

---

[1] Strophe 17 aus Voß' „Schwergereimter Ode. An Reimbold". In der letzten Zeile ist „durchtönet" statt „durchströmet" zu lesen. — [2] Trompete. — [3] Fagott. — [4] Oboe (Hautbois). — [5] Klarinette. — [6] Cello. — [7] Stinkender Asant, „Teufelsdreck". — [8] Löwe (Löwenapotheke). — [9] Wohlriechender Asant, Benzoë.

Von den Kretensern sage ich nur, daß von ihrer Stadt Cydonia aus malum cydonium, der Quittenapfel, sich zuerst verbreitet, wahrscheinlich die Ursache, warum die Philister besonders den Quittenschnaps lieben; auch glauben sie, Jupiter liege bei ihnen in Kreta begraben, auch sehr philistrisch; sie erfanden den Gebrauch des Bogens, um einen aus der Ferne zu töten, auch sehr philistrisch, usw. Einige wollen den Namen Philister von der ägyptischen Stadt Pelusium herleiten, die ihren Namen von πηλός, Kot, haben soll. Es läßt sich hören. Unter ihren Städten zeichnete sich Askalon aus, von welcher die Zwiebeln, die wir Scharlotten[1] nennen, herkommen; überhaupt waren sie große Liebhaber der Zwiebeln und des Knoblauchs und schworen nicht höher, als bei einer Zwiebel, Plin. l. 19. c. 6: allium cepasque inter Deos in jure jurando habent[2], und Juvenal in Sat. 15: Porrum et cepe nefas violare aut frangere morsu: o sanctas gentes, quibus haec nascuntur in hortis numina[3]! Auch hat eine Zwiebel wirklich etwas von einem Philister, als welche, gleich ihnen, aus unzählig übereinander gezogenen Häuten bestehen, in denen sich nichts weiter befindet; und wenn ich bedenke, daß ein Philister sehr gern, erstens, eine Jacke auf bloßem Leib, dann eine rote Bauchbinde, Unterhosen, dann Unterhemd, weiter Unterweste, dann Oberhemd, Hosen, Weste, Überhosen (worunter drei Paar Strümpfe), Rock, Überrock, Wildschur[4], Pelzstiefel, baumwollne Mütze, Perücke, Lederkäppchen, Pudelmütze, Fußsack, und sodann um alles noch eine Portechaise, Kutsche oder Diligence, wenn's hineingeht, und endlich die ganze Natur, die ihm ein Futteral scheint, und ganz zuletzt seine dicke, undurchdringliche, steifleinene, lederne oder wachsleinene Ansicht, worauf ein Wetterableiter, auf dem Leibe trägt: wenn ich dies bedenke, so halte ich einen Philister für ein in krankhafter, abnormer Hauterzeugung ertapptes Zwiebel-

[1] Schalotte. — [2] C. Plinii Secundi Naturalis Historiae lib. XIX, cap. 6, § 101: „Knoblauch und Zwiebel lassen sie beim Eidschwur als Götter gelten." — [3] D. Junii Juvenalis Saturae lib. V. sat. 15. v. 9—11: „Lauch und Zwiebel zu verletzen oder zu zerbeißen gilt ihnen als Sünde: o welch fromme Völker, in deren Gärten diese Gottheiten wachsen!" — Bei Plinius und Juvenal ist an diesen Stellen übrigens, wie auch bei Herodot, 2. Buch, Kap. 36 und 37, von Ägypten die Rede, nicht vom Philisterlande. — [4] Pelzrock.

naturspiel. Ihr Charakter in der Geschichte ist Stolz und Hoffart und Haß gegen das Volk Gottes, gegen das Volk der Verheißung, bis diese endlich den verhießenen Erlöser, den Sohn Gottes, kreuzigten und so, mit den Philistern den Streit aufhebend, nach den entgegengesetzten Punkten die beiden Pole des Verkehrten darstellen. Sie waren sonst durch Krämerei berühmt, heutzutage sind viele Krämer durch Philisterei unberühmt. Unter ihren Göttern war Beelzebub, der auch ein Herr der Fliegen[1] genannt wird. Procopius Gazeus[2] sagt, er sei durch eine große Fliege abgebildet worden. Wer sah noch nicht einen Philister, dem eine Fliege auf der Nase spazieret? Vielleicht haben die Fliegen von jeher dies Recht; ich kenne einen, den sie zu seinem großen Kummer gar nicht verlassen, und der daher voller Mucken ist. Schon in ihren besten Zeiten verstopften sie den Israeliten ihre Brunnen* und hatten beständigen Streit über die Brunnen. Noch heutzutage hängt ihnen diese Brunnenliebhaberei an, und in mehreren Reichsstädten haben sie die Gewohnheit, irgendeinen zum Brunnenmeister zu erwählen, dem sie eine kleine Krone von Papier präsentieren, wofür er sie traktieren muß, und sind sie mir mit ihrer Krone einst bis in mein Museum[3] so zudringlich nachgesetzt, daß ich nur ihrer Krönung durch heftigen Zank entgangen; bei jenen Brunnen in Israel ward auch gezankt, und sie hießen Sitna, Zank; Esek, Groll (1. Mose, Kap. 26). Als sie lange über Israel mächtig gewesen, erlitten sie eine sehr rühmliche Niederlage (Buch der Richter, Kap. 3, 31). Darnach war Samgar, der Sohn Anath, der schlug sechshundert Philister mit einem Ochsenstecken. Wer kann ihm seinen Beifall versagen? — Endlich erschien nun ihr Hauptfeind, Simson, ein Held wie wenige, ein freier Streiter ganz auf seine eigene Hand gegen die Philister. Seiner Mutter ward seine Geburt durch einen Engel verkündet, er hatte sich von Jugend auf dem Nasiräat, einer reinen, begeisterten Sekte der Gottesverehrung[4], gewidmet, er

* Die Juden wurden in frühern Jahrhunderten oft wegen Brunnenvergiftung verfolgt, in diesem Verstopfen und Vergiften liegt ihr Gegensatz ganz.

[1] So ist Beelzebub zu übersetzen. — [2] Procopius von Gaza, um 465 bis 525, christlicher Rhetor und Exeget. — [3] Studierzimmer. — [4] Vgl. 4. Buch Mose, Kap. 6, V. 1—21.

verliebte sich in die Tochter eines Philisters und erhielt sie zum Weibe; da er seine Braut besuchte, zerriß er unterweges zum Zeitvertreib einen Löwen und fand nach einiger Zeit in dem Gerippe des Löwen einen Bienenstock und nahm und teilte den Honig mit. Bei seiner Hochzeit nun legte er dreißig Philistern (eine komplette Ressource) das Rätsel vor: „Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken"; und wettete um eine Garderobe von dreißig Röcken. Drei Tage hatten sie Zeit, aber nie hat ein Philister etwas erraten, oft aber verraten; und die dreißig Ratsherren säßen noch beisammen, wenn die saubere Braut, eine Philisterin, das Geheimnis dem Simson nicht abgeschwatzt und ihren Gästen nicht verraten hätte. Diese nun sagten ihm die Auflösung: „Was ist süßer als Honig und stärker als ein Löwe?" Und Simson sagte ihnen erbittert: „Wenn ihr nicht mit meinem Kalbe gepflüget hättet, nimmer hättet ihr es erraten", und nun entledigte er sich seines Versprechens auf eine tüchtige Art, er ging und schlug dreißig Stück Philister tot und gab jenen die Kleider. Kommst du mir so, so komm ich dir so, pflügst du mit meinem Kalbe, so pflüg' ich mit deinem Kalbe; schlägst du mir meinen Juden, so schlag' ich dir deinen Juden. Nun verließ er aus Zorn sein Weib, aber in herrlichen Menschen ist der Zorn ein Wetter Gottes, das vorübergeht; Friede und Sonnenschein im Herzen und eine Ziege an der Hand zum Geschenk, ging er nach seiner Frau. Sieh da, der Herr Philister, ihr Vater, hatte sie unterdessen einem von jenen Ratsherrn vermählt, und nun stand die Sache so, wie Simson sie wollte; er hatte einen gerechten Krieg. Er fing dreihundert Füchse, band ihnen Feuerbrände an die Schwänze und jagte sie in die Kornfelder der Philister; die Juden lieferten ihn hierauf, mit neuen Stricken gebunden, an die Philister aus. Eine recht jüdische Belohnung für ihren Streiter! Aber der gebundne Simson zerriß die Stricke vor den jubelnden Philistern, erwischte einen faulen Eselskinnbacken, der dalag, und schlug mit demselben tausend Stück Philister zu Boden und sprach: „Da liegen sie bei Haufen." Er warf den Kinnbacken weg und durstete sehr und bat Gott um Wasser, da sprang ein Quell aus dem Kinnbacken, der seinen Geist stärkte. Ein heutiger Philister, welche aus angeborner Nüchternheit

kein Wunder leiden können und alles gerne aus ihrer miserablen Philisternatur erklären möchten, behauptete mir neulich, der Eselskinnbacken sei der Name eines Generals gewesen; als wenn man die Philister besser mit einem Generale als mit einem Kinnbacken schlagen könne, das wäre der Mühe wert. Er fügte hinzu, wenn man nach tausend Jahren läse, Friedrich der Einzige ritt in der und der Schlacht einen Fuchs, würde man vielleicht auch nicht wissen, daß dies ein rotes Pferd sei, und sich sehr darüber wundern. Worauf ich ihm antwortete: so müsse er auch die dreihundert Füchse für neu angekommene Studenten und die Feuerbrände für Journalhefte[1] halten; für meinen Teil gönne ich das Wunder mit dem Fuchs statt eines roten Gauls der Nachwelt von Herzen und halte mir den Eselskinnbacken, statt des Generals, bevor. — Nach dieser Tat richtete Simson zwanzig Jahre in Israel, und es scheint, daß der freie, kühne Held über diesem langen Justizwesen etwas zum Philister geworden sei, denn wir finden ihn wieder in einiger Hurerei begriffen. Die Schrift nennt sie selbst eine Hure, bei der er in Gaza gewesen, sie scheint also eine anerkannte Dirne der Philister gewesen zu sein, bei der man mit schändlicher Bequemlichkeit der Liebe pflegen konnte, und ich nenne dergleichen Philisterei, weil der herrlichste Trieb im Menschen, ohne Leidenschaft, ohne Heiligung durch den Priester oder ohne Heiligung durch Kühnheit, Abenteuer und Gefahr ekelhaft und bequem befriedigt, eine Philisterei ist und die Anerkennung, der Schutz solcher Sünderinnen nur durch eine Philistergesinnung in einem Staat kann eingeführt werden; ja, ich halte selbst Verführung, bei welcher doch eine Tätigkeit, und Notzucht, bei welcher doch ein Sündengefühl und eine innere Rache erzeugt wird, für weniger in der Totalität der Folgen schrecklich als diesen Hurenindult der Philisterei. Die Philister hofften, ihren Feind in dieser Falle zu fangen, und umringten das Haus, Simson aber verließ es um Mitternacht, hob die Tore der Stadt aus und trug sie auf den Berg

[1] Anspielung auf die „Feuerbrände" Friedrichs von Cölln (1766—1820), anonym erschienene Schmähschriften gegen die preußische Staatsverwaltung, die ihrem Verfasser 1808 Festungshaft eintrugen, bis ihn im Frühjahr 1811 der von der „Christlich-deutschen Tischgesellschaft" in Berlin befehdete Hardenberg in seine Kanzlei wieder aufnahm.

Hebron; bald hierauf kam er doch in die Hände der Philister, durch eine andere Buhlerin, Delila, die ihn um 5500 Silberlinge an die fünf Fürsten der Philister verriet. Simson betrog sie dreimal; er sagte ihr, er verliere seine Stärke, gebunden mit frischem Bast, oder mit neuen Stricken, oder festgenagelt mit den heiligen Locken seines Hauptes; und die Hure schrie ihn immer mit den Worten: „Philister über dir, Simson!“ aus dem Schlaf, aber stets zerbrach er seine Fesseln; doch endlich zerquälte sie den verliebten Helden so sehr, als es ein philistrisches Weib vermag, und er gestand ihr, seine Stärke liege in seinen Haaren. Er schlief abermals in ihrem Schoß, und unter ihrer fatalen Schere sanken seine heiligen Locken, sank seine Kraft, und sie rief abermals: „Philister über dir, Simson!“ Da konnte sie ihn selbst zwingen, alle Kraft war ihm entwichen, die Philister fingen ihn und stachen ihm die Augen aus, und er mußte in ihrem Gefängnisse Korn mahlen. Aber nach einiger Zeit, da ihm die Haare und seine Kräfte wiedergekommen, feierten sie ein Fest im Tempel ihres Götzen und ließen den blinden Helden vor sich und trieben ihren Spott mit ihm (sehr philistrisch), er aber ließ sich von dem Knaben zu der Säule führen, worauf das Haus ruhete, um daran gelehnt sich zu erholen. Das Haus war voll von Männern und Weibern, alle Fürsten waren darin, und sogar auf dem Dache bei dreitausend Menschen. Simson aber rief zu Gott: „Herr! Herr! gedenke mein und stärke mich doch, Gott, dieses Mal!“ Und er faßte die zwei Mittelsäulen, auf denen das Haus ruhete, eine in die Rechte, eine in die Linke, und sprach: „Meine Seele sterbe mit den Philistern!“ und neigte sich kräftiglich; da fiel das Haus, und es starben mehr mit ihm, als er je erschlagen, und seine Brüder hoben ihn auf und begruben ihn in seines Vaters Manoah Grab.

Wenn je einer als ein Held gestorben, wenn je einer sich ein Grab von seinen Feinden selbst erbaut, so ist es Simson. Kein Philister wird diesen herrlichen Tod begreifen, aber ich leere seinem Andenken ein Glas, und mit diesem Glase dem Andenken aller freien Helden, die, für gute Sache streitend, einsam unter Philistern gesunken sind! — Lange nachher, als sich die Philister wieder erholt hatten, nahmen sie den Israeliten die Bundeslade

hinweg[1], aber dieser wunderbare heilige Schatz brachte sie in tausend Not; ihre Götzen fielen um, sie bekamen alle die Hämorrhoiden, und alles war voll von Mäusen. Um nun diese Büchse der Pandora loszuwerden, ließen die fünf Fürsten als ein Sühnopfer ihrer Plagen fünf goldene Arse und fünf goldene Mäuse an die Lade befestigen, spannten ein paar Kühe vor, und diese führten die Lade zu Israel. Diese Plage hat heutzutag' noch mancher Philister, und sie bedienen sich in Erinnerung des Sühnopfers ihrer Vorfahren dabei des Ausdrucks güldene Ader[2], welches ihre einzige poetische Ader ist; aber insofern sie nicht von jenen sind, an denen keine falsche Ader ist, so soll jenes Gold auch nicht echt sein.

Nun sehen wir den Hauptphilister Goliath durch die Schleuder des Hirtenknaben David sinken; derselbe gewinnt die Tochter Sauls, Michal, zum Weibe, um den Preis von zweihundert Philistervorhäuten[3]; sodann nehmen sie den vor dem Wahnsinne Sauls flüchtigen David aus Staatsklugheit auf und glauben, er werde für sie als Vaterlandsverräter fechten. Überhaupt ist Staatsklugheit, mit Niederträchtigkeit verbunden, ein Hauptzug aller Philister.

Unter Davids Regierung, steht Sirach 47, V. 8, sei ihnen ihr Horn abgebrochen worden, es ist aber nicht dabei angezeigt, wo ihnen dies Horn gesessen habe, oder ob es nur ein Hornwerk ihrer Reichsverschanzung gewesen, wie es ein heutiger Philister auslegen möchte. Sie kamen in der Folge immer mehr herunter, zuerst unter die Assyrer; sodann taten sie noch einen Hauptcoup, der ohne Beispiel in der neuern Geschichte ist, den sie aber doch am Ende nicht zustande bringen konnten. Sie ließen sich in der Stadt Asdod von dem ägyptischen König Psametichus, nach Herodot, B. 2, Kap. 157, neunundzwanzig Jahre lang, wahrscheinlich bloß für die Langeweile, belagern, und wären sie keine Philister gewesen, hätten sie sich nicht endlich übergeben, so säßen sie noch darin, und wir brauchten sie nicht von einer deutschen christlichen Tischgesellschaft auszuschließen. Aber die Worte des

[1] Vgl. 1. Buch Samuelis, Kap. 5 und 6. — [2] Alte volkstümliche Bezeichnung für Hämorrhoiden, entstanden durch die falsche Annahme, die Hämorrhoiden hielten manche andere Krankheiten fern. — [3] Vgl. 1. Buch Samuelis, Kap. 18, V. 25—28.

Propheten Zephanja[1] wurden und werden wahr über sie: „O Kanaan, Land der Philister, ich will dich verwüsten, daß kein Einwohner mehr da sein soll!"

Rückblick auf das Gesagte, Übergang zu den Philistern nach der Geschichte oder zu ihrer Bedeutung unter uns.

Indem ich den Philister aus der Idee ins Bild, aus dem Bild in die Schöpfung gesündenfället, ihn dort wieder im Adam erlöset und von neuem als Ebenbild durch Selbstheit aus dem Leben in den Tod habe stürzen sehen, indem ich ihn so aus der Einheit durch die Mythe seiner Eigenheit begleitet habe, habe ich seine Möglichkeit in dem Einziehen, dem Prinzipe des Neins, so weit verfolgt, daß ich ihn, den immer tiefer fallenden, immer materieller werdenden, endlich als einen Samenkern zur Geschichte erwählet und im Ham eingeholet. Dieser Kern nun schlug seine Wurzeln und seine Keime abwärts zum Dunkel und aufwärts zutage in mannigfachen Zweigen, und mit dieser Periode überging ich die Geschlechter, die aus ihm hervorschossen, die mehr oder weniger im Dunkel, welches seine Fledermausflügel zwischen alle Mythe und Geschichte legt, wanderten und kreisten, und erfaßte die Philister, endlich an die Oberfläche der Geschichte als Volk zutage getrieben; als solches habe ich sie nun in der zweiten Periode, nachdem sie aus der Idee in die Poesie und aus ihr in die Geschichte gefallen, mit Quittenschnaps und Zwiebeln gestärkt, unter dem Ochsenstecken Samgars, dem Eselskinnbacken und dem Säulensturz Simsons, der Schleuder Davids, unter Hämorrhoiden und Mäusen nicht ohne selbsteigne Gefahr bis in die Festung Asdod auf einer musterhaften Retirade geführt, sie dort eine neunundzwanzigjährige Belagerung aushalten lassen und dann das persönliche Gewehr strecken, die Fahnen der Namhaftigkeit ablegen und sie endlich auf dem Glacis, welches die Außenwerke der befestigten Innerlichkeit von dem Ozean der weiten Welt trennt, auseinander laufen lassen; so gehen sie unter in den völkerverschlingenden Abgründen und Stürmen der Geschichte, in der Sklaverei, der Feigheit, der Länderfresserei, wie man im großen die Menschenfresserei nennt, und wir sehen

[1] Kap. 2, V. 5.

sie eintretend in den Fluch Zephanjä. Nun aber wende ich mich zu ihrer dritten Periode, welche ich also beginne mit dem katholischen Aschermittwoch, wo der Priester, dem Christen ein Kreuz mit Asche auf die Stirne schreibend, spricht: „Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris[1].“ So wie nämlich die Idee zur Materie gesunken, wird diese wieder in die Idee zerfallen, alles Gedachte ward ein Gedichtetes, alles Gedichtete ein Geschehenes, alles Geschehene kehrt wieder zurück in ein Gedachtes. Alles, was auf Erden in unsre Sinne fällt, ist nur dasselbe, aber in irgendeiner solchen Modifikation der ewigen Transsubstantiation alles Gottesausflusses, und nur die Philister können nie begreifen, daß z. B. irgend etwas, was sie Aberglauben nennen, nur eine Modifikation seiner eignen Geschichte sei und irgend früher oder später als ein Poetisches, Naturhistorisches, Religiöses wieder auftreten müsse; denn diese Narren glauben, es könne irgend etwas einsam und allein oder verkehrt und, wie sie sagen, unnatürlich sich in der Welt einstellen, oder es könne sich irgend etwas nach einem Gesetze bewegen, das nicht in dem Selbstgesetz der ewigen Einheit in ihrem Ausfluß sei, da doch die ganze Welt und der Philister selbst nichts als das Setzen dieses Gesetzes ist; er ist aber freilich nur ein Tintenklecks darin, weil auch dieser gesetzt werden mußte, da er möglich war, und Doktor Luther hat das Schaffen des Philisters auf der Wartburg parodisch wiederholt, als er dem Philister, dem Teufel, das Tintenfaß an den Kopf warf, welches ich ihm in dieser Abhandlung etwas weitläuftiger nachmache.

Nach diesem Gesetze nun trat der Philister aus der Idee in die Geschichte und versinket wieder in die Idee seiner selbst, er wird die Asche, die, in alle Welt zerstreuet, nun auf das Haupt unserer Philister gefallen, und welche sie lieber als Haarpuder denn als Bußasche tragen. Diese ihre Periode ist ihre letzte und ewige, im Gegensatze ihres Ursprungs, der ein ewiger war, und sie können durch Eingehen in die Erlösung allein wieder aus der langen Geschichte des Neins ins ursprüngliche Ja zurück, wozu sie aber keine Lust zu haben scheinen.

[1] „O Mensch, gedenke, daß du Asche bist und wieder Asche wirst!“

Der Philister nach der Geschichte.

Der Name Philister ist für die jetzigen Philister, die ein transzendentaler Teeaufguß, ein übersinnliches Kofentbier[1], ein fader, idealer Nachgeschmack der alten, von der Geschichte längst verdauten Philister sind, ursprünglich von den hohen Schulen ausgegangen, wo die Jugend, dieser begeisterte, hochzeitstrunkene Löwenzerreißer, den Honig der Weisheit in dem Rachen des besiegten Tieres findet, wo die Jugend, dieser sich ewig erneuernde Simson, freudig, im Vertrauen auf göttliche Sterne, das planvolle Segel eines leichten Kahns, weltensuchend, den treibenden Winden des Himmels übergibt und, rasch auf dem Flügel der Begeisterung über den Meerspiegel des Gottes hinfliehend, häufig die bedächtige, breite Treckschuite[2] der Philister in Grund segelt, welche, mit guten Pässen versehen, kannengießend[3] unter dem Verdecke, auf ihrer Reise vom Buttermarkt nach dem Käsemarkt begriffen sind. Philister also wurden alle genannt, die keine Studenten waren, und nehmen wir das Wort Student im weitern Sinne eines Studierenden, eines Erkenntnisbegierigen, eines Menschen, der das Haus seines Lebens noch nicht wie eine Schnecke, welche die wahren Hausphilister sind, zugeklebt, eines Menschen, der in der Erforschung des Ewigen, der Wissenschaft oder Gottes, begriffen, der alle Strahlen des Lichtes in seiner Seele freudig spiegeln läßt, eines Anbetenden der Idee, so stehen die Philister ihm gegenüber, und alle sind Philister, welche keine Studenten in diesem weitern Sinne des Wortes sind.

Wenn ich nun das Studieren ein tätiges Leiden oder ein Empfangen aller Erkenntnis, als einer unendlich zusammenhängenden, ewigen, nenne, so könnte ich den in seiner Individualität vollendeten Studenten (heißt hier nur Nichtphilister) jenen nennen, der auf allen Punkten seiner selbst gleich stark empfängt und gibt, und diesen denke ich mir als eine Kugel, nenne ihn den

[1] Wohl aus Konventbier entstandene, noch heute gebräuchliche Bezeichnung für das durch den dritten Aufguß auf die Treber gewonnene Dünnbier; es fiel in den Klöstern den Konventualen (Klosterbrüdern) zu, der erste Abzug nur den Patres. — [2] Aus dem Holländischen stammende Bezeichnung für Kähne, die auf Kanälen und Flüssen mit schwacher Strömung „trecken", ziehen. — [3] Heute nur noch in der Form „kannegießernd" gebräuchlich.

Gesunden, Natürlichen, den Gebildeten; will aber, um meine Meinung dem Bilde zu nähern, ihn jenen nennen, dessen Berührung mit der äußeren Welt, dessen Haut (um es ledern herauszusagen) in gleichem Maße einatmet und ausdünstet. Goethe scheint mir bis jetzt unter den Bekannten der zu sein, dessen ideelle Erscheinung ich am ersten eine solche nennen möchte. Alle andere haben mehr oder weniger ein übertriebenes Einatmen und fatales Ausdünsten; dahin gehören alle Nachdichter, welchen ich hiermit ein vor allemal Erdmann Uhsens[1] „Wohlinformierten Poeten, worinnen die poetischen Kunstgriffe vom kleinsten bis zum größten durch Frag und Antwort vorgestellt und alle Regeln mit angenehmen Exempeln erkläret werden", Leipzig 1715, als eine unentbehrliche Philisterästhetik, und zwar das Kapitel von der Imitation („Wie kann ich einem andern seine Invention nachmachen lernen") empfehle. Einige sind ziemlich gesund, bis auf örtliche Schweiße, wie zum Beispiel ein örtlich philosophischer krankhafter Schweiß an den Genitalien bei der Erzeugung der Lucinde[2] vorgewaltet; so hat auch der herrliche Schiller häufig kalte philosophische Schweiße und seine Nachahmer dergleichen Rheumatismen; so leidet Kotzebue an fliegenden Hitzblattern, die ihm stets auf einer chronischen Gänsehaut des Edelmuts kommen und schwinden, und wenn es in seinen Stücken manchmal nach Violen riecht, so kann man versichert sein, daß er Terpentin gefressen, der so auf die Ausleerung wirkt. Heutzutage findet sich auch der Zustand der schottischen Porcupinemen[3] bei manchen Dichtern, die sich in Nachahmung des nordischen Hürnenseyfrieds verhornen[4], und ihre Werke gleichen perfekt den inkrustierten Reisern der Gradierhäuser, an denen das Salz

[1] Erdmann Uhse (1677—1730), Schulmann (Rektor des Domgymnasiums zu Merseburg), Polyhistor und Vielschreiber, hatte unerhörten Erfolg mit einem „Wohl informirten Redner" und dem mit naiver Kühnheit und Geistlosigkeit den Poetiken von Opitz, Neukirch und anderen nachgeschriebenen „Wohl informirten Poeten", der in unverdienter Auflagenzahl bis 1742 wenigstens anonym erschien. — [2] Roman von Friedrich von Schlegel, 1799 erschienen. — [3] Stachelschweinmenschen, die an der Ichthyosis leiden, d. i. die sogenannte Fischschuppenkrankheit, die in Verhärtung und Verhornung der Haut besteht und bis zur Bildung von Borken oder Zapfen („Stacheln") ausartet. Solche Kranke wurden als Sehenswürdigkeiten auf Messen und Jahrmärkten gezeigt (vgl. S. 296, Z. 1 ff.). — [4] Wie auf S. 296, Z. 5 ff. ein durchklingender Ausfall Brentanos gegen Fouqué, dessen Heldenspiel „Sigurd, der Schlangentöter" 1808 erschien.

abgelaufen und der Dreck hangengeblieben. Da ich einst eine Familie solcher Stachelschweinmenschen gesehen und zum Unglück auf dem ersten Platze stand[1], ertappte der Hornpapa meine Hand und führte sie mit Gewalt zu meinem großen Ekel auf seine Borkenhaut mit den Worten: „Fuhl, fuhl, is all Natur." Ebenso empfinde ich mich bei den Gedichten jener modernen Hornlaternen angeredet und angewidert. Man nehme diese Beispiele von allerlei Hautzuständen (hier Bildungszuständen) ins Unendliche variierend an, so wird man sich dabei mehr oder weniger mit dem Philister in den Menschen berühren; je nachdem sie mehr rheumatisch als transpirierend sind, ist der Philister mehr ein passiver als aktiver, und so weiter. Besonders aber wütet das Philistertum als Blatterkrankheit, die ein jeder mehr oder weniger hat, und so wie die Blatter konvex und ansteckend den aktiven Philister bezeichnet, so bildet die Narbe konkav den passiven, und diese laufen am häufigsten herum. Wir können die Fußstapfen dieser Trappen alle leicht in den Tälern unsrer eignen Herzen finden, wo oft noch tiefer Schnee liegt, wenn die Gipfel der Seele gleich sonnenglänzend erscheinen. Dieses passive Philistertum nun ist das philistrische Leiden, Ertragen, Dulden, Schweigen, Gutseinlassen, Fristsuchen, cras, cras, ja, ja, so geht's in der Welt (welches im „ah ça ira" der Franzosen, das die kölnischen Kappesbauern[2] „ach Säuerei!" aussprachen, als aktives Philistertum erschien), und wer sich schuldlos fühlt, der werfe den ersten Stein auf — sich.

Da nun die Juden der entgegengesetzte Giftpol der Philister sind, so halte ich es für möglich, eine Art Milderungsblatter, wie die Vaccina[3], zu erfinden, und schlage vor, das Gift der Judenblatter durch ihnen zu inokulierende[4] Schweineblattern zu neutralisieren und dieses Gift nun den Philistern zu inokulieren. Der im Jüdischen zur listigen Angst sauer gewordene Genius würde, so durch Widerwill gebrochen, als ein vermittelndes Gift dem im Philistrischen zum hoffärtigen Selbstvertraun süß gewordenen Genius auf unschädlichere, feinere Beine helfen, daß sie nicht länger ihren breiten Viehweg durch die Saat des Lichtes

[1] Vgl. S. 293, Anm. 3. — [2] Kohlbauern. — [3] Kuhpocke. — [4] Einzuimpfende.

niedertretend durchzuführen brauchten. — Das Schwein aber wäre hier wieder ein Mittler zwischen den Juden und Philistern, wie es wühlend mit seinem Rüssel das Queckſilber entdeckt, und so zwischen Merkur und Venus getreten, und ist es nicht ohne besondere Tiefe hier zu betrachten, daß den Schweinen das Arsenik unschädlich sein soll. — Es ist besonders noch zu bemerken, daß die äußerlichen Zeichen, selbst so wie sie hier folgen, keineswegs hinreichen, einen zum Philister zu machen, sondern es kommt durchaus darauf an, wie er mit denselben dem Leben gegenübersteht. So kann gerade einer mit allen entgegengesetzten Zeichen ein Philister sein, es kann einer aus Philisterei das Trefflichste vorgeben und vertheidigen, aber immer durchaus abschließend und absprechend; er vertheidigt es auch bloß, weil es ihm gerade schwer im Magen liegt, denn kein Philister kann etwas verdauen; was er geistig zu sich nimmt, liegt in ihm wie Ballast, und bindet man ihnen die Brocken an Fäden, so kann man sie wie Hühner damit zusammenangeln. Wie manche schöne Girlande philistrischer Anhänger großer Dichter oder Denker ist nur wie eine Herde Enten an einen Faden eingefädelt, woran ein Stückchen Speck gebunden, den eine hinter der andern verschluckt und der nächsten wieder hinten von sich gibt, und wäre eine solche unendliche Entlichkeit eine schöne Arabeske zur Verzierung mancher Propyläen. Ach, wer ist sicher, daß er nicht selbst bereits aufgereiht ist, und daß, wenn einst der Teufel die Schnur anzieht, er nicht mit andern Philistern wie eine Reihe Zwiebeln um den Hals von des Satans Großmutter gehängt wird. — Eine vollkommene endliche Physiologie und Zoologie der Philister zu geben aber ist nicht in dem Raum einer Dissertation, und ich liefere hier nur eine Reihe von Symptomen des Philistertums, als einen Beitrag zur Wissenschaft, nach welchen jeder in seinem oder anderer Garten botanisieren kann; er mag die Exemplare ausrupfen und, zwischen Fließpapier getrocknet, der Gesellschaft zur Ergötzung vorlegen*, so wird das Unkraut

* Den Plan, wie man bei einer dergleichen Sammlung zu verfahren hat, hat einer der abenteuerlichsten Philister, Professor Apin von Nürnberg, in seiner Anleitung, wie man Bildnisse sammlen soll, Nürnberg 1728, weitläuftiglich und äußerst lustig angezeigt.

vertilgt, dem Acker geholfen und der Wissenschaft unter die Arme gegriffen.

Schilderung eines Musterphilisters, welcher sich zuletzt in eine ganze Musterkarte von Philistereien aufrollt.

Wenn der Philister morgens aus seinem traumlosen Schlafe, wie ein ertrunkener Leichnam, aus dem Wasser herauftaucht, so probiert er sachte mit seinen Gliedmaßen herum, ob sie auch noch alle zugegen; hierauf bleibt er ruhig liegen, und dem anpochenden Bringer des Wochenblatts ruft er zu, er solle es in der Küche abgeben, denn er liege jetzt im ersten Schweiß und könne, ohne ein Wagehals zu sein, nicht aufstehn; sodann denkt er daran, der Welt nützlich zu sein, und weil er fest überzeugt ist, daß der nüchterne Speichel etwas sehr Heilkräftiges sei, so bestreicht er sich die Augen damit, oder der Frau Philisterin, oder seinen kleinen Philistern, oder seinem wachsamen Hund, oder niemand. Seine weiße baumwollne Schlafmütze, zu welchen diese Ungeheuer große Liebe tragen, sitzt unverrückt, denn ein Philister rührt sich nicht im Schlaf. Wenn er aufgestanden, so wechselt er das Hemd, wenn er es tut, so, daß er das erste ganz auszieht, ehe er das andere anzieht, und ist imstand, seine Flanelljacke gelinde mit seinem linken wollnen Strumpfe zu reiben, damit sie keinen Rheumatismus bekomme, auf die Haut selbst kommt er sich nie; sodann geht es an ein gewaltiges Zungenschaben und Ohrenbohren, an ein Räuspern und Spucken, entsetzliches Gurgeln und irgendeine absonderliche Art, sich zu waschen, nach einer fixen Idee, kalt oder warm sei gesund; sodann kaut er einige Wacholderbeeren, während er an das gelbe Fieber denkt; oder er hält seinen Kindern eine Abhandlung vom Gebet und sagt, wenn er sie zur Schule geschickt, zu seiner Frau: „Man muß den äußern Schein beobachten, das erhält einem den Kredit, sie werden früh genug den Aberglauben einsehen." Sodann raucht er Tabak, wozu er die höchste Leidenschaft hat, oder welches er übertrieben affektiert haßt; im ganzen ist der Rauchtabak den Philistern unendlich lieb, sie sagen sehr gern, er halte ihnen den Leib gelinde offen, und sie könnten bei dem Zug der Rauchwolken Betrachtungen über die Vergänglichkeit anstellen; so hängt die

Pfeife eng mit ihrer Philosophie zusammen; auch besitzt er gewiß irgendein Tabaksgedicht oder hat selbst eins gemacht. Übrigens wenn gleich mancher Tabak raucht, ohne darum ein Philister zu sein, so kann man es doch nur in einer Zeit gelernt haben, in der man ideenlos, verkehrt und ein Philister gewesen, und die lebendigsten, tüchtigsten, reinsten und seelenvollsten Menschen, die ich gekannt, waren nie auf den Tabak gekommen. Zweifelsohne zieht der Philister nun auch alle Uhren des Hauses auf und schreibt den Datum mit Kreide über die Türe; trinkt er Kaffee, so spricht er von den Engländern, nennt den Kaffee auch wohl die schwarze afrikanische Brühe; sehr kränkend würde es ihm sein, wenn die Frau ihm nicht ein halbdutzendmal sagte: „Trinke doch, er ist so schöne warm, trinke doch, eh' er kalt wird ꝛc."; wenn er ihm aber nicht warm gebracht wurde, wehe dann der armen Frau! Seine Kaffeekanne ist von Bunzlauer Steingut, und ist er ein langsamer Trinker, so hat sie ein ordentliches Kaffeemäntelchen um, wie ein andrer Philister auch, denen diese braunen Kannen überhaupt sehr ähnlich sehen. Wenn er zu seinen Geschäften ausgeht, zieht er Schmierstiefeln an, wozu er eine große Leidenschaft hat, oft auch Spornen, ohne je zu reiten; Wichsstiefeln spiegeln, und ein Spiegel ist schon etwas Transzendentales. Hat er sich in alle seine Futterale gesteckt und ist etwa ein Friedensrichter, so geht er in den Rat, und es kommt etwa Herr Schneidermeister Schatte vor und klagt vor ihm: Sir John Falstaff habe ihn Er genannt; so wird lange überlegt, wen man Er nennen könne, und da Herr Stille, der Beisitzer, endlich aufstellt, man könne nur niedere Diener, die man besolde, Er nennen, so platzt der Friedensrichter Schaal heraus: „Ich nenne überhaupt alle Bedienten Er, außer dem Minister seine!" usf. — Doch ich will ihn seinen übrigen Tageslauf ad libitum beschließen lassen und nur von seinem Bräutigamsstand erzählen.

Er lebt in Wetzlar[1] (sie halten sich gern dort auf), er lernt seine Braut aus einem Prozeß kennen, er schickt einen alten Prokurator zu ihr, für ihn zu freien; sagt sie Ja, so solle er ihm

[1] Wo sich das wegen seiner Zopfigkeit und Umständlichkeit genugsam verhöhnte Reichskammergericht (1806 aufgelöst) befand.

den siebenunddreißigsten Band von Kramers „Wetzlarischen Nebenstunden“[1] senden, weil sie siebenunddreißig Jahre alt ist; sagt sie Nein, so solle er ihm Höns[2] Betrugslexikon senden — Viktoria! die „Nebenstunden“ erschienen; nun liest er einige Kapitel in Sarassas[3] „Kunst, immer fröhlich zu sein“, um sich Légèreté und Mut zu gewinnen; sodann liest er in Lunkenbeins französischer Grammatik[4] einige Anekdoten, die er beim Hochzeitsmahl erzählt. Da er endlich mit seiner Liebsten das Bett geteilt und sie kaum entschlummert waren, nieste dieselbe, und Schaal richtete sich sitzend auf, ergriff mit beiden Händen seine hohe weiße, steife Hochzeitsmütze, hob sie vom Haupt und sprach: „Zu Dero Wohlsein“; sie nieste abermals, er wünschte von neuem; das Niesen und Wünschen hörte auch nicht auf, bis man morgens entdeckte, daß scherzhafte Freunde ihnen Nieswurz ins Bett gestreut, um ihnen die eheliche Nutznießung zu erhöhen.

Als sich bei seiner Liebsten bald hernach einige Knopfmacher einsiedelten (so nennt man in Wetzlar die Cicisbeen[5]), so hatte er nichts dagegen, weil sie Tabak mit ihm rauchten und sein Partiechen mit ihm machten, wovon alle Philister große Liebhaber sind.

Bei den unbedeutendsten Gesprächen macht er Gesichter von größter Bedeutung, die so aussehen wie Sintemalen, Alldieweilen, wie Quemadmodum und Quamobrem und das italienische Aconciòsiacosachè; wenn er sehr schlau ist, macht er ein Paar Augelchen wie sicsic und etiamsi, nichtsdestoweniger sieht er nie aus wie Nichtsdestoweniger, sondern dann immer wie Nihilominus. Auf den General Quosdanowich hatte er allein Hoffnung, daß er die deutsche Nation retten würde, wenn er gehörig vom Radiowedowich unterstützt würde und am Ende glücklich operierte. Aber als diese alle geschlagen wurden, be-

[1] Johann Ulrich Freiherr von Kramer (1706—72), Rechtsgelehrter, hatte als Beisitzer des Reichskammergerichts Zeit, die „Wetzlarischen Nebenstunden“, 128 Teile in 32 Bänden (Ulm 1755—73), zu schreiben. — [2] Georg Paul Hönn (Höne auf Ehnes; 1662—1747), Rechtsgelehrter und Volksschriftsteller, erlangte internationalen Ruhm durch sein in satirisch-humoristischem Tone gehaltenes „Betrugslexikon“ (Koburg 1721—30), mit dem bekannten Motto: „Der Welt Wagen und Pflug | Ist eitel Lügen und Trug.“ — [3] Ein auch in Deutschland vielverbreitetes Buch des flämischen Jesuiten Antoine Alphonse Sarasa (1618—67): „L'art de se tranquiliser dans tous les événements de la vie“, erschienen in deutscher Übersetzung (2. Auflage) Frankfurt a. M. 1759. — [4] Erschienen Hamburg 1752. — [5] „Hausfreunde“.

hauptete er, er habe alles vorausgesagt; doch bleibt, einmal auf dem Guadalquivir fahren zu können, immer seine geheimste Sehnsucht. Hat ein lebendiger, begeisterter Mensch das Unglück, mit ihm in ein Gespräch zu kommen, so horcht er ihn ruhig aus und antwortet gern: „Ei, ei, was Sie sagen! Das gestehe ich; es wird wohl so arg nicht sein." Er sammelt Zeitungen, Wochenblätter und Komödienzettel, weiß immer, wer predigt, geht aber nur des Kredits halber in die Kirche, wo er schläft, woran er wohl tut, denn der Prediger ist auch ein Philister. Er ist einer von den Knopfmachern seiner Liebsten und heißt Kniebein. Wenn diese Gesellschaft zusammen ist, wozu noch ein Offizier von der Landmiliz, mit Namen Schlacks, und ein Kandidat der Philologie, namens Fackel, alle drei Knopfmacher, gehören, so kommen die schönsten Philistereien aufs Tapet. Sie sind alle einerlei Meinung, doch schreien sie gewaltig. Ich will ihre Eigenschaften und Meinungen gedrängt durcheinander anführen, denn sie sind all ein Teufel und lauter

Philistersymptome.

Sie nennen die Natur, was in ihren Gesichtskreis oder vielmehr in ihr Gesichtsviereck fällt, denn sie begreifen nur viereckichte Sachen, alles andere ist widernatürlich und Schwärmerei. Sie begreifen das Abendmahl nicht und halten viel auf Brotstudien. Eine schöne Gegend, sagen sie, lauter Chaussee! Voltaire ist ihnen lieber als Shakespeare, Wieland als Goethe, Ramler als Klopstock, Voß der allerliebste; und wir verdanken ihren Bitten an diesen Dichter, daß er in der Verbesserung seiner „Luise" statt Buchöl Provinzöl an den Salat tut[1] und im Wald, wo der Kaffee gekocht wird, eine Quelle zugedichtet, statt, wie sonst, das Wasser mitzuschleppen. Ihre Ästhetik ist Erdmann Uhsens[2] Definition von der Poesie: „Was ist die deutsche Poesie? Die deutsche Poesie

[1] In der ersten Fassung der ersten Idylle, die, 1783 geschaffen, im „Musenalmanach" für 1784 erschien und der ersten Gesamtausgabe den drei Idyllen (1795) zugrunde liegt, heißt es Vers 77 „Nußöl", in den späteren erweiterten Fassungen, Vers 83, „Provinzöl"; die Schilderung der Quelle (spätere Fassungen, Vers 308 ff.) fehlt in der ersten Fassung (vgl. Vers 256 ff.). Voß war Brentano und Arnim seit seiner Fehde gegen „Des Knaben Wunderhorn" als Erzphilister verhaßt. — [2] In der S. 295 dieses Bandes, Anm. 1 erwähnten Poetik.

ist eine Geschicklichkeit, seine Gedanken über eine gewisse Sache zierlich, doch dabei klug und deutlich in abgemessenen Worten und Reimen vorzubringen." Einer unter ihnen hat, als er sich eine Bettstelle von Mahagoni machen ließ, gleich eine zweite dazu machen lassen, damit, wenn er etwa einmal heirate, sie gleich braun seien. Sie freuen sich, daß heutzutage doch ein honetter Mann Schauspieler werden könne, weil kein Hanswurst mehr auf der Bühne sei, ein Hofrat sei doch noch honett zu spielen. Sie wünschen den Schauspielern Glück, daß sie in gute Gesellschaft kommen können, das heißt, daß sie zu ihnen kommen können, um ebenso große Philister zu sein.

Sie glauben, mit der Welt sei es eigentlich aus, weil es mit ihnen nie angegangen. Sie halten sich für etwas Apartes und können die Augenbrauen bis unter die Haare ziehen. Sie belächeln alles von oben herab, halten allen Scherz für Dummheit, bedauren, daß wir keine römischen Klassiker sind, und gratulieren sich einander, in einer Zeit geboren zu sein, worin so vortreffliche Leute wie sie leben, und zwar ganze Tabakskollegia voll, wo die Aufklärung als ein ewig glimmender Zündstrick ihnen die Köpfe (Pfeifenköpfe) entzündet, welches Feuer sie als Opferrauch sich selbst wieder darbringen; am andern Morgen stinken diese Tempel so ziemlich, und „der Herr vom Hause", sagt Goethe, „weiß immer, wo es stinkt". Wenn er aber einstens die Fenster öffnet, diese Erde zu lüften, so werdet ihr sehen, daß es der Teufel war, der den bösen Geruch zurückließ, und daß der Zündstrick der Aufklärung, an dem die Philister ihre Köpfe anbrennen, unmittelbar aus seinem Schwanze gesponnen ist. Sie haben alle eine Neigung zu Schmierstiefeln und haben sich zusammen ein Stück Serge de Berry[1] zu Hosen gekauft. Sie behaupten, man müsse die Festungen übergeben, um die Häuser zu schonen, und lassen gern ewige alte Eichen umhauen, um irgendeinen Pflaumenbaum anzupflanzen. Sie glauben, die Deutschen seien kein herrliches Volk, sie müßten von den Franzosen gebildet werden, doch schwätzen sie immer von Deutschheit, Redlichkeit, und wenn es nur erst zur Reife käme. Sie würden gar nichts gegen die

[1] Leichter Seiden-, Halbseiden- oder Wollenköper.

Franzoſen haben, wenn ihnen nur die Einquartierung nicht ſo viel koſtete; die Engländer nennen ſie Engliſhmen und lieben ſie allein wegen der Pfund Sterling, wobei ſie fragen, was ſchwerer ſei, ein Pfund Federn oder ein Pfund Gold? Sie können ſich denken, das Militär könne etwas bedeuten ohne Begeiſterung, und haben ſich in communi Bachenſchwanz' „Abbildung der ſächſiſchen Armee[1]" auf der Auktion gekauft, und können nicht begreifen, wie dieſer ſolide Mann auch den tollen Dante überſetzt. Sie leſen ſich gegenſeitig langweilige Abhandlungen vor, ſchleppen ſich mit platten Satiren und Epigrammen; maulvolle, rumpelnde Brocken, welche hinunterzuwürgen ihrer Seele blitzblau die Augen vor den Kopf treten, ſind ihnen erhaben. Sie rezenſieren Dinge, die ſie nicht verſtehn, und treiben ihren Spott mit den Notformeln der Philoſophen, oder ſind auch imſtande, ſelbſt ſich ganz lächerlich in philoſophiſchen Reden in die Höhe zu ſteifen, ſo daß ihre Seele hoffärtig auf andre ſchuldloſe Naturen herabſieht, wie ein gefrorner Schlafrock, der, zum Trocknen im Winter aufgehängt, die kleinen Vögel verſcheucht, die die Körner im Schnee des Gartens ſuchen. Wenn ſie ſich ſchneuzen, trompeten ſie ungemein mit der Naſe. Alle Begeiſterten nennen ſie verrückte Schwärmer, alle Märtyrer Narren, und können nicht begreifen, warum der Herr für unſre Sünden geſtorben und nicht lieber zu Apolda eine kleine nützliche Mützenfabrik angelegt. Nie hat ſie der Regen ohne Regenſchirm getroffen. Sagen ſie „Guten Abend, guten Morgen, guten Tag! Wie geht's, was macht die Frau Liebſte?" ſo denken dieſe Elenden nichts dabei, es fällt ihnen vom Maul, und nach Tiſch wünſchen ſie einem, wohl geſpeiſt zu haben, wenn man gleich gehungert hat. Sie haben alle ihre Leiber in ihrer feierlichſten Stunde der Anatomie, ihre Köpfe dem Doktor Gall[2] zur Erweiterung der Wiſſenſchaft verſchrieben und ſind ungemein ſtolz darauf, und haben ſich an dieſem Tage in Kottbuſſer Bier übernommen.

Mit dem Zuſtand des Theaters in Deutſchland ſind ſie voll-

[1] Ein 1783 begonnenes und alljährlich fortgeſetztes Werk, aus dem ſchließlich die auch gegenwärtig erſcheinende „Namen- und Rangliſte der ſächſiſchen Armee" entſtanden iſt. — [2] Anatom und Phrenolog (1758—1828), deſſen Schädellehre zu Anfang des 19. Jahrhunderts gewaltiges Aufſehen erregte.

kommen zufrieden, und man kann sich keine bessere Idee von ihrer hoffärtigen Abgötterei gegen ihr eignes Elend machen, als wenn man bedenkt, daß dieselben Menschen, welche nicht begreifen können, wie die Vorwelt so töricht sein konnte, dem Gottesdienste ungeheure Kirchen zu bauen, ganz damit zufrieden sind, daß durch die ganze Welt kein öffentliches Institut so unmäßig unterstützt wird als die Schauspielkunst. Nie hat ein Philister darüber geschaudert, daß man ungeheure Paläste baut, sie inwendig mit den Gaben aller Künste verziert, um dort abends noch Geld dazuzugeben, damit man bei unzähligen Kerzen, was der eben fließende gemeine Strom der Dichtung an gemeinstem poetischen Flötzholz heranschwemmt, von Menschen dargestellet zu sehn, die ebenso wie dies Holz durch allerlei Zufälle zu diesem Gewerbe zusammengeflötzet und noch dafür bezahlt sind. Ich glaube, daß kaum irgendwo die Philisterei der modernen Zeiten mehr zutage getreten als im Theater; wie wäre es sonst möglich, daß jemals irgendein Mensch dort durch Kleidung und Malerei sich selbst entrücket, durch Beleuchtung und Musik vom gemeinen Leben seliger abgeschnitten, als kaum ein Begeisterter sich selbst durch seinen Zauberkreis isolieren kann; wie wäre es sonst möglich, daß, so ausgerüstet, an solcher Stelle und vor tausend Augen, die er nicht sowohl befriedigen soll, als sie nähren und stärken, indem er sie erquicket, irgendein Mann oder ein Weib mehrere Stunden hindurch beweisen darf, daß er oder sie noch unverschämtere Philister seien als die ganze Welt, die dergleichen duldet? Gibt es einen elenderen Menschen als einen Schauspieler, der ein schlechter ist? Denn um ein schlechter Schauspieler zu sein, muß man ein unverschämter eitler Narr sein; wie kann nämlich ein Mensch ohne allen Beruf, ohne allen Verstand und Geschmack, mit ungeschicktem Leibe, mit fataler Stimme, die Tollheit haben, einen andern Menschen, der nur mehr sein kann als er, und wäre er ein Diener, der die Stühle wechselt, vor den Augen aller Welt vorstellen zu wollen? Ja, der feigste Soldat ist mir lieber, denn diesem geht die Flinte doch zuweilen aus Todesangst los, und er ist doch ein Gegenstand der Verachtung, und seine rechtlichen Kameraden wollen doch nicht mehr mit ihm dienen. Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll,

Dummheit oder Wahnwitz, daß es so weit in der Welt hat kommen können, daß diese eine und einzige Kunstausübung, in der der Mensch mit seinem ganzem Dasein ein Künstler ist, daß diese Kunst, die das Leben selbst dem Leben hinstellen soll, so unbegreiflich elend getrieben als unvernünftig reichlich unterstützt wird, da doch schlechte Musikanten ihr Gewerk als eine Art anständigerer Bettler treiben müssen, und da mancher gute Maler schier verhungert ist. Hieraus aber mag man wohl am besten sehen, wie nah die Schauspielkunst dem Herzen der ganzen Welt liegt, so nah, daß sie selbst als die elendest getriebene mit vollen Händen begrüßt wird. Wie aber ward dieses Elend verschuldet, wer hat es über die Welt gebracht? Die Philister, sage ich, der Schlendrian, die Möglichkeit, daß ein Mensch glaube, was ihm grade genüge, das sei ihm genug, und das sei alles, und damit holla, das übrige sei Tollheit; liebte der Philister das Schauspiel nicht, so wäre es anders, so wäre der gute Geist über ihm; so aber, wie es jetzt in der Welt mit dem Theater steht, ist es die einzige Kunst, die nie von neuem erstanden ist, sie trägt allen Ekel, alle Krankheit, alle Schande, alle Armut der Geschichte an sich und ist dem besseren Zuschauer nur das deutlichste Wahrzeichen des allgemeinen Weltzustandes; wie ein Nilmesser steht sie da, wir können sehen, wie hoch das Wasser jederzeit gestanden, aber der Schlamm, der auf unsern Feldern zurückbleibt, dünget sie nicht, er verpestet uns. So sehr hier Verachtung gegen den schlechten oder mittelmäßigen Schauspieler ausgesprochen ist (denn die Kunst treibt keine Ablaßkrämerei, die Kunst hat kein Fegefeuer und keine läßliche Sünde, zwischen Hölle und Himmel sitzet ihr Richter, sie ist frei und göttlichen Ausflusses, keiner ist zu ihr gezwungen; so aber Krämer ihren Kram in dem Tempel aufschlagen, wird sie der Herr hinauswerfen): so sehr, sage ich, der schlechte Schauspieler verächtlich ist, so sehr soll man den großen und wahren Künstler ehren; aber ich tue mehr, er rührt mich wie ein Robinson, der einsam auf eine wüste Insel geworfen ist, ja, er rührt mich noch mehr als Robinson, denn dieser kann doch die Affen und andere Tiere um sich her und seinen wilden Freund, Freitag genannt, nicht allein am weißen Sonntag, blauen Montag, aschgrauen Mittwoch, grünen Donnerstag, stillen Freitag,

sondern auch am Dienstag zu allem Dienst und am abendsonnichten Sonnabend zum frommen Ruhegesellen gebrauchen; aber so wohl wird es dem großen Schauspieler nicht, diesem Robinson würden die Affen, sogar, wenn er die Rolle des Robinsons selbst spielte, gewiß nur hinderlich sein, und würden sich dann etwa als eine menschliche Gesellschaft betragen, daß er seinen Robinson platterdings nicht herausbrächte. Glücklicher als er ist der Held, der fechtend, von feigen Gesellen verlassen, mit der gerechten Sache, für die er geschlagen, sinket, denn dieser überlebet den Jammer doch nicht; der treffliche Schauspieler muß immer von neuem wieder spielen, um das Werk, das ihn begeistert, in sich allein geehrt und ringsumher mit Füßen getreten zu sehen. Wunderbar ist es, wie oft durch einzelne Vortrefflichkeit ein Schauspiel eine ganz andere Wendung erhält. Z. B. sah ich einstens in der „Maria Stuart" den Burleigh so vortrefflich spielen und alles übrige so schlecht, daß mir das Zurückziehen Burleighs vom Hofe der tragische Punkt des Stücks ward. Ein anderes Mal sah ich den Shylock im „Kaufmann von Venedig" so herrlich dargestellt, daß ich ihm hätte helfen mögen, dem Antonio das Fleisch aus den Rippen zu schneiden, wenn nicht die Portia als Advokat ebenso herrlich ihren Freund verteidigt hätte; der Moment, wo jener Schauspieler als Shylock *lachend* dem Antonio den Vorschlag des infamen Scheines macht, ist mir der größte Kunsteindruck, der mir jemals auf der Bühne gegeben worden, jenes Lachen vergesse ich nie, es liegt ewig wie ein Silberblick vor mir, mit dem mich die Schauspielkunst, außer damals, nie wieder angesehen, und hätte ich jenen Künstler nie wieder gesehen außer damals, so wäre mir sein großer Beruf und seine tiefe Einsicht dadurch allein schon ewig ehrwürdig. — Nun möchte mich wohl der Philister fragen: „Wie soll man aber dem entsetzlichen Elend, in welchem man hier die jetzige Lage der dramatischen Kunst durch die ganze Welt beklaget, abhelfen?" Worauf ich ihm vor allem antworte, daß es ihn eigentlich nichts angeht, denn er ist es ja selbst ganz allein, der bei dem Abhelfen in den Schaden kondemniert würde, da er, der Frager, dies Elend selber ist. Andern aber, die nicht fragen, nehme ich mir die Freiheit, zu sagen: Alle Künste leiden

mehr oder weniger unter dem Druck der Philisterei, je nachdem sie mehr oder weniger ihrer Natur nach in ihrer Ausübung einsam oder gesellig sein können. Die Malerei, die Musik, die Dichtkunst können von einsamer Begeisterung getrieben werden und können sich in einzelnen Berufenen von neuem an dem Lichte des innern Himmels entzünden, und solche wandelnde Geister begrüßen uns ja oft mit strahlendem Antlitz aus dem Getümmel des Marktes selbst heraus, wenn wir die Philistermütze nicht zu tief über die Augen gezogen; alle Künste aber, welche ihrer Natur nach gesellige sind, müssen notwendig mehr als jene mit der Geschichte der Menschen erkranken und genesen. So kann ich mir nicht denken, daß ein Volk ein treffliches Theater haben könne, ohne selbst auf der schönsten Höhe seiner historischen Entwickelung zu stehen; in einem gesunden und wirklich lebendigen Zustande eines Staats wird es gar keinem Menschen einfallen, schauspielen zu wollen, ohne irgendeinen Beruf dazu zu haben, und zwar ebensowenig als den andern, jenen dafür noch zu bezahlen, und so wie ein gesunder Mensch durchaus wenig an sich selbst denkt und, sich auf der schwingenden Stahlfeder seiner Kraft fühlend, nach herrlichern Dingen sehnet, etwa nach der Gesellschaft der Helden und Halbgötter, oder selbst einer zu sein, oder nach der andern Seite sich neiget zu kräftigem, tüchtigem, ewig komischem Mutwill der Gesundheit, so wird auch ein gesundes Volk weder scheinrührendes, süß verruchtes, in sich lügendes Zeug oder kunsttötende Wahrheit, die über Lebendige oder Leichen abgegossenen Gipsmasken gleicht, noch langweilige, überhistorische, philosophierende Erhabenheiten, welche keine Erde und keinen Himmel haben und ein Entresol des Teufels sind, mit ungemeinen Kosten schlecht vor sich darzustellen erlauben. Was kann man aber für die Bühne tun, wenn ihre Trefflichkeit so ganz nur von der besten Zeit abhängt? Und so sage ich dann meine Meinung: Für die Schauspielkunst sowie für jede Kunst, als eine freie, kann man *nichts* tun, als nach dem Vortrefflichen überhaupt im allgemeinen streben, alle Tugend lieben und üben und kein Philister sein im Leben, das übrige ist die Sache Gottes; für die Schauspielkunst aber und jede Kunst, als eine im Staat nun einmal eingebürgerte, als eine nichtfreie,

kann man viel tun durch das, was man Schule nennt. Als durch tausend künstliche Verhältnisse ein solch Mißverhältnis unter den Menschen eingetreten war, daß sich die Anmut, die Kraft, die Unschuld und das Recht trennten und nicht mehr als gleiche Brüder erkannten, da trat die Sitte auf und verband sich mit der Schicklichkeit und gebar das Anständige, immer Rechte, Bequeme, und endlich das Herkömmliche; man hatte Ehre, nicht weil einem die Gegenwart gestattete, welche zu haben, sondern weil die Vorfahren dergleichen immer gehabt, und so wie aus tapfern Reutern Ritter und endliche Chevaliers, so wie aus Ehrenleuten Ehrenmitglieder geworden, so wird aus der freien Kunst und ihrer ewigen Unmittelbarkeit eine Schule, ein Stil, ein Sittengesetz für die Kunst. Dergleichen verstehen und ehren die Philister wohl und halten es gern aufrecht, und auf diesem Wege allein ist es möglich, die Kunstgipfel in der Geschichte durch ehrbare feste Brücken zu verbinden, so nur ist es möglich, nie eine einzelne Kunst so bodenlos versunken zu sehen, als es seit, schier zu sagen, Jahrhunderten die Schauspielkunst ist; und wäre sie es nicht und noch jetzt, als ein Ganzes betrachtet, wie könnte eine Zeit gewesen sein, da man ihren Dienern kein christliches Grab verstattete, wie könnte man jetzt ihre schlechtesten Diener, Menschen, die sich ewig prostituieren, nur dulden und noch dafür bezahlen! Die Franzosen zum Beispiel haben eine Schule, einen Stil auf ihrer Bühne, ich glaube nicht, daß sie schlechte Schauspieler dulden und unterstützen, es sei dann, ihre Schlechtheit sei eine Manier der Schule, nur muß sie keine Unmanier von ihnen selbst sein. Seit die Tapferkeit bloß in den Staatsrequisiten aufgezählt wurde und die einzelnen Helden unter dem Erdzelt ihrer Totenhügel eingeschlummert waren, entstanden Kriegszucht, Disziplin, Exerzitien, Schule und Stil statt des Heldentums, und das Vaterland konnte sich verteidigen; so kann auch die Kunst nur mit Anstand erscheinen, wenn sie gleich da, wo ihr Sonnenfeuer erlischt, in ein künstliches Feuer aufgenommen wird, und was ist dann die Kunst am Ende anderes als eine Schule selbst wieder, deren Freiheit in dem ewigen Gotte selbst liegt? Denn Prometheus mußte ja das Feuer vom Himmel stehlen, um es uns zu geben, und wir denken nicht

der Schmerzen, die er um uns, an dem Felsen geschmiedet, unter des Geiers Fraß erlitt, und lassen die Glut des Herdes einsinken oder nähren sie mit trocknem Miste, während wir die Zedern verfaulen lassen. Die Notwendigkeit der Schule, wo die Zeit an freier Kunst unfruchtbar geworden, hat Goethe wohl gefühlt, und wie viele Schauspieler und Schauspielerinnen verdanken seinem redlichen Willen das Glück, daß sie, wo nicht als große Künstler, doch als anständige Menschen die Werke der Dichter, wo nicht emporheben, doch tragen, wo nicht opfern, doch kredenzen können; und der verständige Teil der Nation bringt ihm auch hierin seinen herzlichen Dank, er hat hier auch, wie überall, ruhig, einsichtsvoll und redlich nach bestem Gewissen und Vermögen für seine Zeit gearbeitet, und wer dies nicht begreift, der möge nie von guter Kunst begeistert oder von Schicklichkeit beruhigt werden, der möge selbst ein schlechter Dichter oder Künstler sein und möge sie lieben und ehren und ernähren müssen. Ich habe bei der Philisterei in dieser Kunst länger verweilt, da das Theater doch unstreitig jetzt noch die einzige Kunstausübung ist, welche das Herz alles herrlichen guten Blutumlaufs sein müßte. Aber es ist kein Geist mehr in diesem hohlen Leib, er ist höchstens vom Teufel besessen, der sich selbst, als Hand im Spiel seiend, darin den Federhut aufsetzt. Solange aber die Schauspielkunst in allen Teilen so besteht, wie sie jetzt besteht, ist sie nur des Teufels Trödelbude, wo die Philister ihm abends die Röcke abkaufen, die er ihnen morgens wieder stiehlt. Ein Schauspieler aber, der noch Geld dazu kriegt, daß er gar keiner sein kann und doch einer ist (freilich ein großes Kunststück), ist ein größerer Beweis unserer Tollheit als eine häßliche Buhlerin, die nicht verhungert.

Die Philister haben nur Sinn für platte, tändelnde oder bocksteife Musik, den Beethoven halten sie für ganz verrückt; schlechte Gemälde, zusammengewürfelte Allegorien, die Geschichte mit einem Griffel, ein Paar qualstrige Engel mit Attributen, ein Stammbuchsaltar oder Tempelchen im griechischen Gartengeschmack sind ihre Bauideale. Das Unzählige, kunstdurchdrungene Allmächtige und doch Eine und überschwänglich Große in den Gebäuden begeisterter Christen nennen sie gotische

barbarische Ausgeburten der Geschmacklosigkeit, denn alle Sinne sind bei ihnen ins Kraut geschossen, und ihre Seele sitzt ihnen zwischen Haut und Fleisch; juckt sie daher das Fell, kriegen sie Einfälle, so setzen sie Blutigel an den Hintern oder schröpfen, und sie werden wieder erträglich dumm. Der Prediger Kniebein hat einst auf dem Karfreitag die Litanei „Incipit lamentatio beati Jeremiae" aus Bildung selbst mit der Gitarre akkompagniert, und ich hörte einen gebildeten Juden in Dessau zur Gitarre hebräisch oren[1]. Sie korrigieren in alle Bücher, die sie lesen, hinten die Druckfehler hinein. Sie schwitzen teils mehr, als sie einatmen, teils schwitzen sie gar nie; das ist symbolisch zu nehmen. Sie verachten alte Volksfeste und Sagen, und was an einsamer Stelle, vor moderner Frechheit gesichert, im Alter ergraut ist. Sie unterhalten sich besonders gern von Vaterland und Patriotismus; wenn man sie aber genauer fragt, warum sie ihr Vaterland lieben, so fangen sie an, sich selbst darüber zu wundern; denn sie gestehen gern ein, daß sie ewig damit umgehn, alles, was ihr Vaterland zu einem bestimmten individuellen Lande macht, zu vernichten, und sie arbeiten dahin, daß der Guckuck, der in fremde Nester baut, das ihrige mit dem Lobe begrüße: Partout comme chez nous. Sie vernichten, wo sie können, alte Sitten und Herkömmlichkeiten, sie brechen die Wappen und Schilder der Zeiten und werfen sie denjenigen vor die Füße, denen sie die Geschichte gegeben. Alles, was kein Geschick, was der Tod selbst nicht raubet, die hieroglyphischen Fußstapfen, in welche die Geschlechter ihren Nachkommen den Bann der Liebe und Treue zu dem Flecke Landes, den sie bewohnen, vererben, wetzen sie aus, damit bald kein Philister mehr wisse, wo er zu Hause ist; das ist aber ihre Absicht nicht, sondern sie möchten nur die Individualität der Genialen zerstören und sie dadurch unter das Hütchen bringen, unter dem der Teufel die Welt in die Tasche spielt. Sie wollen, daß die Menschen ihren eigenen Rock lieben, und geben ihnen deswegen allen einerlei Röcke; aber ich preise den selig, der den seinen zeichnet, sei es mit einem Kreuz überm Herzen, einem Herzen unterm Ellbogen oder

[1] Judendeutsch, gebildet aus or- (vom lat. orare, beten) und der deutschen Infinitivendung -en.

einem Loch oder irgendeinem Fettfleck, nur daß es von dem Seinigen sei, daß er sich zeichne und einen Namen habe, den er ehren kann und hinterlassen den Seinigen; denn diesen Namen kaum wollen uns die Philister lassen. Arm wollen sie des Volkes Mund machen. Ihr höchster Plan, ein Land zu beglücken, ist, es in ein rein gewürfeltes Damenbrett zu verwandeln; es ist so leichter ins kleine zu reduzieren. Die Häuser möchten sie alle weiß anstreichen und von Zeit zu Zeit anders literieren und numerieren; wie sie grade selbst mit der Literatur fortschreiten oder nicht hinter dem Nachbar zurückbleiben wollen. Die Schlagbäume und Schilderhäuser aber werden gestreift, alle öffentlichen Gebäude des Staats aber gewürfelt, damit jeder wisse, woran sich zu halten. Damit aber ja keiner Lust kriege, die Flüsse zu ihrem Quell oder ihrem Ausfluß an oder ab zu geleiten, steht eine Tafel an allen Brücken, worauf ihr geographischer Lauf kürzlich beschrieben ist.

Ihre Weisheit besteht wirklich darin, alles weiß zu übertünchen, und es müssen viele alte Kirchen auf den Abbruch verkauft werden, um alle die Kreide zu bezahlen, welche die Bilderbibeln und gemalten Chroniken alter Kunst an den Häusern von Nürnberg und Augsburg bedecken sollen, die bis jetzt nur die Jugend auf den Straßen in eitle Zerstreuung gebracht und der Frucht schwangerer Patriotinnen phantastische Träume eingeprägt, die sich genug in dem Kunsttand geäußert, womit jene Städte die Welt überschwemmt. Alles Vorurteil muß weg, das heißt alles, was die Vor- und Urwelt geteilt oder verbunden hat. Diese Narren radieren an Gottes Namen selbst die ihnen überflüssig scheinenden Buchstaben aus. Nur zu, meine Herren Philister! Der Teufel wird schon durchschlagen. Ist erst alles weiß und gehörig paginiert, meinen sie, so wird der Kunsttrieb sich rein in dem Volk entwickeln, und wir werden bald die gewissermaßen ersten Pestalozzischen Grundtypen[1] aller bildenden Kunst an den Wänden, Mauern, Gartentüren und Wachstuben wiedererscheinen sehen, und zwar in den drei Grundfarben des bürger-

[1] Urbilder und Grundformen, bestehend aus zweckmäßig geordneten Linien und Figuren, auf die als auf das „Abc der Anschauung von Maß- und Zahlverhältnissen" Pestalozzi in seiner Erziehungslehre starkes Gewicht legt.

lichen Prismas: Kohle, Rotstein und Schüttgelb[1]. Es ist überhaupt nichts fataler, als einen halb zu barbieren; wem man etwas weismachen will, dem muß man alles weismachen, usw.

Wenn sie von dem Genusse einer schönen Gegend sprechen, sagen sie gern: „Ich hatte meinen Horaz in der Tasche, habe ihn aber nie herausgezogen." Sie erzählen sich gerne ihre Jugendstreiche, die dann in der Art sind, wie die des Friedensrichters Schaal in Shakespeares „Heinrich dem Vierten". Nie sind sie berauscht gewesen, ohne zu trinken, und dann immer sehr besoffen. Wenn sie erschrocken sind, schlagen sie sogleich ihr Wasser ab. Sie können kein ursprüngliches Dichterwerk begreifen, verspotten und parodieren es und schreiben dann doch wässerige Nachahmungen. Sie haben dem „Werther" die empfindsamen Romane, dem „Götz" die Ritterstücke, dem „Ardinghello" und „Meister" die Künstlerromane, der „Lucinde" die transzendentalen Lubrica[2], den Schlegeln, Novalis und Tieck die glaubtraubschraubichten, honigseimleimschleimschlingenden Sonette und Kanzonen (Ganzohnen) nachfolgen lassen, und Schillers Trauerspielen die kaltjambischen sentenziösen Schicksalsdramen, in denen das Schicksal bloß als das Wort Schicksal fünfzigmal erscheint oder dem Helden als ein warmer Krug unter die Füße gelegt oder gutmütigen Lesern wie die Butter obgemeldetem Hunde auf die Nase geschmiert wird, damit sie, wie der Hund trocken Brot für Butterbrot, das Flicksal für Schicksal hinunterfressen; und ich zweifle nicht, daß sie uns nächstens den Weinstein von ihren Zähnen als Tropfstein aus den Gräbern der teutschen Heldenwelt produzieren und irgendeinen steif gefrornen Sandhasen als einen nordischen Riesen vor unsern Augen auftauen lassen. Einen Neunaugenmann werden sie uns als einen Schlangenwürger und eine Mißgeburt, die hinten ein Pudel und vorn ein Mensch ist, als ägyptische Sphinx vorführen; es sei nun, daß sie zu der romantischen oder klassischen Philister Fahne geschworen. Goethens „Faust" gegenüber selbst haben Soden[3], Schink[4],

[1] Gelbe Lackfarbe. — [2] Schlüpfrigkeiten. — [3] Friedrich Julius Heinrich Reichsgraf von Soden (1754—1831) mit seinem 1797 erschienenen „Doktor Faust, ein Volksschauspiel". — [4] Der Berliner Schriftsteller Johann Friedrich Schink mit seiner dramatischen Phantasie „Johann Faust" (1804).

Schreiber[1] Fäustchen in der Tasche gemacht; Klinger[2] ist von diesen auszunehmen, der nur dem Teufel eine Faust, der Faust aber keinen Teufel gemacht; und den Maler Müller auszunehmen, der, wenn gleich Teufelsmüller genannt, doch nur dem Faust einige der herrlichsten Juden erdichtet hat[3], und so hat er mit Bankozetteln al pari stehend seine Schuld abgetragen. Lessing hat ihn bloß skizziert.

Die Übersetzer unter den Philistern geraten häufig in solche Hoffart, daß sie sich ihrem Homer oder dergleichen gleichstellen; bei ihnen ist besonders folgendes zu sagen: Gesnerus[4] schreibt: „Wenn man einem Kapaun Brot, in starken Wein geweicht, zu fressen gibt, daß er davon trunken wird, und ihn alsdann an einen finstern Ort über Eier setzet und das Nest mit einem Siebe bedeckt, damit er nicht davonkommen kann, so wird der Narr, wenn er wieder zu sich selbst kömmt und den Trunk verdauet hat, nicht anders denken als, er habe die Eier selbst geleget, und wird sie vollends ausbrüten."

In der Philosophie stehen sie entweder wie der Famulus, der sie auswendig kann durch ewiges Wiederhören, oder sie sind durch einen Philosophen so erschreckt, daß sie in seiner Philosophie wie vor der Medusa versteinern. Dieses geschieht ihnen meistens bei der letzten, die sie etwa grade gehört, wenn sie sich zum erstenmal rasieren ließen. Diesseit dieses Barts, sagen sie, seien sie Schwärmer gewesen, und jenseits liegen ihnen die Phantasten. Wenn sie es in der Abstraktion sehr weit treiben, gleichen sie in ihrem kranken Übermut jenen Gänsen, die häufig von leckeren, speishaftigen[5] Juden mit den Füßen festgenagelt oder schwebend aufgehängt und so lange mit dem häßlichsten salzichten Getränk in beständig saufendem Durste erhalten werden, bis ihnen die Leber krankhaft so groß aus dem aufgeschlitzten Bauche herauswächst, daß sie oft größer als die Gans selber wird und die liebe Seele endlich nicht weiß, ob sie in großer Abstraktion die Gans

[1] Aloys Wilhelm Schreiber mit seinen „Szenen aus Faustś Leben" (1792). — [2] Friedrich Maximilian Klinger mit seinen Romanen „Faustś Leben, Taten und Höllenfahrt" (1791) und „Der Faust der Morgenländer" (1797). — [3] In seinem Faustfragment (1778), in dem er Faust von Juden und vom Philisterneide in arge Bedrangnis geraten läßt. — [4] Konrad von Gesner (1516 bis 1565), bedeutender schweizerischer Naturforscher. — [5] Soviel wie: gierigen.

oder die Leber sei. Gewöhnlich aber gleichen sie nur jenen Hahnen, die irgendein Philosoph schlechthin an die Erde legt und ihnen einen Strich mit Kreide a = a quer über den Schnabel zieht, die sodann ruhig liegenbleiben und steif nach dem Strich als einem Strick sehen, von dem sie sich gebunden glauben. Von einer unendlichen, gleichzeitigen ewigen Bewegung des Erkennens und seiner Heiligkeit haben sie keine Idee. Und wenn es wahr ist, was ein Philister von Paulus glaubt, nämlich, er sei, weil er gesagt: „Unser Wissen ist Stückwerk", ein Kanonier gewesen, so sind die Philister alle Konstabler. Aber ich wende mich zum Schlusse und füge noch hinzu, daß die Philister eine ungemeine Neugierde haben, daß sie gern in allen Ressourcen und geheimen Gesellschaften und Tischgesellschaften aufgenommen wären, weil sie in ihrem leeren Kopfe sich selbst vis-à-vis ihres eignen Nichts befinden, daß sie jeden tüchtig und edel ausgesprochenen geselligen Sinn, jeden parodischen Scherz, kurz alles, was das Gepräge der Idee trägt, für Mystik, worunter sie Gott weiß was verstehen (in Altstädt ist es Schlüsselblumenchampagner), für Jesuitismus oder Illuminatismus halten, und es ist daher diese edle, fröhliche deutsche christliche Tischgesellschaft allein ihnen zum Ärger gestiftet, weil sie nicht hereinsollen, und ich fordere alle Mitglieder nochmals auf, die Gesetze gegen sie zu schärfen, und schließe mit dem guten Rate: Jeder vergesse sich selbst an dieser deutschen und fröhlichen Tafel und bedenke das Ganze, und so schlage er nur solche zu neuen Mitgliedern vor, die er im ganzen oder einzelnen für trefflicher als sich selbst erkennet; denn um zu blühen und zu fruchten, muß man wurzeln, aber nicht, um ins Kraut zu schießen. Solches wünsche ich, indem ich ein volles Glas zutrinke

Allen, denen Gott im Busen
Eine heil'ge Glut entflammet,
Ob sie aus dem Quell der Musen
Oder Mosis Dornbusch stammet,
Ob sie aus dem Stahl des Schwertes,
Aus der Rede Gold sich schwinget
Oder aus der Glut des Herdes
Eines frommen Hirten springet.

Ob ſie in der Seele ſinnet
Oder innerlich beſchauet,
Ob ſie fromm am Rocken ſpinnet,
Ob von Dichterlippen tauet,
Ob in heil'gem Zorn ergrimmet
Oder wie ein Mond erquicket,
Ob ſie in die Chöre ſtimmet
Oder einſamlich entzücket,
Die uns leiden, die uns ſtreiten,
Die uns dichten, die uns richten,
Die uns göttlich handeln lehret,
Uns im Tod zu wandeln wehret,
Flamme Gottes in dem Krieger!
Flamme Gottes in dem Sieger!
Flamme Gottes in dem Richter!
In dem Schöpfer, im Vernichter!
O, ihr Heil'gen Geiſtes Lichter,
Die dem Märtyrer die Schwellen
Seines ſel'gen Tods erhellen,
Die in Simſons dunkle Augen
Wie ein Sonnenfeuer tauchen,
Wenn der Herr ſich ſein erbarmet
Und die Säulen er umarmet
Und ſein Heldengrab ſich bauet,
Selig, wer dies Feuer ſchauet!

O wecke mich nicht, Leben, Delila,
Rufe nimmer: „Simſon! Philiſter über dir!"

Stammtafel der Philister[1].

(Nach der Namendeutung des Mystikers Bromley[2].)

Noah (Anfang und Ende) hatte drei Söhne, welche dreierlei Naturen vorgebildet. In Schem ist ausgesprochen alle Geheimnis, und Wirkung des Heiligen Geistes, aus ihm stammet die Verheißung und das Christentum; in Japhet ist ausgesprochen der natürliche Mensch in seiner natürlichen Weisheit; aus ihm stammen die Heiden, die Griechen und Römer, die weltlichen Klassiker usw. — Aber es ist ausgesprochen in

Cham { Feuer irdischer Lust / Grobes Fassen ins Fleisch.

Söhne:

Cusch, eigensinnige Eigenheit.
Mizraim, widerwärtige Grausamkeit.
Put, hoffärtiges Auffahren fleischlicher Dummheit.
Canaan, der Sklave, der sein Tyrann ist, = Leib der Sünde.

Cusch, mit dessen Namen man bis heute die Hunde regiert, erzeugte: Seba, Trunkenheit; Havilah, weltliche Sorge; Sabtah, ewiger Irrgarten; Rahama, sichtbarer Grimm; Sabtecha, verzehrende Selbstquälerei. Rahama zeugte den Scheba, Abfall; Dedan, verderbte fleischliche Liebe, und Nimrod, den Seelenjäger.

Canaan, dessen Land einschloß die Städte: Sidon (Haderschiff), Gezar (Kampf), Gaza (Grimm), Sodom (geheime Bosheit), Gomorra (Abtrünnigkeit), Adma (Blutschuld), Zeboim (Hoffahrtskrötensee), Lascha (Ort des Verblendens, der falschen Salbung, Ort des Tünchens mit losem Kalk, Ezech. XXII, 28; also Stammort aller Anstreicher); er erzeugte:

[1] Vgl. 1. Buch Mose, Kap. 10. — [2] Vgl. S. 283 dieses Bandes, Anmerkung des Dichters.

Tzidon, Betrug; Heth, Furcht und Unglauben; den Jebusiter, Verachter; Amoriter, bitterer Schwätzer; Gergesiter, der irdischen Sinnlichkeit Lumpensammler und Kotträger; Hiviter, schwatzender Notionalgeist (soll wahrscheinlich National heißen); Arkiter, Verfolgung; Siniter, Feindschaft; Arvaditer, Herrschsucht des Fluchs; Zemariter, Wolf in Schafkleidern; Hamathiter, brennender Zorn.

Mizraim zeugte:

Ludim, verderbter Natur Fruchtbarkeit; Ananim, Geist der Leibschaden und Hurerei; Lehabim, Zerstörung mit Feuer und Schwert; Naphtuim, Offenbarer des Geheimnisses des Bösen; Pathrusim, falsche Zeichendeuter; Casluhim, törige Unbeständigkeit; und von diesem sind kommen die Philistim und Caphtorim, falsche Wahrsager.

Philistim aber nennt unser Ausleger 1) Geister, die durch Trinken und Gesellschaft Schaden tun; 2) Geister, die gute Brüderschaft beim Bankettieren machen; 3) Öffner aller Wunder und Mirakel; 4) Geister der finstern Magie.

Nr. 1 zeiget an, mit welchem Rechte wir die Philister ausgeschlossen, und nun bin ich versichert, der Brand des Vorhangs in der ersten Versammlung war von einem Philister angestellt. Nr. 2 zeigt den großen Unterschied zwischen einer edlen deutschen Tischgesellschaft und einem Philisterbankett an; wenn sie Geister sind, die gute Brüderschaft trinken, so sind wir Genossen, die gute Geisterschaft miteinander trinken. Wes Geistes Kinder sie aber sind, zeigt deutlich, wes Kindes Geister sie sein mögen, denn Cham, ihr Vater, heißt grobes Fassen ins Fleisch.

Von Put allein werden in der Schrift keine Nachkommen aufgeführt, und Put heißt, nach einem philologischen Ausleger aller Schriftnamen, soviel als Verstorben, welches vielleicht auf die Vermutung bringen könnte, dieser Urgroßonkel der Philister sei tot geboren worden, aber wie sehr spricht die mystische Bedeutung Puts, nach Bromley hoffärtiges Auffahren fleischlicher Dummheit, gegen das Wort Verstorben in seiner natürlichen Bedeutung; welcher Verstorbene, wäre er gleich fleischlich dumm gewesen, ist jemals hoffärtig aufgefahren? Ich erkläre also jenes „Verstorben" als das philistrische Verstorbensein, welches so dummtot ist, daß es nicht einmal weiß, daß es tot ist, und deswegen immer ohne Not leben bleibt. Meine Meinung aber ist, daß Put eigentlich der Stammvater der Puthähne ist, denn wo ist so sehr hoffärtiges Auffahren fleischlicher

Dummheit als bei diesen cholerischen Philistern, und woher sollen die Puthähne ihr Put anders haben als von Put?

Schließlich werfe ich die Frage auf und bitte um baldige Beantwortung derselben:

Können die Toten auch Philister sein?

Geschichte und Ursprung des ersten Bärnhäuters. Worin die Volkssage vom papiernen Kalenderhimmel und vom süßen breiten Gänsefuß, nach Erzählungen einer alten Kinderfrau aufgeschrieben vom Herzbruder.

(Mit der Abbildung des Bärnhäuters.)

der erste Bärnhäuter

Aus der „Zeitung für Einsiedler“ vom 15. Juni 1808.

Einleitung des Herausgebers.

Die Geschichte des ersten Bärnhäuters war ein Beitrag Brentanos zu der „Zeitung für Einsiedler", verteilt auf die Nummern 22 bis 25 vom 15. bis 25. Juni 1808. Aus inneren und äußeren Gründen ist nicht anzunehmen, daß sie vor Beginn dieses Jahres entstanden sei. Das früheste auf sie deutende Zeugnis rührt wohl aus den ersten Märztagen her.

Man hat den „Bärnhäuter" mit Bestimmtheit als echtes Märchen angesprochen. Zugegeben, daß das Rückgrat seiner Handlung und eine Reihe von seinen Bestandteilen dem Märchengebiete entnommen sind: als Ganzes ist er kein Märchen, sondern der Versuch zu einem neuen Volksbuch, in seiner Art etwa mit dem berühmten Faustbuch zu vergleichen, das eine zum Teil hervorragend geschickte Verschmelzung schriftlicher und mündlicher Überlieferung darstellt. Auch der „Bärnhäuter" ist eine kecken, glücklich-feinen Griff verratende Zusammenstellung von Schwänken und Anekdoten aus berühmten Sammlungen und Werken des 16. und 17. Jahrhunderts, wofür Brentanos eigene Bibliothek die ergiebigste Quelle war. Den Grundstock bildete die kleine Schrift „Vom Ursprung des Nahmens Bernhäuter" von Grimmelshausen, der damit nur eine Sage erneuerte, die schon alt war, als Tacitus ihrer gedachte; wieder geläufiger ist sie uns durch Grimms Märchensammlung geworden. Wo Brentano im einzelnen — durchweg in engster, oft wortgetreuer Übernahme — auf Jakob Frey, Martinus Montanus, Kirchhof, Spangenberg, Ayrer, Hans Sachs, auf seinen Liebling Schelmuffsky zurückgreift, ist am Schlusse dieses Bandes angegeben. Durch die geschickte Kompilation erreicht Brentanos Schrift in der Tat den Eindruck eines Volksbüchleins, den er sicherlich angestrebt hat.

Und doch entpuppt sich diese anscheinend so harmlose Volksbuchtändelei, in der, wie Arnims Geleitworte wissen wollen, Spott ohne

Ort und Datum, Satire, die keinen meine, rein freier, den Deutschen so ganz nationeller Scherz walte, mehr und mehr als ein kräftiges Glied in der Reihe satirischer Vorstöße gegen die Romantikerfeinde, als starker Angriff der „Zeitung für Einsiedler", des Kampforgans der Arnim, Brentano, Grimm, Görres. Sie wendet sich in einer Offenheit, die ganz und gar nicht verhüllt wird, gegen Kotzebue (Kuzbutzia), der in der Zeitschrift „Der Freimütige" für romantische Verspottung Rache genommen hatte, gegen den literarischen Kleinkrämer Merkel (Merkelia), Mitarbeiter am „Freimütigen" und nach dessen Ende besonders am feindlichen „Morgenblatt für gebildete Stände", und endlich gegen Reinbeck (Rinbeckia), den Redakteur dieser Zeitung; Messallinus Cotta, der edle Herr, ist natürlich der freiherrliche Stuttgarter Verleger, in dessen Dienst jene arbeiteten. Die Satire auf Kotzebue, dem sogar das letzte, auf dessen galliges Pamphlet aus seiner Russenzeit „Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn" (1790) gezielte Wort des „Bärnhäuters" gegönnt wird, greift auf die literarische Fehde zurück, die seine Posse „Der hyperboreische Esel" um die Jahrhundertwende vom Zaune gebrochen hatte. Die allgemeinen satirischen Ausfälle des „Bärnhäuters" treten gegen diese literarischen zurück. Das scherzhafte Wort über den Ursprung der Rattengeschichte streift übrigens wie ein kleines hüpfendes Schlaglicht Brentanos allernächste Nähe: die Gelehrtenstube des Freundes Görres, der mit seinen Abhandlungen die Mode aufbrachte, bei all und jedem Motiv unserer Erzählungsliteratur Indien als Mutterland aufspüren zu wollen.

I. Die Landsknechte vor der Hölle, im Himmel und endlich zu Warteinweil.

Im Jahr dreizehnhundertsechsundneunzig, als Kaiser Siegismundus von dem türkischen Kaiser Celapino geschlagen worden war[1], wollten die erschlagenen Landsknechte auf der Walstatt bei den Türken nicht liegenbleiben, gingen drum miteinander zu Rat und richteten ein Fähnlein auf, das war weiß mit einem roten Kreuz, und zogen miteinander der Hölle zu, in der Meinung, dort, wo es, wie man sagt, fein warm sein sollte, ein gut Winterlager zu halten. Als die Teufel sie aber mit ihrem Kreuzfähnlein ansichtig wurden, wollten sie solchem Feldzeichen nicht trauen, als unter welchem die Hölle immer bestritten worden. Sie verrammelten daher alle Pforten, besetzten die Mauern und rüsteten allerseits gute Gegenwehr an. Die frommen Landsknechte zogen, solches nicht erwartend, ruhig heran, aber die Teufel schossen nach ihnen, und da hierauf die Landsknechte „Potz Marter Gottes Wunden!" und dergleichen ehrbarliche Flüche zu reden anfingen, riefen ihnen die Teufel zu: „O ihr lieben frommen Leute, ihr seid irr, ihr redet dermaßen heilig, wir lassen euch nicht ein, haltet euch rechts auf der Himmelsstraße!" und wiesen das ehrbare Völklein also nach dem Himmel. Als St. Peter sie anklopfen hörte, fragte er sie, wer sie wären; sie sagten, er sollte auftun, sie seien fromme Landsknechte, in Kaiser Siegmunds Feldschlacht erschlagen und hieher gewiesen. St. Petrus zeigte es dem Herrn an, der aber sprach: „Laß sie nicht herein!

„Es sind gar unnütze Gesellen,
Die nichts als böse Händel anstellen."

[1] König Siegmund von Ungarn erlitt am 28. September 1396 durch den türkischen Sultan Bajesid I. bei Nikopoli eine furchtbare Niederlage.

Da nun die Landsknechte mußten harren,
Fingen sie an zu fluchen und scharren:
„Marter, Leiden und Sakrament!"
St. Peter, der die Flüche nicht kennt,
Meint, sie reden von geistlichen Dingen,
Gedacht', in Himmel sie zu bringen.

Er bat daher für sie und erhielt die Erlaubnis, sie hereinzulassen; als sie aber bei ihm vorbeimusterten, ihre Fähnlein schwenkten und ihn auf gute Kriegsmanier mit ihren Waffen begrüßten, hatte er eine große Freude daran und grüßt sie wieder; zuletzt aber kam einer, der hatte nach Art dieser Hühnerdiebe und Bauernfeinde einen Hahn, den er unterwegs gestohlen, an seiner Wehr hängen und schwenkte, St. Petrum zu grüßen, diesen ihm vor der Nase herum. St. Petrus ward gar entrüstet darüber und sprach:

„Du Spottvogel, jetzt merke ich,
Willst mit dem Hahn vexieren mich,
Weil er nicht eher hat gekräht,
Bis ich den Herrn verleugnen tät",

und schlug somit die Tür zu, ließ den mit dem Hahnen nicht ein. Der blieb stehn und brummlet und flucht und zog um den Himmel herum wie ein Vogel, der 's Türlein zum Käficht nicht finden kann; wir wollen ihn gehn lassen, vielleicht kommen wir, wenn gleich so jung nicht, wieder mit ihm zusammen.

Kaum, daß die übrigen Landsknechte im Himmel waren, so bettelten sie bei allen Heiligen herum, und als sie etliches Geld zusammengebracht, breiteten sie ihre Mäntel aus, setzten sich darauf und würfelten und knöchelten so lang, bis sie in Streit gerieten; da sprangen sie auf, zuckten vom Leder und hieben mit solchem Fluchen und Lärmen aufeinander los, daß St. Peter die Haar' zu Berg standen; er sprach:

„Wollt ihr im Himmel balgen,
Hebt euch hinaus an lichten Galgen!"

Da schlugen sie gar auf St. Petrus los, daß er mußt' davonlaufen und seinem Herrn und Meister die Not klagen; der ließ einen Engel mit einer Trommel vor den Himmel hinaustreten

und einen Alarm schlagen. Die Landsknechte hatten sich eben etwas verschnauft und sprachen untereinander:

„Wir wollen's nun gut lassen sein,
Gute Brüder sind wir insgemein,
Aber den alten grauen Falken
Wollen wir noch besser abwalken."

Da hörten sie den Lärmen schlagen, und konnte keiner seine alte Gewohnheit lassen, rannten da miteinander dem Tor hinaus. St. Peter aber stand hinter der Tür und schlug sie ihnen hinterm Rücken zu mit großen Freuden. Da die Landsknechte sahen, daß man sie zum besten gehabt, hoben sie erst einen gewaltigen Lärmen an. St. Peter trat hinters Schlüsselloch und sprach: „Wer hat euch hierher kommen heißen? Zieht fort, nur fort, ihr Blutzapfen, ihr habt euer Leben den Frieden gehaßt und sollt darum der ewigen Ruhe nicht genießen!" Hierauf schrie ihr Hauptmann: „Wo bleiben wir aber heut nacht? In die Hölle will man uns nicht einlassen, aus dem Himmel wirft man uns hinaus, wohin nun? Wir müssen doch auch einen Ort haben, wo wir bleiben sollen." St. Peter aber sprach: „Trollt euch, oder man wird euch was anders weisen; ihr seid nichts als Bluthunde, Gotteslästerer, arme Leutmacher, verfluchte, verzweifelte, gottlose Leute." Da ward der Hauptmann gar erzürnt und sprach:

„Hu hu, fahr sacht, du alter Greis,
Fein säuberlich mit der Braut auf dem Eis!
Hui, bist du nicht der kühne Degen,
Der sich seines Lebens darf erwegen[1],
Darf Ohr abhauen und seinem Herrn
Beistehn, mit Ernst, doch weit von fern,
Und ferner nicht, als bis zum Herde,
Und daß ihn auch keine Magd gefährde[2];
Wie darf der Fuchs den Wolf wohl schmähen?
Der Hahn tut ihnen beiden krähen.
Wir sind gefallen in gutem Streit
Gegen den Türken auf grüner Heid',

[1] Soviel wie: der sein Leben aufs Spiel setzen darf. — [2] Höhnische Anspielung auf Petri schwache Stunde; vgl. Evang. Marci, Kap. 14, V. 66—72.

Und wenn ich's recht berichtet bin,
Es dünkt mir stets in meinem Sinn,
Du seist der Schelm, der unsern Herrn
Vor allen Jüngern weit und fern
Recht greulich, als ein Mamelucks,
Ja dreimal nacheinander flugs
Verleugnet und verschwur behend
Bei Stein und Bein, ob er ihn kennt;
Und liefst davon, fehlt' auch nicht weit,
Du fielst gar auf der Juden Seit';
Gelt, unser armer Kriegskumpan
Gefiel dir nicht mit seinem Hahn,
Häst Angst, er möcht' dir wieder krähn.

„Und nun, du Meineid, du willst uns nicht einlassen, nun müssen wir doch wissen, wo wir hin sollen."

Petrus war über das laute Schreien des Hauptmanns schamrot geworden, und da er fürchtete, die andern möchten den Spektakel im Himmel hören, so sprach er zu den frommen Landsknechten: „Liebe Freunde! Seid still und schweigt, ich will euch ein eigen Dorf eingeben, das liegt zwischen Höll' und Himmel und ist ganz neutral, es heißt Warteinweil, da werden mit der Zeit noch mehr Landsknecht' hinkommen, da habt ihr euer Wesen allein, könnt spielen, saufen, würfeln und singen, da wird kein Hahn darnach krähen. Auch soll euch ein apart Schicksal hineingemacht werden." Da nahm Petrus seinen Stecken und Hut und führte sie gen Warteinweil; da halten sie noch ihr Regiment, solcher Ort aber hat nachmals den Namen „Der Große Bär" erhalten und ist der recht Bärnhäuterhimmel geworden. Wir wünschen nun St. Peter eine glückliche Reise und wollen sehen, wo der arme Schelm mit seinem Hahn hinkommen, der das Türlein zum Himmel suchte.

II. Der papierne Gänsehimmel. Erfindung des Biers. Spruch vom Schlaraffenland.

Der gute arme Landsknecht mit seinem Hahn irrte so lange herum, bis er an den Gänsehimmel kam, allwo eine schöne papierne Wiese, worauf die edlen Gänseseelen, die teils um

St. Martins, teils um aller Schreiber willen getötet werden, zu Tausenden die Märtirkrone tragend spazierenweiden; besonders aber waren allda diejenigen ausgezeichnet und saßen jegliche auf einem Bogen Stempelpapier, welche von speishaftigen[1], leckermäuligen Juden mit aufgeschlitztem Bauch schwebend aufgehängt und so lang mit salzichtem Getränk in beständig saufendem Durste erhalten werden, bis ihnen die Leber so groß aus dem Leibe herauswächst, daß oft die Gans selbst in großer Melancholei nicht weiß, ob sie die Leber oder die Gans ist. Über solche elisische Gänsefelder trabte der fromme Landsknecht hin und gedacht', dies sollt' vielleicht auch sein Himmel sein, weil er einesteils an trockner Leber viel gelitten. Zu Ende der Wiese aber lag ein schönes Wirtshaus, Capitolium genannt, da kehrt' er ein, gar müd und schier erfroren, hängte auch seinen Hahn hinter den Ofen, daß er etwas auftauen möchte; der Wirt bracht' ihm da eine Sorte Gänsewein nach der andern, konnte aber des guten Bruders Geschmack nicht treffen, der saß traurig da und harrte, bis sein Hahn aufgetauet; und so lang wollen wir ihn sitzen lassen und sehen, was vor gute Gesellschaft weiter hier ankömmt.

Als die Teufel den Anschlag der frommen Landsknechte auf die Hölle so leicht abgewiesen hatten, schickte Luzifer ein Paar Gesellen aus, um zu sehen, ob sie nicht irgendeinen einzelnen erwischen könnten, der sich etwa dem Zug nachschleppte; solchen sollten sie als einen Geisel in die Hölle führen, für die schweren Unkosten, die ihnen der Verteidigungsstand daselbst gemacht. Als nun die beiden den Landsknecht mit dem Hahn vor dem Himmel herumschlampen sahen, zogen sie ihm so lang nach, bis er im papiernen Himmel ins Wirtshaus trat; da blieben sie stehen und wurden folgenden Anschlags einig: Der eine sollt' sich in die Hölle hintern Ofen setzen, der andre aber wollt' sich zu dem guten Gesellen machen, ihm zutrinken und allerlei Fatzwerk mit ihm treiben; wann dann der fromme Landsknecht das Maul recht aufreiße, sollt' der hinterm Ofen ihm dadurch

[1] Soviel wie: gierigen.

in den Leib fahren und ihn somit von dannen führen. Also traten sie ein, und nahm der eine die Gestalt eines andern Landsknechts an, der andre aber schlich sich unsichtig hintern Ofen. Nun war der betrübte Hühnerdieb gar froh, einen Gesellen gefunden zu haben, dem erzählte er, wie es ihm ergangen; da ging's an ein Fluchen und Schelten auf St. Peter. Da ihnen aber beiden der Gänsewein nicht schmecken wollte und dem Teufel der Landsknecht das Maul nicht allerdings weit genug aufriß, so sagt' er zu ihm: „Halt, mein guter Gesell, ich will dem Ding besser tun, potz Kana in Gallileia, ich soll uns einen Wein machen"; da sagt' er zum Wirt, er sollte ihm der Gänse Speis' ein Teil geben; der Wirt, der brachte ihm Gersten, die schmiß er ins Wasser hinein und rührt's, da ward das Bier erschaffen und hat sich auch bis heutzutag erhalten, und trinken's die Gänse nicht ungerne. Während nun der Teufel braute, sprach er den Spruch vom Schlaraffenland:

„Hui, Bruder, ich bin ein gereister Mann,
Hab' neulich erst ein'n Zug getan,
Da lernt' ich 's Brauen in einem Land,
Sein Nam', der ist mir unbekannt,
Da wachsen die Plateis'[1] auf den Baumen,
Wie anderwärts die Kirschen und Pflaumen,
Die Gäns', die haben Tanzschuh' an,
Die Weiber küssen gern die Mann,
Die Störch', die stechen ei'm den Staren,
Die Wölf' der großen Schul' gewahren,
Die Füchs', die kommen angefahren,
Die Schnecken machen glänzende Karrieren,
Die Enten Minnelieder blären,
Die Küh' unter andern vielen
Mit Ochsen in dem Dambrett spielen,
Die Esel auf der Laute schlagen,
Die Fisch' sich lassen in Sänften tragen,
Die Böck', die gehen botanisieren,
Die Frösch' die Physicam dozieren,
Ein Krebs Finanz- und Kriegskunst lehrt,

[1] Plateis, Goldbutt, Gattung aus der Familie der Schollen (Plattfische).

Zwick', retirier', bleib unversehrt,
Die Esel werden Jaherrn genannt,
Die Spatzen liebreich und galant,
Der Krug, der lehrt Philosophei,
Salat steht auch schon lang dabei,
Kienöl, Pfannkuchen und Butterwecke
Haben da all' einen hohen Zweck,
Dreschflegel muntern sich mit Gedichten,
Das Stroh zu dreschen, die Spreu zu sichten,
Kunst, Wissenschaft, auf grünem Ast,
Ob du ihn lange nicht gesehen hast,
Den Objektiv, den Subjektiv,
Der hundert Jahr' ganz ruhig schlief,
Aufwacht, Lärm macht,
Wird ausgelacht,
Hanswurst ist an der Natur gestorben,
Natur ist an der Kunst verdorben,
Und Kunst hat die Religion gefressen,
Und Religion hat den Glauben vergessen,
Und Glauben hat alles wissen wollen,
Und Wissen sitzt auf dem Eisschollen
Und fährt hinab ins weite Meer
Und wird zu Wasser wie vorher,
Aber die Gans ist ein Predikant,
Auch hat's viel' Hasen in dem Land,
Welche auf Gartenschnecken reiten,
Die für das Vaterland da streiten,
Küniglein[1] die Trommel schlagen,
Eichhörnlein die Fahnen tragen,
Der Hunger ist ihr bester Koch,
Karfunkel wächst im Ofenloch,
Die Mäus', die bauen dort das Feld,
Die Katz' ist als Organist bestellt,
Der wilde Eber ist ihr Badknecht,
Ein Hering ist ihr Wildschütz recht,
Der Bär ist ein Informator gut,
Ungelecktes er lecken tut,
Und Reineke Fuchs, das Schemelbein,
Möcht' gar zu gern der Papst auch sein,

[1] Kaninchen.

Ein Schemelbein in seinem Bau —
Ein Schelmenbein, liest man's genau*.

„Nun mag's gut sein!" Da trank er dem Landsknecht einen Trunk des neuen Biers zu, der sprach aber: „Gesegn' es dir Gott, Bruder!" nach Landsknechtsbrauch; das war dem hinterm Ofen gar zuwider, konnte drum nicht in ihn fahren, der Landsknecht aber konnte nicht trinken ohne den Spruch. Der Brauer Teufel sagt: „Laß mir deinen Segen weg, du machst mir das Bier sauer"; da antwortete der Landsknecht: „Laß es eine Weil' geruhen, ich will uns einen Braten anrichten lassen; du hast mir so gute Schwänke erzählt, daß ich gern mit dir essen mag"; da rief er dem Wirt:

„He, lieber Wirt, mein gut Gesell',
Geht hintern Ofen in die Höll',
Den armen Teufel nehmt darin,
Rupfet und dann bratet ihn,
Den wollen wir fressen und zerreißen."
Tät damit hintern Ofen weisen
Auf den hängenden toten Hahn;
Als der Wirt ging zu der Höll' hinan,
Wollt' den Hahn von dem Nagel schnappen,
Meint der Teufel, er wollt' nach ihm tappen,
Ihn rupfen und dem Landsknecht braten,
Und tät sich da nicht lang beraten
Und stieß ein' Ofenkachel aus
Und fuhr zum Ofenloch hinaus.

Das ward ein großer Lärm im Gänsehimmel, denn die wachsamen Gänse erhoben ein gewaltig Geschrei, und da sah der andere Teufel auch, wie er davonkam, und riß ein groß Loch in den papiernen Himmel, der gut Landsknecht aber ließ seinen Hahn an Zahlungs Statt im Stich, nahm auch im Zorn das Bierglas und schmieß es gegen die Wand; „der Teufel hole deinen neuen Trank", sprach er, „was hängenbleibt an der Wand, mag

* Die Einsiedler bekennen frei,
Sie wären auch gern all' dabei;
Nun sitzen sie mitten in der Natur,
Bei ihrer Korrektur. Einsiedler.

dein Bier sein, was abläuft, ist der alt Gänsewein, dies sei die ewige Bierprobe", und so machte er sich durch das Loch aus dem papiernen Himmel hinaus.

III. St. Peter mit dem Landsknecht und die Vertreibung der Tiere aus dem papiernen Kalenderhimmel. Ursprung der Tapferkeit.

Nun wußte der gute Landsknecht noch immer nicht, wohin, und bettelte von Dorf zu Dorf, bis er auf seinem Zug St. Peter antraf, der war zurück von Warteinweil gekommen und hatte einen gar bösen Streit im Himmel gefunden; denn es hatte sich eine Gesellschaft gegen die lieben Tiere, die im Himmel mit den Heiligen sind, erhoben, und wurde da ein allgemeiner Gerichtstag gehalten. Zuerst hat man St. Peters Geiß fortgejagt, weil sie das Gestirn des Steinbocks irregemacht, daß er übern Zaun gesprungen; dann haben sie die zwei Mäuslein St. Gertrudis vertrieben, weil sie Marthen das Garn von der Spindel gefressen, auch die Meßbücher schier zernagten, und gab man ihnen auch schuld, sie hätten das Loch in den papiernen Himmel gefressen, das der Teufel gerissen, und ward dies Loch zur Strafe das Tor, durch das sie alle hinausmußten; da sie aber den Palmesel nicht wohl hinausjagen konnten, so machten sie ihm eine freundliche Vorstellung, wie im Himmel der Haber so teuer, Disteln aber gar nicht vorhanden wären, erzählten ihm auch, wie auf Erden daran ein Überfluß, und wie er dort ein Jaherr werden könnte, und da er gar hörte, daß des Kaminfegers aus Witzenburg Esel Feigen dort gefressen und sie ihm nicht geschadet, so schrie er: „Ja, ja", rannt' davon und riß das Loch um ein gut Teil weiter; ihm folgte St. Markus' geflügelter Löwe mit großem Zorn, weil St. Marx sich seiner nicht annahm und er als ein König der Tiere nicht allein im Himmel sitzen wollte; er lief gen Venedig, wo man ihm viel Ehr' antut; St. Johannes wollte auch nicht vor sein Lämmchen sprechen und sagte gar, wie er von einem Lamm nur geistlicherweise gesprochen, und so trabte es stille zum Tor hinaus; der Hund, groß und faul, mußte da auch Urlaub nehmen, denn man brauchte ihn nur in Hundstagen, und überdies solle die Polizei in den Hundstagen keine

mehr dulden, auch hätte er viel' Flöh' gezogen, und müßte man ihm, da er keine Fastenspeisen esse, immer apart kochen; St. Margret aber mußte ihren Drachen auch jagen, weil man glaubt, er könnte schier des Teufels Spion sein; St. Oswalds Rabe zog gern von dannen, denn er im Himmel als ein Galgenvogel wenig Freude hatte und seiner Nahrung auf Erden groß Überfluß ist; nun kam St. Gilg mit seinem Hirsch und bat gar sehr für ihn, aber da sich vor kurzem durch den Hirsch mancherlei Jagdgedanken unter den Äbten und Prälaten und sonderlich bei St. Huberto erhoben, ward er ausgemustert und ging der Jagdgedanken wegen selbst gern; nun hätte man zwar St. Genovefens Hirschkuh gern gelitten, aber sie wollte ohne den Hirsch nicht bleiben und ging als ein Beispiel ehlicher Zärtlichkeit ihrem Gatten nach. St. Lukas' Mastochs hatte besonders St. Georg gegen sich, der sich einen Gaul hielt, dem der Ochs das Futter teuer machte, und da das Roß nicht entbehrlich war, so mußte der Stier weichen. Nun trat St. Gallus mit seinem Bären heran, dem ward auch von der Jagd erzählt, auch müßte er im Himmel stets an den Tappen[1] saugen, auf Erden wären Äpfel und Birnen gut geraten, die Bienenzucht auch in gutem Flor, er könnt' in Nürnberg ein Lebkühler werden oder sich gar für Geld sehen lassen; er brummelte, kugelte sich zusammen und purzelte hinaus.

Hinter dem Bären machte man nun das Loch zu, St. Lorenz legte seinen Rost drüber; da man nun von Haus zu Haus nachsuchte, ob im papiernen Kalenderhimmel noch irgendein Tier vorhanden sei, fand man in den vier Häusern der Frau Fronfast an jeglichem einen Hering hangen, die wurden nach vielem Ratschlagen, weil sie viel Marter erlitten und mit Salz gar gebeizet worden, geduldet, so auch St. Martins Gans, wie die lieben Gänse all', wegen mannigfaltigen Verdiensten und besonders der Schreibfedern wegen, welche den ganzen papiernen Himmel entworfen; auch wurden sie getröstet und auf doppelte Gage gesetzt, weil ihnen ein Loch in ihrem Himmel war gerissen worden und ihnen die in Zorn und Unmut abziehende Tiere

[1] Pfoten, Tatzen (mhd. tâpe).

ganze Fledermäuse ihrer Federn ausgerissen und mitgenommen hatten. Also fand St. Petrus bei seiner Rückkunft von Wartweil durch seiner Geiß unordentliche Gesinnung den ganzen Tiergarten verabschiedet, und machten ihm die Heiligen noch Vorwürfe obendrein, und zog er darum auf eine Zeitlang von dannen, bis die Sache zur Ruhe gekommen. Auf solcher Reise traf er den guten Landsknecht, und da sie beide von milden Gaben lebten, so machten sie den Vertrag, was sie erbettelt, miteinander zu teilen; da sie nun an einem Abend im Wirtshaus sich ihre Beute vorzeigten, hatte der Landsknecht einen Hasen, Peter aber drei Goldgulden gewonnen; der Hase ward an den Spieß gesteckt, und der Landsknecht verrichtete, was des Kochs Sache ist, St. Peter aber suchte seine drei Goldgulden, die in kleiner Scheidemünze waren, auseinander, der Landsknecht aber konnt' es nicht erwarten und fraß derweil des Hasen Herz und Leber zum voraus auf. Da nun der Hase gebraten war und aufgetragen, zerlegte ihn St. Peter in zwei gleiche Teil', aber das Herz war nicht da, auch fehlt' die Leber; da schwur der Landsknecht hoch und teuer, daß er sie nicht gegessen habe; St. Peter glaubt's und machte nun aus seinen drei Goldgulden drei Haufen. „Für wen soll der dritte Haufen?" fragte der Landsknecht; „für den, der das Hasenherz gestohlen", sagt St. Petrus. Da strich der Landsknecht die zwei Gulden ein und sprach: „Ich hab' das Herz gefressen", und damit lief er davon; St. Petrus sprach: „So mag das Hasenherz deiner Natur werden", und kehrt in den Himmel zurück, glaubt auch seitdem keinem Landsknecht mehr.

IV. Der erste Bärnhäuter, gelehrte Tiergesellschaft, böhmische Sprache.

Der Landsknecht ward der Goldgulden gar bald los, aber das Hasenherz war nicht zu verderben, und brachte es ihm große Angst; auch war die Gegend nicht allzu geheuer, und streifte der aufgelöste himmlische Tiergarten allenthalben herum, so daß der gute Gesell mit seinem Hasenherz genugsam zu zittern hatte. Als er nun einstens gar traurig in einem wilden Wald stand

und schier verzweifelte, erinnerte er sich des guten Gesellen, der ihm von dem lustigen und wunderbaren Land im Wirtshaus im Gänsehimmel erzählt hatte, und rief aus ganzem Herzen: „Ach, wenn ich nur in das gute Schlaraffenland kommen könnte, ich wollte weder des Himmels noch der Hölle begehren." Da trat derselbige Teufel, der hier auf Werbung lag, zu ihm und sprach: „Nun, gut Gesell, wie geht's, gelt, du gibst's wohlfeil?" Der Landsknecht sagt: „Ja, Bruder, wollst du mir wohl die Straße nach dem ehrbaren Land zeigen, wo du das Brauen gelernt, ich wollt' mich dort für einen Lehnerich verdingen." — „Was ist das?" fragt der Teufel. „Das ist eine Art guter, fauler Leutlein, die sich im Sonnenschein so an die Kirche oder das Rathaus anlehnen und ein fest Vertrauen auf die Mauer haben." Da lacht der Teufel und sagt: „Nein, Bruder, trau nicht darauf, du mögst auf den Hintern fallen; so du mir aber sieben Jahr' dienen willst und guten Mut hast, sollst du zu hohen Ehren kommen." Der Landsknecht sprach: „Gern, aber ich hab' ein Hasenherz gefressen." Da erwiderte der Teufel: „Aufs Herz kommt's nicht an, wenn die Haut nur gut ist"; indem brummte ein Bär in dem Wald, der Landsknecht erschrak sehr und zittert' am ganzen Leibe; „da sieh", sprach er, „das ist meine Haut, eine Gänsehaut hab' ich übern ganzen Leib, ich muß mir's in dem verdammten Gänsewein angesoffen haben"; da kam der Bär hervor; „schieß ihn vor den Kopf!" schrie der Teufel, dem Landsknecht ging sein Haken los, und der gute Meister Bär purzelte um und um. „Ist er tot?" fragte der Landsknecht. „Zieh ihm die Haut ab", sagt der Teufel, „du hast einer guten Haut nötig, das soll deine Livrei sein; wie ist dein Nam'?" — „Bernhard", sprach der Landsknecht. „So tauf' ich dich Bärnhäuter, so sollst du mit allen deinen Nachkommen heißen." Nun zogen sie dem Bären die Haut ab und machten dem Landsknecht einen Mantel draus, und so wäre der erste Bärnhäuter zur Welt.

Dann sagt' ihm sein Lehnsherr folgende Punkte: „Deine Haare und Bart darfst du weder kämpeln[1] noch selbige wie auch die Nägel nie schneiden, die Nase nicht schneuzen, weder Hand

[1] Kämmen.

noch Fuß noch Antlitz waschen, überhaupt was der Mensch nur säubern und putzen nennen mag, das sei fern von dir; diese Haut sei dein Bett und Kleid, und darfst du mir auch kein Vaterunser beten; hingegen will ich dich mit Kommiß, Bier, Tobak und Branntewein also versehen, daß du noch Kostgänger halten kannst; nach den sieben Jahren aber, in deren jedem du eine von den sieben freien Künsten dir und andern durchs Maul ziehen magst, will ich einen solchen Kerl aus dir machen, daß du dich über dich selbst verwundern sollst." Der Landsknecht war gar zufrieden, denn er hatte sich ohnedem nie gewaschen noch jemals gebetet. Somit nahm ihn der Teufel und führt' ihn von dannen in eine alte, wüste Kirche auf dem Hundsrück, da setzte er ihn nieder und sprach: „Nächstens sollst du gute Gesellschaft haben, ich will ausschreiben in alle Land', daß du eine Gesellschaft angelegt, und daß bei dir sieben freie Künste dasitzen und ein Hütchen aufhaben"; auch zeigte er ihm einen Keller, darin lag Kommißbrot, Bier, Branntwein, Tabak und Pfeifen; der gut Bärnhäuter war froh und tät sich ein Gutes in solcher Buchkammer. Es währte nicht lang, so erhielt er auch einen guten Zulauf, denn die aus dem Himmel vertriebenen Tiere konnten des irdischen Lebens nicht mehr gewohnen, und da damals die Welt voll Philister war, welchen die Bestien die Nase zu hoch trugen, so kamen sie nach und nach alle zu dem Bärnhäuter, und hatten sie da eine Gesellschaft zusammen, deren Spuren noch ewigen Tagen anhängen werden; auch sind in jener Zeit mancherlei Ausdrücke und Mores aufgekommen, z. B. „auf dem Hund sein", „ein ochsiger Kerl", „kraß (von St. Oswald Raben) einem einen Esel bohren", auch die „Eselsohren" in den Büchern, die „ledernen Hosen" usw.; die Mäuse aber hüteten der Buchkammer.

Alle diese Tierlein hatten, wie oben gemeldet, den Gänsen bei ihrem Auszug einige Federn ausgerupft, und brachten sie dadurch das Rezensieren auf, weil sie mündlich nicht genug mit der Sprache fortkonnten. Da sich die Anstalt sehr erweiterte, wurden auch manche ordinäre Welttiere zum Unterricht gelassen, und ist sehr merkwürdig, daß dorten nicht allein die so verschiedenen Lesearten, sondern sogar sehr viele Sprachen entstanden.

Ich erwähne hier nur der böhmischen, wie ich es in einer alten Fuhrmannstasche mit goldnen Buchstaben beschrieben gelesen habe. Eine Gans, eine Ente und eine Taube hatten bei dem Bärnhäuter absolviert und reisten, ihre Testimonia in der Tasche, nach Böhmen, allwo den Menschen dazumal die Sprache noch ein böhmisches Dorf war, und winkten sie, sich verständlich zu machen, einander mit dem Scheuertor. Als die drei nach Haus kamen, ließen sie ihr Lichtlein leuchten und fingen mit dem Bierbrauen an. Sie schleppten an Gerste und Weizen zusammen, was sie bekommen konnten, und sotten es; da man aber kein Vertrauen zu ihnen hatte, fingen sie an, ihren neuen Trank selbst auszurufen; die Gans, wegen ihrem langen Kragen und ihrer hellen Stimme, übernahm dieses. Sie lief durch alle Örter und schrie laut: „Biba, biba!“ d. h. Bier; die Ente wackelte eilends mit ihren kurzen Beinen nach und sprach: „Dacke doberſſe, dackdack, dackdack, dacke doberſſe“, d. h. das ist gut, das ist gut. Mit der Taube aber, als der schwächsten, die unterdessen zu Haus geblieben war, spielten sie der Untreue[1] und gaben ihr ihren Teil in einem enghalsigen Glase; da sie aber nichts herauskriegen konnte, ward sie zornig und lief um die Flasche fluchend herum: „Gepſphi corua matir, Gepſphi corua matir!“ d. h. deine Mutter war eine Dirne. Und also ist aus diesem und andern Gespräch in Handel und Wandel dieser drei die böhmische Sprache entstanden. Auch ist noch zu bemerken, daß der Ausruf der Schulmeister, wenn die Kinder im Geschmack der ältesten Urkunden schreiben, sie machten allerlei Hühnerfüße, von jenem Institute herrührt; denn die Hühner lehrten dort die Kalligraphie. Da aber bei Mangel des Papiers bloß auf den schönen weißen Schnee und in die weiche Erde geschrieben wurde, sind jene herrlichen Dokumente für die Diplomatik verloren gegangen im Jahr, als man sang: „Drei Wochen nach Ostern, da geht der Schnee weg, da heurat' ich mein Schätzel, und du hast den —.“

[1] Soviel wie: trieben sie treulos Schabernack.

V. Auflösung der gelehrten Tiergesellschaft, Bärnhäuter privatisiert, Messallinus Cotta der breite Gänsefüßler, Heuratsvorschläge.

Als die sieben Jahre beinahe um waren, kam der Teufel, seine Reitschule einmal zu visitieren, und fand allerdings alles zu seinem Vergnügen. Des Bärnhäuters Haare waren lauter Höllenzöpfe geworden, sein Bart schien an Unlust ein dichter Filz (daher die Erfindung des Hutfilzes), seine Nägel glichen Adlersklauen, und war er sonstig also beschaffen, daß man ihn nur zu ackern brauchte, um auf ihn zu säen, ja das Ebenbild Gottes war genugsam verloschen, um in ihm ein geschmackvolles Kunstwerk zu bewundern. Der Teufel fand es nun für gut, den Bärnhäuter, dessen er sich genugsam versichert glaubte, nebst der ganzen gelehrten Gesellschaft auseinander gehen zu lassen, damit die brotlosen Künste und Wissenschaften mehr um sich greifen möchten, und das machte er sehr einfach, indem er die Einfuhr des Tabaks verbot und das Bierbrauen als seine Erfindung sich allein vindizierte, das Branntweinbrennen aber untersagte und das viele zurückbleibende Kommißbrot an den Meistbietenden verkaufen ließ; da verloren sich sehr bald die gelehrten Tiere, und ging die Kunst damals zuerst nach Brot, was nachmals ein betretener Viehweg geworden. Dem Bärnhäuter steckte er beide Hosensäcke voll Dukaten und Pistolen und befahl ihm, alles zu treiben, was ihm wohl und dem Geld weh täte; da aber die sieben Jahre des Kontrakts noch nicht um waren, durfte er in seinem Lebenswandel noch nichts verändern und wurde darum seiner großen Abscheulichkeit wegen von niemand aufgenommen, was ihn gar traurig machte. Da kam er endlich zu dem berühmten Wirtshaus, wo der Wolf den Gänsen predigt, und ward von dem Wirte, als er ihm eine Handvoll Duplonen[1] zeigte, unter dem Namen eines Homme de lettres aufgenommen und gut bewirtet; doch mußte er in einem besondern Zimmer essen und wohnen, um die Gänse nicht aus der Predigt zu verscheuchen. Als nun der Teufel wußte, daß nächstens ein sehr edler Herr in dem Gasthaus einkehren würde,

[1] Frühere Goldmünzen.

eilte er in der Nacht zu dem Bärnhäuter und machte an die Wände seines Zimmers die Kontrafaits von allen berühmten Leuten, die gestorben, die noch lebten, und die noch geboren werden sollten, recht vortrefflich nach der Natur; als zum Beispiel das Bild des Kains, Lamechs, Nimrods, Nini[1], Zoroastris[2], der Helena, der trojanischen und griechischen Helden, nicht weniger Sesostris[3], Nabuchodonosoris[4], Cyri, Alexanders, Cäsars, Neronis, Caligulä, Mahomets, Schelmuffskys[5], des Bruder Grafen[6], Gottscheds usw., vor allem aber das Bild des edlen Mannes, der dahin kommen sollte, selbst, worüber der Wirt sich sehr verwunderte, besonders als der Bärnhäuter alles dieses für seine Arbeit ausgab.

Gegen Abend kam angeregter edler Herr in dem Wirtshause an, wo er sehr oft mit dem Wolf Geschäfte hatte, denn er war niemand anders als jener berühmte Römer Messallinus Cotta, Messallä, des Wohlredners[7] Sohn, von welchem Plinius schreibt (Hist. nat. liber X. cap. 27), daß er die breiten Gänsefüße so wohlschmeckend und süß zu bereiten wußte, welche er im Land herum, und vorzüglich hier, aufkaufte[8]. Als er den Wirt um Neuigkeiten fragte, erzählte ihm dieser von seinem seltsamen Gast, dessen Aufzug, Malerkunst und großem Reichtum. Messallinus Cotta konnte nur durch den Augenschein überzeugt werden, und da er besonders sein eignes Porträt in einer delikaten Kreidezeichnung, wie er eben einige breite Gänsefüße in der Pfanne schmort, andere an der Sonne trocknet, erblickte, wurde er mit einem panischen Selbstgefühl erfüllt und sprach, nachdem er von seinen eignen uneigennützigen Bemühungen für die

[1] Ninus, angeblich Erbauer von Ninive, der Hauptstadt des assyrischen Reiches. — [2] Der sagenumwobene Religionsstifter, bekannter unter dem Namen Zarathustra. — [3] Sagenhafter König von Ägypten. — [4] Keilschriftlich: Nabukudurriuzor; bekannt unter dem Namen Nebukadnezar als der große babylonische König, der 604 bis 561 v. Chr. regierte. — [5] Der gemein-dumme Lügenbold aus dem gleichnamigen Roman von Christian Reuter (geb. 1665). — [6] Schelmuffskys Kumpan, dem er bei seiner ersten Ausfahrt in die Welt begegnet, und dessen Freundschaft er sich erwirbt. — [7] Marcus Valerius Messalla Corvinus (64 v. Chr. bis 13 n. Chr.), bedeutende Gestalt aus der Zeit des römischen Bürgerkrieges, gefeierter Redner. — [8] Die genannte Stelle aus Plinius, die der betreffenden 24. Nummer der „Zeitung für Einsiedler" als Motto vorangeschickt ist, lautet: „Sed (quod constat) Messallinus Cotta, Messallae Oratoris filius, palmas pedum ex his torrere atque patinis cum gallinaceorum cristis condire reperit."

Republik gesprochen, auch mit Achtung von dem Künstler, der sich besonders in dem leichten Hauch, der über den Gänsefüßen schwebte, gezeigt hatte; denn das Ganze war eine Winterlandschaft, und sah man in dem Schnee, der ellendicke drauf lag, die Fußstapfen aller Tiere, wie sie der Hirt zum Tor hinaustreibt. Er sprach zum Bärnhäuter: „Du mußt eine wunderbare Kunst besitzen, daß du mich selbst aus der Einbildung so gezeichnet." — „Freilich", antwortete der Bärnhäuter, „weiß ich mehr als mancher andre." — „Wer bist du?" — „Ich bin der Obrist von Bärnhäuter, ein Soldat von Fortun, und habe mich neulich wider den Türken gebrauchen lassen, sodann aber eine gelehrte Tiergesellschaft sieben Jahre lang dirigiert; jetzt lebe ich als privatisierender Gelehrter."

Messallinus fand an der Kunst und dem Geld des Herrn Obrist viel Behagen und sprach zu ihm: „Ich habe drei Töchter von gleich schöner Gestalt, welche sich so ähnlich sind, daß selbst ihre Mutter sie oft nicht voneinander unterscheiden kann; du sollst sie sehen; wirst du nun erraten, welches die älteste, mittelste und jüngste von ihnen ist, so magst du eine von ihnen zur Gattin erwählen; rätst du es aber nicht, so sollst du, mit deiner Kunst und deinem Vermögen, mir zum Eigentum verfallen sein." Da der Bärnhäuter dies zufrieden war, so nahm ihn Messallinus Cotta, nachdem er mehreren Gänsen gegen billige Bezahlung und viel Ehre die Füße abgeschnitten (sie wachsen wieder nach), mit sich auf sein Schloß, um ihm die drei Töchter sehn zu lassen. Der Teufel erschien aber dem guten Bärnhäuter vorher und sagte ihm, wie die älteste Kuzbutzia, die mittelste Dykia Merkelia, die jüngste aber Eudoxia Rinbeckia heiße, er sollte daher nur den Namen einer jeden plötzlich ausrufen, so würden sie sich bald verraten, und so geschah. Bärnhäuter erwählte die jüngste, geistvolle, zartsinnige, feinschnitzige Eudoxia, und Messallinus Cotta erstaunte ob seiner Allwissenheit, versprach ihm auch, als ein ehrlicher Kavalier sein Wort zu halten, Gott gebe, was Mutter und Tochter dazu sage; auch war er bereit, gleich die Hochzeit auszurichten, damit nichts dazwischenkäme; aber der Bärnhäuter wendete Geschäfte vor und versprach, bald wiederzukommen, und da er einen zweiteiligen, mit einer de-

mantnen Bärentatze gezierten Goldring auseinander geschraubt und mit Eudoxia geteilt, diese ihm aber einen ähnlichen mit einem versteinerten Gänsedreck in Gestalt eines Gänsefüßleins gegeben hatte, ging er seines Wegs. Die Jungfrau aber kleidete sich in Schwarz und hatte einen unerklärbaren Widerwillen, den Unlust, den Bärnhäuter zu heuraten; aber dafür war kein Kraut gewachsen, denn Messallinus Cotta hatte große Spekulationen mit dieser Ehestiftung verknüpft.

VI. Der Bärnhäuter wird adonisiert, Ursprung der Krämermesse, Überraschungen, die dreierlei Steinfresser, die falsche *belle Illimaz*, Abzug.

Der Geist führte nun seinen Pflegesohn ans Binger Loch und nahm eine sonderliche Wäsche mit ihm vor, dann zog er ihn durch alle die Bäder und Gesundbrunnen, ließ ihn schröpfen und zwagen[1] so lange, bis er gar war, hieb ihm das Grobe mit der Axt herunter und schnitt ihm nach vielen auflösenden, reinigenden und ausleerenden Mitteln Haare und Bart und Nägel nach der neuesten Mode, ja machte ihn zu einem gebildeten, feinen, nicht überspannten, ästhetischen Mann, und zwar äußerlich, denn nur damit war ihm gedient; aus der Bärenhaut machte er ihm eine Wildschur, und von dieser Begebenheit her stammt das ganze lustige Zermoniell der leider ganz vernachlässigten Depositionsfeierlichkeit[2]. Zuletzt gab er ihm noch einen so vortrefflichen Weingeistfirnis auf Kreidegrund, daß er dem artigsten Kavalier zu vergleichen war. Dann gab er ihm Geld und Edelstein, mehr als zuviel, und sprach zu ihm: „Jetzt ziehe hin und schreibe in alle Land', wer etwas Köstliches hätte zu verkaufen, der sollte kommen; da montiere dich als ein rechter Obrister und ziehe sodann zur Hochzeit!"

Bärnhäuter ließ sich das nicht zweimal sagen, er schrieb einen Landtag aus, allen Krämern und Juden der Welt, und

[1] Im Bayrischen heute noch gebräuchlich für: waschen. — [2] Die besonders im 17. Jahrhundert an den Universitäten blühende Studentenfeier, bei der die „Füchse" nach Ablauf eines Studienjahres unter allerhand rohen sinnbildlichen Handlungen „deponiert", d. h. „enttölpelt", wurden.

ist hierdurch die Messe entstanden. Zu seiner großen Verwunderung und Freude fand er auf dieser Messe seine aufgelöste Tiergesellschaft wieder, sie hatten sich durch Mangel gezwungen gesehen, was doch gewiß sehr unrühmlich für litteratos, sich dorten für Geld bewundern zu lassen; wer kann die tiefe Rührung unsers nun durch den Zauberstab ästhetischer Bildung so sehr gefühligen Herrn Obrist von Bärnhäuter beschreiben, als er mit seinem gewissermaßen sanft geschundenen Gemüt unerkannt sein liebes Vieh in Kasten mit eisernen Gittern eingeschlossen und der Natürlichkeit wegen sich wilder anstellen sah, als er sie aus der segnenden Hand der Kulturgeschichte gekommen wußte? Er zerschmolz in Tränen, und eine leichte Gänsehaut überzog seinen Apollowuchs. Er entschloß sich sogleich, die ganze Menagerie an sich zu kaufen und dadurch sein neues Etablissement zu verherrlichen. Aber wie sehr war ein neuer Eindruck, den er erhielt, von dem vorigen verschieden und erfüllte ihn mit Indignation! Er fand nämlich in einer Bude sich selbst, als Bärnhäuter in Wachs poussiert[1], für Geld zu sehen, und in einer zweiten einen lebendigen Mann in einer Bärenhaut, welcher für den Bärnhäuter ausgegeben wurde und obendrein Steine fressen mußte, in einer dritten aber — hier bebt meine Feder — fand er eine junge Weibsperson als Bärnhäuterin gekleidet, auch steinfressend und als des Bärnhäuters Schwester angegeben; an der Türe aber saß Messallinus Cotta und gab für das Eintrittsgeld einen süßen, breiten Gänsefuß gratis; alle drei Buden gehörten sein, doch lag es in seiner Spekulation, dies zu verbergen, und jede Bude warf der andern vor, sie zeige den rechten Bärnhäuter nicht, wodurch sie dreifaches Geld verdienten. Unser Obrist faßte sich, so gut er konnte, denn er wollte unerkannt bleiben; aber wie war es ihm zumut, als er an der Hand der steinfressenden Bärnhäuterin, welche sich den Namen la belle Illimaz gegeben hatte, seinen halben Treuring sah! Er suchte sie durch vieles Geld, das er dem Messallinus bot, allein zu sprechen; ihm gelang's, er erklärte ihr seine Liebe, er versprach ihr die Ehe; ach! die Arme liebte ihn, den Schönen, Holden,

[1] Falscher Sprachgebrauch für bossieren (vom französ. bosse, erhabene Arbeit), erhabene Figuren aus Wachs, Gips usw. anfertigen.

Trefflichen nur zu leicht, sie erzählte ihm ihre unglückliche Verbindung mit dem Bärnhäuter, er müsse ihren Vater zu bestechen suchen, sie sei bereit, und so schwätzte er ihr seinen halben Treuring ab und steckte ihr statt dessen eine Schlange, die ein Vergißmeinnicht fraß, an den Finger. Nun suchte er den Messallinus Cotta zu bereden, aber der edle, unerschütterliche, uneigennützige Charakter des Biedermannes hielt Stich, und er sang dem Bärnhäuter folgendes Liedlein vor:

„Die Welt verfolgt mich nimmerhin,
Ich bin ihr eben recht;
Das macht, weil ich so edel bin,
Drum schein' ich ihr nicht schlecht.

„Ich bleibe bei der Redlichkeit
Und halt' es mit dem Geld;
Dies ist mein Wesen allezeit,
Solang es Gott gefällt.

„So bleib' ich immer, wer ich bin,
Hier auf der Krämermeß';
Denk' jeder, wie er 's Brot gewinn',
Und sorg' nicht, wie er's eß'!"

Dann sagte er ihm: „Meine Tochter ist schon versprochen und dafür kein Kraut gewachsen"; doch nach vielem Zureden lud er ihn zu sich ein, um ihm zu beweisen, daß er sein möglichstes tun wolle; er hoffte ihm nämlich bei der großen Ähnlichkeit seiner Töchter eine andre statt dieser aufzuhängen. So schieden sie auseinander, und der Herr Obrist wäre schier vor Rührung, das Zeitliche segnend, mit Tode abgegangen, wenn er nicht durch den Umgang Till Eulenspiegels etwas ermuntert worden wäre, der dazumal, wie in seinen trefflichen Memoires zu lesen ist, die Messe mit Prophetenbeeren bezogen hatte; gern hätte er sich diesen lieblichen Charakter angeschlossen, aber Herr Eulenspiegel konnte, großer kosmopolitischer Ansichten halben und aus innerm Drang, ein nützlicher Staatsbürger zu werden, seine Unabhängigkeit nicht aufgeben. Sehr betrübt, ein so nützliches Subjekt nicht gewinnen zu können, rüstete er sich zu seiner Abreise; er kaufte an Equipagen, Pferden, Kleidern, Dienern, Kleinodien, Samt und Seide, Spezereien usw., was nur vorhanden war, ließ seine

angekaufte Tiergesellschaft reinigen, kleiden und frisieren und nahm sie als gelehrte Gesellschaft an; nur war im Kontrakt, daß sie sich gegen ein billiges Dongratuit[1] auch auf Befehl als Menagerie sollten gebrauchen lassen, dagegen versprach er, sie nur mit toten oder zahnlosen alten Hunden oder freundschaftlich untereinander sich hetzen zu lassen; Lukas' Stier kostete ihn besonders viel, weil man ihn gern zum Krönungsochsen geschlachtet hätte; so wurde er auch bei dem Ankauf des Palmesels sehr hoch getrieben, weil er bei dort häufig gesuchter Eselsmilch gegen die Abzehrung ein sehr ziehender Artikel war, woraus nebenbei erleuchtet, daß es wahrscheinlich eine Eselin muß gewesen sein. Einen vortrefflichen dicken Trompeter debauchierte[2] er durch Geld, und diesen blasend an der Spitze, zog er über eine tuchene Brücke, die hinter ihm preisgegeben wurde, unter dem Segen aller, denen er Geld zu verdienen gegeben, ab. Große Feuerwerke wurden abgebrannt, und selbst jedes Tier seiner Menagerie hatte eine Rakete hinten angebunden, die zu guter Letzt am Tore losgebrannt wurde. Vivat, crescat!

VII. Messallinus Cotta wird beschämt, Trauung, gelehrte Tierhetze, hohe Todesfälle, der dunkle Riese, Geschichte von der Ratte (indischen Ursprungs).

Messallinus Cotta war bereits zurückgekehrt, und der Bärnhäuter langte auf einem Umwege auch vor dem Schlosse an und schickte seinen debauchierten Trompeter hinauf, den Herrn Messallinus Cotta um die Erlaubnis zu bitten, ihm und der Familie seine Aufwartung zu machen. Messallinus Cotta empfing ihn mit offnen Armen und setzte ihn zwischen seine beiden ältesten Töchter, die jüngste hatte er versteckt; die beiden Töchter wechselten in der Bemühung ab, ihm zu gefallen, und er küßte ihnen Hände und Füße, um zu sehen, ob er seinen Vergißmeinnichtsring nicht finde. Messallinus Cotta sprach davon, die Partie könne zustande kommen, Herr von Bärnhäuter werde eine andre heuraten, dieser aber wußte wohl, daß seine Eudoxia

---

[1] Freiwillige Gabe. — [2] Lockte er an sich.

Rinbeckia nicht zugegen war, er begehrte daher, Messallinus Cotta sollte ihm die dritte Tochter auch vorstellen, daß er sich an der Ähnlichkeit der drei ergötzen könne; Messallinus Cotta mußte sie wohl rufen, und Eudoxia Rinbeckia nahm unten am Tische Platz wie ein Turteltäublein, das seinen Gemahl verloren — denn sie mußte sich stellen, als habe sie als eine Verlobte keine Ansprüche auf diesen ansehnlichen Herrn —, die Schwestern aber triumphierten und warfen ihr einen stechenden Blick nach dem andern zu. Bärnhäuter aber ging aus der Stube, warf seine Bärnhaut um und trat so wieder auf; Messallinus Cotta und Eudoxia Rinbeckia gerieten in große Angst. „Ich komme, Eure Tochter zu holen", sprach er; „Eudoxia Rinbeckia, zeige mir den halben Trauring"; Eudoxia Rinbeckia erblaßte; „ich habe gehört, treuloser Messallinus Cotta, daß du deine Tochter einem andern versprochen", — da war guter Rat teuer — Messallinus Cotta kniete nieder und schwur auf seinen gebognen Knieen nebst Eudoxia Rinbeckia, daß dergleichen Exzesse nie wieder vorfallen sollten. Des trefflichen, gefühlvollen Herrn Obrist von Bärnhäuters Herz konnte nicht länger widerstehen, er verzieh, er warf den Wildschur ab und gab sich zu erkennen; ach, der Geliebte und Gefürchtete waren einer nur, und sie hatte Arme, ihn zu umarmen, namenloses Entzücken! St. Lukas' Ochs trat herein und gab sie zusammen, die ganze Gesellschaft der Tiere waren Zeugen, der Trompeter blies, daß das Haus zitterte, Messallinus Cotta stellte alle Gänsefüße bei, die er vorrätig hatte; nach Tisch war Tierhetze, die gelehrte Gesellschaft biß sich untereinander selbst, und da sie sich über die Maßen angriffen, verbiß sich der Hund in den Palmesel, daß er trotz aller Mittel nicht von ihm zu trennen war; man lief daher zum Brunnen, einen Eimer Wasser zu holen und auf ihn zu gießen, der Eimer war ungewöhnlich schwer, und als man ihn endlich heraufbrachte, sieh da, o Jammer, der Leichnam der ältesten Tochter Kuzbutzia hing daran, sie hatte sich aus Verzweiflung über Eudoxias Rinbeckias Glück ersäuft; dem Hund gingen unter Jammergeschrei die Zähne auseinander, alles war sehr betrübt, man sagte Trauer an, und jeder verfügte sich in seine Garderobe, die Trauerkleider anzulegen; als Eudoxia Rinbeckia das ihrige vom Zapfenbrette

loshängen wollte, griff sie an einen menschlichen Leib: „Licht! Licht!“ Messallinus Cotta kommt mit einem Brand aus der Küche, und siehe da, es war die zweite Tochter, Dykia Merkelia, die sich aufgeknüpft hatte; neues Geschrei, doppelte Trauer. Man sammelte sich, so gut man konnte. St. Markus' Löwe las eine Abhandlung über den Selbstmord vor, und die Stunde nahte heran, in welcher nach so vielen Stürmen der treffliche Bärnhäuter sich mit seiner werten Braut in sein Kämmerlein begeben sollte. Als er von dem Schwiegervater und der Dienerschaft an seiner Türe verlassen war, überfiel ihn ein wunderbarer Schauer; die Braut begab sich zur Ruhe. Der Obrist stand am Fenster, es pochte am Fenster, Eudoxia Rinbeckia kroch bang unter die Decke, es pochte wieder, der Obrist machte auf, da stand ein dunkler Riese, an seinem Knebelbart hingen die beiden ältesten Töchter des Hauses geknüpft. „Mein Knecht“, sprach der Riese, „jetzt sind die sieben Jahre um!“ Da spürte der Herr Obrist das einst gefressene Hasenherz sehr lebendig; „und was nun“, sagte er, „der Teufel wird mich doch jetzt nicht holen?“ — „Ei bewahre“, sagte der Geist, „das hieße dich auf der besten Karriere stören, ich habe mein Teil“ — da strich er sich den Bart —, „ich darf auch keinen Landsknecht in die Hölle bringen, ich will nur Abschied von dir nehmen und befehl' dir zum ewigen Gedächtnis, auf der Bärenhaut zu schlafen; kultiviere die Welt, ermuntre deine Tiergesellschaft zum Schreiben!“ — Indem ging der rote Mond hinter dem Riesen auf und schien ihm durch die leeren Augen, seine Stirne war transparent und darauf zu lesen: „Eritis sicuti Deus usw., e. g. S. V.“ — „Esel“, schrie der Riese plötzlich, „was stehst du da und gaffst und läßt deine Braut allein?“ und schlug ihm das Fenster vor der Nase zu und sank an der Mauer hinunter. Der gute Obrist von Bärnhäuter faßte Mut, machte das Fenster wieder auf und schrie ihm nach: „Leben Sie wohl, mein Bester, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebsten!“ Aber er hörte nichts als ein leises Brotzeln der Gänsefüße in der Pfanne, er sah wieder an den Himmel und erblickte das Gestirn des nachmaligen Großen Bärs besonders hell; er zog ein treffliches Perspektiv hervor, welches er auf der Messe gekauft, und schaute hinauf, da sah er

seine ehemaligen Brüder, die Landsknechte, ganz besonders lustig, trinken und singen. Bald hörte er sie seinen Namen nennen, sich seiner erinnern, seine Gesundheit trinken, da schrie er hinauf: „Gesegne es euch Gott!" und der Stern drehte sich herum wie ein Drehtopf, und alle schrieen großen Dank, und dabei flogen ihm so viele Gläser an den Kopf, daß er das Fenster schloß; zugleich fingen vor der Türe seine gelehrten Freunde und Messallinus Cotta an, alte Töpfe zu zerschmeißen, wie das bei alten, altvorderischen Hochzeiten Gebrauch war.

Solches doppelte Bombardement brachte ihn wieder zu Sinnen, er hob seine ohnmächtige Geliebte von dem Lager, legte sie einstweilen auf den Schrank und breitete, wie er seinem Geiste versprochen hatte, die Bärenhaut über das Bett aus, worauf er sie wieder zur Ruhe brachte, und im Glauben, sie schlummre sanft, legte er sich ruhig an ihre Seite und entschlief; plötzlich aber erweckte ihn ein entsetzliches „Auweh!", welches seine Gattin zu schreien anhob, „auweh! eine Ratte, eine Ratte!"* Er sprang flugs mit gleichen Beinen zum Bette heraus und suchte nach der vermaledeiten Ratte, das ganze Haus erwachte, alles suchte nach der Ratte, sie hatte in das neu seidne Kleid der Braut ein großes Loch gefressen, aber man konnte sie nicht finden; Eudoxia Rinbeckia schimpfte auch über die Bärenhaut und behauptete, darin müßte sie noch stecken. Der Bärnhäuter wollte die Bärenhaut platterdings nicht wegtun, und die

* Die Geschichte von der Ratte[1] ist der mythische Mittelpunkt der herrlichen Biographie des komischen deutschen Halbgottes Schelmuffsky, welche leider zu lange unter der Bank gelegen; ihr Ursprung ist natürlich indischen Ursprungs, wie wir auf einen blauen Montag morgens um halb drei Uhr zu beweisen gedenken.

[1] Die Rattengeschichte durchzieht den ganzen Lügenroman Schelmuffskys. Im ersten Kapitel wird sie erzählt: Eine große Ratte habe der schwangeren Mutter des Helden ein neues Seidenkleid zerfressen und sei vor den Besenschlägen in ein Loch entschlüpft. Die Mutter sei vor Schreck in eine 24 Tage währende Ohnmacht gefallen und Schelmuffsky infolgedessen vor Ungeduld vier ganze Monate zu früh „in die Welt gekrochen". Am neunten Tage habe er sich besonnen, wo er sei, und seine Mutter mit Kitzeln aus ihrer Ohnmacht aufgeweckt, so daß sie, im Glauben, eine Ratte „nistelte bei ihr unten zu ihren Füßen", schreiend aufgefahren: „Eine Ratte, eine Ratte!" Schelmuffsky sei dann zur Bettdecke herausgekrochen und habe sich seiner Mutter als ihr lieber Sohn vorgestellt.

Braut verließ das Gemach und verfügte sich, auf dem Grabe ihrer verstorbenen Schwestern bei dem schönen Mondschein zu trauern; lebe wohl, schönes Gemüt!

VIII. Der nackte Schicksalsbär, Bärnhäuters Retirade in die Einsamkeit, Stiftung des Bärnhäuterordens, Messallinus Cotta errichtet das Institut des süßen, breiten Gänsefußes, Wallfahrt der Eudoxia zum Bärnhäuter, Bärnhäuters Selbstmord, Ursprung des Großen Bärs.

(Hierzu ein Kupfer.)

Als der gute Obrist von Bärnhäuter abermals auf einsamer Bärenhaut entschlummert war, wurde er von einer Bewegung seines rauhen Bettuchs erweckt, er tappte um sich und hoffte etwa die sappermentsche Ratte zu erwischen, aber er erhielt einen derben Schlag auf die Hand und sah bei dem hellen Mondschein einen nackichten Bären vor sich stehen, der ihm mit Gewalt seine Bärenhaut unter dem Leibe wegzerren wollte. „Endlich", hob der Bär an, „habe ich dich und die Haut gefunden, die du mir um diese Zeit vor sieben Jahren nach einer grausamen Ermordung vom Leibe gezogen; wisse, daß ich jener Bär bin, den du mehr aus Zufall als Mut erschossen hast, da du mit dem Bösen einen schändlichen Bund geschlossen; ich bin der aus dem papiernen Himmel verwiesene Bär des St. Gallus und irre nun schon sieben Jahre herum, dich mit meinem Felle zu suchen; als du vorhin den trinkenden Landsknechten zu Warteinweil in dem Gestirne das ‚Gesegne dir's Gott!' zuriefst, habe ich deine Stimme gehört und endlich deinen Aufenthalt erfahren; nun gib mir mein Fell wieder, ich will dir auch etwas Neues sagen: Deine Braut ist deine Schwester, danke dem Himmel, daß ich sie mit der Geschichte von der Ratte von deiner Seite vertrieben, in solche Kommissionen hat dich der Teufel hineinreiten wollen, gehe in dich, ziehe dich zurück, tue Buße!" Und somit riß er ihm die Bärenhaut unter dem Leibe hinweg und verschwand. Unser Obrist krümmte sich wie ein Wurm vor Schrecken und fing an, in sich zu gehen, so weit, als er hineinkonnte; dann stand er auf und entschloß sich, diese Nacht noch das ärgerliche

Leben im väterlichen Hause zu verlassen und sich in die Einöde zurückzuziehen. Er setzte den Messallinus Cotta und die Eudoxia Rinbeckia zu Erben ein unter der Bedingung, daß sie den gelehrten Tierkreis zu Tode füttern oder hungern sollten; dies Testament endigte er mit dem Bekenntnis, daß er für gewiß erfahren habe, wie er der Sohn des Messallinus Cotta sei und sich jetzt wegen ärgerlichem Lebenswandel zurückziehe. Vor Tagesanbruch brach der gute Obrist von Bärnhäuter auf und zog sich unter beständigem tapfern Gefecht mit den heftigsten ihn bestürmenden Leidenschaften tief in die unzugänglichste Waldeinsamkeit zurück. Kaum hatte er dort ein wenig verschnauft, als er erkannte, daß dies die Gegend sei, wo er einst den edlen Bären St. Galli erschossen und den bösen Bund geschlossen; er faßte den Entschluß, hier zu bleiben, und als er bereits anfing, sich eine Hütte zu bauen, siehe da, da kam der Bär St. Galli mit seiner Haut dahermarschiert, sie umarmten sich herzlich. „Ich will hier ein Einsiedler werden", sprach der Bärnhäuter. „Und ich will hier, wo du mich erschossen, begraben werden", sprach der Bär; „sieh, wir wollen uns einander helfen, grabe mir ein Loch, so will ich dir Holz zu deiner Hütte zusammentragen, Holz tragen kann ich ganz prächtig, das habe ich einst St. Gallo auch getan." Nun grub der gute Bärnhäuter sehr emsig, und der Bär schleppte das Holz herbei. Als es Abend war, sprach der Bär: „Nun, mein Freund, will ich mich hineinlegen, ich verzeihe dir deinen Mord an mir von Herzen, denn dadurch bin ich nicht unter die gelehrte Tiergesellschaft gekommen, sondern werde jetzt als ein Stern an den Himmel versetzt; zum Beweise unsrer innigen Versöhnung laß uns Kleider wechseln, ich gebe dir die Bärnhaut zurück, gib mir deine Husarenuniform mit ins Grab; auch sage ich dir, daß du in Jahr und Tag, so dir geschehen ist, wie mir geschah, zu deinen Brüdern nach Warteinweil kommen wirst." Nun wechselten sie die Kleider, und der treffliche Obrist bestattete seinen Freund in der schönen Husarenuniform zur Erde; da er ihn eingescharrt hatte und mit Tränen benetzt, fuhr ein Glanz nieder und wieder auf, es war die erste Sternschnuppe, und sieh da, das Gestirn des Kleinen Bärs schimmerte über dem Hügel. Der gute Obrist warf die

Aus der „Zeitung für Einsiedler“ vom 25. Juni 1808.

Bärenhaut um, eine wunderbare Fröhlichkeit entzückte ihn, und er tanzte auf dem Hügel seines Freundes, wozu die Nachtigall sang nach der Melodie:

„Da droben auf dem Hügel,
Wo die Nachtigall singt,
Da tanzt der Einsiedel,
Daß die Kutt' in die Höh' springt."

Messallinus Cotta und Eudoxia Rinbeckia fanden das Testament, und er erinnerte sich jetzt seines Sohnes, der in Kaiser Siegmunds Feldschlacht geblieben war, er schickte ihm überall Steckbriefe nach, aber umsonst. Leider verschwanden die Schätze, sobald der Teufel erfahren hatte, daß der Bärnhäuter seinen Bund gebrochen. Den Tierkreis hatte Messallinus auf dem Hals, er begann nun, um ihn zu benutzen, eine Zeitschrift, welches die erste war, unter dem Namen: „Der süße, breite Gänsefuß" (wird im Vierundzwanzig-Guldenfuß bezahlt[1]), sie erhielt allen gemeinen Beifall, und obschon Messallinus Cotta um die Schätze des Bärnhäuters gekommen war, so hielt er als ein trefflicher, edler Uneigennutz die Verpflichtung, die Animalia scribacia tot zu füttern oder zu hungern, treulich.

Sie schrieben und hungerten sich an dem „Gänsefuß" nach und nach zu Tode, aber Messallinus Cotta zog sich immer neue unter dem Präsidium der Füchse nach, und so hatte der „Gänsefuß" Bestand. Einstens machte Eudoxia Rinbeckia* mit dem Tierkreis eine Wallfahrt nach einem Einsiedler, von dem sie gehört, und den sie in Verdacht hatte, es könne der verlorne Bruder sein, und sie fanden ihn und lasen ihm den „Süßen, breiten Gänsefuß" vor, aber er widerstand ihren Lockungen, in das väterliche Haus zurückzukehren, trat doch als beständiger Mitarbeiter dem „Süßen, breiten Gänsefuß" bei. Sie verließ ihn, um ihn nie wiederzusehen; denn nachdem sein Ruf sich weit und breit aus-

* Kuzbutzia soll Merkeliam und Rinbeckiam mit der Moskowitischen Lazarettkrankheit angesteckt haben, deren Hauptsymptom ein Bart mit einer eisernen Stirn ist.

1 Eine früher übliche Bezeichnung des Münzfußes. Sie rührt von der 24-Zahl der Gulden her, die auf eine Mark Feinsilber gingen.

gedehnt, als er großen Anhang erhalten und die Bärnhäuter die Welt anfüllten, aber gänzlich ohne Bärenhaut herumzogen und seine Statuten profanierten, schoß er sich mit einer großen Hollunderbüchse, welche in seinem Garten gewachsen, tot. Ruhig zog er nun vor den papiernen Kalenderhimmel, St. Peter wollte ihm aber nicht glauben wegen der Lüge mit dem Hasenherz, und so brachte ihn dann der Kleine Bär nach Warteinweil in der Landsknechte Himmel, den er zu aller Bärnhäuter Himmel erhob und ihm den Namen des Großen Bären gab.

Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix und von dem traurigen Tode seines Kindes Gaston.

Geschrieben um das Jahr 1389—1391.

Einleitung des Herausgebers.

Mit den folgenden Geschichten kommt Brentano der Übersetzer zu Worte. Der Leser, dem es nicht gesagt würde, und der es nicht schon wüßte, mag sich dessen kaum bewußt werden über der vollkommen ungezwungenen, glatten, rührend einfältigen, treuherzigen, einen unendlich feinen lyrischen Duft ausstrahlenden Sprache, deren Fluß durch kein Wehr gehemmt wird, noch über Schnellen dahinpoltert. Dieses völlige Gleichmaß der Sprache, ihren durchweg festgehaltenen chronikalen Ton wird man noch mehr bestaunen, wenn man, das altfranzösische Original vergleichend, bemerkt, mit welcher Treue, oft bis ins kleinste, sich Brentano an seine fremdsprachige Vorlage gebunden hat. Wo er einmal abweicht, tut er es überwiegend deshalb, um Bestandteile, die sich in dem Rahmen der ausgewählten Kapitel — der schönsten seiner Vorlage — als überflüssig oder fremdartig ausnehmen, auszuschalten. Seine Übersetzung kann eben in dieser Verbindung von Worttreue und Wahrung des mittelalterlich-kindlichen Charakters schlechthin als ein Muster gelten. Der Übersetzer bewährt seine ganze feinsinnige Stilkunst.

Die Vorlage ist die große Chronik von Jean Froissart (1338 bis 1405?) aus Valenciennes, ein für die französische, englische, niederländische, spanisch-portugiesische Geschichte der Zeit von 1326—1400 gleich wichtiges Geschichtswerk und besonders genußreich zu lesen, weil sein Verfasser einmal ein phantasiereicher Dichter war und zum andern die Fülle seines Stoffes nicht aus Büchern zusammenschrieb, sondern sie sich zur Hauptsache aus eigener Erinnerung, eigener Beobachtung und persönlich eingeholten Berichten aus dem Munde beteiligt Gewesener erwarb. Um sie zu sammeln und um zu sehen und zu erleben, was er in Lebensfrische darstellen wollte, durchwanderte er die weiten Länder, von denen seine Chronik erzählt, zu wiederholten Malen, ver-

weilte dabei an manchen Plätzen, wie z. B. am Hofe Herzog Wenzels von Luxemburg und Brabant, jahrelang, ohne indes seiner Lust am Erleben und Wandern je ganz Herr werden zu können. So hebt denn auch ein Abschnitt an: „En ce temps que j'emprins à faire mon chemin de aller vers le conte de Fois" — es ist Gaston III., der wegen seiner Schönheit Phöbus genannte mächtige Graf von Fois und Vicomte von Bearn (1331—91).

Brentano, Arnim, Savigny, die Grimms, Bettina, die Günderode waren die ersten Deutschen, die an Froissarts Werk Genuß empfanden. Arnim und Brentano zögerten auch nicht lange, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen „Herodot des Mittelalters" zu lenken. Brentano gab mit seinen Stücken in der „Trösteinsamkeit" (1808), Arnim gleichzeitig mit seiner Geschichte von Olivier Clisson in seinem „Wintergarten" Proben aus ihm bekannt, jener durch seine treue Wiedergabe allein zum Original einladend, dieser freier gestaltend, dafür aber mit lautem Lobe seines Chronisten.

I. Von einem starken Mann.

Zur Zeit, als ich meinen Weg zu dem Grafen von Foix nahm, kam ich in die gute und schöne Stadt Paumiers[1], und hier verweilte ich, um Gesellschaft zu finden, die nach dem Lande Bearn[2] gehe. Da fand ich in diesen Tagen durch Zufall einen Edelmann des Grafen von Foix, der aus Avignon zurückkam; man nannte ihn Messire Espaing du Lion, er war ein tapfrer Mann, ein kluger und schöner Ritter, und konnte er damals in dem Alter von fünfzig Jahren sein. Ich begab mich in seine Gesellschaft, und waren wir sechs Tage unterwegs, bis wir nach Ortais zu dem Grafen kamen. Indem wir so durchs Land ritten, wenn der genannte Edelmann sein Morgengebet vollendet hatte, vergnügte er sich den größten Teil des Tages damit, sich allerlei Neuigkeiten aus Frankreich von mir erzählen zu lassen, und antwortete er mir auch sehr ausführlich, wenn ich ihn um dieses oder jenes fragte. Nachdem er mir alles, was Merkwürdiges hie und da vorgefallen, so wie wir an den Orten vorbeiritten, erzählt hatte, und auch von dem Kampf, den Bourg d'Espaigne, ein sehr starker Mann und Waffenbruder des Grafen Gaston, gegen die vom Schloß Lourde[3] gestritten, kamen wir auf die Stelle, wo in dieser Fehde zwei Anführer, der Mangant de Lourde und Ernaulton Bisecte, sich einander erschlagen hatten, und war allda ein Kreuz von Stein zum Gedächtnis der Schlacht errichtet.

„Seht, das ist das Kreuz", sprach Messire Espaing du Lion, und somit stiegen wir ab und beteten jeder ein Paternoster und ein Ave für die Seelen der hier Erschlagenen. „Bei meiner Treue", sprach ich, als wir weiterritten, „ich habe Euch sehr gern

[1] Jetzt: Pamiers, Hauptstadt im südfranzösischen Departement Ariège, zu dem die ehemalige Grafschaft Foix gehört. — [2] Französische Landschaft am Fuße der Pyrenäen. — [3] Das durch seine Grotte berühmte Lourdes.

reden hören; aber heilige Maria, der Bourg d'Espaigne, ist er ein so starker Mann, wie Ihr mir gesagt?" — „Bei meiner Treu", sprach er, „ja, denn in ganz Gascognien mag man wohl seinesgleichens nicht finden an Stärke der Glieder, und darum hält ihn der Graf von Foix als seinen Gesellen. Und es sind nicht drei Jahr', daß ich ihn ein schön Stückchen habe treiben sehen, das ich Euch erzählen will.

„Es traf sich, daß auf einen Weihnachtstag der Graf von Foix sein großes und reiches Fest mit Rittern und Herrn hielt, wie er es in der Gewohnheit hat, und an diesem Tag war es sehr kalt. Der Graf hatte in seinem Saale gegessen, und mit ihm eine große Menge von Herrn; nach der Mahlzeit verließ er den Saal und begab sich in eine Galerie, nach welcher man eine breite Treppe von vierundzwanzig Staffeln steigen muß. In dieser Galerie ist ein Kamin, in welchem man gewöhnlich, wenn der Graf sich da aufhält, Feuer macht, und sonst nicht, und macht man da kleines Feuer, denn er sieht nicht gern großes Feuer. Dort ist es wohl der Ort, Holz zu haben, denn ganz Bearn ist voll Wald, und hat er wohl, womit heizen, wenn er will, aber kleines Feuer ist ihm gebräuchlich. Nun fror es sehr stark, und die Luft war sehr kalt; als er in die Galerie gekommen war, sah er das Feuer, und schien es ihm sehr klein, und sagte er den Rittern, die da waren: ‚Seht, so kleines Feuer für diese Kälte.' Ernaulton d'Espagne stieg sogleich die Treppe hinunter, denn durch die Fenster der Galerie, welche auf den Hof sahen, erblickte er da eine Menge Esel mit Holz beladen, die aus dem Wald für den Hofdienst kamen. Er kam in den Hof und nahm den größten dieser Esel, ganz mit Holz beladen, auf seinen Nacken sehr leicht und trug ihn die Treppe hinauf und machte sich Platz durch die Menge der Ritter und Edelleute, die vor dem Kamin standen, und warf das Holz und den Esel, die Füße in die Höh', in das Kamin auf den Brand, worüber der Graf von Foix große Freude hatte und alle, die da waren; und verwunderten sie sich über die Stärke des Ritters, wie er ganz allein sich so schwer aufgeladen und damit so viele Staffeln gestiegen war." Viele Freude und Ergötzung machten mir die Erzählungen des Messire Espagne du Lion, und schien mir der Weg dadurch nur allzu kurz.

Sooft ich ihn aber fragte, woher es doch komme, daß ein so herrlicher Mann als der Graf von Foix keinen rechtmäßigen Sohn habe, und warum seine Gemahlin nicht bei ihm lebe, oder um die Art, auf welche sein einziger Sohn gestorben, suchte der Ritter auszuweichen und verschob es stets auf den andern Tag. Als wir uns nun den letzten Abend der Stadt Morlaix[1] näherten, sprach ich zu ihm: „Ihr habet mir viel erzählt, wovon ich nie etwas gehöret, und weil ich es weiß, so werde ich es zum ewigen Gedächtnis niederschreiben, so Gott will, daß ich zu meinem Lande zurückkehre. Aber noch um eines möchte ich Euch gerne fragen, wenn Ihr es nicht vor übel nehmt, nämlich durch welchen Zufall der Sohn des Grafen von Foix gestorben ist." Da ward der Ritter nachdenklich und sprach: „Die Art seines Todes ist zu traurig, und will ich Euch nicht davon reden, und wenn Ihr nach Ortais kommt, so werdet Ihr wohl jemand finden, der es Euch erzählt." Ich tröstete mich bis dahin, und so ritten wir weiter und kamen zum Nachtlager in die Stadt Morlaix.

II. Von dem Grafen von Foix.

Den andern Tag kamen wir gen Sonnenuntergang nach Ortais, der Ritter stieg bei seiner Wohnung ab und ich in dem Hause „Zu dem Mond" bei einem Stallmeister des Grafen, der sich Arnauton du Pin nannte und mich sehr freudig aufnahm darum, daß ich ein Franzose war. Messire Espaing du Lion ging auf das Schloß und sprach dem Grafen von seinen Geschäften, den er in seiner Galerie fand; denn zu dieser Stunde ein wenig vorher hatte er zu Mittag gegessen, und die Gewohnheit des Grafen von Foix ist oder war damals so, und hatte er es immer also von Kindheit an gehalten, daß er gen Mittag aufstand und um Mitternacht zu Nacht aß. Der Ritter sagte ihm, daß ich gekommen sei. Es ward sogleich nach mir geschickt, denn es war oder ist wohl kein Herr auf der Welt, der lieber Fremde sähe oder Neuigkeiten hörte, als er.

Als er mich sah, ließ er mir gar wohl anrichten und behielt

[1] Morlaix.

mich auf seinem Schloß, wo ich mehr als zwölf Wochen blieb und mein Pferd wohl versorgt, ich auch mit allen andern Dingen trefflich versehen war. Die Annäherung von ihm zu mir war für diesmal, daß ich ein Buch mit mir gebracht hatte, welches ich auf Begehren zur Betrachtung Venzeslaus von Böheim, Herzogen von Luxemburg und Brabant, gemacht habe, und sind in diesem Buche, das „Der Meliador“[1] heißt, alle die Lieder, Balladen, Rondeaus[2] und Virelais[2] enthalten, die jener kunstreiche Herzog zu seiner Zeit gemacht und meinen Erfindungen darüber einmischen lassen. Dieses Buch sah der Graf von Foix sehr gern, und alle Nacht nach dem Abendtisch las ich ihm daraus vor; aber während ich las, durfte keiner weder mit ihm sprechen noch ein Wort sagen, denn er wollte, daß ich wohl verstanden würde, und hatte er auch ein großes Vergnügen, alles deutlich zu vernehmen, und wenn auch irgendeine Sache vorkam, auf welche er einging, sprach er sehr gern mit mir darüber, nicht in seinem Gascognischen, sondern in gutem und schönem Französisch. Nun will ich einiges von seinem Wesen und seinem Schlosse erinnern, denn ich war lang genug dorten, um manches davon wissen zu können.

Der Graf Gaston von Foix, von welchem ich rede, war zu dieser Zeit ohngefähr 59 Jahr' alt, und ich sage euch: habe ich zu meiner Zeit gleich viele Ritter, Könige und Prinzen gesehen, so ist mir doch keiner vorgekommen, der von so schönen Gliedern, von so schöner Gestalt, noch von so schönem Wuchs, fröhlichem Angesicht, blutvoll und lachend war. Er hatte grünlichte Augen, die sahen gar liebreich dahin, wo er seinen Blick hinzuwerfen beliebte. In allem war er so vollkommen, daß man ihn nicht genug loben konnte; er liebte, was er lieben, und haßte, was er hassen sollte. Ein kluger Ritter war er und von hohem Unternehmen und voll guten Rats. Nie hatte er einen Zweifelmütigen um sich, er war ein ernster Mann in der Regierung, er betete stehend täglich eine Nocturne des Psalters, eine Hora von Unsrer Lieben Frau, von dem Heiligen Geist, von dem Kreuz und die Vigilia mortis. Alle Tage ließ er fünf Gulden kleiner Münze zu Gottes

[1] „Meliador“, ein Roman Froissarts. — [2] Namen altfranzösischer Gedichtgattungen.

Lohn und Almosen an seiner Türe jeglichen Armen verteilen. Er war prächtig und höflich in Gaben und wußte sehr wohl zu nehmen, wo es sich gehörte, und zu geben ebenso. Er liebte die Hunde über alle Tiere und ergötzte sich in den Feldern sommers und winters gerne mit der Jagd.

Nie liebte er tolle Verschwendung noch tolle Pracht und wollte alle Monat wissen, was aus dem Seinigen geworden sei. Er nahm aus seinem Land, um die Einnahme zu empfangen und seiner Leute Sold zu ordnen, ansehnliche Männer, und zwar deren zwölfe, und von zwei Monat zu zwei Monat ward er von zweien aus ihnen in seiner Einnahme bedient, die dann mit zwei andern in dem Geschäfte wechselten. Aus seinem vertrautesten Mann machte er seinen Gegenrechner; dieser nahm von den andern alle Rechnungen auf und legte dieselben schriftlich dem Grafen wieder ab. In seiner Stube hatte er gewisse Kasten, aus welchen er manchmal Geld nehmen ließ, um es den Edelleuten, Herrn oder Hofdienern, zu geben, die zu ihm kommen; denn nie verließ ihn jemand ohne ein Geschenk, und stets vermehrte er seinen Schatz, um die Zufälle und Schicksale ruhig erwarten zu können, deren er sich vermutete. Er war herablassend und zugänglich jedermann und redete freundlich und liebreich mit allen; kurz war er in seinen Entschlüssen und Antworten. Er hatte vier geistliche Geheimschreiber, Briefe zu schreiben und zu beantworten, und wenn es ihm beliebte, daß diese vier Schreiber sich fertig hielten, sobald er aus seinem Gemache heraustrat, rief er weder Jean noch Gauthier noch Guillaume, sondern wenn man ihm Briefe brachte und er sie angenommen, rief er sie nur Malmesert (Dienmirschlecht), entweder zum Schreiben oder für alles andre, was er ihnen befahl. Also, wie ich euch sage, lebte der Graf von Foix.

Und wenn er aus seiner Stube um Mitternacht in seinen Saal zum Nachtmahl kam, so trugen zwölf Diener zwölf brennende Fackeln vor ihm her, und diese zwölf Fackeln blieben um seinen Tisch herum, welches in dem Saal eine große Helle verursachte. Dieser Saal war angefüllt mit Rittern und Hofleuten, und stets waren eine Menge Tische gedeckt, zu essen für die, die essen wollten. Keiner sprach zu ihm während der Tafel, wenn

er ihn nicht darum anredete. Er aß gewöhnlich eine Menge Geflügel und besonders die Flügel und Schenkel allein, und den übrigen Tag aß er und trank er wenig. Große Freude empfing er an den Tönen der Harfenschläger, denn er verstand sich wohl darauf. Gern ließ er seine Schreiber Lieder, Rondeaus und Virelais singen; er saß zu Tische ohngefähr zwei Stunden, auch sah er gern allerlei wunderbare Zwischenspiele[1] und schickte sie, sobald er sie gesehen, zu den Tischen der Ritter und Hofdiener. Kurz, an so vielen Höfen von Königen, Herzogen, Prinzen, Grafen und hohen Damen ich auch war, gefiel es mir nirgend so wohl, und fand ich nirgend ritterliche Sitte so wohl bestehend. Man sah in dem Gemache, in dem Saal und Hof Ritter und Ehrendiener auf und ab wandeln, und hörte man sie von Waffen und Liebe sprechen, und alle Ehre ward darin gefunden. Was nur irgend Neues in einem Land oder Königreich vorgefallen, mochte man da wohl vernehmen, denn von überall trafen hier der Würde des Herrns wegen die Nachrichten ein. Da hörte ich den größten Teil aller Kriegshandlungen aus Spanien, Portugal, Arragon, Navarra, England, Schottland und von den Grenzen Languedocs; denn während meinem Aufenthalt sah ich da Boten und Ritter von allen Nationen anlangen, die mich gern unterrichteten, wie auch der Graf selbst, der mir oft davon sprach. Sehr gern hätte ich gefragt, da ich den Hof des Grafen so prächtig und im Überflusse fand, was aus Gaston, seinem Sohn, geworden, und wie er gestorben sei — denn Messire Espaing du Lion hatte es mir nicht sagen wollen —, und erhielt endlich, daß ein alter Hofmann, ein sehr ansehnlicher Mann, mir es sagte. Er begann auch seine Erzählung folgendermaßen:

III. Von dem traurigen Tode des Kindes von Foix.

Es ist wahr, daß der Graf von Foix und Madame de Foix, seine Gemahlin, nicht wohl einverstanden sind, noch es je lange gewesen, und rührt das Mißverständnis unter ihnen von dem König von Navarra her, welcher der Bruder dieser Dame war;

[1] Zwischen die Gänge nach mittelalterlichem höfischen Gebrauch eingelegte Schauspiele.

denn dieser wollte den Seigneur d'Albret, den der Graf von Foix gefangenhielt, um die Summe von 50000 Franken auslösen. Der Graf, welcher den König von Navarra als falsch und hinterlistig kannte, wollte ihm diese Summe nicht borgen, worüber die Gräfin sehr unwillig gegen ihren Gemahl wurde, und sagte sie zu ihm: „Mein Herr und Gemahl, Ihr traget wenige Achtung zu meinem Herrn Bruder, wenn Ihr ihm nicht 50000 Livres borgen wollt, auch wißt Ihr, daß Ihr mir mein Witwengeld von 50000 Franken anweisen und sie zu den Händen meines Herrn Bruders stellen müßt, also könnet Ihr nie übel bezahlt werden." — „Ihr sagt die Wahrheit", sprach er; „aber wenn ich sorgte, der König von Navarra solle die Zahlung verschieben, nie würde mir der Sire d'Albret von Ortais wegkommen, bis ich zu dem letzten Heller bezahlt wäre. Doch weil Ihr mich darum bittet, so will ich es tun, nicht aus Liebe zu Euch, sondern aus Liebe zu meinem Sohn."

Auf dieses sein Wort und das Handschreiben des Königs von Navarra, der sich für ihn verschuldete, ward Sire d'Albret frei, verheiratete sich mit der Schwester des Herzogs von Bourbon und bezahlte dem König von Navarra die 50000 Livres, für die er sich verpflichtet hatte. Aber dieser schickte sie keineswegs dem Grafen; da sagte der Graf zu seiner Gemahlin: „Bei Gott, Ihr müßt nach Navarra zu Eurem Bruder gehn und ihm sagen, daß ich sehr unzufrieden mit ihm bin, wenn er mir nicht sendet, was er mir schuldig ist." Die Dame antwortete, daß sie sehr gern gehen würde, und reiste von dem Grafen mit den Ihrigen ab und kam nach Pampeluna[1] zu ihrem Bruder, der sie fröhlich empfing. Da sie aber bei dem König nichts ausrichten konnte, wagte sie es auch nicht, zurückzukehren, denn sie kannte die wilde Gesinnung ihres Gemahls, wenn er irgendeinen Unmut gefaßt. So blieb es.

Gaston, der Sohn meines Herrn, wuchs heran und ward ein schönes Kind, und wurde er mit der Tochter des Grafen d'Armagnac versprochen. Der Jüngling mochte fünfzehn bis sechszehn Jahre haben, aber er war ein sehr schöner Ritter und

[1] Ehemals Hauptstadt von Navarra, heute Pamplona.

sah an allen Gliedern seinem Vater ähnlich. Ihm kam der Wunsch, nach Navarra zu gehen, seine Mutter und Oheim zu besuchen; das war wohl zum Unglück seiner und dieses Landes. Man bewirtete ihn wohl in Navarra, und blieb er eine Zeitlang mit seiner Mutter, dann nahm er Abschied, konnte sie aber mit keiner Rede bewegen, ihn nach Foix zu begleiten; denn als sie ihn fragte, ob sein Vater ihm aufgetragen, sie zurückzubringen, mußte er ihr wohl sagen, daß davon keine Rede gewesen sei. Also blieb sie zurück, und er begab sich nach Pampeluna, sich seinem Onkel zu empfehlen. Der König hielt ihn sehr gut über zehn Tage lang und machte ihm und seinen Leuten schöne Geschenke. Das letzte Geschenk aber, das der König von Navarra ihm machte, das war der Tod des Kindes, und nun hört, wie und warum.

Als die Zeit kam, daß er abreise, nahm ihn der König in seine Stube allein und gab ihm ein Beutelchen voll Pulver, und es war keine lebendige Kreatur, die nicht von dem Anrühren oder Essen dieses Pulvers ohne alle Hülfe hätte sterben müssen. „Gaston", sagte der König, „schöner Neffe, Ihr sollt tun, was ich Euch sage. Ihr seht, wie der Graf von Foix mit Unrecht Eure Mutter, meine Schwester, höchlich haßt, was mir sehr mißfällt, und das muß es Euch auch tun. Vor allem, um die Sache gutzumachen, und daß Eure Mutter sich wieder wohl mit Eurem Vater befinde, so müsset Ihr eine Messerspitze dieses Pulvers bei Gelegenheit auf das Fleisch, welches Euer Vater ißt, streuen, aber hütet Euch, daß Euch niemand sehe, und sobald er davon gegessen, wird er kein anderes Verlangen haben, als Eure Mutter, seine Gattin, bei sich zu sehen, und werden sie sich sodann dermaßen lieben, daß sie sich nie mehr trennen wollen. Alles das müßt Ihr nun sehr wünschen, aber hütet Euch, nur irgend jemand etwas davon zu vertrauen, sonst kommt Ihr um Euren Anschlag." Das Kind, welches alles glaubte, was der König, sein Onkel, ihm gesagt, antwortete und sprach: „Gar gern."

Nun verließ er Pampeluna und kam nach Ortais zurück. Der Graf, sein Vater, empfing ihn freudig, fragte ihn um Neuigkeiten aus Navarra und um Geschenke und Kleinodien, die man ihm gegeben. Dieser sagte: „Sehr viel' schöne Geschenke" und

zeigte sie ihm alle, außer dem Beutlein, worin das Pulver war. Nun war es aber in dem Schlosse von Foix gewöhnlich, daß Gaston und Ivain, sein natürlicher Bruder, in einer Stube schliefen, und liebten sie sich, wie junge Brüder es tun, und kleideten sie sich in die nämlichen Wämser und Kleider, denn sie waren ohngefähr von einer Größe und einem Alter, und kam es, daß sich einstens, wie bei Kindern wohl geschieht, ihre Kleider vermischten, und die Jacke des Gaston kam auf Ivains Bett, und dieser, der schlau genug war, fühlte das Pulver in dem Beutlein und fragte Gaston: „Was ist das, das du immer auf deiner Brust trägst?" Gaston ward dieser Worte nicht froh und sprach: „Ivain, gib mir meinen Wams wieder, du hast nichts mit ihm zu tun." Ivain warf ihm seinen Wams zu, Gaston legte ihn an und war den ganzen Tag nachdenklicher als je.

Nun traf es sich drei Tage nachher, da Gott der Herr den Grafen von Foix retten und behüten wollte, daß Gaston sich über seinen Bruder im Ballspiel erzürnte und ihm einen Backenstreich gab. Der Knabe, darüber erbittert, trat ganz weinend in die Stube seines Vaters und fand ihn zur Stunde, da er eben die Messe gehört hatte. Da der Graf ihn weinen sah, sprach er: „Ivain, was fehlt dir?" — „Daß sich Gott erbarm', mein Herr", sagte er, „Gaston hat mich geschlagen, aber es ist wohl ebensoviel oder wohl mehr an ihm zu schlagen als an mir." — „Warum?" sprach der Graf, der sogleich in den Verdacht einging. „Mein Treu", sagt er, „Herr, seitdem er von Navarra zurückgekommen, trägt er stets auf seiner Brust ein Beutlein ganz voll Pulver, aber ich weiß nicht, wozu man's braucht, oder was er mit machen will, nur, daß er mir ein- oder zweimal gesagt, seine Frau Mutter werde bald wieder in Eurer Gnade stehen und viel höher, als sie jemals darin gestanden." — „Ha", sagte der Graf von Foix, „schweig still und hüte dich wohl, irgendeinem lebendigen Menschen hievon weiter ein Wort zu sagen!" — „Mein Herr", sagte das Kind, „das will ich gern tun."

Nun ward der Graf von Foix ganz nachdenklich und bedeckte sein Haupt bis zur Stunde des Mittagsmahls und wusch sich und setzte sich wie an den andern Tagen in seinen Saal zur Tafel; Gaston, sein Sohn, hatte das Amt, ihn mit allen seinen

Gerichten zu bedienen und all' seine Fleischspeisen vor ihm zu kosten; sobald er seine erste Schüssel vor den Grafen gesetzt und getan hatte, was er sollte, warf der Graf, seiner Sache ganz versichert, seine Augen auf ihn, da sah er die Quasten des Beutleins an der Jacke seines Sohnes, sein Blut ward erregt, und sprach er: „Gaston, tritt näher, ich will dir etwas ins Ohr sagen." Das Kind näherte sich zu dem Tisch, nun öffnete ihm der Graf den Busen, tat seine Jacke auseinander, nahm sein Messer und schnitt ihm das Beutlein ab. Das Kind war ganz erschrocken und gab keinen Laut von sich, aber ward gar bleich unter seinen Augen vor Furcht und begann sehr stark zu zittern, denn es fühlte sich schuldig. Der Graf öffnete das Beutlein und streute ein wenig des Pulvers auf ein Stück Brot, rief einen Hund und gab es ihm zu fressen; sobald der Hund den ersten Bissen verschluckt, verdrehte er die Augen und starb. Als der Graf dies gesehen, ward er gar erzürnt und hatte wohl Ursach', und stand vom Tisch auf, nahm sein Messer und wollte es nach seinem Sohne werfen, aber die Ritter und Hofdiener sprangen ihm in den Weg und sprachen: „Herr, um Gottes willen übereilt Euch nicht und unterrichtet Euch zuvor von der Sache, ehe Ihr Eurem Sohne Übels tut!" Und das erste Wort, was der Graf sagte, sprach er in seiner gascognischen Mundart: „Ha, Gaston Verräter, um dich und um dein Erbe zu vergrößern, habe ich Krieg gehabt und Haß gegen den König von Frankreich, von England, von Spanien, von Navarra und von Arragon, und gegen sie habe ich mich gut gehalten und tapfer, und du willst mich nun ermorden, das kommt dir aus verfluchtem Blut und aus böser Natur, wisse, darum sollst du sterben, nun, nun!" Da sprang er über den Tisch mit dem Messer in der Hand und wollte ihn töten, aber die Ritter und Hofdiener warfen sich ihm zu Füßen und weinten vor ihm und sagten: „Ach, unser Herr, um Gottes willen tötet nicht Gaston! Ihr würdet kein Kind mehr haben, laßt ihn gefangensetzen und unterrichtet Euch von der Sache, denn vielleicht wußte er nicht, was er trug, und hat keine Schuld an dieser Schandtat."

„Nun dann", sagte der Graf, „setzt mir ihn in den Turm und bewacht ihn so, daß Ihr mir für ihn gutsteht!" Da ward

das Kind von Stund' an in den Turm gesetzt. Der Graf ließ nun eine Menge von jenen, die seinen Sohn bedienten, gefangennehmen, aber er fing sie nicht alle, denn viele entflohen; so auch ist der Bischof de Lescalle noch außer Lands, der mit im Verdacht stand, wie andre mehr. Aber er ließ ihrer wohl an fünfzehn sehr schrecklich ermorden; die Ursache davon war, daß sie seines Kindes Heimlichkeit hätten wissen und ihm hätten sagen sollen: „Unser Herr Gaston trägt ein Beutlein auf seiner Brust, der und der Art"; aber davon taten sie nichts, und darum starben sie schrecklich, und es war wohl ein Jammer um mehrere dieser Hofleute, denn in ganz Gascognien waren keine so wohl versehen, als diese es gewesen, denn immer war der Graf von Foix von guter Dienerschaft umgeben.

Gar sehr nahm sich der Graf diese Sache zu Herzen und zeigte es wohl; denn er ließ eines Tages alle Edelleute und alle Prälaten von Foix und Bearn und alle ansehnliche Leute dieses Landes zusammenrufen gen Ortais, und als sie gekommen waren, erklärte er ihnen, warum er sie gerufen, und wie er seinen Sohn in solcher Schuld und so großem Verbrechen befunden habe, daß es sein Entschluß sei, daß er sterbe, und daß er den Tod verdienet. Alles Volk antwortete auf diese Rede einstimmig: „Herr, haltet uns zu Gnaden, wir wollen nicht, daß Gaston sterbe, er ist Euer Erbe, und Ihr habt keinen mehr!" Als der Graf sein Volk für seinen Sohn bitten hörte, bezähmte er sich ein wenig und entschloß sich, ihn mit Gefängnis zu strafen; er wollte ihn zwei oder drei Monate innehalten und ihn dann auf zwei oder drei Jahre irgend auf Reisen schicken, bis daß er seine Tat vergessen und das Kind zu besserem Verstand und heller Einsicht gekommen sei. So gab er seinem Volk den Abschied, aber die aus der Grafschaft von Foix wollten nicht eher aus Ortais ziehen, bis der Graf ihnen verspreche, daß Gaston nicht sterben würde; also liebten sie das Kind. Da er ihnen dieses zugesagt, verließen diese Leute aller Art die Stadt, und blieb Gaston zu Ortais gefangen.

Diese Sache verbreitete sich an mehreren Orten und auch nach Avignon, wo damals sich Papst Gregor XI. aufhielt. Er schickte sogleich den Kardinal von Amiens als Legat nach Bearn,

aber dieser war kaum nach Bessières gekommen, als er die Nachricht erhielt, daß es ihm nicht not tue, nach Bearn zu gehen, denn Gaston, der Sohn des Grafen von Foix, sei tot. Nun will ich Euch sagen, wie er gestorben ist, weil ich nun einmal schon so viel davon geredet. Der Graf hielt ihn in einem Gemach des Turms von Ortais gefangen, wo wenig Licht hineinfiel, und war er da zehn Tage. Wenig trank er und aß er, denn er wollte nicht, soviel Speise und Trank man ihm auch täglich brachte, und wenn das Fleisch kam, so schob er es beiseite und wollte es nicht essen, und einige wollen sagen, daß man alle die Speisen, die man ihm gebracht, unversehrt gefunden, und es sei ein Wunder, wie er so lang habe leben können, aus vielerlei Ursachen. Der Graf ließ ihn dort ohne irgendeine Wache, die bei ihm in der Stube gewesen wäre und ihm geraten und ihn getröstet hätte, und blieb das Kind stets in denselben Kleidern, wie er hineingekommen, und so ward er gar traurig und tiefsinnig, denn er war das nicht gewohnt. Auch verfluchte er die Stunde, in der er empfangen und geboren worden, um zu solchem Ende zu kommen.

Den Tag seines Todes brachten die, welche ihn bedienten, ihm das Fleisch und sagten: „Gaston, sehet, hier ist Fleisch für Euch.“ Gaston achtete nicht darauf und sprach: „Stellet es hin!“ Da sah der Diener in dem Gefängnis alle das Fleisch, welches er ihm in den vorigen Tagen gebracht, hie und da versteckt; darum schloß er die Stube und kam vor den Grafen von Foix und sprach: „Herr, um Gottes willen gebt acht auf Euren Sohn, denn er verhungert sich in dem Gefängnis, wo er liegt, und glaube ich, daß er noch nicht gegessen, seit er darinnen, denn ich habe alles, was ich ihm noch gebracht, beiseite geworfen gefunden.“ Über diese Rede erzürnte der Graf und ging, ohne ein Wort zu sagen, aus der Stube und kam zu dem Gefängnis, wo sein Sohn lag, und hatte zum Unglück ein kleines Messerlein in der Hand, womit er sich seine Nägel schnitt und reinigte; er ließ die Türe des Gefängnisses öffnen und kam zu seinem Sohn und hielt die Klinge des Messers so nahe an der Spitze, daß er nicht mehr als die Dicke eines Silbergroschen davon außer den Fingern hervorstehen hatte. Zum Unglück,

als er diese kleine Spitze in den Hals seines Sohnes stieß, verletzte er ihm ich weiß nicht was für eine Ader und sagte: „Ha, Verräter, warum ißt du nicht?“ Und hierauf begab sich der Graf sogleich hinweg, ohne weiter etwas zu sagen und zu tun, und kehrte in seine Stube zurück.

Das Kind war erschrocken und erschüttert durch die Ankunft seines Vaters, auch war er gar schwach durch Fasten, und da er die Spitze des Messers sah oder fühlte, die ihn, so klein sie auch war, in den Hals verwundete (aber es war in eine Ader), so wendete er sich zur Seite und starb da; der Graf war kaum zu seiner Stube zurückgekehrt, als ihm der Diener seines Sohnes die Nachricht brachte und ihm sagte: „Mein Herr, Gaston ist tot!“ — „Tot?“ sagte der Graf. — „So wahr als Gott lebt, Herr!“ Der Graf wollte es nicht glauben und sendete einen seiner Edelleute hin, der an seiner Seite war; der Ritter kam zurück und sagte, daß er wirklich tot sei. Da ward nun der Graf von Foix höchlich erschüttert und bejammerte seinen Sohn gar sehr und sagte: „Ha, Gaston, welch elend Geschick ist hier dir und mir; zu böser Stunde gingst du nach Navarra, deine Mutter zu sehn. Nie mehr werde ich solche Fröhlichkeit empfinden, als ich sonst wohl empfangen.“ Dann ließ er seinen Bader kommen und ließ sich sein Haar abscheren und kleidete sich in Schwarz und alle die seines Hauses, und ward der Leichnam des Kindes unter Tränen und Geschrei zu den Minoritenbrüdern zu Ortais getragen und dort begraben. Und so wie ich Euch von dem Tod erzählt habe, so hat Gaston de Foix durch seinen Vater den Tod erlitten, aber der König von Navarra hat ihn ermordet!

Die traurige Geschichte von dem Tode dieses Sohnes des Grafen zu hören, zog ich mir sehr zu Herzen, und beklagte ich ihn gar sehr aus Liebe zu dem trefflichen Grafen, seinem Vater, den ich von so hoher Gesinnung, so edel, freigebig und höflich erfunden hatte, und auch aus Liebe zu dem Land, das durch den Mangel eines Erben sehr betrübet war, und nahm ich nun Abschied von diesem Edelmann und dankte ihm, daß er mir also gefällig die Sache erzählet habe.

IV. Von einem Nachtkämpfer und einem bezauberten Bären.

Noch oft sah ich den Edelmann, der mir solches erzählt, auf dem Schlosse von Foix, und einstens fragte ich ihn, warum doch Messire Pierre de Bearn, der mir ein gar tapferer und reicher Herr schien, nicht verheiratet sei. „Verheiratet ist er wohl", sprach er, „aber seine Frau und seine Kinder wohnen nicht bei ihm." — „Und warum das?" sprach ich da. „Das will ich Euch wohl erzählen", sagte der Edelmann. „Messire Pierre de Bearn hat die Gewohnheit, daß er nachts aus dem Schlaf erwacht, aufsteht, sich bewaffnet, seinen Degen zieht, um sich her kämpft, und man weiß nicht, gegen wen, was denn sehr sorglich[1] ist. Aber seine Diener, die in seiner Stube schlafen und ihn bewachen, springen dann auf, wenn sie ihn so fechten sehen, und sagen ihm, was er treibt. Er sagt dann aber zu ihnen, er wisse nichts davon, und sie seien Lügner. Manchmal ließ man ihm auch keine Waffen und Degen in seiner Stube, aber wenn er dann erwachte und sie nicht fand, führte er ein solches Getöse und Unwesen, daß man glauben sollte, alle höllischen Teufel wären bei ihm in der Stube. Drum läßt man sie ihm lieber und achtet auf ihn; wenn er dann sich bewaffnet und wieder entwaffnet hat, legt er sich wieder zu Bett." — „Heilige Maria", sagte ich, „woher mag wohl solche Phantasie dem Messire Pierre kommen, daß er nachts aufsteht und solch Gefechte hält? Das sind sehr wunderbare Sachen." — „Meiner Treu", sagte der Hofmann, „man hat ihn oft darum befragt, aber er weiß nicht zu sagen, woher ihm das kommt. Die erste Nacht, als man es ihm bemerkte, folgte auf einen Tag, an welchem er in einem Wald in Biscayen einen wunderbar großen Bär gejagt hatte. Dieser Bär hatte vier seiner Hunde getötet und noch mehrere verwundet, so daß die übrigen nicht an ihn wollten. Da nahm Messire einen Degen von Bourdeaux[2], den er trug, und machte sich, sehr erzürnt seiner getöteten Hunde wegen, an den Bären, stritt da in großer Leibesgefahr lange mit ihm und hatte große Not, bis er ihn erlegte. Endlich tötete

[1] Besorgniserweckend, bedenklich. — [2] Bordeaux war schon im Mittelalter durch seine Waffenindustrie berühmt.

er ihn und kehrte dann nach seinem Schloß Langue Deuton zurück, wohin er sich den erschlagenen Bären bringen ließ. Alle erstaunten über die Größe des Tiers und die Kühnheit des Ritters, mit der er ihn angefallen und erschlagen hatte. Als die Gräfin von Biscayen, seine Gemahlin, den Bären sah, fiel sie in eine Ohnmacht und bezeigte großen Schmerz darüber. Sie wurde von ihren Leuten aufgehoben und nach ihrer Stube gebracht und war diesen Tag und die folgende Nacht und dann den ganzen folgenden Tag gar trostlos und wollte nicht sagen, was ihr fehlte. Den dritten Tag sprach sie zu ihrem Gemahl: ‚Mein Herr, ich werde niemals wieder gesund werden, ehe ich nicht nach St. Jakob gewallfahrtet bin; gebet mir Urlaub, dahin zu gehen, und daß ich Pierre, meinen Sohn, und Andrienne, meine Tochter, mit mir nehme; ich begehre es von Euch.‘ Messire Pierre erlaubte es ihr sehr gern und ließ sie ihren ganzen Schatz, ihr Gold, ihr Silber und ihre Juwelen mitnehmen; denn er wußte wohl, daß sie nicht wiederkehren würde, dessen man sich doch sonst nicht versah. Die Dame vollbrachte ihre Reise und Wallfahrt und nahm sodann Gelegenheit, ihren Vetter, den König von Kastilien, und die Königin zu besuchen; da empfing man sie sehr wohl, und ist sie noch dort, will auch nicht zurückkehren noch ihre Kinder zurückschicken, und ich muß Euch sagen, daß in derselben Nacht, vor welcher er den Bären gejagt und getötet, er sich erhoben und ihm zum erstenmal diese wunderbare Phantasie angestoßen ist; und will man wissen, daß die Dame das wohl vorausgewußt habe, sobald als sie den Bären gesehen, welchen ihr Herr Vater schon einmal gejagt hatte, dem damals auf der Jagd eine Stimme zugerufen: ‚Du jagst mich, und ich will dir doch kein Übels, aber du sollst darum sterben eines bösen Tods.‘ Da hatte dann die Dame sich daran erinnert, als sie den Bären sah, und auch der Rede ihres Vaters, und gedachte sie wohl daran, wie der König Dom Pedro ihn unschuldig hatte enthaupten lassen, und darum sank sie in Ohnmacht vor ihrem Gemahl und behauptet noch immer, daß es ihm noch wunderbar ergehen werde, ehe er sterbe, und daß das alles nichts sei, was ihm auch jetzt geschehe, gegen das, was noch kommen werde. Und so habe ich Euch denn von dem Messire Pierre de Bearn

erzählt", sagte der Hofmann, „wie Ihr begehrt habt, und ist die Sache wahrhaft, denn so ist sie geschehen, und was haltet Ihr davon?" Ich, der ich ganz nachdenklich über die wunderbare Geschichte geworden war, sprach: „Ich glaube das gar wohl, denn wir finden in der Schrift, daß die Götter und Göttinnen vor alten Zeiten nach ihrem Vergnügen die Männer in Tiere und Vögel verwandelten, und so machten sie's auch mit den Weibern. Es kann gar wohl sein, daß dieser Bär ein Ritter gewesen, der einstens in den biscayischen Wäldern gejagt — er beleidigte vielleicht einen Gott oder eine Göttin zu seiner Zeit, warum er in einen Bären verwandelt wurde — und nun da seine Buße tat, so wie Aktäon[1] in einen Hirsch verwandelt wurde." — „Aktäon?" antwortete der Hofmann, „lieber Meister, erzählt mir davon, und ich will Euch gern zuhören"; da erzählte ich ihm die Geschichte von Aktäon und sagte hierauf: „So kann es auch mit jenem Bären gewesen sein, und hat die Dame vielleicht noch was ganz anders erwartet und wußte, was sie damals nicht sagte; darum muß man sie für entschuldigt halten." Da sprach der Hofmann: „Das kann alles wohl sein", und somit beschlossen wir unsre Erzählung.

V. Von dem Geist Orthon, einem schnellen Zeitungsboten.

Sehr wunderbar und nachdenklich ist eine Sache — und ich werde, solange ich lebe, sie nicht vergessen —, welche mir ein Hofmann erzählte, der mir auch die unglückliche Schlacht bei Juberoth[2] erzählt hatte; es ist ganz wahr, wie er mir sagte, daß den Tag nach dieser Schlacht der Graf von Foix schon darum wußte, und war ich höchlich erstaunt, wie das möglich sei, und den ganzen Sonntag und den Montag und den folgenden Dienstag war er auf seinem Schloß zu Ortais so still und betrübt, daß man kein Wort aus ihm bringen konnte; auch wollte er in diesen drei

[1] Griechischer Heros, Enkel des Kadmos, wurde, weil er die Göttin Artemis im Bade belauscht oder — nach anderer Wendung der Sage — sich mit seinen Jagdtaten gebrüstet hatte, von der erzürnten Jagdgöttin in einen Hirsch verwandelt und von seinen eigenen Hunden zerfleischt. — [2] Juberot, heute Aljubarröta, portugiesisches Dorf, bei dem Johann I., 1385—1433 König von Portugal, im Juli 1385 den kastilischen König besiegte; damit errang er Portugals Unabhängigkeit.

Tagen seine Stube nicht verlassen noch mit einem Ritter oder Hofdiener sprechen, so vertraut er ihm auch gewesen sei, und ließ er deren welche zu sich kommen, aber redete nicht mit ihnen. Den Dienstag abend ließ er seinen Bruder Arnauld Guillaume rufen und sagte ihm ganz leise: „Unsre Leute haben zu schaffen gehabt, worüber ich gar traurig bin, denn dieser Heerzug ist ihnen so bekommen, wie ich es ihnen bei der Abreise wohl vorhergesagt habe.“ Arnauld Guillaume, der ein sehr kluger Mann ist und die Art und Beschaffenheit seines Bruders wohl kannte, schwieg ein wenig, und der Graf, der seinen Mut aufheitern wollte — denn nur gar zu lang hatte er seinen Verdruß mit sich herumgetragen —, nahm das Wort von neuem und sprach lauter als vorher: „Bei Gott, Messire Arnauld, so ist es, wie ich Euch gesagt, und werden wir bald Nachricht davon hören. Aber niemals noch hat das Land Bearn seit hundert Jahren an einem Tag so viel verloren als diesmal in Portugal.“ Mehrere Ritter und Hofdiener, die zugegen waren und diese Rede des Grafen hörten, getrauten sich nicht zu sprechen und machten ihre Anmerkungen im stillen darüber. Zehn Tage nachher hörte man die Wahrheit wohl von denen, die dabeigewesen waren, und die gern jedem erzählten, der es hören wollte, wie es zu Juberoth hergegangen war. Da erneute sich die Trauer des Grafen und aller derer, welche dabei ihre Brüder, Anverwandte, Kinder oder Freunde verloren hatten.

„Heilige Maria“, sagte ich zu dem Hofmann, der mir die Geschichte erzählte, „aber wie ist es nur möglich, daß der Graf von Foix eine solche Nachricht so schnell wissen oder erraten kann, als von heut auf morgen?“ — „Meiner Treu“, sagte er, „er wußte es wohl, wie es sich zeigt.“ — „So muß er denn ein Wahrsager sein“, sagte ich, „oder er hat Boten, die auf dem Wind reiten, oder er hat irgendeine Kunst.“ Der Hofmann lachte und sagte: „Wahrscheinlich muß er es durch irgend Zauberei erfahren, aber wir wissen eigentlich hierzuland nicht, wie er es macht, und haben darüber nur eine Vermutung.“ Da sagt' ich zu dem Hofmann: „Und diese Vermutung, wollt Ihr mir sie wohl sagen? Und wenn es eine Sache ist zum Verschweigen, so will ich sie wohl verschweigen und niemals, solang ich auf

der Welt oder in diesem Land bin, den Mund darüber auftun." — „Ich bitte Euch drum", sagte der Hofmann, „denn ich wollte nicht gern, daß man es wüßte, wie Ihr es von mir erfahren; doch spricht man wohl unter seinen Freunden davon." Nun zog er mich in einen Winkel der Kapelle im Schloß Ortais und begann seine Erzählung folgendermaßen:

„Es sind wohl ohngefähr zwanzig Jahre, daß in diesem Lande ein Baron lebte, der sich Raymond Seigneur de Corasse nannte; Corasse, damit Ihr mich recht versteht, ist eine Stadt, sieben Stunden von dieser Stadt Ortais; der Seigneur de Corasse hatte damals einen Prozeß zu Avignon vor dem Papst, wegen der Zehnden der Kirche in seiner Stadt, gegen einen Pfaffen von Castellogne, der sehr reich fundiert war. Dieser klagte, daß er ein groß Recht auf die Zehnden von Corasse habe, die wohl eine Einnahme von hundert Gulden betrugen, und das Recht, das er darauf hatte, zeigte und bewies er. Denn durch ein letztes Urteil vor dem ganzen Konsistorium verdammte der Papst Urban V. den Baron und entschied für den Pfaffen. Dieser nahm eine Abschrift des Urteils und ritt so schnell als möglich nach Bearn, zeigte seine Bullen und Briefe und ließ sich kraft derselben in Besitz des Zehenden setzen. Der Baron, der sich wohl der Geschäfte des Pfaffen vermutete, ging ihm entgegen und sagte zu ihm: ‚Meister Peter oder Meister Martin', wie er dann hieß, ‚denkt Ihr dann, daß ich durch Eure Briefe mein Erbe verlieren soll? So viel Mut traue ich Euch wohl nicht zu, daß Ihr irgendeine Sache nehmet oder aufhebt, die mein ist, und tut Ihr es, so komm' ich Euch ans Leben; drum geht und suchet anderswo Gefälle; ich sage Euch einmal für allemal: Von meinem Erbe werdet Ihr nichts kriegen.'

„Der Pfaffe hütete sich vor dem Ritter, denn er war grausam, und bestund nicht weiter darauf. Doch entschloß er sich, nach Avignon zurückzukehren, und kam vor seiner Abreise zu dem Seigneur de Corasse und sprach: ‚Mit Eurer Gewalt und nicht mit Recht nehmet Ihr mir die Gerechtigkeiten meiner Kirche, wodurch Ihr Euch in Eurem Gewissen schwer versündiget; ich bin in diesem Lande nicht so stark als Ihr, aber wißt, daß ich Euch, so bald als möglich, einen solchen Gesellen schicken

will, den Ihr mehr fürchten sollet als mich.' Der Sire de Corasse gab nichts auf seine Drohungen und sprach: ‚Geh mit Gott, geh, mache, was du kannst, ich fürchte dich mehr tot als lebendig, und um deine Reden werde ich mein Erbe nicht verlieren.' So reiste der Pfaffe ab und vergaß nicht, was er versprochen hatte. Denn als der Ritter am wenigsten dran dachte, ohngefähr drei Monate nachher, in seinem Schloß zu Corasse, wo er in seinem Bett neben seiner Gemahlin schlief, ließen sich unsichtbare Gäste spüren, welche alles, was sich in dem Schlosse befand, umzuwenden anfingen, und schien es, als wollten sie alles zusammenschlagen, und gaben sie solche Schläge an die Kammertüre des Herrn, daß die Dame, die darin schlief, höchlich erschrocken war. Der Ritter hörte das alles recht gut, aber er wollte kein Wort davon sagen, um nicht den Mut eines furchtsamen Menschen zu zeigen. Auch war er mutig genug, jegliches Abenteuer abzuwarten. Dieser Lärm und Unruh' dauerte in verschiedenen Teilen des Schlosses eine ziemliche Zeit und hörten denn auf.

„Den folgenden Morgen kamen alle Diener des Schlosses zusammen und begaben sich zu dem Herrn, als er aufgestanden war, und fragten ihn: ‚Herr, habet Ihr nicht gehöret, was wir heut nacht gehört haben?' Er verstellte sich und sagte: ‚Nein, was habt Ihr dann gehört?' Da erzählten sie ihm, wie es die ganze Nacht im Schlosse gelärmt, alles umgekehrt und in der Küche alles Geschirr zerbrochen habe. Er lachte und sagte, es sei ein Traum und nichts als der Wind gewesen. ‚Um Gottes willen', sprach die Dame, ‚ich hab' es wohl gehört.' In der folgenden Nacht machten es die Ruhestörer noch ärger als vorher und schlugen dermaßen an die Türe und Fenster vor des Herrn Stube, daß der Ritter aus dem Bett sprang und sich nicht enthalten konnte, zu fragen: ‚Wer ist es, der also zu dieser Stunde an meine Stube anpocht?' Da antwortete es ihm sogleich: ‚Ich bin's.' — ‚Und wer schickt dich', sagte der Ritter, ‚hierher zu mir?' — ‚Mich schickt der Pfaffe von Castellogne, dem du groß Unrecht getan und ihm das Seinige entzogen, auch werde ich dich nicht eher in Ruh' lassen, bis du ihm alles wiederersetzet.' — ‚Wie heißt du denn, daß du ein so guter Bote bist?' —

‚Man heißt mich Orthon.‘ — ‚Orthon‘, sagte der Ritter, ‚der Dienst eines Pfaffen taugt dir nicht, wenn du mir glauben willst, er wird dich gewaltig plagen, ich bitte dich, lasse ihn laufen und diene mir, ich werde dir es gar wohl gedenken.‘

„Orthon hatte sich bald entschlossen, denn er hatte sich in den Ritter verliebet, und sagte: ‚Wollt Ihr das?‘ — ‚Ja‘, sagte der Ritter, ‚aber du darfst niemand von nun an Leides zufügen.‘ — ‚Ei bewahre‘, sagte Orthon, ‚auch vermag ich niemand Übels zu tun als nur, daß ich die Leute aufwecke und im Schlaf turbiere.‘ — ‚Tue nur, was ich dir sage‘, sprach der Edelmann, ‚wir wollen uns gut zusammen stehen, und laß den bösen Pfaffen laufen, bei dem du nichts holen kannst als Müh' und Arbeit.‘ — ‚Weil du es dann willst‘, sagte Orthon, ‚ich bin es zufrieden.‘ Da verliebte sich dieser Orthon dermaßen in den Seigneur de Corasse, daß er ihn sehr oft nachts besuchte, und wenn er ihn schlafend fand, so zupfte er ihn am Kopfkissen oder schlug an das Fenster und die Tür mit großen Schlägen. Der Ritter, welcher erwachte, sprach zu ihm: ‚Orthon, laß mich schlafen!‘ — ‚Nein‘, sagte Orthon, ‚ich muß dir erst was Neues erzählen.‘ Da hatte die Gemahlin des Ritters solche Furcht, daß ihr alle Haare zu Berge standen, und wickelte sie sich in ihre Decke. Da fragte ihn der Ritter: ‚Was hast du dann gutes Neues, Orthon?‘ Orthon sagte: ‚Ich komme von England, oder von Ungarn, oder irgendeinem andern Ort, gestern bin ich da weggereist, und dieses und jenes ist allda geschehen.‘ So wußte der Sire de Corasse durch Orthon alles, was auf der Welt geschah.

„Und blieb er wohl fünf Jahre in diesem sträflichen Umgang, konnte es auch nicht verschweigen und entdeckte sich dem Grafen de Foix folgendermaßen: Das erste Jahr traf er den Grafen zu Ortais oder anderswo und sagte ihm da, dieses oder jenes sei in England oder Schottland oder sonstwo geschehen. Der Graf, der nachher erfuhr, daß es wahr gewesen, drang ihm einstens sein Geheimnis ab. Da war der Graf sehr froh und sagte zu ihm: ‚Sire de Corasse, haltet ihn ja lieb, ich wollte gar gern einen solchen Boten haben. Er kostet Euch nichts, und Ihr erfahret alles wahrhaftig, was geschieht.‘ Der Ritter sprach: ‚Herr, so will ich tun.‘ Ich weiß nicht, ob Orthon mehr als

einen Meister hatte, aber er erschien dem Ritter nur alle Woche zwei- oder dreimal, und dieser schrieb die Neuigkeiten dem Grafen. Einstens sprach dieser zu dem Seigneur de Corasse: ‚Habet Ihr noch niemals Euren Diener gesehen?' — ‚Meiner Treu, niemals, habe es auch nicht begehrt.' — ‚Das wundert mich', sagt der Graf, ‚und stünde er so gut mit mir als Euch, so hätte ich ihn längst gebeten, sich mir zu zeigen; auch bitte ich Euch, bemüht Euch drum, ihn zu sehen, und erzählt mir, wie er gestaltet ist. Ihr habt mir auch gesagt, daß er so gut Gascognisch spricht als ich und Ihr.' — ‚Das ist die Wahrheit', sagte der Ritter, ‚und weil Ihr es wünscht, will ich mich bemühen, ihn zu sehen.' Nun befand er sich die Nacht wie sonst in dem Bette neben seiner Gattin, die, schon gewohnt, den Orthon zu hören, sich nicht mehr fürchtete. Dann kam Orthon und zupfte am Kopfkissen des Ritters, der fest schlief. ‚Wer ist da?' fragte er, erwachend. ‚Ich bin's', sagte Orthon. ‚Und wo kommst du her?' — ‚Von Prag in Böhmen.' — ‚Wie weit ist das wohl?' — ‚Sechszig Tagreisen', sagte Orthon. ‚Und du bist so geschwind gekommen?' — ‚Ei ja doch, ich gehe so schnell als der Wind und wohl noch schneller.' — ‚Bist du geflügelt?' — ‚Nicht doch', sagte er. ‚Wie kannst du denn so schnelle fliegen?' Orthon antwortete: ‚Was kümmert Euch das zu wissen?' — ‚Das kümmert mich wohl', sagte der Ritter, ‚denn ich möchte gar zu gern sehen, wie du gestaltet bist, und wie du aussiehst.' Orthon antwortete: ‚Was kümmert Euch das, es zu wissen? Seid zufrieden, wenn Ihr mich hört und ich Euch allerlei Neuigkeiten bringe.' — ‚Bei Gott, ich würde dich viel mehr lieben, wenn ich dich gesehen hätte', sagte Corasse. Orthon antwortete: ‚Wenn Ihr es denn wollt: die erste Sache, die Ihr morgen sehen werdet, wenn Ihr aufsteht, das bin ich.' — ‚Das ist gut', sagte Corasse, ‚nun gehe, es ist genug für heute nacht.'

„Als der Morgen kam, stand er auf, seine Gemahlin aber hatte solche Furcht, daß sie die Kranke machte und sagte, sie werde heut nicht aus dem Bette aufstehn. Der Ritter wollte aber, sie sollte aufstehn. ‚Sire', sagte sie, ‚ich werde Orthon sehen, ich will ihn nicht sehen, so Gott will, auch niemals antreffen.' Da sagte der Sire de Corasse: ‚Ich will ihn gar gern

sehen.' Da sprang er ganz lustig aus dem Bette und setzte sich auf den Rand und dachte, wie er nun Orthon in seiner eigentlichen Gestalt sehen werde. Aber er sah gar nichts, wobei er hätte sagen können: ‚Sieh da, Orthon!' Der Tag ging herum, und die Nacht kam; als der Ritter in seinem Bett lag, kam Orthon und sprach wie gewöhnlich. ‚Geh', sagte der Ritter, ‚du bist ein Lügner, du solltest dich mir zeigen, und du hast es nicht getan.' — ‚Nein', sagte er, ‚ich habe es getan.' — ‚Du hast es nicht getan.' — ‚Und saht Ihr nicht', sagte Orthon, ‚als Ihr aufstandet, etwas?' Und der Ritter dachte ein wenig nach und sagte dann: ‚Ja, als ich auf meinem Bett saß und an dich gedachte, sah ich zwei Ratzen auf dem Boden, die sich miteinander drehten und spielten.' — ‚Das war ich', sagte Orthon, ‚diese Gestalt hatte ich angenommen.' — ‚Das ist mir aber nicht genug', sagte der Ritter, ‚und ich bitte dich, nimm eine solche Gestalt an, in der ich dich sehen und kennen kann.' Orthon sagte: ‚Gebet acht, Ihr werdet mich verlieren, denn Ihr treibt es zu weit mit mir.' — ‚Du wirst nicht von mir gehen', sagte Corasse; ‚wenn ich dich einmal gesehen, würde ich dich nicht wiedersehen wollen.' Orthon sagte ihm da: ‚Gib morgen acht; was du zuerst siehst, wenn du die Stube verläßt, das bin ich.' — ‚Gut', erwiderte der Ritter, ‚ich gebe dir Urlaub, ich will jetzt schlafen.' Orthon verließ ihn.

„Den andern Morgen stand der Ritter auf, kleidete sich an, verließ die Stube und ging auf einen Platz, der in den Hof sah; da warf er seine Augen hinab, und das erste, was er erblickte, war die größte Sau, die er jemals gesehen, aber sie war dabei so mager, daß man nichts als Haut und Knochen an ihr sah, und hatte sie lange, hängende und gefleckte Ohren, ihr Rüssel war lang und spitzig und gar ausgehungert. Der Sire de Corasse verwunderte sich sehr über diese Sau, aber er sah sie nicht gern und befahl seinen Leuten: ‚Nun lasset die Hunde los, ich will, daß diese Sau getötet und gefressen werde.' Da eilten die Diener und öffneten die Hundeställe und hetzten sie auf die Sau, welche einen lauten Schrei tat und zu dem Sire de Corasse in die Höhe sah, der oben an einem Fenster stand, und nie sah man sie wieder, denn sie verschwand, und weiß niemand, was aus ihr geworden.

„Der Ritter begab sich wieder in seine Stube, ganz nachdenklich, denn er gedachte an Orthon. ‚Ich glaube, Orthon, meinen Diener, gesehen zu haben; es reut mich, daß ich meine Hunde auf ihn gehetzt. Es sollte mich sehr wundern, wenn ich ihn je wiedersähe, denn er hat mir oft gesagt, ich würde ihn verlieren, wenn ich ihn erzürnte.‘ Er sagte die Wahrheit. Nie kehrte er mehr in dem Schloß Corasse ein, und der Ritter starb ein Jahr darauf. Nun habe ich Euch von Orthon erzählt, der dem Sire de Corasse die Neuigkeiten brachte“, sagte der Hofmann. „Ja“, sprach ich, „aber ist der Graf von Foix auch von einem solchen Boten bedient?“ — „Meiner Treu“, sagte er, „das glauben viele Leute in dem Lande Bearn, denn er erfährt und weiß alles, was vorgeht, wenn man es sich am wenigsten versieht. So ist es auch mit den Nachrichten, die er von den zu Juberoth erschlagenen Rittern dieses Landes hatte. Diese Habe und der Ruf derselben bringt ihm manchen Nutzen, denn man verlöre hier nicht den Wert von einem goldenen oder silbernen Löffel, daß er es nicht gleich wüßte.“ Nun nahm ich Abschied von dem Hofmann und dankte ihm für seine Erzählung und ging in andre Gesellschaft, mit der ich mich vergnügte; doch aber prägte ich mir diese Geschichte, so, wie ich sie hier erzählt, fest in das Gedächtnis ein.

VI. Von dem wunderbaren Tod des herrlichen Grafen Gaston Phöbus von Foix 1391.

In dieser Zeit starb auch der edle und treffliche Graf von Foix, auf eine gar wundersame Weise; ich will euch sagen, wie: Es ist die Wahrheit, daß er vor allen Leibesübungen die Jagd und seine Hunde liebte, und mit diesen war er sehr wohl versehen, denn er hatte ihrer zu seinem Vergnügen mehr als sechshundert. Der Graf befand sich in Bearn, in der Mark von Ortais, und trieb und jagte in den Wäldern von Sanneterre auf dem Weg von Pampeluna, und hatte er den Tag, an dem er starb, den ganzen Morgen einen Bären gejagt, welcher endlich gefangen wurde. Da er den Fang angesehen und das Waidrecht vollzogen worden war, näherte sich der Mittag. Da fragte er

die, welche um ihn waren, wo man ihm die Tafel bereitet habe. Man antwortete: „Im Hospital Rion, zwei kleine Stunden von Ortais", und so war es auch. Sie ritten alle nach diesem Dorf. Der Graf und seine Leute stiegen an dem Schloß ab, dann begab er sich nach seiner Stube, welche er ganz mit frischem, jungem Laubwerk ausgeschmückt fand, und die umliegenden Säle waren alle mit grünen Zweigen umstellt, um Kühle und Wohlgeruch darin zu verbreiten; denn die Luft war draußen sehr drückend und schwül, wie sie es in dem Mai ist. Als er sich in dieser frischen Stube befand, sprach er: „Die kühlen grünen Maien tun mir gar wohl, denn der Tag ist sehr heiß", und da setzte er sich auf seinen Sitz und plauderte ein wenig mit dem Messire Espaing de Lion, und sprachen sie davon, welcher Hund am besten gejagt habe.

Während dieser Unterredung traten Messire Ivain, sein natürlicher Sohn, und Messire Pierre de Cabestan in die Stube, in welcher selbst die Tafeln schon gedeckt waren. Jetzt begehrte er das Wasser, um sich die Hände zu waschen, zwei Hofleute eilten darnach, Raymonnet Lane und Raymonnet de Compone, und Cayenton d'Espaigne nahm das silberne Waschbecken, und ein andrer Ritter, der sich Messire Thiebault nannte, nahm das Handtuch; er erhob sich von seinem Sessel und streckte die Hände aus zum Waschen; sobald das kalte Wasser auf seine Finger herabfiel, welche gar schön und gerade waren, erblaßte sein Gesicht, erbebte ihm das Herz, wankten seine Füße unter ihm, und sank er hin auf seinen Sessel, sagend: „Ich bin des Tods, Gott der Herr sei gelobt!" Er redete kein Wort mehr, aber er starb noch nicht gleich, sondern litt noch Not und letzte Kämpfe. Die Ritter, die um ihn standen, tief erschrocken, und sein Sohn nahmen ihn in ihre Arme gar freundlich und trugen ihn auf ein Bett und legten ihn nieder und deckten ihn zu und glaubten, es habe ihn nur eine Schwäche angewandelt. Die zwei Ritter aber, welche das Wasser gebracht hatten, damit man nicht sage, sie hätten ihn vergiftet, gingen zu dem Waschbecken und der Gießkanne und sprachen also: „Sehet hier das Wasser, in eurer Gegenwart haben wir es gekostet und wollen es von neuem vor euch kosten", und da taten sie es so oft, daß

alle mit ihnen zufrieden waren. Man gab ihm Brot und Wasser, Spezereien und alle stärkende Sachen in den Mund, und alles dieses half ihm nichts, denn in weniger als einer halben Stunde war er tot und gab seinen Geist auf gar sanft. Der gnädige Gott sei ihm barmherzig!

Ihr müßt wissen, daß alle Gegenwärtige sehr betrübt und erschrocken waren, und schlossen sie die Stube recht fest, damit die Leute im Schloß nicht so bald den Tod des edlen Grafen erfuhren. Die Ritter sahen den Messire Ivain, seinen Sohn, an, welcher weinte, jammerte und die Hände rang, und sagten zu ihm: „Ivain, es ist geschehen, Ihr habet Euren Vater und Herrn verloren, wir wissen wohl, daß er Euch über alles liebte; macht Euch fort, sitzt auf, reitet nach Ortais und setzt Euch in Besitz des Schlosses und Schatzes, der darin, ehe ein andrer Euch zuvorkömmt und die Sache bekannt wird!" Messire Ivain verbeugte sich auf diese Rede und sagte: „Meine Herrn, große Liebe und Freundschaft erzeigt ihr mir, die ich euch noch zu belohnen hoffe; aber gebt mir die wahren Merkzeichen meines Herrn Vaters, denn ohne diese werde ich nicht in das Schloß eingelassen werden." — „Ihr habt recht", antworteten sie, „nehmt dieselben!" Da nahm er die Merkzeichen, und waren sie ein Siegelring, den der Graf an seinem Finger trug, und ein Messer, dessen er sich öfters bei Tisch bediente; dieses waren die wahren Merkzeichen, und ohne sie zu sehen, hätte ihm der Vogt des Schlosses zu Ortais, der sie wohl kannte, nie die Pforten geöffnet.

Messire Ivain verließ das Hospital von Rion nur mit zwei Reutern und ritt so schnell, daß er nach Ortais kam, ehe man noch etwas von dem Tod des Grafen wußte. Er sprengte durch die Stadt, sagte niemand nichts, auch hatte niemand einen Verdacht auf ihn; so kam er auf das Schloß und rief den Burgvogt hervor. Dieser antwortete ihm: „Was beliebt Euch, Monsigneur Ivain, wo ist mein Herr Graf?" — „Er ist in dem Hospital", sagte der Ritter, „und schickt mich, einige Sachen zu holen, die in seiner Stube sind; dann werde ich wieder zu ihm zurückkehren, und damit du mir glaubst, siehe hier die Zeichen, seinen Siegelring und sein Handmesser!" Der Vogt öffnete ein Fenster und sah die Zeichen, denn er hatte sie schon

öfters gesehen; dann öffnete er das kleine Pförtchen des Tores, und sie ritten ein, und die Knechte versorgten die Pferde und führten sie in den Stall. Als Messire Ivain darinnen war, sagte er zum Vogt: „Schließe die Toren!" Als er sie geschlossen hatte, nahm Ivain ihm die Schlüssel ab und sprach: „Du bist des Tods." Der Vogt, ganz erschrocken, fragt ihn, warum. Dann sagte er: „Weil mein Vater verschieden ist und ich über den Schatz will, ehe ein andrer über denselben kömmt."

Der Vogt gehorchte, wie es ihm zukam, auch war es ihm lieber, dem Messire Ivain als einem andern zu gehorchen. Messire Ivain wußte wohl, wo der Schatz war, und begab sich dahin; er war in einem dicken Turm, in welchen man durch drei starke eiserne Türen mußte, welche man aber jede mit einem besondern Schlüssel zu öffnen hatte, ehe man hineinkonnte. Diese Schlüssel aber waren nicht so leicht zu finden, denn sie lagen in einem kleinen, ganz stählernen Koffer verschlossen, und dieser war wieder mit einem kleinen Stahlschlüssel geschlossen, welchen der Graf von Foix, wenn er verreiste, mit sich trug, und fand man ihn auf einem seidnen Wams hängen, den er über seinem Hemd trug, und wurde er erst gefunden, als Ivain bereits hinweg war. Die Ritter, welche den Leichnam des Grafen bewachten, wunderten sich sehr über diesen kleinen Schlüssel und konnten sich gar nicht denken, wozu er diente; da war aber der Kapellan des Grafen, Messire Nicole de l'Escalle[1], der um alle seine Geheimnisse wußte, und den er oft mitgenommen hatte, wenn er an seinen Schatz ging; der sprach, als er den Schlüssel sah: „Messire Ivain wird seine Mühe verlieren, denn ohne diesen Schlüssel kann er nicht an den Schatz, weil er einen kleinen Stahlkoffer mit allen andern Schlüsseln verschließt." Da waren die Ritter gar betrübt und baten den Kapellan, den Schlüssel dem Messire Ivain zu bringen, und er setzte sich zu Pferd und ritt nach Ortais. Messire Ivain war ganz betrübt in dem Schloß und suchte die Schlüssel überall und konnte sie nicht finden, auch wußte er nicht, wie er die eisernen Türen aufbrechen sollte, da gar keine Instrumente dazu da waren.

[1] Derselbe Name und sein Träger wie S. 365 dieses Bandes, Z. 4.

VII. Die guten Männer von Ortais.

Währenddem wurde in Ortais, Gott weiß wodurch, ob durch Weiber oder durch Diener, die vom Hospital gekommen waren, bekannt, daß der Graf gestorben sei. Das war wohl eine harte Nachricht, denn sie liebten ihn alle sehr. Die ganze Stadt kam in Bewegung, die Bürger versammelten sich auf dem größten Platze der Stadt und unterredeten sich; da sprachen einige: „Wir haben Messire Ivain ganz allein nach dem Schlosse reiten sehn, und sah er wohl sehr erschrocken aus.“ Da antworteten die andern: „Gewiß muß etwas vorgefallen sein, denn nie ritt er allein vor seinem Herrn Vater her.“ Als die Männer von Ortais sich so versammelt hatten und auf dem Markt miteinander redeten, seht, da ritt ihnen der Kapellan grad in die Hände. Die umringten ihn und sagten: „Messire Nicole, wie geht's mit unserm Herrn? Man hat uns gesagt, er sei gestorben; ist es wahr?“ — „Behüte Gott“, sagte der Kapellan, „aber er ist gar sehr krank, und ich komme nur, um ihm etwas zurechtmachen zu lassen, was ihm sehr gesund sein wird, und dann will ich wieder zu ihm.“ Mit diesen Worten machte er, daß er davonkam, ritt auf das Schloß und ruhte nicht, bis er drinnen war.

Da war Ivain gar froh, daß er die Schlüssel hatte. Nun will ich euch aber sagen, was die Männer von Ortais taten. Sie machten sich allerlei Gedanken über den Grafen und sprachen untereinander: „Nun ist's bereits Nacht, und wir haben noch gar keine sichere Nachricht von unserm Herrn, und ist Ivain mit dem Kapellan, der um alle Geheimnisse des Herrn weiß, in dem Schloß; laßt uns diese Nacht das Schloß bewahren, morgen werden wir mehr hören, wir wollen heimlich nach dem Hospital schicken, um zu hören, wie's steht; denn wir wissen wohl, daß der größte Teil des Schatzes auf dem Schloß ist, und würde er gestohlen, so machte uns das große Schande und brächte uns gar in Schaden; drum dürfen wir diese Sache nicht übersehen.“ — „Das ist die Wahrheit“, sprachen die andern; da hielten sie Rat, und seht, sogleich werden alle Männer von Ortais geweckt, und gehn sie alle nach dem Schloß, und schicken sie die

Ersten der Stadt an alle Pforten zur Wache, und waren sie da die ganze Nacht bis zum Morgen. Ach, da hörte man die Wahrheit von seinem Tod, da konnte man wohl großes Wehklagen, Schreien und Trauern von allen Leuten, Frauen und Kindern in der guten Stadt Ortais hören, denn sie hatten ihn alle sehr lieb. Da verstärkte man die Wache, und alle Männer der Stadt waren auf dem Platz vor dem Schloß unter den Waffen. Als Messire Ivain dieses in dem Schloß sah, sprach er zu dem Kapellan: „Messire Nicole, mein Anschlag geht verloren, ich werde hier nicht herauskönnen, denn die Männer von Ortais wissen um die Sache und bewachen das ganze Schloß. Ich werde wohl gute Worte geben müssen.“ Da sprach der Kapellan: „Redet mit ihnen, denn nur mit guten Worten könnt Ihr hier noch etwas ausrichten.“ Messire Ivain begab sich also in einen Turm, aus dessen Fenster er mit den Leuten gut reden konnte. Da öffnete er ein Fenster und redete mit den ansehnlichsten Leuten der Stadt ganz laut: „Ihr guten Männer von Ortais, ich weiß wohl, warum ihr versammelt seid; nun aber bitte ich euch, haltet mir es nicht vor übel, um der Liebe willen, die mein seliger Herr Vater für mich trug, daß ich mich vor jedem andern in den Besitz des Schlosses und Schatzes zu setzen gesucht. Ich will damit nichts als alles Gutes. Nun aber ist er nach Gottes Willen gestorben, ohne irgendeine Einrichtung zu treffen, mich, wie er doch gewollt, in sein Erbe einzusetzen, und hat er mich unter euch, unter denen ich herangewachsen, als einen armen Ritter, den natürlichen Sohn des Grafen von Foix, zurückgelassen, wenn ihr mir nicht helft und ratet. Achtet darauf um Gottes willen und aus Mitleid, ihr tut damit ein Almosen, und will ich euch das Schloß öffnen, und mögt ihr hereinkommen; denn gegen euch will ich es nicht halten noch verschließen.“

Da antworten die besten Männer von der Stadt also: „Messire Ivain, Eure Rede gefällt uns wohl, wir wollen mit Euch halten und wollen das Schloß und die Güter, die darinnen sind, auch bewachen helfen; und sollte der Vicomte de Castillon, Euer Vetter, welcher der Erbe des Landes zu Bearn ist, herankommen und sich in Besitz des Schatzes setzen wollen, so wollen wir wohl wissen, mit welchem Recht, und wollen Euer und Mes-

sire Gracien, Euers Bruders, Recht wohl beachten, und alles dieses beteuren wir und wollen es Euch aufrichtig halten." Mit dieser Antwort war Messire Ivain sehr wohl zufrieden, und tat er die Tore des Schlosses auf, und gingen die Männer von Ortais hinein, soviel ihr wollten. Man stellte da genug und gute Wachen hin. An diesem Tag ward der Leichnam des Grafen von Foix nach Ortais gebracht und in einen Sarg gelegt. Alle Männer, Frauen und Kinder von Ortais gingen ihm unter bittern Tränen entgegen, gedenkend seiner Stärke, seines edeln Lebens, seiner mächtigen Regierung, seines Verstands, seiner Tapferkeit und großen Freigebigkeit. Vor allem aber des Friedens, dessen sie unter diesem trefflichen Herrn genossen hatten. Denn weder Franzosen noch Engländer hatten es gewagt, ihn zu erzürnen. Da sprachen sie also: „Ach Gaston, schöner Sohn, warum hast du je deinen Vater erzürnt; wärst du uns geblieben, der so schön und in so großem Beginnen war, du wärst uns ein großer Trost geblieben, aber wir haben dich allzu jung verloren, und dein Vater hat uns zu früh verlassen. Er war ein Mann erst von 63 Jahren, das ist kein groß Alter für einen solchen Fürsten, der einen so starken Willen hatte und alles, was er begehrte. Land von Bearn, trostlos und verwaist, ohne einen edlen Erben, was wird immer aus dir werden? So trefflichen und edlen Herrn wirst du nie wieder gewinnen!"

Unter solchen Klagen und Tränen ward der Leichnam von sieben Edelleuten durch die Stadt getragen, ihm folgten sechszig Ritter, welche sich aus dem Lande versammelt hatten, und trug man ihn, wie ich euch sage, mit entblößtem Angesicht nach der Barfüßerkirche. Da ward er einbalsamiert und in einem bleiernen Sarge bis zu seiner feierlichen Bestattung bewahrt, und brannten Tag und Nacht vierundzwanzig große Wachsfackeln um den Leichnam, die wurden abwechselnd von achtundvierzig Dienern getragen.

An dem Tag der Bestattung des herrlichen Grafen Gaston de Foix, des letzten dieses Namens, welche in der Stadt Ortais in der Barfüßerkirche in dem Jahr unsers Herrn 1391 den 12ten Oktober an einem Montag gehalten wurde, war viel Volk aus dem Lande Bearn und sonstwoher, Baronen, Ritter, Prälaten

und drei Bischöffe in Ortais. Der Bischof de Palmes[1] las das Totenamt, da brannten eine Menge Lichter, und alles war sehr prächtig angeordnet, und hielten während der Messe vor dem Altar vier Ritter vier Fahnen mit den Wappen von Foix und Bearn. Die erste hielt Messire Raymond du Chatelneuf, die zweite Messire Espaing du Lion, die dritte Messire Pierre Degmer, die vierte Messire Menauld de Novalles. Den Degen hielt Messire Roger d'Espagne. Den Schild trug der Vicomte de Bruniquel. Den Helm trug der Sire de Valentin, das Pferd führte der Sire de Corasse. Die ganze Bestattung wurde prächtig nach Landesgebrauch vollzogen, und wurde nach der Messe der Leichnam aus dem Sarge genommen, in gutes neues Wachstuch eingewickelt und vor den großen Altar des Chores bei den Barfüßern beerdigt. Des Seinen ist nichts mehr, Gott verzeihe ihm!

[1] Pamiers. Vgl. S. 355 dieses Bandes, Anm. 1

Vermischte Prosastücke.

Einleitung des Herausgebers.

Wie die „Wehmüller" und „Die drei Nüsse", so bilden auch die folgenden Stücke eine Reihe Brentanoscher Beiträge zu Gubitz' Zeitschrift „Der Gesellschafter", die jahrelang ein sehr angesehener und beliebter Treffpunkt der norddeutschen literarischen Welt war. Obgleich die folgende Reihe gegen bisherige Aufstellungen um mehrere Glieder vermehrt worden ist, wohl auch alle wertvolleren darbietet — ganz ist damit Brentanos Anteil an dieser Zeitschrift dann nicht erschöpft, wenn wir der im Reklameteil für das Dezemberheft 1819 stehenden Bemerkung, der erste halbe Jahrgang von 1819 enthalte Beiträge auch von Clemens Brentano, aufs Wort glauben sollen; vielleicht sind ihm auch zwei mit „C." oder „Cl." unterzeichnete kleine Stücke, eine Anekdote und eine Notiz über den heiligen Martin, zuzuweisen.

Wie vom Dichter bei den meisten Stücken selbst bemerkt wird, handelt es sich zum Teil um Erneuerungen von Sachen früherer Jahrhunderte. Das scheint der erste Blick zu lehren, und beispielsweise für die Schwabenlegende, die in veränderter Gestalt schon im „Bärnhäuter" zu lesen war, selbst auch für einzelne der „Hausssprüche", konnte die Herkunft festgestellt werden. Mit diesen Erneuerungen verfolgt Brentano pädagogische Ziele. Andere Stücke sind ganz sein Eigentum: sofort springt der belehrende Gehalt um in Satire, der jedoch die frühere Schärfe fehlt; sie tritt im Predigttone auf. Der merkwürdige Traum des Berliner Domküsters wird von Brentano selbst literargeschichtlich fixiert, doch ließ sich aus seiner Anmerkung kein gangbarer Weg zur Nachforschung gewinnen; zumal bei der entscheidend wichtigen Person des Dichters scheiterte sie von vornherein in der Frage der Existenz eines Poeten dieses Namens; der bekannte Dichter Bartholomäus Ringwaldt scheidet schon deshalb aus, weil er 1599 bereits tot war. Vielleicht daß in dem bisher unerreichbaren

„Band von 74 Schriften, die Brandenburgische Geschichte betreffend", der aus Brentanos Bücherei 1819 verkauft wurde, die wahre Quelle stand. An eine Mystifizierung des Lesers möchte man nicht recht glauben.

Alle Beiträge sind vom Dichter mit „Clemens", „Brentano" oder „Clemens Brentano" unterzeichnet bis auf die humorvoll-satirischen Bemerkungen „Aus einem geplünderten Postfelleisen". Während man mit vollem Rechte die beiden ersten Briefe Brentano zuwies und in seine „Gesammelten Schriften" aufnahm, mußte erst eine Nachprüfung auch Brief 3 und 4 für ihn wiedergewinnen. Hierzu veranlaßte nicht nur die gleiche Überschrift des um ein Jahr später abgedruckten zweiten Stückes und die für beide Teile gleiche Technik, das Wiederauftauchen des Predigers Stuhlbaum und des Motivs vom rosenroten Kirchenanstrich, sondern auch innerste Gründe berechtigten, ja zwangen dazu: der ganze echte Ton Brentanoscher Satire und Brentanoscher Witzelei, seine Ironie, die ihm eigene spaßhafte Situationszeichnung; ebenso aber der Inhalt der Satire, der Spott über altdeutschen Rausch und altdeutsche Röcke (vgl. sein Vorwort zur „Chronika"), gegen Juden (ihre „häufigen Taufen"), die Ausspielung Calderons gegen Kotzebue und, als das Wichtigste, die Ausfälle des sich auf seine Kirche Besinnenden gegen die schwülstige Art protestantischer Prediger der Zeit, Spott über die seit der protestantischen Union auftauchenden Bestrebungen zur Wiederverschmelzung der christlichen Konfessionen und anderes mehr. Gerade der satirische Gehalt gibt Grund genug, nicht trotz, sondern wegen der Namensverschweigung diese beiden Briefe 3 und 4 für echtes Brentanosches Gut zu erklären.

Altes Deutsch und fremdes Deutsch.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Es waren etliche Deutsche auf der Reise, die hatten teils fremde und unbekannte, teils ganz alte, verlegene[1] Münzen bei sich. Als sie nun unterwegs bei einem verständigen Wirte einkehrten und ihre Zeche zahlen wollten mit jenen Münzen, wollte der Wirt sich nicht mit ihren Münzen befriedigen lassen, weil er sie nicht wieder ausgeben könne, sondern begehrte Reichsmünze oder sonst gäng und gebes Geld von ihnen. Die Gäste kamen deswegen mit ihrem Wirte vor die Obrigkeit des Orts, und wurde den Reisenden auferlegt, daß sie ihr Geld verwechseln und den Wirt befriedigen sollten. Dieses wollten sie zwar tun, fanden aber niemand daselbst, der das fremde kannte, außer einem andern Fremden, welcher jedoch sagte, ihre Münze sei verfälscht und auch in seinem Lande mit diesem Gepräge nicht gültig; das alte Geld aber nahmen die Wechsler nach dem Wert des Gehalts, um es einzuschmelzen.

Also ergeht es jenen, welche gar zu alte deutsche oder gar zu fremde Worte gebrauchen, so daß sie niemand verstehen will. Sie wollen Münzen, deren Bild und Überschrift einen Dolmetscher nötig haben, jedermann aufdringen, keiner aber will sich damit bezahlen lassen und das Zweifelhafte für Entschiedenes, Allgültiges halten. Drum bleiben sie die Zeche schuldig, so ihnen der Wirt den Hut nicht nimmt.

Die Legende von einem Schwaben, der das Leberlein gefressen.

Ein alter deutscher Bürgerspaß.

Als unser lieber Herrgott noch auf Erden gewandelt ist von einer Stadt zur andern, das Evangelium gepredigt und viel'

---

[1] Partizipium zu „verliegen"; soviel wie: durch Alter entwertet, aus dem Gebrauch.

Zeichen getan hat, ist auf eine Zeit ein guter, einfältiger Schwabe zu ihm gekommen und hat ihn gefragt: „Mein lieber Gesell, wo willst du hin?“ Da hat unser Herrgott ihm geantwortet: „Ich ziehe um und mache die Leute selig.“ Da sagte der Schwab: „Mein lieber Gesell, willst du mich mit dir lassen?“ — „Ja“, sagte unser Herrgott, „gern, wenn du fromm sein und leidlich beten willst.“ — „Ja“, sagte der Schwab.

Als sie nun miteinander gingen, kamen sie zwischen zwei Dörfer, darin man läutete. Der Schwab schwatzte gern und fragte unsern Herrgott: „Mein lieber Gesell, was läutet man da?“ Unser Herrgott, dem alle Dinge wissend waren, sagte: „In dem einen Dorfe läutet man zu der Hochzeit, in dem andern zu einem Toten.“ — „Geh du zu dem Toten“, sprach der Schwab, „so will ich zu der Hochzeit gehn.“

Unser Herrgott ging in das Dorf und machte den Toten wieder lebendig; da schenkte man ihm hundert Gulden. Der Schwab tat sich auf der Hochzeit um mit Einschenken und Bedienen. Und da die Hochzeit ein Ende hatte, schenkte man ihm einen Kreuzer, daß der Schwab wohl zufrieden war, sich auf den Weg machte und wieder zu unserm Herrgott kam. Alsbald[1] der Schwab unsern Herrgott von weitem sah, hob er sein Kreuzerlein in die Höhe und schrie: „Schau, mein lieber Gesell, ich hab' Geld, was hast du?“ — trieb also viel Prangens mit seinem Kreuzerlein. Unser Herrgott lachte seiner und sprach: „Ach, ich habe wohl mehr als du“ und tat den Sack auf und ließ dem Schwaben die hundert Gulden sehen. Der Schwab aber war nicht faul, warf sein armes Kreuzerlein unter die hundert Gulden und sagte: „Gemein! Gemein! Wir wollen gemein miteinander haben.“ Das unser Herrgott gut sein ließ.

Als sie nun miteinander weitergingen, kamen sie zu einer Herde Schafe; da sagte unser Herrgott zum Schwaben: „Schwab, gehe zu dem Hirten, lasse uns ein Lämmlein geben und koche uns das Geschlinge auf ein Essen!“ — „Ja“, sagte der Schwab; ging zum Hirten, ließ sich ein Lämmlein geben, schlachtete es, zog es ab und bereitete das Geschlinge auf ein Essen. Im

[1] Sobald als.

Sieden schwamm nun das Leberlein des Lammes stets empor. Der Schwab drückte es mit dem Löffel hinunter; es wollte aber nicht bleiben. Das verdroß den Schwaben; er nahm ein Messer, schnitt das Leberlein voneinander und aß es auf. Als nun das Essen auf den Tisch kam, fragte unser Herrgott: „Wo ist denn das Leberlein hingekommen?" Der Schwab antwortete alsbald: „Es hat keins gehabt." — „Ei", sagte unser Herrgott, „wie wollte es gelebt haben, wenn es kein Leberlein gehabt hätte?" Da sprach der Schwab zornig: „Es hat aber bei Gott und allen Gotts Heiligen keins gehabt." Was wollte unser Herrgott tun? Wollte er haben, daß der Schwab stillschwieg, mußte er wohl zufrieden sein.

Nun begab es sich, daß sie wieder miteinander wanderten, da läutete man abermals in zwei Dörfern. Der Schwab fragte: „Mein Lieber, was läutet man da?" — „In dem einen Dorf läutet man zu einem Toten, in dem andern zur Hochzeit", sagte unser Herrgott. „Ja", sagte der Schwab, „geh du zur Hochzeit, so will ich zum Toten." Er vermeinte, er wolle auch hundert Gulden verdienen, und fragte drum weiter: „Lieber, was hast du getan, da du den Toten auferweckt hast?" — „Nun", sagte unser Herrgott, „ich sprach zu ihm: ‚Steh auf, im Namen des Vaters, Sohns und Heiligen Geistes!' Da stand er auf."

„Ist gut, ist gut", sagte der Schwab; „ich weiß ihm wohl zu tun", und zog zu dem Dorfe hin, wo man ihm den Toten grade entgegentrug. Da der Schwab dieses sah, schrie er mit heller Stimme: „Halt da, halt da, ich will ihn lebendig machen; wenn ich ihn nicht lebendig mache, so hängt mich ohn' Urteil und Recht!" Die guten Leute waren froh, verhießen ihm hundert Gulden. Sie setzten den Sarg vor ihm nieder; der Schwab machte den Sarg auf und fing an zu sprechen: „Steh auf, im Namen des Vaters, des Sohnes und Heiligen Geistes!" Der Tote wollte aber nicht aufstehen. Dem guten Schwaben wurde angst, er sprach seinen Segen zum andern- und zum drittenmal. Da aber der Tote immer nicht aufstehen wollte, sprach er: „Ei, so bleib liegen in tausend Kukuks Namen!" Als nun die Leute sahen, daß sie von dem Gecken betrogen waren, ließen sie den Sarg stehen, packten den Schwaben und liefen mit ihm zum nächsten besten

Galgen. Sie legten die Leiter an und führten den armen Schwaben hinauf, um ihn zu hängen.

Unser Herrgott war dem Schwaben fein allgemach nachgezogen, denn er wußte wohl, wie es dem Schwaben ergehen würde, und wollte sehen, wie er sich doch zu dem Gerichte anstellen würde. Er kam heran und sprach: „O, guter Gesell, wie hast du zur Sache getan, in welcher Gestalt seh' ich dich da?" Da fing der Schwab an zu schelten und sagte: „Du hast mich nicht recht gelehrt." — „Ich habe dich recht gelehrt", sprach unser Herrgott, „du hast aber nicht recht getan. Dem sei nun, wie ihm wolle; willst du mir sagen, wo das Leberlein hingekommen ist, so will ich dich erledigen." — „Ach", sagte der Schwab, „es hat wahrlich kein Leberlein gehabt; was zeihest du mich?" Da sprach unser Herrgott: „Ei, du willst es nur nicht sagen. Wohlan, sage es, so will ich den Toten lebendig machen und dich erledigen." Da fing der Schwab an zu schreien: „Henkt mich nur, henkt mich! so werde ich der Marter los; der will mich nur herumzerren mit dem Leberlein und hört doch, daß es keins gehabt hat; henkt mich nur flugs auf!" Wie nun unser Herrgott hörte, daß er sich eher wollte henken lassen als die Wahrheit bekennen, befahl er, ihn herabzulassen, und machte den Toten selbst lebendig. Nun zogen sie miteinander heim; da sagte unser Herrgott zu dem Schwaben: „Komm her, wir wollen miteinander das gewonnene Geld teilen; denn wenn ich dich allerwegen sollte vom Galgen erledigen, würde es mir endlich zuviel werden." Er nahm also die zweihundert Gulden und teilte sie in drei Teile. Als solches der Schwab sah, sagte er: „Ei, Lieber, warum machst du drei Teile, es sind doch unsrer nur zwei?" — „Ja", sagte unser lieber Herrgott, „der eine Teil ist mein, der andere dein und der dritte dessen, der das Leberlein gefressen hat." Da solches der Schwab hörte, schrie er alsbald: „So habe ich's bei Gott und allen Gottes Heiligen gefressen!" — Und vorher wollte er sich eher henken lassen, ehe er es bekennen wollte; aber da er das Geld sah, bekannte er es ungenötigt.

Aus einem geplünderten Postfelleisen.

I.

Erster Brief.

Geliebter Freund! Wäre die Natur nicht ewig groß und schön und teillos an dem elenden Treiben der Menschen, man müßte verzweifeln; an sie allein kann man sich noch halten, wenn das Leben sich wie Schlamm um einen legen will. Aller Sinn für das Große, auf eine herrliche, kräftige Vorzeit Deutende geht unter, für die Zukunft wird nichts getan, die Gegenwart läßt ihre papiernen Häuser anstreichen. Gemeinsinn ist nirgends; nichts geht aus allgemeinem, großem Willen für alle miteinander hervor. Ich glaube, nur wenige beten das Vater unser, jeder denkt an sich. Für das liebevolle Bitten um unser Brot ist nirgends ein Herz mehr; das Gefühl, eine Gemeinde, eine Familie zu sein, ist erloschen. Alles ist wie eine große, nur auf Rechnungstabellen zusammenhängende, liebloſe Masse zusammengegossen. Es ist, als ob man Wein, Bier, Wasser, Milch, Branntwein, Essig, Dinte und Spülicht zusammengösse und es eine Nationalsuppe nennte, die Köche aber essen nicht mit. Ich habe hier auf unserm altteutschen Kränzchen eine Abhandlung über die Notwendigkeit, die herrlichen gotischen Monumente unsrer Stadt, die Kirchen, in Kupfer stechen zu lassen, vorgelesen und eine Subskription dazu eröffnet. Der Kostenbetrag könnte etwa lumpichte fünftausend Taler sein. Denke Dir, wieviel ich zusammenbrachte? — Siebzehn bare Taler Kurant, und dazu will noch jeder ein Freiexemplar haben. Übrigens habe ich es doch so weit gebracht, daß dem Diener unsers Kränzchens ein altteutscher Rock bezahlt worden ist. Man muß sich mit Händen und Füßen wehren, sonst fällt alles wieder auseinander. Mehrere der größten Altteutschen haben sich wieder die Bärte abschneiden und sich gewöhnliche Kleider machen lassen. Die Nibelungen werden gar nicht mehr viel gelesen, Gleichmatts[1] ritterlicher Sinn schmeckt auch nicht mehr recht, er hat seine

[1] Anspielung auf den in den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts vielgelesenen Verfasser von Geister- und Abenteurergeschichten, von Ritterromanen und Ritterschauspielen Joseph Alois Gleich (1772—1841).

Dekorationen vom Nord- und Südpol nie so zusammenschieben können, daß auch nur ein papierner teutscher Turnplatz daraus geworden wäre. Diese holden Dichtungen fangen an, die Leute wie Kunstreiter zu langweilen, wo die Pferde die Hauptrolle im ewigen kurzen Galopp spielen, die Springer immer dasselbe machen und die Laune des Bajaz nicht die beste ist. Kostüm, Beleuchtung mögen noch so bunt sein, ein lebendiger, wirklicher Bierbrauerhengst rennt alle Ritterromane übern Haufen, wenn er wild wird. Die Wirklichkeit ist ein entsetzliches Ungeheuer, und wenn wir ihr auch ein altteutsches Kleid mit spanischen Fliegenpflastern auf den Leib legten, so würden wir am Ende nichts als teutsche Blasen auf moderner Blöße sehen. — Ich sage Dir: ich verzweifle. Aller Gemeinsinn, alle Volkstümlichkeit fehlt. Die „Undine“[1] ist hier noch nicht aufgeführt. Die Geistlichkeit will nicht erlauben, daß die herrliche Rolle des Pater Heilmann darin bleibe; der Schauspieler, der ihn spielen soll, hat selbst Skrupel, eine Undine, die selbst sagt, sie habe keine Seele, zu kopulieren. Man will es jetzt dahin ändern, daß sie doch eine Seele haben und Kühleborn sie kopulieren soll. So geht alles Herrliche zuschanden. Suche mir doch in Berlin Beiträge zu der Herausgabe unserer gotischen Kirchen. Der herrliche Wehmüller, der hier dem Buchbinder Klöbel das trojanische Pferd im gotischen Geschmack zur Weihnachtsausstellung gemalt hat, wird sie in Aquatinta vervielfältigen. Es wird ein Monument werden, das alle Teutsche entzücken muß. Wir haben jetzt Eure herrliche Petersilie hier dreimal auf der Bühne gesehen. Wie glücklich bist Du, eine solche hohe Künstlerin immer zu bewundern. Ich schicke Dir nächstens einige Theaterkritiken für die erste, die beste Zeitung. Lebe wohl; schreibe mir doch etwas über Schutts neuestes Trauerspiel und über seine Bemühungen, die Musik der Schlegelschen und Griesschen Übersetzungen aus dem Calderone in das teutsche Drama zu bringen[2].

[1] Nur E. T. A. Hoffmanns Oper „Undine“, zu der Fouqué den Text schrieb, kann gemeint sein; das Werk wurde in Berlin mit gesteigertem Erfolge 1816/17 23mal aufgeführt. — [2] Diese ironische Bemerkung geht auf Christian Wilhelm von Schütz (1776—1847), dessen selbstgefällige und gespreizte Vielschreiberei in schroffem Gegensatz zu ihrem Werte steht. Von Hause aus Romantiker, suchte er die Chorkunst von Schillers „Braut von Messina“ mit der sprachlich-musikalischen

Einem so ungeheuren, bescheidnen Meister muß alles gelingen, wenn er nur den Mut nicht verliert durch Mangel an Belohnung. Schicke mir doch meinen altteutschen Kragen wieder, den Du voriges Jahr bei mir geborgt hast, er ist mir immer ein Andenken aus schöner Zeit, wenn ich gleich — denke Dir — mit Berta gebrochen habe, weil ihr Kotzebues „Schutzgeist“[1] gefiel und „Der standhafte Prinz“[2] Langeweile machte. Sie geht herum wie ein Schatten, aber ich kann solch elende Gesinnung nicht lieben. Sie hat mich schrecklich getäuscht.

Dein unglücklicher Völkli.

*

Zweiter Brief.

Ersuche Ew. Hochwohlgeboren, mir zwei Zentner Hausrot zu billigstem Preise mit dem Dampfschiffe zu senden; ich habe den Auftrag erhalten vom Herrn Prediger Stuhlbaum, der alten Markuskirche inwendig eine muntere Farbe zu geben. Die Religiosität erwachet allgemein, und da der Herr Doktor Sarpius an der Schwindsucht verstorben, will sein Nachfolger, Herr Stuhlbaum, der Kirche etwas Einladendes verleihen, damit das Gebäude, mehr mit Menschen gefüllt, nach akustischen Grundsätzen seine Brust nicht so sehr angreift. Unsre Vorfahren haben mit ihren weitläuftigen Kirchen auch gar nicht an ihre Nachkommen gedacht! Welche Unkosten macht es allein, die zerbrochenen Fensterscheiben zumauern zu lassen. Die Leute waren sonst recht eigennützig! Man muß immer auch an seine Nachkommen denken. Ich bin froh, daß ich das Steinische Haus gekauft. Die Mieten steigen alle Tage, so daß ich meinen Kindern das Haus schuldenfrei zu hinterlassen hoffe.

Ihr ergebener

Wehmüller, Maler allhier.

Verskunst August Wilhelm Schlegels und Johann Diederich Gries', die beide mit hervorragenden Verdeutschungen Calderonscher Schauspiele hervortraten, zu verknüpfen, kam aber über eine überladene, teils fratzenhaft verzerrte Sprachkunst nicht hinaus, so daß man ihn als Dichter bald aufgab und vergaß. Als sein „neuestes Trauerspiel“ kommt zeitlich sein in Försters „Sängerfahrt“ neben Brentanos „Chronika“ 1818 erschienener „Raub der Sabinerinnen“ oder sein „Graf von Schwarzenberg“ am ehesten in Betracht. — [1] Eine dramatische Legende in 6 Akten nebst einem Vorspiel (Leipzig 1815). — [2] Calderons tragisches Schauspiel „El principe constante“.

II.

Erster Brief.

Liebe, traute Amalia! Ich bin so froh, so glücklich, daß ich es Dir gar nicht beschreiben kann; mein Mann hat die durch den Tod des Predigers Rittel erledigte Stelle an der Markuskirche erhalten. Am vorigen Sonntag hat er seine Antrittspredigt gehalten, und zwar mit einem ungeheuren Beifall; die ganze Gemeinde war nur eine Rührung: sie zerfloß in Tränen. Du kennst sein bewegendes, tiefes Organ, seine edle, schwärmerische Phantasie, seine romantische Haltung und Deklamation, seine sanften moralischen Einfälle, seine hinreißenden Vergleiche so gut als ich. O, meine liebe, traute Amalia, zürne Deiner glücklichen Freundin nicht; aber ich muß Dir eingestehen: ich dachte während der Predigt oft an Dich und so recht mit der verschiedensten Empfindung. Manchmal, wenn ein großer, neuer, allurschöner Gedanke mit dem süßtönenden Harfenlispel und dem Gewitterdräuen seines Organs durch die erhabenen, säulengetragenen Bogenhallen schallte und ein Schauer über alle Anwesenden hinwegzitterte, ach, als er sagte: „Weiser, menschenumschlingender Freund deiner Zeit, dein Wort muß erklingen von den Lippen deiner Redner wie die Aolsharfe der Schöpfung; die Säulenwälder deiner Tempel fassen es nicht, aber ein edles, gefühlvolles Menschenherz fasset es gänzlich, und es bleibet ihm doch noch Raum durch deine gütige Weisheit, o Schöpfer, alle geistigeren, uns den Himmel anbildenden Wonnen des Daseins in sich zu entfalten; es bleibet ihm noch Raum zu Gefühlen für die Blütenwelt der Natur und die Blütensterne der Kunst, für die flammige Begeisterung für König und Vaterland, für die schönstützende menschliche Schwärmerei der Freundschaft und Liebe, für die allinnigste, tief in deinem Allbau begründete Empfindung der Gattenwonne und häuslichen Glückseligkeit — Raum, Raum bleibet diesem Herzen des Menschen doch genug für alle diese hochätherischen Freuden des Daseins, die du, wie deinen Sternhimmel über die Erde, über dieses Herz gewölbet hast; denn du willst ja keines verdrängen, du willst ja nur alle Empfindung erhabnen und vergeistigen!" — ja,

Amalia, als Stuhlbaum diese urschönen Gedanken aus seiner Brust hervorharmonikate und alle Jungfrauen und Damen die batistnen Schnupftücher in den Händen hielten, da mußte ich denken: „O, wenn meine Amalia das hätte hören können, wie reichselig wäre sie gewesen!“ Aber ich muß auch gestehen, daß es mir doch wieder lieb wurde, daß Du nicht hier warst; ich fürchte, Du hättest Krämpfe gekriegt, denn wirklich fiel die junge gefühlvolle Tochter des Schöppen Hilmer in Ohnmacht. Wie hättest Du es aushalten können, ach, Deine Wunde der Entsagung wäre blutend gebrochen, teures Mädchen! Nie, nie habe ich so gefühlt, welches Opfer Du mir gebracht, als heute, indem Du mir Deine frühere, ältere, heiße Liebe zu Stuhlbaum aufopfertest und mich seine Gattin werden ließest, weil Du glaubtest, ich könne frischere, morgentauigere Freudenblumen auf seinen Lebenspfad streuen. Dich hat die höhere, uns wieder rückgekehrte Ahnung geführt, Du Seherin! Denn glaube mir nur, Du hättest die Fülle des Glückes, seine Gattin zu sein, mit Deiner zartbesaiteten Psyche-Seele nicht ertragen, Du wärest, wie eine Nachtviole unter einem Lorbeerbaum, neben ihm erstickt und in Verwelkung gesunken. Deutsches Mädchen! Stuhlbaum hat bei der Antrittspredigt die Bäffchen angehabt, die Deine liebe Hand ihm zierlich verfertigt. — Die alte gotische Kirche wird jetzt rosenrot angestrichen; auch denk' ich einen Frauenverein zu bilden, um die Kosten zu Fenstergardinen, von dem ersten Tapezier gemacht, aufzubringen. Wenn wir nur wüßten, wie wir die Sperlinge hinausbrächten, die sich ansiedelten, als in den Kriegsjahren die Kirche zum Magazin diente. Frage doch einmal den Schäfer Kurth, ob er keine Sympathie weiß. — Der hier lebende Magnetiseur Leisenströmer war einen halben Tag in der Kirche eingeschlossen und hat alle Pfeiler flattiert, aber vergebens! Die Spatzen isolieren sich gleich und schreien toller als vorher, auch greift es ihn zu sehr an: die Kirche ist zu massiv gebaut, und er ist selbst eher eingeschlafen, als er die Spatzen zum Somnambulismus gebracht. Jetzt will er die Mamsell Hilmer daraufhin magnetisieren, daß sie ihm ein Mittel gegen die Sperlinge sage. — Wir werden bald einen schönen Bund hier vereinen. Die Kantorstelle bei

St. Markus ist trefflich; ich habe an den genialen Ramshagen geschrieben, sich zu melden. Ich freue mich sehr auf ihn. Stuhlbaum ist ganz aufgelebt, Du würdest ihn kaum kennen, und ich darf Dich nicht einladen, uns zu besuchen; ach, Du würdest zu viel Gefahr laufen. Sei doch so gut und schicke mir eine Girlande von Deiner Zeichnung, so ein recht tief gedachtes, vielsinniges, allegorisches Stickmuster; Stuhlbaum will eine Girlande an die Chorwände malen lassen; mache sie recht harmonisch, die Wände werden rosenrot. — Ich wünschte sehr, Du ließest mir dieses Jahr alle Pflaumen und Kirschen Deines Gartens trocknen und gäbst sie Deiner Freundin recht billig, auch einen halben Zentner Butter; überhaupt, was ins Haus taugt, besorge mir recht billig mit Gelegenheit herein. Ich schicke Dir dagegen ein Gedicht Stuhlbaums über die Vereinigung aller Religionsparteien; es ist an die Inquisition gerichtet. Sei herzlich umarmt, Stuhlbaum grüßt; in fünf Monaten komme ich nieder, rüste Dich zum Gevatterstehen mit einem schönen Taufzeug für Deine getreue, zärtliche, hienieden und jenseits ewig unveränderliche

Laura Stuhlbaum, geborene Honigfeld.

*

Zweiter Brief.

Liebes Malchen! Schnüre Dein Bündel zusammen, setze Dich den nächsten Donnerstag auf das Kälberschiff[1] und fahre her, Du kannst allen Leuten rund ins Gesicht sagen, daß Du in vier Wochen Frau Kantorin an der Markuskirche bist; denn ich habe die Stelle. Aber Mühe hat es gekostet und einen gutgemeinten Studentenstreich; Gott möge ihn mir verzeihen, aber ich habe ihn Dir zuliebe ausgeführt und Deinem ehemaligen Abgott, dem Stuhlbaum, zum Possen. Weder er noch seine Frau, deren verschwiemelte Briefe an Dich ich niemals leiden konnte, haben die geringste Ahnung, daß wir uns kennen. Jetzt kannst Du die herzbrechende, hochtrabende Freundschaft auf die Probe stellen: ob die Frau Pfarrerin sich herablassen wird, mit

[1] Lächerliche Bezeichnung für Omnibus.

der Frau Kantorin umzugehen; das, liebe, traute Amalia, wird ausbleiben wie Röhrwasser, mein' ich. Danke Du Gott, daß Dir die lauernde Laura mit ihrem glatten Spiegel und ihren 8000 Talern den Stuhlbaum abspenstig gemacht; Du bist jetzt schon zu Verstande gekommen, in jedem Falle wärst Du als seine Frau später auch dazu gekommen und hättest den eiteln, verschwommenen, ausgeblasenen Roman-Philosophen, der sich schämt, den Herrn bei seinem Namen zu nennen, nicht immer lieben können. Ihr habt Euch gegenseitig heilige Schwüre in das Stammbuch geschrieben, das war alles, und das mag sein! Ich habe mich gestern in der Kirche geärgert; er hatte den Spitzenkragen um, den Du ihm gestickt; wie ich das sah, so hätte ich schier einen Skandal gemacht. Als ich mich mit dem Klingelbeutel durch die Leute drängte und, auf die Kanzel sehend, den Spitzenkragen erkannte — er sagte gerade etwas von sich anbauender Erinnerung verschwundener Träume, die in höherer Weihe sich verschleiern, ohne doch ihren inneren Spiegel zu zerbrechen —, ja, als ich sah, daß er dabei mit der Hand über den Spitzenkragen strich, fuhr ich mit der Klingelbeutelstange etwas zu hoch und stieß ein Spatzennest herunter, das einer Mamsell Schöppentochter — ich weiß nicht, wie sie heißt — auf den verschraubten Hirnkasten fiel, worüber sie eine Ohnmacht bekam. Heimlich mußte ich lachen — höre, Malchen, es wird Dir doch gewiß nicht mehr gleich so schwiemelig wie sonst, da du mit dem Stuhlbaum den Jean Paul lasest? Laß das bleiben, oder ich rauche Dir den abscheulichsten Kneller[1]. Aber jetzt Spaß beiseite! Jetzt mußt Du mir beweisen, ob Du wirklich aus einem verdrehten, überspannten, kranken Gespenstchen ein frisches, gesundes Mädchen geworden bist, wie Du mir es an meinem Geburtstag versichert hast. Ich weiß nicht, ob es Dein vollkommener Ernst war, da Du mir zusagtest: in jedem Stande, der uns nur ehrliches Brot sichere, mit mir zu leben und zu sterben, und wie Dir Stuhlbaum so gleichgültig geworden sei, daß es Dich selbst nicht stören würde, wenn ich Kantor an derselben Kirche würde, wo er Prediger wäre. Es war eine harte Probe, zu der Du Dich

[1] Im Rheinischen (besonders Koblenzischen) gebräuchliche Bezeichnung für schlechten Rauchtabak.

anheischig machtest, und wer hätte denken sollen, daß Du sie bestehen solltest? Erkenne nun den Willen Gottes darin, liebes Malchen, und bestehe sie wirklich! — Nun höre, wie es sich machte! Als ich Dich verließ, um mich zum Predigeramt examinieren zu lassen, fand ich unterwegs in Weinheim, in der Schenke, wo ich übernachtete, einen gewissen Ramshagen, der mit mir in Rinteln studierte; einen butterweichen, verschwärmten Gesellen, der kein Wort bei sich behalten kann, der in immer unaufhörlicher nüchterner Betrunkenheit ist und nicht weiß, was er ergreifen soll. Er hat ein Dutzend Mädchen geliebt, aber sich immer so von der einen zur andern geseufzt, daß den guten Kindern das Warten zu lange geworden und sie sich alle an andre verheiratet haben; er spielt nun den unglücklich Verlassenen, ewig Getreuen. So fand ich ihn im Wirtshause in einer Bohnenlaube bei der Witwe sitzen, der das Haus gehört; er pellte ein Gericht Zuckerschoten mit ihr aus, und nachdem er mich zärtlich bewillkommt und der etwas lebenslustigen Frau als seinen Busenfreund!! vorgestellt hatte, zog er mich bald in das Gespräch, das meine Ankunft unterbrach. „Ach", sagte er, „Dich führt mein guter Genius hierher! Ich bin in der delikatesten Verlegenheit meines Lebens; welchem Sterne soll ich folgen? Ob hier einem reellen, lieben Stern, der auf dem Schilde dieses Gasthauses steht und aus den Augen der lieben Frau Wirtin sich zurückspiegelt, oder einem andern Stern der Sehnsucht, der aus dem Nachthimmel schöner Träume mich anlächelt!"

Ich unterbrach den Hans Narren und bat die Wirtin um ein Abendbrot; sie verließ uns mit einem lächelnden Seitenblick auf den Stern-Kandidaten. Ramshagen erzählte mir nun, daß er unterwegs sei, um die Kantorstelle zu St. Markus zu gewinnen; sie könne ihm gar nicht fehlen; die Frau Predigerin Stuhlbaum, eines der huldigsten, geistreichsten weiblichen Wesen, die ihn einst unaussprechlich geliebt und noch für ihn tief und hoch empfinde, habe ihn selbst dazu aufgefordert, sich zu melden; nur wünsche sie, daß er nicht heirate; sie fühle noch zu vollgültig für ihn, um seine Gattin ohne Schmerz ansehen zu können; er solle in einem reinen Verhältnis mit ihr und ihrem herrlichen Stuhlbaum leben. „Ach", sagte Ramshagen, „ich konnte dieser

schönen Aufforderung, in welcher mir eines der lieblichsten Bilder meines Lebens wieder aufgefrischt wurde, nicht widerstehen; ich gab meine Lehrerstelle am Gymnasium zu Kleinmünster auf; ich brach das zart geschlungene Freundschaftsband mit der edlen Gattin des Konrektors — noch blutet mein Herz! Ich bin nun auf der Reise zu meiner hehren Stuhlbaum, da steige ich gestern hier ab, wer tritt mir entgegen? Minchen Kaulfuß, als die Witwe, die junge schöne Witwe des verstorbenen Wirtes Braaße. Ach! ich habe sie einst so überschwenglich geliebt, als sie in Rinteln noch bei ihrem Vater, dem Pedell, zu Besuch war; hier in dieser Bohnenlaube, die sie selbst gepflanzt, erneuerten wir das schöne Gedächtnis unsrer Liebe mit den köstlichsten Erinnerungen. Ich habe wohl gemerkt, daß sie mich gern die Stelle ihres Verstorbenen ersetzen ließe; nun entscheide: soll ich der Leidenschaft einer schönen, edlen Seele folgen oder der einfachen Liebe eines natürlichen, tüchtigen Weibchens? Der Scheideweg, an dem Du mich findest, ist zum Verzweifeln. O Bruder! Reiße mich heraus! Gib mir Klarheit! Ich selbst bin ratlos!" — So ungefähr sprach der Phantast; ich las den Brief der Stuhlbaum an ihn nicht ohne Ekel, und der Gedanke fuhr mir durch den Kopf: die Stelle selbst zu suchen. Ich hielt ihm die Verkehrtheit und die bösen Folgen vor, wenn er die Kantorstelle annehme, da er die Stuhlbaum liebe; er fiel in eine entsetzliche Schilderung seiner Leidenschaft und schwor, sie nie zu verlassen. Nun sagte ich ihm, die Wirtin gefalle mir, und wenn er Kantor werde, wolle ich mich um sie bewerben; da erwachte seine ganze Liebe zu der Witwe: er konnte lebend sie nicht in den Armen eines andern sehen! So verging der ganze Abend mit Hin- und Herschwanken. Endlich bat er mich, mit der Wirtin zu sprechen; ich warb für ihn, die Frau war es zufrieden. Als wir zu Bett gingen und ich ihm sein Glück verkündigte, umarmte er mich und weinte vor Freude, und ich nahm mir fest vor, mich um die Kantorstelle zu bewerben. Da weckte mich der Narr um Mitternacht und meldete mir, daß er die edle Freundschaft der Stuhlbaum nicht täuschen könne; er wolle am Morgen bestimmt abreisen, aber ich müsse mit, denn er würde eher sterben als mir die Witwe überlassen. Ich war

so unwillig über den Wetterhahn, daß ich die größte Lust hatte, ihm das Fell durchzugerben; aber meinen Entschluß bedenkend, bat ich ihn, mich schlafen zu lassen, weil ich früh fortmüsse. Er wollte jedoch nicht trauen; er sagte, ich solle ihn wecken und mitnehmen, denn ohne mich fürchte er, der Wirtin nicht widerstehen zu können. Unsre Betten standen dicht nebeneinander, und ich mußte leiden, daß der Narr sein Strumpfband um meinen und seinen Fuß wand, damit ich ihm nicht entwischen könne; bei dieser Verrichtung erinnerte er sich wieder an eine andre edle Seele, die dieses Strumpfband auf einem Ball verloren. Kaum war er eingeschlafen, so löste ich das Strumpfband leise von meinem Fuß ab und stand auf. Ich hatte mich angekleidet zu Bett gelegt; meine Stiefeln nahm ich unter den Arm, die seinen auch und schlich auf den Socken zur Türe hinaus. Ich goß ihm Wasser in das Feuerzeug, daß er kein Licht schlagen könne, trug seinen einen Stiefel auf den Dachboden und warf den andern in den Keller; dann ging ich in den Stall, zerschnitt seinem Pferde den Sattelgurt und den Zaum, meine Zeche hatte ich schon am Abend bezahlt, und so machte ich mich frisch auf den Weg; ich hoffe, der Phantast wird die Witwe geheiratet haben und ein Gastwirt sein, der nicht weiß, aus welchem Fasse er zapfen soll. — Hier angekommen, meldete ich mich gleich bei den Kirchenvorstehern zum Examen und bestand sehr gut; wäre aber doch schier durchgefallen. Ich hatte noch einen Mitbewerber; der hohe Gönner gab eine einzige Frage, die er nicht beantworten konnte, das rettete mich; es wurde gefragt: „Wo liegt der Tetzel begraben?“ Das wußte er nicht, ich aber wußte es zufälligerweise und siegte. Nun machte ich meinen Besuch bei Stuhlbaum; er empfing mich mit herablassendem Lächeln, die Frau Predigerin aber ein bißchen schlechter. — Wir können ganz ehrlich bei der Stelle leben. Die Begräbnisse, Hochzeiten und die Kindtaufen besonders tragen viel ein, denn sie sind häufiger als jemals. Auch werden die Judentaufen Mode, und ich kriege alle vierzehn Tage eine Predigt im Spinnhause zu halten, da will ich recht vom Herzen eingreifen. Du kannst Dir ein schönes Geld mit Toten- und Hochzeitskränzen verdienen, Du hast ja Geschick zu solcher geistlich-romantischen Galanteriearbeit.

Auch tragen die Neujahrswünsche etwas ein. Es wird gehen, so wir es tüchtig angreifen. — Etwas Drolliges muß ich noch melden. In der Markuskirche war zu der Franzosenzeit ein Getreidemagazin, und da hat sich ein solches Spatzengesindel eingenistet, daß es jetzt gar nicht mehr zu vernichten ist. Stuhlbaum predigte daher über Matthäus 10, 29[1], und drum machte es einen solchen Effekt, als ich das Spatzennest herunterstieß. Sonst ist die Kirche ein herrliches gotisches Gewölbe, das der rosenrote Stuhlbaum jetzt rosenrot will anstreichen lassen; aber er wird sich das Maul dabei verbrennen und ausgelacht werden, es erheben sich schon viele Stimmen dagegen. — Nun, Herzmalchen, komm bald und bringe brav Hausmacherzeug: Erbsen, Linsen, Graupen, Grütze, Eier und Butter, mit; Deine Romane und Almanache schenke alle dem Feuer, damit sie ihren letzten Qualm machen. An Sämereien denke auch, wir haben ein Gärtchen auf dem Kirchhof; vor allem aber sorge für gesunden, frischen Mut, der Frau Predigerin hohe Nase zu ertragen.

Dein treuer

Friedrich Lerchle.

Postskript: Willst Du mir eine Freude machen, so schneide mir ein Dutzend schöne Maßholderstöcke zu Pfeifenröhren. Gott erhalte Dich!

Die Gasterei.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Die Eitelkeit hielt an ihrem Geburtstag eine Gasterei und lud dazu den Herrn von Stolz und seine Tochter Fräulein Hoffart, den Herrn von Witz und seine Tochter Fräulein Tadel, den Herrn von Gold und das Fräulein Geiz ein. Die Welttafel ward von dem Tafeldecker Schwindel gedeckt. Die Unwissenheit war Truchseß und trug etliche gemeine Gewohnheitsessen auf, als: Fleischesgelüsten, Unrechtsbraten, Ochsenknechtschaft, Schweinsfüllerei, Kalbsunverstand, Ziegenüppigkeit, und das beste war noch Lammsgeduld, wurde aber gar nicht wohlschmeckend ge-

[1] „Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Dennoch fällt derselbigen keiner auf die Erde, ohne euren Vater."

funden. An Geflügel kam Pfauenprahlerei, Gänsegeschwätz, Kapaunenfurcht und Entenschmutz auf die Tafel. Das Fischwerk bestand aus Zweifelskrebsen, Unordnungsschmerlingen, Vergessenheitsschildkröten und Aalsschlüpfrigkeit, unter welchen Gerichten viele in Unbeständigkeitsöl, in Wahnbutter und Bosheitsessig gekocht waren. Dazu trank man welsche geschmierte Weine des Aberglaubens und abgekochtes Wasser der Aufklärung, Malvasier des Betrugs und Rheinwein der Ruhmredigkeit. Zuletzt erschienen der Käse der Halsstarrigkeit, Glücks- und Unglücksäpfel, leere Hoffnungsnüsse und das Zuckerwerk der Heuchelei. Die Niederträchtigkeit leckte die Teller rein und hat seitdem ein glattes, glänzendes Maul. Die einfältige Armut aber hätte verhungern müssen an den übrigen Brocken, wenn sie das Brot des Lebens nicht gehabt hätte, um die Brühe der übriggebliebenen Lammsgeduld auszutunken.

Megole de Lescar.

Megole de Lescar, ein Kaufmann von Genua, aus einem edlen und alten Geschlechte dieser Stadt entsprossen, hat sich im Jahre 1380 durch eine äußerst kräftige Handlung berühmt gemacht, worunter nicht etwa zu verstehen ist, daß er nach allen Seiten gewuchert oder immer sicher spekuliert habe, sondern daß er sich als ein kühner, ehrliebender und großmütiger Mann, im Geiste seiner Zeit nämlich, bewiesen.

Er machte große Geschäfte nach der Levante und gewann durch seinen Verkehr die Gunst und Gnade des Kaisers von Trapezunt in Kleinasien in so hohem Grade, daß dessen Hofleute ihn mit neidischen Augen ansahen und auf alle Weise zu unterdrücken suchten. Ja, es kam so weit, daß ihm einstens einer derselben bei dem Schachspiel, worin er ein Meister war, in das Angesicht schlug. Lescar klagte diese Schmach dem Kaiser, und da ihm dieser keine Genugtuung gab, verließ er mit tiefem Zorne Trapezunt, rüstete in Genua zwei Galeeren aus, mit welchen er vor den Küsten des Kaisers erschien, ihm den Krieg ankündigte und ihm unsäglichen Schaden anrichtete. Der Kaiser stellte ihm vier Galeeren entgegen, Lescar jagte zwei davon in

die Flucht und eroberte die zwei andern, schnitt den Gefangenen an der Seite, auf welcher er die Ohrfeige erhalten, die Ohren ab und sendete sie so wieder nach Hause, mit dem Auftrag, dem Kaiser kurz und rund zu erklären, wenn er ihm den Mann nicht ausliefere, welcher ihm die Ohrfeige gegeben, so werde er nicht aufhören, trapezuntische Ohren zu sammeln. Der Kaiser kratzte sich bei dieser Erklärung selbst hinter den Ohren und ließ ihm den Unbesonnenen, welcher ihm die Beleidigung zugefügt hatte, gefesselt an Bord seiner Galeere bringen. Dieser Unglückliche versah sich keiner Liebe von Lescar, aber er bat ihn herzlich um Vergebung und unterwarf sich ihm demütig. Lescar aber war großmütig genug, ihm für die trapezuntische Ohrfeige nichts zu erwidern als ein Gericht Genueser Feigen, die er freundlich mit ihm verzehrte; worauf er ihn unverletzt zu seinem Kaiser zurücksandte mit der Erklärung, daß, wofern dieser für die Genueser Kaufleute ein eignes Haus in Trapezunt errichten und an dasselbe diese Geschichte wolle malen lassen, er in gutem Frieden und Einverständnis mit ihm leben wolle. Der Kaiser ließ dies mit allem guten Willen ausüben, und Lescar ward, seiner Kühnheit und Großmut wegen, von seiner Vaterstadt mit Ehre und Reichtum belohnt.

Welcher europäische Kaufmann hätte wohl den Mut, diese Anekdote dem Dei von Algier oder Tunis zu erzählen, oder noch bequemer einem der algierschen Kapitäne in der Ostsee? In unsern Tagen läßt ein Kaufmann nicht gern bekanntwerden, wenn er eine Ohrfeige bekommen, denn man könnte glauben, sein solides Haus wanke davon und könne fallieren, weil sie es so nennen, wenn ein werter Freund so viel geschwindelt, daß der andre werte Freund das Gleichgewicht dabei verliert, das heißt mehr soll, als er hat.

Das Leichenbegängnis.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Es hat sich jüngst folgendes Gespenst sehen lassen: Sein Haupt war mit weißen und schwarzen Binden umwunden, seine Hände (die Fackeln) brannten, seine Füße waren Pferdefüße (die

den Sarg führten), sein Leib war zierlich eingewickelt, beblümt, trug einen gemalten Obermantel (die Wappen der Ahnen und Kränze an der Sargdecke), und seine Waffen waren umgekehrt. Die Teufelsbanner bemühten sich, dieses Gespenst zu besprechen, und endlich sagte es seinen Namen: daß es eine Leiche sei und niemand so sehr geplagt habe als den Verstorbenen. Der Tod, der dazukam, schwor bei seiner Sense, er könne diese Leiche nicht für seine Schwester anerkennen, denn sie sei die lebendige und nicht die verstorbene Eitelkeit. Das Gespenst aber rief die Geistlichen, die Gäste, den Küster, den Totengräber und den Prediger, welcher die Leichenpredigt gehalten, zu Zeugen auf, und wollte dadurch seinen Charakter und Namen bekräftigen. Hierauf ward ferner gefragt, ob dergleichen Gespenster je bei dem Tode der heiligen Apostel, Märtyrer und anderer Gottesfreunde erschienen. Auf diese Frage ist das Gespenst verstummt, ohne zu verschwinden, und einer der umstehenden Christen sprach: „Höre, wenn du bei der Auferstehung mit deinen Verstorbenen so wirst aufgezogen kommen, wird dich das ewige Leben ebensowenig erkennen, als dich der Tod hier erkannt hat!“

Deutschland.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Die Federn aus den Flügeln der Gerechtigkeit, welche das Zünglein in ihrer Wage sind, und das Schwert, welches sie führet, hatten lange Zeit gestritten, welchem die linke oder die rechte Hand gebühre. Die Feder sagte: „Mir gehört die Ehrenstelle, denn ich tue den Ausspruch des Rechts, belohne das Gute und bestrafe das Böse durch das Schwert.“ Das Schwert aber berief sich auf den allgemeinen Schutz, welchen es der Feder und allen Regierungen geleistet. — Als nun die Gerechtigkeit über diesem Streite eingeschlafen war, forderte der Degen die Feder vor die Klinge, um sein Recht ritterlich auszufechten. Die Feder berief sich auf das geschriebene Recht, auf die Gesetze und Ordnung, und suchte Schutz bei den Friedenskünsten. Der Degen aber nahm sieben ärgere Gesellen zu sich, als er selbst war, und

wollte das Geschwätz und Geschmier nicht mehr aufkommen lassen. — Deutschland, in dessen Grenzen dieses Unheil sich gesponnen hatte, hörte es und ordnete die Billigkeit ab, die streitenden Parteien zu vergleichen, damit diese sich nicht untereinander selbst auffressen möchten. Die Billigkeit nun hat keinem von beiden etwas von seiner Ehre ab- oder zulegen wollen, sondern stieß die Gerechtigkeit an, daß sie erwachte, und befahl ihr, den Degen und die Feder wechselsweise, nach dem Bedürfnisse Deutschlands, zu gebrauchen.

Altdeutsche Hausprüche.

1.

Der Frosch hüpft wieder in den Pfuhl,
Saß er gleich auf dem goldnen Stuhl.

2.

Wer den Schalk hat hinter sich gelassen,
Macht große Tagreis' auf der Lebensstraßen.

3.

Können wir schon nicht alle dichten,
So wollen wir doch alle richten.

4.

Adam muß eine Evam han,
Auf sie zu schieben, was er getan.

Wenig und viel.

Parabel.

Ein Sohn nahm von seinen Eltern Abschied und bat seinen Vater, er sollte ihm viel mit auf die Reise geben; die Stiefmutter aber war sehr geizig und bat den Vater, er möge ihm wenig mitgeben. Der Vater liebte seinen Sohn und seine Frau und wollte gern beiden ihre Bitte gewähren. Er sprach daher zu seinem Sohn: „Lieber Sohn, weil du nun in die Fremde ziehst und ich nicht weiß, ob ich dich jemals wiedersehen werde, so will ich dir wenig und viel zu einem Zehrpfennig mitgeben.

Glaube wenig, höre viel; rede wenig, sieh viel; lehre wenig, lerne viel; schreib wenig, lies viel; vertrau auf wenig, versuche viel; streite wenig, erdulde viel; fürchte wenig, vermeide viel; laß dich wenig reizen, erfahre viel; hoffe wenig, erringe viel; hasse wenig, bedecke viel mit christlicher Liebe; schließe wenig, bedenke viel; belache wenig, verschweige viel; laß dich wenig betrüben, tröste viel; befehle wenig, arbeite viel; sündige wenig, am besten gar nicht, bete viel, am besten immer!" Diesen Lehren kam der Jüngling treulich nach, und wenn er gleich wenig gute Tage hatte, so kam er doch mit viel Nutzen nach Haus, so daß die Seinigen wenig Verdruß und viel Freude an ihm erlebten.

Almosen.

Parabel.

Nathanael, ein teutschherziger, aufrichtiger Mann, saß unter seinem Feigenbaum, an welchem sich eine Weinrebe hinaufschlang und, mit den Feigen- und Weinblättern vereinigt, dichten Schatten breitete. Er aß von den Feigen und der Rebenfrucht und gedachte mit Behagen der Fülle und Sicherheit, welche durch den Baum und die Reben angedeutet wurden. Freudig redete er sein Schattenzelt an: „Wie soll ich dir lohnen, milder, gastfreier Feigenbaum, für die süßen Früchte, die du mir jährlich so reichlich spendest, und was besitze ich, edler Weinstock, womit ich deine Freudengaben erwidern könnte? Meine geringe Mühe, euch zu behacken, zu düngen, zu reinigen und zu pflegen, vergeltet ihr mir mit überreichen Geschenken; ja, wenn ihr mir auch gar keine Frucht, wenn ihr mir nur die Frische eures vollen, duftenden Schatten vergönntet, so wäre dafür schon mehr als genug getan, und ich bliebe euer Schuldner; die Menge eurer Wohltaten machen mich zu einem Undankbaren." Da erwiderte der Feigenbaum mit frommem Rauschen über Nathanaels Haupt: „Nicht uns, sondern deinem und unserm Gott gib Dank und Ehre für unsre Gaben!" Da flüsterte das Rebenlaub heilig über Nathanaels Haupt: „Nicht mir, sondern dem Anwalt Gottes sollst du deinen wirklichen Dank erstatten; schau um dich!" Nathanael sah um sich her, da trat die Armut vor ihn hin, und die Zweige

des Feigenbaums und des Weinstocks deuteten auf sie. Und Nathanael teilte die Früchte mit ihr, ja selbst seinen Mantel, und war selig und zufrieden, und sein Dach trug doppelte Früchte; denn so zwei sich sättigen an einem Brot in Liebe, macht der Herr es doppelt so groß.

Gottes Lohn.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Ein reicher, unbarmherziger Mann hatte einen großen Ackerbau und bestellte ihn wohl, ackerte tief, düngte reichlich, säete viel und hatte einen starken Viehstand. Bei der jährlichen Berechnung der Ausgabe und des Ertrags fand er aber immer Verlust statt Gewinn, und daß der Samen nicht geerntet und die Kosten verloren worden, sein Vieh mannigfach verderbte und seine Äcker und Wiesen sich ganz entkräftet und unfruchtbar befanden.

In seiner Nähe hatte ein armer Einsiedler nur ein kleines Feld, nur eine magere Kuh, der er selbst das Gras an steilen Felsen und in Sümpfen zusammensuchen mußte, weil er keine Wiesen hatte; doch erntete der arme Mann immer die Hülle und die Fülle und konnte seinem reichen Nachbarn selbst manchmal das Saatkorn borgen. Da fragte ihn der Reiche einst: „Sage mir, wie soll ich meinen Ackerbau nur anstellen, daß ich zum Ertrage komme?“ Und der Einsiedler antwortete ihm: „Führe einen silbernen Zaun um deine Felder und Wiesen, so wird Gott dich segnen.“ Der Reiche erwiderte: „Das stehet nicht in meinem Vermögen, und ich will nicht, wie jener Schwabe, Nadeln aussäen, daß mir ein eiserner Zaun daraus wachse.“ Der Einsiedler aber sprach: „Du verstehst mich nicht; wechsle um einige Taler Scheidemünze ein und komme damit morgen wieder zu mir, so will ich dir lehren, den silbernen Zaun zu pflanzen.“ Dieses tat der Reiche und fand am andern Morgen von dem Einsiedler einige hundert Arme, wie einen Zaun, um seine Felder gestellt, und denen mußte er die Münze mit freundlichen Worten austeilen. Da sprachen sie alle von Herzen: „Gott vergelte es! — Gott lohne es!“ Und der Einsiedler sagte ihm: „Sieh, das ist

mein silberner Zaun.“ Da wurde der reiche Mann durch die Gnade Gottes wunderbar gerührt, und zuerst erfüllte sich die Verheißung des Einsiedlers an seinem unfruchtbarsten Acker: seinem harten Herzen; denn es entsprang ein Quell aus diesem nackten Felsen, und Tränen der Liebe flossen reichlich von seinen Wangen. Aber auch seine Felder und Wiesen prangten bald in überschwenglichem Segen, er konnte seinen silbernen Zaun immer dichter und reicher machen, und er ward bald so mild und selig, daß er in jedem Armen unsern Herrn selbst zu sehen glaubte und so endlich die Liebe Gottes als eine silberne Mauer um Hab und Gut führte, daß ihn die Engel, als er selbst geerntet wurde, im Schutze des Himmels fanden und zu dessen Freuden ihn eintrugen.

Lieblingslied der Geizigen.

Ein Lautenist kam an den Hof eines geizigen Fürsten und hoffte große Belohnung mit seinem Saitenspiel zu erringen. Er hätte aber leichter, wie Orpheus, eine Seele aus der Hölle als einen Heller aus dieses Herrn Tasche gelockt. Als er nun lange seine Töne ohne ein goldnes Echo vor dem Fürsten verschwendet hatte, fragte er einen unter den Hofherrn, was doch wohl für eine Tonart dem Fürsten annehmlich sein dürfte. Dieser, ein witziger Kopf, sprach: „Ihr dürft ihm weder aus dem phrygischen noch lydischen Ton spielen; aus dem dorischen Ton hört er es gern.“ Der Lautenist verstand den Hofmann wörtlich und spielte aus der dorischen Tonart; aber der Beutel des Fürsten tat sich nicht auf; er klagte das dem Hofmann, der sprach: „Ihr verstandet mich nicht! Wenn ich sage: ‚Er liebt die dorische Tonart‘, so spreche ich verblümt und verstehe darunter die friedrichs*dorische*, louis*dorische* und dergleichen geänderte Tonart; Ihr müßt ihm etwas aus dem Donat[1] vorsingen.“ Das ließ sich der Lautenist nicht zweimal sagen, er sang dem Fürsten alle Deklinationen und Konjugationen vor; der Fürst

[1] Aelius Donātus, ein römischer Gelehrter aus dem 4. Jahrhundert n. Chr., verfaßte eine berühmte „Ars grammatica“, die, nach dem Namen des Verfassers kurzweg Donāt genannt, für lange Jahrhunderte das grammatische Hauptlehrbuch war.

ärgerte sich und befahl ihm, aufzuhören mit seinen Schulpossen. Der Hofmann, dem der Lauteniſt dies sein Mißgeschick klagte, erwiderte ihm: „Ihr seid aber auch etwas zu sehr gradezu und versteht die Aufträge fast so wörtlich wie Eulenspiegel. Wenn ich sagte ‚Aus dem Donat‘, so verstand ich damit nicht die alte Grammatik, sondern ich wollte andeuten, daß der Fürst ein Freund von den geschenkten Dingen sei, und daß donare schenken heißt. Ihr hättet, statt der Schulpossen, ihm gleich das Erhabenste aus dem Dante singen sollen.“ Das tat der Lauteniſt, aber der Fürst knirschte so mit den Zähnen, als ihm der Hunger des Ugolino vorgesungen wurde, daß der Musikus sich vor dem letzten Takte fortschlich. Da schalt der Hofmann: „Warum habt Ihr ihm auch die häßliche Kinderfresserei grade über Tisch gesungen? Wenn ich sagte ‚Etwas aus dem Dante‘, so meinte ich nichts Vergebliches, sondern etwas Hergebliches, weil dans ein Gebender und etwas aus dem Dante nichts anders als etwas von einem Gebenden heißt. Ich glaube, für ein Lied von Schenkendorf wird er Euch kein Dorf schenken, aber eine Arie von Brinville[1] hört er gern.“ Der Musikus, der nun gewitzigt war, sagte: „O ja, von Bringviel, aber sein Leibkomponiſt mag doch wohl Reichhart[2] sein, denn es wird ihm hart, etwas zu reichen.“ Als der Lauteniſt so sprach, versammelten sich viel' Hofleute um ihn, bittend, er möge ihnen etwas aufspielen; da sang improviſierend der Lauteniſt:

„Wer euch nichts bringt, hat nichts von euch zu hoffen,
Dem Erzschenk habet ihr den Hals gebrochen,
Nur offner Hand stehn eure Ohren offen,
Und ohne Klingen hilft bei euch kein Pochen!

„Ein armer Krieger hat hier nichts zu holen,
Ihr führet keinen Krieg, wo ihr nichts krieget,
Und weil ihr blanken Klingen unterlieget,
So ehrt ihr das Duell auf Goldpiſtolen.

[1] Ein Musiker dieses Namens war nicht nachzuweisen; Brentano hat den Namen wohl zum Zweck des angestrebten Wortwitzes selbst gebildet. — [2] Johann Friedrich Reichardt (1752—1814), namhafter Kapellmeister und Komponiſt, zu dem Brentano auch persönlich wichtige Beziehungen gewann. Vgl. „Brentanos Leben und Werke“, Band 1 dieser Ausgabe, S. 55*, Z. 21 ff., und S. 56*, Z. 4 ff.

„Die Poesie muß hier mit Armut leben;
Sing' ich Sonette euch auch noch so nette:
Ihr werdet nimmer Speise mir und Bette,
Statt Geld für Verse Versengeld nur geben.

„Gern gilt hier nichts, drum geh' ich gern von hinnen;
Ungern beherbergt ihr, und höchstens Ungern
Aus Kremnitz, doch Erlanger müssen hungern;
Nur für Zechinen ist die Zeche drinnen.

„Ein Duca ist mir lieb, doch mit Dukaten!
Souv'rainen pflege ich für Severinen —
Baronen ohne Bares nie zu dienen —
Und kann mit Ahnen keine Hahnen braten!

„So nackt und kahl geh' ich von eurer Schwelle,
So nüchtern, bar und blank in voller Klarheit,
Als wär' ich, der ich singe, — selbst die Wahrheit,
Denn nur Reale sind bei euch 's Reelle!

„Mit Höhnen siehst du, wie ich hier vergehe,
Du Hofvolk, fressend Gold und Fleisch wie Raben,
Von dir ist nichts, du bist zum Narr'n zu haben,
Ich stand dein Narre hier, steh du, ich gehe!"

Als der arme Lauteniſt dem Hofvolk so die Wahrheit gesungen, fragten sie zornig, warum er hier Händel anfange. Er jedoch sagte, sein Lied sei nicht von Händel, sondern von ihm. Sie aber wollten Händel haben, nahmen ihm die Laute und schlugen sie ihm auf dem Kopf entzwei, um das Sprichwort zu bekräftigen: „Wer Wahrheit geigt, dem wird die Geige auf dem Kopf zerschlagen."

Kinderdisputation.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Ein frommer Knabe hatte viel von einem gelehrten Wunderkinde gehört, das ein Doktor der Weltweisheit sei, und es wurde ihm oft vorgehalten, wie er gegen diesen Weisen ein rechtes dummes Schaf zu nennen wäre. Das betrübte den armen Knaben, und als er einstens hörte, es sei schon die halbe Weisheit, einen Weisen zu fragen, ruhte er nicht eher, bis er den Doktor

der Weltweisheit zu Gesichte bekam, und bat ihn, ihm einige Fragen zu beantworten, damit er auf diese Art zur halben Weisheit gelange und doch nicht mehr so ganz und gar dumm erscheine, die andre Hälfte würde wohl der liebe Gott ihm einmal zu Weihnachten bescheren. Der junge Doktor lächelte und war bereit, dem einfältigen Knaben zu dienen, und die Disputation geschah auf offnem Markte unter vielen rechtschaffnen und frommen Leuten, die eben aus der Kirche kamen, worunter auch die Eltern des Knaben waren. Die Unterredung aber fiel folgendermaßen aus:

Knabe: Was ist das Beste in der Welt?

Doktor: Ein guter Freund.

Knabe: Nein, ein gutes Gewissen. — Wer ist der Klügste in der Welt?

Doktor: Der die meisten Bücher gelesen hat.

Knabe: Nein, der sich selbst erkennt. — Wer ist der Dümmste in der Welt?

Doktor: Der am wenigsten weiß.

Knabe: Nein, der sich seiner Wissenschaft rühmt. — Welches ist der beste Stand?

Doktor: Der Doktorstand.

Knabe: Nein, der Christenstand. — Welches ist die höchste Ehre?

Doktor: Tapferkeit im Kriege.

Knabe: Nein, Demut im Frieden und Glück. — Welches ist die größte Kunst?

Doktor: Die Welt wohl zu regieren.

Knabe: Nein, sich selbst wohl zu regieren. — Wer ist der Reichste auf Erden?

Doktor: Der das meiste Geld hat.

Knabe: Nein, der genug hat an jedem. — Welches ist das mächtigste Tier?

Doktor: Der Löwe.

Knabe: Nein, das Würmlein, welches Menschen und Löwen verzehrt. — Welches Tier trinkt das unruhigste Getränk?

Doktor: Der Fisch, der das Meer trinkt.

Knabe: Nein, die Mücke, die des Menschen Blut saugt.

Als die Umstehenden dem Knaben immer Beifall klatschten, ward der Doktor unwillig und sagte: „Knabe, wer hat dich so klug gemacht? Da umarmte das Kind seinen Vater und seine Mutter und sprach: „Hier, mein lieber Vater Wahrmund und meine liebe Mutter Einfalt haben mir dies gelehrt.“ Da sagte der Doktor: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weltweise beantworten können. Aber jetzt will ich dich auch fragen.“ — „Das tue“, sagte der Knabe, „damit du uns den Beweis deines letzten Satzes nicht schuldig bleibest.“ Da lachten die Leute, und es fragte der Doktor: „Wie groß ist die Welt?“

Knabe: So groß, daß sie Gott allein umspannen kann, und doch nicht so groß als die Eitelkeit der eingebildeten Weltweisheit.

Doktor: Hängt, steht oder schwebt die Welt?

Knabe: Der sie umspannt, der hält sie auch.

Doktor: Was hat Gott getan, eh' er die Welt erschaffen?

Knabe: Er hat Ruten gebunden, den eitlen Vorwitz zu strafen, der mit solchen Fragen die Einfalt in Versuchung führt. —

Mit dieser Antwort war die Disputation geschlossen. Der Doktor mußte dem Knaben den Preis lassen, und die Eltern des Knaben, Wahrmund und Einfalt, boten dem Doktor ein Privatissimum zu lesen an, wenn er vorher die gelehrte Hungerkur drei Jahre gebraucht habe, dann ein Jahr auf Grasung und Kleefutter gegangen sei und sich hierauf einige Jahre unter der Muskete habe umarbeiten lassen.

Der Zweifel.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Ein reicher Hausvater hatte einen einzigen Sohn, der seine Verlassenschaft erben sollte. Er hätte ihn gar gern glücklich verheiratet gesehen, aber der Sohn war schwer zu befriedigen, oder vielmehr gar nicht; denn er konnte sich auf keine Weise entscheiden und schwankte immer von einer Braut zur andern. Darüber ward der Vater ungeduldig und sprach: „Jetzt, mein lieber Sohn, führe ich dir zum letztenmal vier schmucke Bräute

hintereinander vor, aber mit der Bedingung, daß du zu der, welcher du einmal den Korb gegeben, nicht wieder zurückkehren kannst; auch will ich sie dir nicht zugleich vorstellen, weil dir dann immer die Wahl noch schwerer wird, sondern eine nach der andern. Siehe zu, daß du die beste erwählest!" Der Sohn versprach, sein möglichstes zu tun. Da führte ihm der Vater zuerst eine schöne junge Dirne vor in einem grün und gelb bekleeten Röcklein; sie hatte veilchenblaue, sehnsüchtige Augen und einen Blütenkranz in den geringelten fliegenden Locken, ihre Wangen glühten wie die Wangen eines Kindes, das aus dem Schlaf erwacht, ihr Herzchen pochte freudig und kindisch, sie trat so leis einher, daß sie kein Gräschen krümmte, und die Nachtigall, die sie auf der Hand trug, sang überaus lieblich den Bräutigam an, der unentschlossen um die Jungfrau herumging und, als der Vater sagte: „Munter, munter! Willst du sie oder willst du sie nicht?", antwortete: „Ich zweifle, ob ihre Schönheit Bestand haben wird; sie ist zwar sehr schön, aber sie könnte doch bald verwelken." — So blieb er unentschieden, und die liebe Jungfrau ging von dannen. Nun ließ der Vater eine andere hereintreten, die war nicht minder schön, aber voller und freudiger; sie hatte ein grünes Kleid an, mit Rosen gestickt, ihre Wangen glühten wie rote Äpfel, ihre Lippen schimmerten wie Kirschen; sie trug einen Kranz von Ähren, mit breitem schattenden Laub durchwunden, auf den schwarzen Flechten, und ihre dunklen Augen blickten feurig umher, in der Hand aber hatte sie eine blanke Sichel, die in der Sonne blitzte. Der Sohn konnte sich wieder auf keine Weise entscheiden; er meinte: sie scheine ihm gar zu glänzend, sie möge der Pracht zu sehr ergeben sein, sie möge viel verschwenden; die erste sei doch wohl liebenswürdiger gewesen, sie gefalle ihm zwar ganz unendlich, aber — und mit diesem Aber verließ ihn auch die zweite Jungfrau, und die dritte trat vor ihn hin. Sie war wohl nicht mehr so jung als die erste, nicht so freudig und strahlend als die zweite, aber schön war sie doch in ihrer reichen Mitgift, wie eine melancholische Braut. Sie trug einen vollen Fruchtkranz in ihren braunen Haaren, ein feierliches gelbes Gewand bedeckte ihren edlen Leib und war mit grünem und rötlichem Weinlaub gestickt; in der

einen Hand trug sie einen goldenen Becher und drückte mit der andern eine Traube hinein. Ihr Blick war schwermütig, aber mild und betrachtungsvoll, ihre Wangen waren blaß, und eine schnelle Röte flog oft über sie hin. Der Jüngling musterte sie von allen Seiten, er fand sie unvergleichlich, aber doch eigentlich noch mehr interessant als schön; er konnte sich auch zu ihr nicht entschließen und meinte, er wolle sich doch lieber die vierte besehen; das Beste müsse wohl zuletzt kommen. Da sah ihn die Braut mit einem bedauernden, strafenden Blick an und verließ ihn. Nun trat die vierte Braut daher; sie kam mit großem Gebraus, trüb und stürmisch war ihr Wesen, sie trug eine Dornenkrone; ihr Angesicht war bleich, sie klapperte mit den Zähnen, sie schimmerte von fern, als sei sie in Silberstücke gekleidet, aber es war alles Reif, Schnee, Eis und Kälte. Der Jüngling erschrak und sprach zurücktretend: „Weiche von mir! Ich zweifle sehr, ob du meine Braut bist!“ Sie aber faßte ihn mit beiden Armen und sagte: „Nein, mein Geliebter! Es ist kein Zweifel, daß ich der Winter bin und deine Braut dazu; mir ist ganz verzweifelt kalt, und du sollst mich wärmen!“ — Da sprach der Hausvater den Segen über die beiden, und der Zweifel mußte die alte dürre, kalte, zänkische Frau haben sein Leben hindurch.

So geht es allen Freunden des Zweifels; sie müssen endlich bei dem Winter vorliebnehmen und zu Gast gehen!

Hochzeit.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Ein armer Mann, Elend genannt, zog mit einem großen, schweren Kreuze auf dem Nacken in der Welt umher und klagte sehr mit den Worten Gottes: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ach, wo find' ich eine Gehülfin, die mir meine Last tragen hilft, mich tröstet und erquickt!“ Das hörte Gottes Barmherzigkeit und ließ durch ihren Engel ausrufen: die Jungfrau, welche diesen armen, frommen Witwer freien werde, solle einen reichen Brautschatz im Himmel zu erwarten haben. Es fand sich aber keine Jungfrau, welche dem Engel Gehör gab, und ist manche darüber zur unglücklichen Frau und alten Jungfer

geworden. Als aber der Engel über Berg und Tal flog und die Verheißung immerfort verkündete, sah er zwischen nackten Felsen eine schöne arme Hirtin ihre wenigen Schäflein auf mühsamem Stege in der Sonnenhitze weiden. Zu dieser ließ er sich nieder, verkündete ihr die Verheißung und fragte sie um ihren Namen. Sie antwortete: „Ich heiße Geduld, der Wille des Herrn geschehe an mir; ich will gern dem armen Elend sein Kreuz tragen helfen, verlange auch gar keinen Brautschatz, wenn mir nur so viele Halme wachsen, daß ich meine Schäflein sättigen kann." — „Das soll dir werden", erwiderte der Engel der Barmherzigkeit, „und noch eine goldene Krone auf dein liebes, frommes Haupt." — „Ja", sagte die Geduld, „aber der Goldschmied soll mir die Krone wie eine Dornenkrone machen." Nun erschien das Elend mit seiner Kreuzeslast oben auf dem Felsen und seufzte schwer und wollte niederstürzen; die liebe Hirtin aber eilte mit ihren Schäflein hinauf und umfing es mit dem Gruße „Willkommen, mein Bräutigam!" in ihren keuschen Armen, und der Engel legte ihre Hände ineinander und segnete sie. „Wie selig bin ich durch dich, o Geduld!" sprach das Elend. „Aber ich Armer bin so ermüdet, daß ich dir nicht in deine Hütte zu folgen vermag." Da lächelte die Geduld und nahm ihren Bräutigam samt dem schweren Kreuze auf den Nacken und trug ihn einen weiten, beschwerlichen Weg durch die Welt, und ihre Schäflein folgten ihr und fanden Nahrung genug. Als sie aber hinkam, wo ihre Hütte gestanden, hatte der Übermut sie seiner Braut, der Weltlust, zu Ehren in einem Feuerwerke aufgebrannt, und die Hochzeitsgäste lachten die Geduld aus und sprachen: „Weiche von uns, du Närrin! Beschimpfe unser Fest nicht! Wie magst du in einem so lächerlichen Aufzuge mit der schweren Last vor uns treten? Wirf doch diese Bürde von dir!" Da sagte die Geduld: „Ich fühle keine Last, ihr Blinden! Es sind Flügel, die ich trage, und habe ich hier keine Hütte mehr, so will ich den steilen Berg hinan mit meinem lieben Bräutigam, zur Sonne." So trug sie ihre Bürde mutig vor des Himmels Pforte; da trat die Barmherzigkeit mit einem herrlichen Brautzug ihr entgegen und verwandelte ihr und ihrem Bräutigam den Namen und das Gewand. Er stand rüstig und glänzend vor ihr, hieß Herrlichkeit

und strahlte sie an, und sie lächelte ihm zu und war die selige Freude, und ihre Lämmer tanzten um sie her. Der Goldschmidt aber gab beiden die verheißene Krone; es war wohl eine Dornenkrone, aber Rosen kränzten das Haupt, und die Dornen waren die Kronspitzen. Und ihre Hochzeit wird zu ewigen Tagen in der Brust der frommen Armut gefeiert.

Der Hunger.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Ein wütender Hund, der Hunger, hatte sich von seiner Kette losgerissen und bereits sehr viele arme Leute gebissen, welche sogleich auch wütend wurden und ringsum zu schaden anfingen. Diesem Unheil zu steuern, verordneten die Ärzte, daß alle die Gebissenen aus den tiefen Brunnen des Wuchers trinken sollten, die sich von dem Schweiße des Volks gesammelt hatten. Dieses Mittel wollten die Gebissenen begierig gebrauchen, die meisten aber sind darin ersoffen und haben den Tod gefunden, wo sie das Leben gesucht. Inzwischen raste der wütende Hund immer fort, die Zahl der Gebissenen ward immer größer und die Wut endlich so groß, daß sie den Verstand verlor, ohne Scheu und Reu' die Herren jener Brunnen verjagte und das heilsame Wasser austrank. Zuletzt hat sich die Mutter Erde erbarmt und ihren hungernden Kindern ein Kraut, das Getreide, gereicht, wodurch sie von dem Bisse des wütenden Hundes geheilt wurden. Hierauf ward der Hund eingefangen, und die Sparsamkeit gab ihm einen Hüter, der Servatius heißt und das Sprichwort hat: „Wenn Gott beschert, so halte den Sack auf und vergiß das Zubinden nicht!"

Der Kunsthändler.

Parabel.

Ein Kunsthändler hatte in einer namhaften Stadt seinen Kram aufgeschlagen und neben allerhand Gemälden auch Kupferstiche ausgelegt. Vor allem zeichnete sich sein Vorrat durch einen Reichtum an Bildnissen von Herrschern, Helden, Gelehrten, Dichtern und Künstlern aus, teils solcher, welche noch ein lebendiger

Schmuck des Jahrhunderts sind, teils anderer, welche nur noch durch das Leben ihrer Tat, ihrer Lehre, ihrer Werke unter uns verweilen. Diese Sammlung gefiel allen Verständigen und auch vielen Unverständigen, weil durch solche Bilder sowohl der Triumph der Trefflichen als die Hinfälligkeit aller menschlichen Dinge gefeiert wird und mancher Hoffnung fassen konnte, sich auch so verewigt zu sehen. Etliche Prinzen kauften die Bildnisse Friedrichs des Großen, Kaiser Josephs, Alexanders von Rußland, auch des Großherzogs von Baden, des Kurfürsten von Hessen usw. Viele Staatsbeamte kauften die Bildnisse Süllys, Richelieus, Metternichs, Hardenbergs, Montgelas'[1], Steins und Beymes[2] und fragten nach Bildern des von Gagern[3], Reußner[4] usw. Manche Offiziere kauften des Ziska, Frondsspergs, Wallensteins, Prinz Eugens, Laudons, Zietens, Blüchers, Wellingtons, Gneisenaus und Lützows Bildnisse, auch Monsieur[5] und der Duc d'Angoulême[6] wurden verlangt. Viele Staatsweise verlangten nach Hugo Grotius, Macchiavell, Adam Smith, Genz, Cölln[7], Arndt, Benzenberg[8], Ancillon[9], Haller[10] und Adam Müller. Einer derselben betrog sich und erhielt statt des letztern das Bild des Propheten gleichen Namens[11], behielt es aber doch. Neudeutsche Patrioten begehrten die Bilder des gehörnten Siegfrieds, Götz von Berlichingens, Jahns, Okens[12],

[1] Bayrischer Minister zur Zeit Napoleons I. (1759—1838), entschiedener Anhänger des Rheinbundes. — [2] Bedeutender preußischer Jurist und Staatsmann (1765—1838). — [3] Deutscher Staatsmann aus der Napoleonischen Zeit (1766 bis 1852). — [4] Gemeint sein könnten der Jurist Nikolaus von Reusner (1545—1602) oder der gleichfalls berühmte Georg Reußner von Reußenfels (1673—1703), der Verfasser des siebenbürgisch-sächsischen Statutarrecht-Kommentars. — [5] Bezeichnung für Ludwig XVIII. — [6] Rühriges Mitglied des Bourbonenhauses im Kampfe für dessen Herrschaftsrecht gegen Napoleon (1775—1844). — [7] Vgl. S. 266 dieses Bandes. — [8] Rheinländischer Publizist, besonders bekannt als Physiker (1777—1846). — [9] Flüchtiger Hugenotte, der als Historiker und Publizist seine Feder in den Dienst namentlich des Großen Kurfürsten stellte. — [10] Gemeint ist wohl der Enkel des bekannten Dichters, Karl Ludwig von Haller (1768—1854), der tüchtige Staatswissenschaftler an der Berner Universität, doch könnte man auch an den Dichter Albrecht von Haller (1708—77) selbst denken, der auch als Politiker hervortrat und eine Reihe politischer Romane schrieb. — [11] Diese Andeutung geht wohl auf Heinrich von Zütphen, der, ursprünglich Augustinermönch, einer der eifrigsten Kämpfer für die Reformation wurde und 1524 einen grausamen Märtyrertod erlitt — also gerade ein Widerpart Adam Müllers (1779—1829), der, geborener Protestant, 1805 zur katholischen Kirche übertrat; früher nahm man irrtümlich allgemein an, Heinrichs Familienname sei Müller gewesen. — [12] Des bekannten Naturforschers und eifrigen Patrioten (1779—1851).

Fries'[1] und Zeunes[2]. Juristen kauften den Justinian, Bartolus[3], Cujaz[4], Strickius[5], Mövius[6], Gryphius, Hugo, Thibaut[7] und Schmalz[8]. Theologen begehrten nach den Bildern des Augustinus, Taulerus, Thomas a Kempis, Arnds[9], Hansteins[10], Schleiermachers und Marheinicke. Ärzte suchten die Bilder des Galenus, Hippokrates, Theophrastus Paracelsus, Doktor Fausts, Hufelands, auch Mesmers[11], und Wohlfahrts[12]. Dichter sammelten die Porträts von Hans Sachs, Schiller, Goethe, Herder, Wieland, Kotzebue, Kramer, Spieß[13], Fouqué, Öhlenschläger usw. Maler verlangten Abbildungen von Raffael, Michelangelo, Dürer, Tischbein, Kügelgen, Weitsch[14], David[15] und Gerard[16]. Epigrammatiker fragten nach Owen, Logau, Kästner, Haug[17], auch nach Sommerbrodt[18] usw. — Das Bild unsers Herrn Jesu Christi aber, welches wohlfeiler war als die andern, hing endlich ganz allein da, aber es kam ein blinder Bettler, von einem Kinde geführt, vorüber, und da dieses lange vor dem Krame stehenblieb, fragte der Blinde: „Was stehst du so lange hier, Hans?" — „Ach", sagte der Knabe, „da hängt das Bild unsers lieben Herrgotts noch ganz allein am Laden, die andern Bilder haben die Leute alle weggekauft." Da kaufte der Bettler das Bild des Heilandes und sprach: „Wenn ein jeder seinen Abgott kauft, will ich mir auch meinen lieben Herrn Christum kaufen", und er gab all sein Geld für das Bild. Der Krämer sprach: „Alter, du siehst ihn aber nicht"; da sprach der Blinde:

---

[1] Philosoph (1773—1843), zugleich ein gefeierter Patriot. — [2] Geograph, zugleich bedeutsam für deutsche Sprache und Kultur tätig (1778—1853). — [3] Scholastischer Jurist des mittelalterlichen Italiens (1314—57). — [4] Französischer Zivilrechtslehrer (1522—90). — [5] Wohl der Rechtsgelehrte Konrad Wilhelm Strecker (1690 bis 1765). — [6] Tobias Möbius (1505—88), bedeutender Leipziger Jurist. — [7] Lehrer des römischen Rechts (1772—1840), bekannt durch seinen Streit mit Brentanos Schwager Savigny. — [8] Mehr berüchtigter als berühmter Jurist und Nationalökonom (1760 bis 1831). — [9] Protestantischer Theolog (1555—1621), Verfasser vielgelesener Erbauungsschriften. — [10] Bedeutender protestantischer Prediger und Homiletiker (1761 bis 1821). — [11] Naturforscher und Mediziner (1733—1815), Begründer der Lehre vom tierischen Magnetismus. — [12] Arzt (1778—1832), Professor für Heilmagnetismus. — [13] Verfasser vielgelesener Schauerromane und -dramen (1755—99). — [14] Friedrich Weitsch (1758—1828), Porträtmaler. — [15] Niederländischer Maler aus Memlings Schule (1460—1523). — [16] Französischer Maler, zeitweilig recht gefeiert (1770—1837). — [17] Johann Christoph Friedrich Haug (1761—1829), fruchtbarer Epigrammendichter. — [18] Johann Friedrich Sommerbrodt gab 1816 „Epigramme und vermischte Gedichte" heraus.

„Ich sehe ihn, die Sehenden übersehen ihn.“ Der falsche Krämer gab ihm zwar einen schlechten Abdruck, der Blinde aber war doch nicht betrogen.

Traum des Domküsters Andreas Otto zu Berlin 1620*.

Andreas Otto, der Sohn eines Tuchmachers zu Tangermünde an der Elbe, geboren im Oktober 1532, ein gottesfürchtiger Mann, hatte als ein Greis von 89 Jahren, da er Küster zu Berlin an der Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit war, im Jahre 1620, in der Osternacht zwischen dem 8. und 9. April, des Morgens gegen 2 Uhr, einen merkwürdigen Traum, welchen er seinem Freunde und Schwager Hainno Flörke, Kanzleiaktuarius zu Tangermünde, von Wort zu Wort in die Feder sagte, und den Flörke ebenso am folgenden Tag in das Archiv des damaligen Ministeriums zu Berlin niederlegte. Der Traum ist folgender:

„Ich ward im Geiste wahrhaftig auf den kurfürstlichen Altan, der von dem Schlosse zur Kirche führet, gebracht und sah alles, was ich hier erzählen werde, mit vollem Bewußtsein klar und deutlich, als wache ich mit offenen Augen.

„Ein alter belebter Mann kömmt zu mir und ruft meinen Namen dreimal: ‚Andreas! Stehe auf, ich will dich führen, da du Wunderdinge sehen sollst!‘ Und da er mich zu der ersten Ecke des Altans an das Fenster führte, welches nach der Breiten Straße zu ging, sagte er: ‚Was du von den vier Ecken des Altans sehen wirst, wird in Zeit von 200 Jahren erfüllt werden.‘ Da sah ich, daß der Greis ein dreifaches Angesicht hatte, worüber ich mich entsetzte; er aber sprach: ‚Fürchte dich nicht; die Visionen, welche du in den vier Ecken sehen wirst, werden unter vier Regierungen dieses Hofes erfüllt werden. Dieses Haus wird groß und herrlich werden, und der Letzte wird über alle emporsteigen und als ein großer Monarch das antichristliche Reich und Gog und Magog über den Haufen stürzen.‘ — Ich sah nun, zum

* Flörke hat diese Vision aus dem Munde des Domküsters aufgeschrieben, und der damalige Poet Barthold Ringwald ließ sie gereimt 1620 in der Rungischen Druckerei im Grauen Kloster zu Berlin drucken; sie ist auch nachher in der Goldbeckischen Bibliothek 1645 in der Kalbischen Druckerei nachgedruckt gefunden worden. Der Einsender.

Fenster in der ersten Ecke hinaus, Berlin in seinem jetzigen Zustand. Ich sah alte Wohnungen und Gebäude, die Einwohner gingen in ihrer jetzigen Tracht, die Hofbedienten und Großen gingen zu Fuß; ich sah nicht mehr als vier Kutschen, und des alten Kurfürsten Georg Wilhelms Kutsche war mit Tuch und seidenen Frangen ausgeschlagen; doch gingen die Leute in ihrer sauberen Tracht und hatten alles, was sie trugen, von massivem Silber. Die Redlichkeit war im Handel und Wandel aufrichtig; was ein Mann mit seinem langen, großen Bart und mit dem Daumen versprach, das war wie ein Evangelium. — Als ich mich nun nach dem Greis gewendet hatte und wieder hinaussehen wollte: welch große Veränderung fand ich da! Und da ich hierüber erschrak, sagte der Greis zu mir: ‚Dies wird in 40 Jahren alles erfolgen. Der Prinz, der, in diesem Jahre geboren, in der Wiege liegt, wird diese Stadt in seiner erfolgenden Regierung in solchen Stand setzen, er wird sie befestigen, noch eine Stadt anbauen und sie mit Wällen und Zugbrücken umschließen; wo du vorhin Schlagbrücken und Kuppeldämme gesehen, siehst du jetzt die schönsten Portale, und aus den alten hölzernen Häusern sind steinerne geworden.‘ — Da sah ich die neue Stadt, die Friedrichs-Werder, und auch eine kleine Neustadt nach dem Tiergarten zu, die Dorotheenstadt genannt wurde. Es war der Mühlendamm mit schönen gemauerten Buden bebaut, ein neuer Kran, und eine Schleuse sah ich wohlgebaut, daß große Schiffe einlaufen konnten. Man konnte unter den gewölbten Buden auf dem Mühlendamm trocken gehen. In der Mitte stand das Porträt auf dem Portal, wo eine neue Brücke wieder zu einer neu angelegten Stadt führte. Die Leute waren schon politisch, und ihre Trachten waren nach der französischen Mode eingerichtet, und also waren auch die Gemüter in ihren deutschen Knebelbärten anders geworden. — Da mir nun der Greis erzählen wollte, daß er ein Schloß in Potsdam angelegt habe, und ich nach ihm hinsah, war der alte Greis verschwunden, und ein munterer junger Mann, in Silberstoff und einen Purpurmantel gekleidet, auf dem Haupt eine glänzende Krone, stand vor mir. Ich erstaunte, aber er sprach: ‚Komme an die andere Ecke und sieh die Veränderung an!‘ — Als ich dahin sah, hatte

Berlin eine ganz andere Gestalt bekommen. Ich sah schöne Paläste, das Schloß war verändert; da sagte der junge Mann zu mir: ‚Das hat alles der Nachfolger in Zeit von 25 Jahren zustand gebracht; er ward König, und also vergrößerte sich der Staat. Er war ein Liebhaber des Friedens und doch ein Sohn des Mars und Apollos, indem er schöne und zierliche Soldaten hatte, eine große Hofhaltung führte und zu seiner Zeit alles in Berlin in Glanz und Pracht lebte. Dieser Regent, wie du siehst, hat die neue Parochialkirche in der Klosterstraße, worauf das Glockenspiel, erbaut, das große Arsenal, die Charlottenburg, die vielen neuen Kirchen und die prächtigen Lusthäuser um Berlin. Absonderlich ist das Andenken seines seligen Vaters, des Großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, in der metallnen Statue zu Pferd auf der Langen Brücke[1] zu bewundern.

„Als ich nun den Glanz des Hofes, das Gewimmel des Volkes und das Rasseln der Karossen mit Erstaunen angeschaut hatte und mich nach meinem Führer umsah, war der junge Mann verschwunden, und ein großmütiger, herrischer Mann, aus dessen munteren Augen die Majestät blitzte, stand, mit Helm, Panzer und Schild gerüstet, hinter mir und sagte: ‚Komme und schaue die Veränderung an der dritten Ecke, da wirst du noch mehr sehen als bisher; denn dieser Regent führet keine glänzende, aber wohl eine anständige Pracht und übertrifft doch seinen Vorgänger darin.‘ — Ich sah da alles im größten Flor und Wohlstand, und als ich mit meinem Führer reden wollte, weil diese Vision bis in das achtzehnte Jahrhundert reichte, sprach derselbe zu mir: ‚Weil das Kurhaus Brandenburg zum königlichen Thron gestiegen, so bewundere die prächtige Hofhaltung, welche recht erscheint, wenn jedesmal 24 Trompeter und zwei Heerpauken zur Tafel laden!‘ Da sah ich so glänzende Aufzüge und Festlichkeiten, so herrliches Geräte, solche Kostbarkeiten, daß ich ganz wie entzückt war. Auch zeigte mir mein Führer den König in Lebensgröße auf einem Piedestal, von Messing gegossen, auf dem Molkenmarkt und sein Brustbild an dem großen Arsenal und sagte mir, daß es der Nachfolger Friedrich Wilhelms,

[1] Jetzt Kurfürstenbrücke genannt, 1692—95 erbaut (zwischen Schloßplatz und Königstraße); auf ihr steht seit 1703 das Schlütersche Standbild des Großen Kurfürsten.

Friedrich der Erste, König von Preußen, wäre, der sein Reich zu diesem Glanze gebracht. Aber ich sah nachmals an dieser Ecke manche Veränderung; statt der Aufzüge und rasselnden Karossen sah ich die Straßen von Soldaten wimmeln, welche vortrefflich in Kriegszucht und sehr waffenfertig waren. Die Einwohner schienen mir nicht mehr so heiteren Gemütes als vor diesem, doch blühten die Handwerker wegen den vielen Bauten, und die Häuser wurden gleichförmig, zierlich und gleichfarbig errichtet, welches sehr gefällig aussah. Wenn gleich die Stadt in ihrem Bezirk sehr glänzte, schien doch ein großer Geldmangel bei Hohen und Niedern zu sein, besonders da die Großen kleine Besoldung und die Niederen keine Nahrung hatten; denn alles wurde durch die Freiheit sehr gehindert und nahm dermaßen ab, daß es bei manchem auf der Straße glänzte und im Hause doch schlecht und elend aussah. — Ich war in tiefen Gedanken über dieses Gemisch von Glanz und Armut und sah mich nach meinem Führer um; da erblickte ich den alten Greis wieder und neben ihm einen munteren Jüngling, er führte mich an die vierte Ecke des Altans: da sah ich wieder alles in Glanz und Blüte und freudiger Tätigkeit neu erwachen und mit einem Blitz eine königliche Krone schimmernd über dem Schlosse schweben und neue kleine Kronen sich tanzend um sie herum bewegen; über allen aber schwebte ein großer schwarzer Adler, welcher einen Zettel trug, auf welchem ‚Esto fidelis!‘ und ‚Manebit‘ stand. Aber plötzlich erhob sich ein großer Sturm von allen vier Ecken des Altans her, ein Prasseln war in der Luft, ein schwarzer Rauch stieg von der Petrikirche auf, und helle Flammen schlugen über ihr empor, und alle Einwohner jammerten laut, denn der Rauch und die Flammen bildeten ein großes W an dem Himmel. Hierauf erfolgte ein großes allgemeines Wehklagen, und mein ganzer Leib erzitterte mir vor Schrecken, worüber ich morgens gegen 3 Uhr aus diesem ängstlichen Traume erwachte, der mich so beunruhigte, daß ich ihn für das hochwürdige Ministerium am folgenden Tage aufnotieren ließ.“

Von dieser Zeit an mußte Andreas Otto bis zu seinem Sterbetag, am 18. Mai, den Himmelfahrtstag, das Bett hüten.

Die lustigen Musikanten.

Singspiel.

Personen.

Ramiro, Herzog von Samarkand } Geschwister.
Azelle, Herzogin von Famagusta }

Piast, ein blinder Greis
Fabiola, seine Tochter } Musikanten.
Ein lahmer Knabe, den Piast aufgenommen

Rinaldo, ein melancholischer Held von Samarkand.
Pantalon, Bürgermeister in Famagusta.
Tartaglia, Minister von Samarkand.
Truffaldin, Nachtwächter und Astronom in Famagusta.
Thays, Kammerfrau Azellens.
Gäste, Bürger.

Das Stück spielt in Famagusta, das Kostüm ist italienisch, phantastisch; Pantalon, Tartaglia, Truffaldin italienische Masken.

Einleitung des Herausgebers.

Des Dichters eigene „Vorerinnerung" deutet das, was es genauer zu fassen gilt, an. Das Singspiel entstand im November 1802 in Düsseldorf, wo Brentano zu einer tüchtigen Schauspielertruppe Beziehungen gewonnen hatte. Deren Direktor und dem Konzertmeister Bergmüller scheint sich Brentano für Freikarten und Musikunterricht verpflichtet gefühlt zu haben. Den Dank stattete er mit dieser Gelegenheitsdichtung ab, die er, wie er öfters nicht ohne Stolz aussprach, in vier Tagen ausarbeitete. Der Grundstock war das gleichnamige Gedicht, das er unvermittelt in seinen Roman „Godwi" geworfen hatte. Dessen musikalischer Gehalt, in noch nicht gehörten Worten geprägt, mußte ja zur Vertonung einladen.

Mit rückhaltloser Freude begleitete der Dichter die Komposition des Singspiels, doch wuchs zugleich seine Ungeduld: zu Neujahr 1803, dem für die Uraufführung vorgesehenen Zeitpunkt, war von der ganzen Singspielmusik so wenig fertig, daß Brentano der Aussichtslosigkeit wegen Düsseldorf ungesäumt verließ. Erst am 6. April 1803 fand in Düsseldorf die erste Aufführung tatsächlich statt, zur selben Zeit, in der die Dichtung in Frankfurt a. M. als zierliches Heft im Druck erschien. Anfang 1804, auch noch 1805 gingen die „Musikanten" in Mannheim in Peter Ritters Vertonung über die Bretter. Im Dezember dieses Jahres endlich fand Brentanos musikgetränkte Dichtung den Komponisten, der ihr gebührte: E. Th. A. Hoffmann, entzückt von Brentanos „äußerst genialer Oper", schrieb zu ihr die Musik, und am 6. April 1805 fand unter Hoffmanns Leitung eine Aufführung im Warschauer Deutschen Theater statt. Der Komponist mußte seinem Freunde Hitzig leider mitteilen: „Der Text mißfiel — es war Kaviar für das Volk, wie Hamlet sagt; von der Musik urteilten sie günstiger." Die „Zeitung für die elegante Welt" berichtete gleichfalls, das Werk sei wegen wenig guter Aufführung ungünstig auf-

genommen, sprach aber dafür Worte höchsten Lobes über das „wahrhaft geniale kleine Stück" und die „nach dem Urteile aller Kenner überaus vortreffliche, in den tiefsten Geist des Gedichts eindringende Musik" aus und erkannte dem Werke Bedeutung für die deutsche Opernliteratur zu. Hoffmanns Partitur lagert im Pariser Konservatorium.

Der Titel des Singspiels ist ein Stückchen romantischer Ironie. Das Herz der „lustigen" Musikanten ist zerrissen von tiefstem Weh, das sie deshalb noch mehr quält und in ihnen wühlt, weil sie, fahrend Volk, dazu verdammt sind, die Welt zu unterhalten, zu belustigen, zu lachen, da die Träne sie würgt. Das Lied, das sie singen, ist Grund und Gipfel des Spiels zugleich, und zwar in solchem Maße, daß man den Eindruck nicht verliert, als habe Brentano ihnen die anderen Gruppen, die von allerlei Schicksalen verfolgten Fürstenkinder und die Maskenfiguren der Commedia dell' arte, nicht zu einem organischen Ganzen anzufügen vermocht. Am wenigsten geglückt ist die Verschmelzung der Maskenfiguren mit der Handlung des Singspiels, so sehr sich Brentano darum bemüht hat; auch die strenge Scheidung ihrer Charaktere, die Carlo Gozzi, der Meister der italienischen Komödie, den Brentano gerade um diese Zeit viel las, stets aufs glücklichste durchführt, ist dem Dichter nicht gelungen. Und, was schon Arnim dem Freunde vorhielt: bei einer Aufführung wird dem Spiele leicht schaden, daß eine viel zu reiche Handlung in einen viel zu kleinen Rahmen gezwängt ist, die ihn allerorten sprengen möchte, und daß, um sie zusammenzupressen, allerlei Verschränkungen nötig waren, die das Verständnis für den Zusammenhang des Ganzen erschweren. Und doch — welch eine Welt starker Gefühle tut sich uns auf! Welche Kontraste zwischen drastischem Spaß und tiefem Herzweh, zwischen der Feierlichkeit der Szene im Gewölbe und der Volksszene auf dem Markt! Hier war in der Tat ein Dichter auf dem Wege, eine Operndichtung zu schaffen, die mehr als bloße Folie für ein loses Gerippe von Arien, Duetten und Chören sein sollte. In diesem Singspiel haben wir das glücklichste Erzeugnis von Brentanos dramatischen Bestrebungen vor uns. Das Herzeleid, das es ausspricht, ist das Weh des von der heiß Geliebten gewaltsam getrennten, von Kampfesstürmen zerwühlten Dichters, verklärt in einem — Spiel.

Vorerinnerung.

Zur Verständlichkeit dieses kleinen Singspiels, insofern es ganz ein Gelegenheitsgedicht ist, muß ich folgendes sagen: Es entstand durch meinen Umgang mit dem talentvollen Musikdirektor einer braven Schauspielertruppe und ist von mir in wenigen Tagen entworfen worden, um dieser Gesellschaft eine gute Einnahme und mir selbst das Vergnügen zu verschaffen, alle ihre talentvolleren Mitglieder in Rollen zusammengestellt zu sehen, die ich sogar auf ihre Fehler berechnet hatte. Ein Lied von mir, welches früher schon abgedruckt worden, hatte dem Musiker gefallen, und ich legte mir es zum Grunde dieses Spiels; der Leser wird mir daher verzeihen, es hier wiederzufinden. Ich freute mich sehr auf die Aufführung, doch so viel Talent auch der Musiker hatte, etwas schnell niederzuschreiben, so groß war auch sein Vertrauen auf diese Schnelligkeit, das heißt: er verschob die Vollendung von einem Tage zum andern, bis ich ermüdete und abreiste. Er hatte einige Duette wirklich so vollendet, daß es mich sehr schmerzte, das Ganze nicht zu hören. Sollte übrigens irgendein Musiker seine Kunst mit dem kleinen Spiele gern verbinden wollen, so muß ich ihm hier in Hinsicht des obenerwähnten Liedes „Da sind wir Musikanten wieder" bemerken, daß ich es nur deswegen ganz hier abdrucken ließ, damit er in den Versen wählen und weglassen könne, was er wolle. Dieses Lied war auch von dem ersten Compositeur entworfen; er nahm den Refrain zur Einleitung, ließ die Verse, welche alle singen, und die rührenden, welche einzelne singen, sich einander unterbrechen und führte das Ganze zweckmäßig rasch oder sanft durch alle Tonarten variierend durch. So war es ihm gelungen, durch einen äußerst wehmütigen und freudigen

Wechsel zu rühren. Alle Duette, Terzette usw. behandelte ich bloß als Skizze, die ich nur so weit ausführte, bis ich glauben konnte, der Musiker könne nun genug verstehen, was ich mir dabei dachte, um zweckmäßig zuzusetzen oder wegzulassen. Übrigens lege ich keinen Wert auf das Ganze, aber es würde mich sehr freuen, wenn irgendein Tonkünstler aus diesem kleinen Versuche mir einiges Talent für musikalische Poesie zuspräche und sich mit mir zu einer größern Oper, deren Charakter ich mir gern vorschreiben lasse, verbinden möchte.

Frankfurt am Main, im April 1803.

Clemens Brentano.

Erster Auftritt.

Marktplatz, im Hintergrunde ein Springbrunnen, im Vordergrunde rechts das Häuschen des Nachtwächters **Truffaldin**; es geht ein Bürger mit einer Blendlaterne über den Markt, **Truffaldin** springt aus der Hütte.

Truffaldin. Heda! blinder Passagier, Nachtvogel, Fledermaus, Lichtscheu, wo ist die Laterne?

Bürger (öffnet ihm plötzlich die Laterne ins Gesichte). Hier, sieht Er?

Truffaldin (flieht ums Theater, der Bürger ihm nach). O vollkommen, übervollkommen! Ich fange schon an, blind zu werden; o meine vortrefflichen Augen! Ich werde sie zumachen. (Macht die Augen zu. — Der Bürger ab.) So, nun bin ich Blendlaterne gegen Blendlaterne. O schließen Sie die Laterne, sei'n Sie edel! Das fehlte dieser verliebten, melancholischen Stadt noch, daß ihr Nachtwächter blind würde. O schonen Sie Ihr Vaterland, sei'n Sie einer von den unzählig vielen Edlen, die einen nicht umbringen, als höchstens mit Langerweile! Ich werde mich sonst gezwungen sehen; nein, nicht gezwungen sehen, denn ich werde blind sein und nicht sehen können; ich werde einen blinden Lärm machen! (Öffnet die Augen.) Ach, er ist fort! O du undankbares Famagusta! Könnte ich nicht zugleich meiner Passion zur Sternkunde obliegen, so verdientest du gar keinen Nachtwächter; denn deine Bürger gehen nur höchstens deswegen nachts aus, weil die Nacht ihre Blöße bedeckt. — (Es schlägt zehn Uhr.) Ich will nun deine letzten Stunden nach und nach anblasen, du sehr schlecht ausgefallenes Jahr; o könnte ich auch deinen Ehrgeiz anblasen, dich in aller Eile noch zu bessern, du armseliges, in den letzten Zügen liegendes Jahr! Der Tod sitzt dir auf der Zunge, bald wird mein Horn dir die Posaune des Jüngsten Gerichtes sein; beßre dich, Jahr, oder fahre zur Hölle!

Hört, ihr Herren —

Zweiter Auftritt.

Tartaglia (im Hintergrunde).
Ja, ja, ich höre schon.

Truffaldin.
Höret, ihr Herren, laßt euch —

Tartaglia.
Ich höre schon; was soll ich lassen?

Truffaldin.
Rufen soll Er mich lassen!

Tartaglia.
Ungerufen soll Er mich lassen!

Truffaldin.
Hört, ihr Herren, laßt euch sagen —

Tartaglia.
Es hat schon zehn geschlagen.

Truffaldin.
Die Glocke hat zehn geschlagen.

Tartaglia.
Der Flegel spricht mir nach.

Truffaldin.
Der Flegel spricht mir vor —
Lobet Gott den Herren! —
Der Teufel hole Ihn!
Ich bin Nachtwächter,
Ich sang die letzte Stunde
Des schlechtsten Jahres an.

Tartaglia.
Er nimmt mir aus dem Munde
Das Wort, Herr Grobian!

Truffaldin.
O Jahr, so schlecht, so jämmerlich!
Noch auf dem Todbett quälst du mich
Mit diesem Schwätzer da.

Tartaglia.

Mein lieber Freund, bequem' Er sich,
Halt' Er das Maul und schäm' Er sich!

Truffaldin.

Wer?

Tartaglia.

Er!

Truffaldin.

Ich?

Tartaglia.

Er!

Truffaldin.

Nein!

Tartaglia.

Ja!

Truffaldin. Apropos, mein Herr, ich mache die Sache kurz und arretiere Ihn.

Tartaglia. Warum? Wer gibt Ihm das Recht?

Truffaldin. Ich stehe mit drei Warum zu Diensten. Erstens: Warum hat Er keine Laterne? Zweitens: Warum nennt Er mich immer „Er"? Drittens: Warum stört Er die öffentliche Ruhe?

Tartaglia. Ich habe keine Laterne, weil ich inkognito hier bin.

Truffaldin. Die Diebe haben das Inkognito mit wichtigen Menschen gemein.

Tartaglia. Ich nenne Ihn „Er", weil Er ein gemeiner Kerl ist!

Truffaldin. Wer ist ein Er?

Tartaglia. Er, ich bin aber kein Er, ich bin ein Sie!

Truffaldin. So arretiere ich Er Ihn Sie, weil Er Sie die öffentliche Ruhe stört.

Tartaglia. Er ist mir eine schöne öffentliche Ruhe, die den Leuten nachspottet!

Truffaldin. Ja, ich bin die öffentliche Ruhe. Er mag mir so eine heimliche Unruhe sein. Sieht Er, ich bewache die öffentliche Ruhe; denn die Nacht ist Ruhe und ist öffentlich, und ich bin

Nachtwächter; und so ist es bewiesen, daß ich etwas Vorzügliches bin; denn die Nacht ist keines Menschen Freund, aber mein Freund ist sie doch; sie ist meine Geliebte, ich sitze bei der Nacht dort in dem Häuschen, und sie ist meine Braut und sieht mich mit ihren lieben Augen, den Sternen, an. Er aber ist mir in meine Ruhe, meine Nacht, mein Brautbett hineingetappt und ist mir gewissermaßen ein poetischer Ehebrecher — also arretiert.

Pantalon (aus dem Fenster).

Welcher Lärmer?

Truffaldin.

Diesen Lärmer,
Diesen Schwärmer
Habe ich hier aufgefangen. —

Dritter Auftritt.

Pantalon, Truffaldin, Tartaglia.

Tartaglia.

O weh, o weh, Inkognito!

Pantalon (zu Truffaldin).

Ei, sage mir, wer ist Er?

Tartaglia.

O wär' ich fort, wie wär' ich froh!

Truffaldin.

Hier ist er, der Philister.

Pantalon.

Ei, ei, mein Herr, was lärmt man so?

Tartaglia.

Mein Herr, ich bin Minister!

Pantalon.

Minister — ei — woher — wovon? —

Tartaglia (zu Truffaldin).

O sage Er, wie heißt der?

Pantalon.

Mein Herr, ich heiße Pantalon.

Truffaldin (laut).
Und ist der Bürgermeister.

Tartaglia.
O schrei' Er nicht, ich höre schon!

Pantalon.
Und hier bin ich Ihr Meister! —
Minister?

Tartaglia.
Bürgermeister?

Truffaldin.
Das ist er, so heißt er.

Tartaglia.
Bürgermeister?

Pantalon.
Minister?

Truffaldin.
So heißt er, das ist er.

Alle.
Doch laßt uns nicht die Ruhe stören,
Wir können ja einander hören
Ohne Fluchen, ohne Schwören,
Ohne uns so zu betören.

Pantalon. Also, mein Herr, ein Minister, was man so einen Minister zu nennen pflegt.

Tartaglia. Ja, was man unter so einem Minister versteht; aber ich bin inkognito hier.

Pantalon. Das heißt, in geheimen Absichten?

Tartaglia. Ja, ganz richtig, unstreitig, und Sie, mein Herr, sind Bürgermeister, nur Bürgermeister, so einer, der die öffentlichen Angelegenheiten besorgt?

Pantalon. Getroffen, was man einen Bürgermeister zu nennen pflegt.

Truffaldin. Da nun geheime Absichten den öffentlichen Angelegenheiten gerade entgegengesetzt sind, so passen Sie zwei zusammen wie die Faust auf das Aug', und ich ziehe mich

zurück, bis Sie in Streit kommen sollten und ich nötig bin, Sie auseinander zu bringen. (Während Pantalon und Tartaglia sich pantomimisch übereinander verwundern, singt Truffaldin:)

O all' ihr lieben Sterne,
O wärt ihr nicht so ferne!
Ich fragte euch so gerne,
Damit ich von euch lerne.
Aber ach, mein Perspektiv
Ist so trüb, so kurz, so schief,
Und der Himmel ist so tief,
Daß, wenn ich auch gar nicht schlief',
Ich doch nimmer
Euren Schimmer
Mir ergründe,
Nie erfinde
Des Schicksals Gewinde,
Und guckt' ich mich blinde! (Ab in seine Hütte.)

Tartaglia. Pantalon also heißen Sie — hm, hm —

Pantalon. Soviel ich weiß, ja — und Sie? Sie scheinen mir bekannt.

Tartaglia. Pantalon, ha, ha, ha — ich heiße Tartaglia, soviel ich weiß.

Pantalon. Tartaglia, ha, ha, ha!

Tartaglia. Sind Sie etwa der Pantalon vom italienischen Theater[1], der die komischen Alten spielt?

Pantalon. Ich! ein Schauspieler? ein komischer Alter? Herr, ich bin ein ehrlicher Bürgermeister hier in Famagusta, aber Dero Namen — ha, ha, ha! — den Namen eines Tartaglia[2] habe ich oft auf den Komödienzetteln in Venedig gelesen; und unter Dero Namen erwartete man immer einen hoffärtigen, groben, falschen Staatsmann.

Tartaglia. Mein Herr, ich bin Staatsmann, denn ich bin Minister von Samarkand; hoffärtig? Hm, nachdem die Gesell-

[1] Pantalone ist die in allen Liebeshändeln geprellte, komische Figur eines altvenezianischen Kaufherrn im italienischen Volksstück. — [2] Tartaglia (sprich: Tartallja) ist gleichfalls eine komische Figur im italienischen Volksstück (als Stotterer).

schaft ist; grob? Nun, wenn sie wollen; falsch? Herr! falsch! — Hm! — Heute nicht — denn ich bin inkognito hier.

Pantalon. Da wir nun Gott danken können, daß wir beide keine italienische Theaterfiguren sind, wenn uns Gott gleich mit ihrer Gestalt gesegnet hat, so nehmen Sie meinen freundlichen Gruß; was suchen Sie in dem unglücklichen Famagusta?

Tartaglia. Herr, ich suche unsren Herzogen Ramiro, den Bruder Ihrer Herzogin Azelle.

Pantalon. Ei, weil Sie denn doch gerade im Suchen sind, so suchen Sie unsre Herzogin Azelle gleich mit!

Tartaglia. Also werden beide vermißt?

Pantalon. Hören Sie, unter uns gesagt, das sind ein paar wunderliche Kinder, die sich immer vermissen zu lassen geruhen.

Tartaglia. Stellen Sie sich vor, unser Herzog soll, wie man sagt, einer schönen jungen Bettlerin gefolgt sein, die sich jetzt mit ihrem blinden Vater, der nicht sehen kann, und einem lahmen Kinde, welches nicht gehen kann, hier aufhält.

Pantalon. Und unsre Herzogin hat man seit ihrer Übernahme des Reichs nur selten und immer traurig gesehn. Seit mehreren Monaten aber ist sie ganz verschwunden. Man flüstert sich in die Ohren, sie suche Rinaldo, den Feldherrn ihres verstorbnen Vaters, auf, den sie heftig liebt, und der, wie bekannt, hier im Kopfe nicht ganz solid sein soll.

Tartaglia. Sehn Sie, ich bin eben kein großer Historicus, sondern bloß Statistiker, welches ich Sie nicht mit Statist zu verwechseln bitte; dennoch gehe ich gern auf die Quellen; erzählen Sie, wie verhält sich das Ganze? Denn ich bin noch nicht lange am Ruder, und Zeitungen haben wir gar keine bei uns.

Pantalon. Hier in Famagusta regierte ein strenger, eifersüchtiger Fürst nebst seiner etwas phantastischen, melancholischen, vortrefflichen Gemahlin, einer norwegischen Prinzessin.

Tartaglia. Norwegen? Wo liegt das?

Pantalon. Sie scherzen! Norwegen — Norwegen — das liegt dort oben — dort — nun dort in der Gegend von Norwegen, mittendrinne.

Tartaglia. Ganz recht, mittendrinne, nur weiter?

Pantalon. O, Sie verstehn mich ganz! Im Gefolge der

norwegischen Prinzessin befand sich ein Edelmann, ein vortrefflicher Mann, so eine Art von Poet, eine Art von Hofgelehrten; dem Fürsten gefiel er nicht, er ward ihm ein Gegenstand der Eifersucht und verschwand, der Teufel weiß, wie.

Tartaglia. Also ein Hexenmeister?

Pantalon. Ei behüte! Gott weiß, wie er verschwand. Der erstgeborne Sohn des Fürsten ward ausgesetzt — der Fürst wollte ihn nicht anerkennen. Der Fürstin schlug das Klima entweder zu viel oder zu wenig an; sie war immer krank und gebar nach zehn traurigen Jahren eine Tochter. Sie starb in der Niederkunft, und auch dieses Kind ging verloren; sie soll es aus Furcht vor der Eifersucht ihres Gatten selbst weggegeben haben; doch kann ich mir schmeicheln, es aus der ersten Hand weinen gehört zu haben.

Tartaglia. O, Sie glücklicher Mann!

Pantalon. Der Fürst konnte seine Tochter nicht auffinden und war also ohne Sukzession.

Tartaglia. Hier sukzediere ich. — Der verstorbene Herzog von Samarkand suchte um die Sukzession für seine beiden Kinder an und schickte seinen General Rinaldo mit einem Gesandtschaftsgefolge, das einer Belagerungsarmee wie zwei Tropfen Wasser glich.

Pantalon. Und sich auch völlig so betrug. Unser Fürst starb während der Belagerung; Rinaldo zog mutig ein; die Bürger schimpften ihn Findelkind, was er auch sein soll. Dies mußte ihn wurmen, so daß er plötzlich melancholisch ward und sich von mir in das alte Schloß führen ließ. Sie wissen ja, wie solche Leute an alten Baracken besondere Freude haben. Ich sagte ihm, wie man spräche, daß es dort nicht allerdings richtig[1] sei; auch blieb ich deswegen zurück und ließ ihn allein; er ging in ein Gewölbe, in dem die verstorbne Fürstin einen Ritter, den sie im Traum gesehen, hatte in Marmor hauen lassen, nebst einer Inschrift, die ich zu lesen nie die Courage hatte.

Tartaglia. Und der Kerl unterstand sich?

Pantalon. Er las, und plötzlich stürzte er heraus, schrie:

[1] Nicht in allen Dingen, nicht ganz richtig.

„Weh! weh!" schwang sich zu Pferde, warf Schild und Speer am Markte nieder, und da flog er zum Tor hinaus.

Tartaglia. Ein totaler Raptus, eine Art Hirnwut, eine Gattung eilfertiger Schnelligkeit!

Pantalon. Als Azelle nun in die Stadt einzog, ja, da ward nichts getan als gesucht und gefragt: Rinaldo hier? Rinaldo dort? Und die armen Belagerten und Belagerer verwandelten sich in Boten, um ihn zu suchen. Seinen Schild und seinen Speer kaufte sie um hohes Geld von einem Bürger, dem er ihn an den Kopf geworfen hatte. Ich glaube immer, daß er, wie er so schnell hinausritt, in eine Grube fiel, in die gerade die Blessierten oder, wie man oft sagt, Toten begraben wurden, und daß man ihn in der Eile so mit begraben hat. Die Herzogin hat ihm in allen Zeitungen ihre Krone antragen lassen; aber er läßt sich nicht sehen.

Tartaglia. Ich wollte mich nicht so lange bitten lassen. Doch helfen Sie mir den Prinzen Ramiro finden!

Pantalon. Was Polizei vermag, steht zu Diensten.

Tartaglia. Was Ihre Küche vermag, o stünde es mir auch zu Diensten! Ich hungre stark.

Pantalon. Ich habe einige Freunde gebeten, das Ende dieses trüben Jahres mit mir zu feiern. Sei'n Sie mein Gast! Eine gebratene Löffelgans — ein alter Pelikan mit sieben jungen im Reis. (Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Der blinde **Piast**; **Fabiola** führt ihn an einem Stabe und hat den Knaben auf dem Arm. Hinter der Szene hört man eine Flöte, die sich nähert, und endlich tritt **Ramiro** auf.

Piast. Nun sind wir auf dem Markte, mein Kind; wie es still ist! Hörst du die kühlen Brunnen rauschen?

Fabiola.

Hör', es klagt die Flöte wieder,
Und die kühlen Brunnen rauschen.

Piast.

Golden wehn die Töne nieder,
Stille, stille, laß uns lauschen!

(Angemeßnes Solo der Flöte.)

Fabiola.

Holdes Bitten, mild Verlangen,
Wie es süß zum Herzen spricht!

Piast.

Durch die Nacht, die mich umfangen,
Blickt zu mir der Töne Licht.

Ramiro (nähert sich und gibt Fabiola seinen Mantel). O Jungfrau, wirf ihm diesen Mantel um, denn es ist kühl! (Fabiola hängt ihm den Mantel um.)

Piast. Wer sprach mit dir, Fabiola? Wessen Mantel ist dies? Fabiola, gib mir die Hand; o, mein Kind, wer sprach mit dir?

Fabiola. Ich kenne seinen Namen nicht; es ist der arme Jüngling, der Flötenspieler, der schon in Samarkand sich oft mit seiner Faunflöte zu unsern Chören gesellte.

Piast. Tritt vor mich, Fremdling, ich bin ein Blinder; was willst du bei uns? O rede Wahrheit, daß ich deiner Stimme vertrauen kann!

Ramiro. So will ich Wahrheit vor dir reden, o teurer Greis; ich habe wenig nur zu sagen: ich liebe deine Tochter!

Piast. Fabiola! Kennst du diesen Jüngling?

Fabiola. Ich kenne ihn nicht, Vater! Aber er ist freundlich und blickt mit Ruhe nach mir, und wenn ich sehe, wie du die Augenlider bewegst, wenn du mir gütig bist, so ist mir immer, als müßten die Sterne deiner Augen den seinen gleichen, wären sie nicht untergegangen.

Piast. Jüngling! Wer bist du? Wo ist dein Vaterland? Wer sind deine Eltern?

Ramiro. O nenne mich deinen Sohn! Denn ich bin elend, wenn ich dir ein Fremdling bleibe. O mein Vaterland! Es hat mich verloren, seit du Samarkand verließt. Ich bin von Samarkand, ich folgte dir, sei mein Vater, ich will dich beglücken!

Piast. Du sprichst kühn, wie es dem Jüngling wohl geziemt. — Liebe hat dich mir nachgeführt? Wenn Treue dich uns erhält, so werden wir dich kennen. Aber rede nie leise mit meinem Kinde; für sie ist nur das Böse ein Geheimnis. — Wenn sie dich lieben kann, so verdienst du es. Wo ist der Knabe?

Der Knabe. Hier auf dem Arme des Fremdlings.

Ramiro. Ich will ihn tragen, Vater! Die Pfeife habe ich an die Brust befestigt, so begleite ich Euren Gesang.

Piast. Erlaube mir, daß ich meine Hand über dein Gesicht gleiten lasse, damit ich fühle, wie du aussiehst!

Fabiola. O Vater! Er sieht edel aus.

Piast. Deine Gesichtszüge sind edel, aber du bist leichtsinnig.

Ramiro. Vater, ich liebe deine Tochter und dich; Leichtsinn und Schwermut und Unschuld gehen nun einher und singen den Menschen sanfte Lieder, daß sich ihr Herz von dem heißen Tagewerke löst und sie, durch die Töne gerührt, die Augen zu einem reinern Dasein wenden.

Piast. Es ist still in Famagusta in dieser Nacht, wo sonst sich alles freute; was fehlt den Einwohnern dieser guten Stadt, daß sie das Jahr so ohne Lebewohl hingehen lassen?

Ramiro. Ich bin nur seit gestern hier und höre nur Klagen und Trauer; die junge Regentin dieses Landes hat seit ihrer Regierung stets in tiefer, einsamer Schwermut gelebt, und, ach! seit mehreren Monaten wird sie ganz vermißt.

Fabiola. Wo ist sie hin, das arme Weib?

Ramiro. O weh mir! — Keiner weiß es — so liegt die Stadt in tiefer Trauer.

Piast. Du nimmst tiefes Anteil, Fremdling, an dieses Landes Schicksal.

Ramiro. Dies Land ist meines Vaterlandes Schwester.

Fünfter Auftritt.

Drei **Gäste**, die nach Pantalons Wohnung gehen. — Man riecht Braten.

Erster. Es ist sehr stille in der Stadt, keine Rakete, keine Schweinsblase!

Zweiter. Wenig Leute wissen hier mehr, wie eine Schweinsblase aussieht, seit der letzten Viehseuche.

Dritter. Und die Belagerung hat uns für immer und ewig und alle Neujahrsnächte alles Knallen verleidet.

(Alle in Pantalons Haus.)

Sechster Auftritt.

Piast, Fabiola, Ramiro, der **Knabe;** gleich darauf **Truffaldin.**

Fabiola. In diesem Hause scheinen Gäste zu sein; laßt uns Musik machen!

Piast. Gut, mein Kind; doch sage mir vorher, wie die Gestirne stehn. (Fabiola steht ruhig in der Mitte des Theaters und sieht nach dem Himmel; Truffaldin springt aus der Hütte.)

Truffaldin. Nun, das nenne ich mir eine Konstellation, die sich gewaschen hat. Wenn man heutzutage noch an Versprechen glauben könnte, so könnte ich einen ordentlichen Respekt vor der Zukunft bekommen. (Sieht Fabiola.) Aber, was Guckuck! Ist da nicht gar die steinerne Mamsell vom Springbrunnen herabgestiegen? Nun, das nenne ich mir die Ausschweifung bis zum Mirakel getrieben, wenn selbst die Statuen anfangen, nachts herumzuziehen.

Ramiro. Mein Freund, störe sie nicht! Sie sieht nach den Gestirnen.

Truffaldin. Allen Respekt vor dem Handwerke! Sie ist wohl eine Dilettantin von Stand.

Piast. Wie geht der Stern des alten Jahres nieder? Wie geht der Stern des neuen Jahres auf?

Fabiola.

Es wandeln zum Glücke
Die Sterne die Bahn,
Mit gütigem Blicke
Sehn alle uns an!
Die Jungfrau, die süße,
Im himmlischen Reihn
Gibt freundliche Grüße
Und strahlet so rein.
Im spiegelnden Schilde
Sieht Liebe sich an,
Und Mars blicket milde
Zu Venus hinan.
Die Wage ruht eben,
Ihr Zünglein steht ein;
Auch lächeln daneben
Die Zwillinge klein.

Truffaldin (hat sehr andächtig zugehört). Ich mache mein Kompliment; Sie haben sich allerdings sehr ehrenvoll aus der Affäre gezogen, nur etwas poetisch. Zum Beispiel: die Zwillinge lächlen; zum Beispiel: was mögen sie dann wohl für Mäulchen machen?

Ramiro. Mein Freund, sei Er ruhig, und lasse Er uns in Frieden!

Truffaldin. „Ruhet in Frieden!" sagt man zu den Toten; aber für Ihn ist es Zeit zur Ruhe; für mich zum Nachtwachen. (Geht zu Piast.) Ei, du mein Gott, irre ich mich nicht?

Piast. O, mein Kind, wären wir von dannen!

Fabiola. Was seht Ihr meinen Vater so an?

Truffaldin. Es hat sich da viel anzusehn; ist es doch beinahe stichedunkel; gönnt mir immer das bißchen Ansehn, die Sterne selbst wehren es uns ja nicht! (Freudig.) O, ich fasse mich kaum!

Ramiro (will ihn zurückreißen). Entfernt Euch, oder —

Truffaldin. Oder? Oder? Entweder — oder! Ihr, meine Freunde, gehört alle ins Bett zu dieser Zeit, und ich allein gehöre hierher!

Piast. Was willst du von mir?

Truffaldin. Fassen will ich dich, schließen will ich dich, werfen will ich dich!

Fabiola. Weh uns!

Ramiro (zieht den Degen). Eher sterbt Ihr! — Laßt sehen, wer den kürzern zieht!

Truffaldin. Natürlich ich! — Da ich gar keinen Degen zu ziehen habe, so ziehe ich sicher einen kürzern Degen als Ihr; aber ehe Sie mich so grausam der Gegenwart und Zukunft zu entziehen belieben, so lassen Sie mich ausreden und meine barbarischen Gesinnungen erst völlig an den Tag oder vielmehr an die Nacht legen. Fassen will ich dich — in meine Arme; werfen will ich mich — um deinen Hals; schließen will ich dich — an Freundes Brust. (Er umarmt Piast.) O, Piast, kennst du deinen Truffaldin nicht mehr?

Piast. Willkommen, teurer Freund und Unglücksgefährte! — Doch laß uns ruhig sein; wie geht es dir?

Truffaldin. Ach soso, ganz unendlich soso, ich bin Nacht-

wächter und Astronom hier geworden, um nur die Stadt bei Tage nicht zu sehen, zu der mich das Heimweh zurücktrieb; ich kann dir versichern, ich habe ordentlich oft wieder eine Art von Hinausweh empfunden, und ich versichre dich, da ich noch mit dir im Exilio herummusizierte, war mir es viel heimlicher zumute. O, wie freue ich mich, dich wiederzusehen! Ja, ja, ich merkte es wohl an den Sternen, daß ich bald einen lieben Freund wiedersehen würde. Ach, und Eure geliebte Tochter, wie sie herangewachsen ist, o, ich muß ihr den Ärmel küssen!

Fabiola. Ist dieser Mann unser Freund, Vater, ist es der lustige Truffaldin?

Piast. Ja, er ist es; da du noch klein warst, teilte er unsre Armut, er lehrte dich die Sterne kennen, es ist der lustige Truffaldin.

Fabiola. So seid mir herzlich willkommen, lieber Truffaldin, ich danke Euch viel! —

Truffaldin. Ich habe Eure Explikation der Gestirne mit großer Verwunderung angehört; Ihr habt viel profitiert.

Ramiro. Verzeiht meiner Hitze; ich kannte Euch nicht! Wenn Ihr das Los dieser Menschen teiltet, so teiltet Ihr das meinige! (In dem Hause des Pantalons hört man Ramiros und Azellens Gesundheiten trinken.)

Piast. O, laßt uns nun singen, hört, die Gäste jubeln!

Truffaldin. Und haben in dieser schlechten Zeit eben keine große Ursache dazu. Aber, wenn wir doch singen wollen, so laßt uns jenes rührende Lied singen, das Ihr im Anfange unserer Verbannung für uns machtet, damit ich wieder mitsingen kann.

Piast. Wecke Eusebio und nimm ihn auf den Arm, daß er mitsinge!

Fabiola (weckt den Knaben, der am Boden einschlief, wohin ihn Ramiro setzte, da er gegen Truffaldin den Degen zog). Erwache, Eusebio! Wir wollen singen, und dann gehen wir nach Haus.

Truffaldin. Wem gehört der arme Schelm?

Piast. Ich kaufte ihn von einer Bettlerin; frage ihn selbst, wer er ist.

Truffaldin. Das Wohltun ist dir doch nicht abzugewöhnen!

Piast. Was du willst, daß dir geschehe, das tue auch den andern.

Truffaldin. He, kleiner Invalide, wie heißt du?

Knabe. Mein Vater fiel im Kriege; mir schlug ein Pferd das Bein entzwei, da die Feinde in die Stadt ritten; meine Mutter habe ich nicht gekannt. Ach, wie die Sterne so schön leuchten; laßt uns singen! —

Alle.

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn,
Von unsern Pfeifen frohe Lieder
Wie Strahlen durch das Dunkel fliehn.
Es sauset und brauset
Das Tamburin.
Es rasseln und prasseln
Die Schellen darin,
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Sing und um Sang,
Um Kling und um Klang
Schweifen die Pfeifen und greifen ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammenstellen
Zum lauten Werke in den Kreis.
Es sauset und brauset usw.

An unsern herzlich frohen Weisen
Hat nimmer alt und jung genug;
Wir wissen alle hinzureißen
In unsrer Töne Zauberzug.
Es sauset und brauset usw.

Schlug zwölfmal schon des Turmes Hammer,
So stehen wir vor Liebchens Haus;

Aus ihrem Bettchen in der Kammer
Schleicht sie und lauscht zum Fenster 'raus.
Es sauset und brauset usw.

Wenn in des goldnen Bettes Kissen
Sich küssen Bräutigam und Braut
Und glauben's ganz allein zu wissen,
Macht bald es unser Singen laut.
Es sauset und brauset usw.

Bei stiller Liebe lautem Feste
Erquicken wir der Menschen Ohr;
Denn holde Mädchen, trunkne Gäste
Verehren unser klingend Chor.
Es sauset und brauset usw.

Doch sind wir gleich den Nachtigallen:
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied;
Bei uns kann es nur fröhlich schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.
Es sauset und brauset usw.

Fabiola.

Ich habe meinen Freund verloren,
Die liebe Mutter, sie ist tot;
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein' ich auf mein Brot.
Es sauset und brauset usw.

Piast.

Ist's Nacht? Ist's Tag? Ich kann's nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind;
Die hellen Becken muß ich schlagen
Und ward von vielem Weinen blind.
Es sauset und brauset usw.

Truffaldin.

Ich muß die lust'gen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein;
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen
Und möchte gern begraben sein.
Es sauset und brauset usw.

Knabe.

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm,
Aufs Tamburin muß rasch ich pochen.
Sind wir nicht froh? Daß Gott erbarm'!
Es sauset und brauset usw.

Ramiro. Dies Lied ist rührend, lieben Freunde, aber mir bleibt keine Strophe; ich bin so glücklich, daß ich unter euch bin, so glücklich, daß ich dich sehe, Jungfrau; ich würde euch Lügen schelten, wenn ich sänge.

Fabiola. O schweigt, ich sehe, die Gäste nahen sich dem Fenster. (Pantalon, Tartaglia und andre am Fenster.)

Pantalon. Ha! ihr betrübten Spielleute, könnt ihr nicht ein lustiges Stückchen?

Truffaldin. Heutzutage ist es still und nahrlos, und die Zeit ist so mit traurigen Geschäften überladen, daß sie gar keine Zeit zur Lustigkeit hat; auch ist das Gute so selten, daß man einem wirklich nichts Schlechtes wünscht, wenn man einem etwas Gutes wünscht, also:

Gute Nacht, ihr trunknen Gäste!
Dieses Jahr kein Wiedersehn,
Läßt euch gleich des Witzes Reste
Guter Wein heut doppelt sehn.

Piast.

Gute Nacht, ihr frohen Gäste!
Dieses Jahr kein Wiedersehn,
Darum wünschen wir, das Beste
Möge künftig euch geschehn!

Ramiro.

Gute Nacht, ihr guten Gäste!
Dieses Jahr kein Wiedersehn,
Frucht und Blüte schmückt die Äste,
Die auf gutem Boden stehn.

Fabiola.

Gute Nacht, ihr guten Gäste!
Dieses Jahr kein Wiedersehn,

O, so tuet noch das Beste,
Laßt uns ohne Lohn nicht gehn!

Pantalon (am Fenster zu Tartaglia). O, Herr Tartaglia, was halten Sie von dieser Musik? Ich habe auch nicht für einen Pfennig Gehör.

Tartaglia. Was mich anbelangt, so habe ich zwar ein ganz erstaunliches Gehör, besonders an Schlüssellöchern, aber für Musik habe ich gar keine Memorie[1].

Pantalon. Wissen Sie, was ich getan habe?

Tartaglia. Nein.

Pantalon. Ich habe nach der Wache geschickt, um diese Musikanten zu arretieren, weil ich vermute, daß sich der Herzog bei ihnen befinde.

Tartaglia. Herrlich! Lassen Sie uns hinabgehen! (Sie werfen brennende Papierchen hinab und verlassen das Fenster.)

Truffaldin (hebt das Geld auf). Sternschnuppen, Sternschnuppen, die Barmherzigkeit schneuzt sich gewissermaßen. (Man hört die Patrouille anmarschieren und die Worte hinter der Szene: „Ihr ergreift nur den Alten und seine Tochter, den jungen Menschen hat Herr Pantalon auf sich genommen.")

Ramiro. Habe ich recht verstanden? Man stellt uns nach! Vater, Geliebte, tretet näher zu mir! (Sie nähern sich ihm.)

Piast.
O welch Getümmel!
Wehe mir Blinden!

Fabiola.
O teurer Fremdling,
Was kann geschehen?

Ramiro.
Bald wird mein Mut euch
Hülfe erfinden.

Truffaldin.
Auf meinen Posten
Will ich nun gehen.

(Truffaldin setzt sich in sein Häuschen und beobachtet die Begebenheit mit seinem Sehrohr.)

[1] Gedächtniskraft.

Siebenter Auftritt.

Tartaglia und **Pantalon** aus dem Hause, im Hintergrunde erscheint die Wache, die Musikanten treten in der Mitte des Theaters näher zusammen, **Ramiro** gibt den Knaben in die Arme **Fabiolas**, welche den Greis an einem Stabe führt; **Ramiro** steht keck und zieht den Degen.

Pantalon.

Sollte er's sein?

Tartaglia.

Ja, nach dem Schein.

Pantalon.

Wollt Ihr ihn fassen?

Tartaglia.

O, Ihr wollt spaßen!

Ramiro.

Stellt nur dichte
Euch zusammen;
Gleich sind wir die
Schurken los!

Pantalon und **Tartaglia** (gegenseitig).

Ihn anzufassen
Bleibt Euch überlassen. (Mit Verbeugungen.)

Pantalon.

Herr, Ihr wollt spaßen —
Euch steht es zu!

Tartaglia.

Ich muß hier passen,
Ich ehre die Stadt.

Pantalon.

An seiner Seite

Tartaglia.

Hängt eine Scheide;

Pantalon.

In seiner Hand

Tartaglia.

Seh' ich gewandt,

Beide.
Ach, einen Degen,
Einen großen,
Einen bloßen
Degen sich regen.

Ramiro.
Eure Furcht mich langeweilet;
Eilet, eilet!

Beide.
Ach, uns entgegen
Seh' ich den Degen,

Pantalon.
Den großen,

Tartaglia.
Den bloßen,

Beide.
Den Degen sich regen.

Pantalon.
Leer ist die Scheide.

Tartaglia.
Bloß ist die Schneide.

Beide (wechselsweis).
Beide, beide
Laßt uns gehn!
Scheide! Schneide!
Keinem soll sein Recht entgehn!
(Sie winken der Wache.)

Chor.
Faßt sie, faßt sie!

Tartaglia.
Zugegriffen!

Pantalon.
O, ich greife niemand vor!
(Dieses wiederholt sich nach des Compositeurs Willen.)

Piast.

Weh, mein Kind,
O welch Getümmel!

Fabiola.

Schütze uns,
O güt'ger Himmel!

Ramiro.

Folgt mir nur
Durch das Gewimmel!

(Er wirft Gold aus und geht mit den Seinen ab; Pantalon, Tartaglia, die Wache fallen alle zur Erde und raffen, während sie ununterbrochen fortsingen.)

Chor.

Faßt sie, faßt sie!
Laßt sie, laßt sie!

Tartaglia.

Zugegriffen, zugegriffen!

Pantalon.

O, Sie greifen mir ja vor! usw.

Truffaldin (tritt aus der Hütte). Hier ist Manna gefallen, aber ich will sie irremachen. (Er bläst.)

„Hört, ihr Herren! laßt euch sagen,
Endlich hat es zwölf geschlagen."

(Sie springen alle auf, sich gegenseitig das neue Jahr abzugewinnen, Truffaldin liest währenddem das Gold auf, das noch an der Erde liegt.)

Chor.

Prost Neujahr!
Prost Neujahr!
Ich hab' es gewonnen!

Truffaldin.

Gelogen!
Gelogen!
Ich hab' es gewonnen!

Tartaglia.

Ich sagt' es zuerst.

Pantalon.

Ich sagt' es zuerst!

Beide (wechselsweise).

Sie irren,
Sie irren!
Ich war schon
Am Neujahr,
Da sie noch am Prost.

Truffaldin.

Wahrhaftig,
Wahrhaftig,
Sie sind nicht bei Trost!

Chor.

Gewonnen!
Gewonnen!
Du zahlst mir den Wein! usw.

Truffaldin (hat alles aufgelesen).

Ei, welcher Lärmen!
Wer wird so schrein!
Wollt ihr die ganze Stadt erwecken?
Herr Bürgermeister,
Herr Minister,
Geht zu Bette!
Hochlöbliche Patrouille,
Packt euch zur Pritsche!

Sonst muß die Wache sich selbst arretieren und der Bürgermeister befehlen, den Bürgermeister auf die Wache zu setzen.

(Sie gehen singend und gratulierend ab.)

Achter Auftritt.

Truffaldin (allein). Jetzt will ich mich hier aus der Gegend zurückziehen; denn es möchte unangenehme Nachfrage geben. Ich habe nämlich den jungen Purschen dieser Stadt eine Partie Schweinsblasen für diese Neujahrsnacht verkauft, welche im vorigen Jahre schon zerknallt sind, und die ich künstlich in langen Winterabenden wieder zusammengeleimt habe. Wenn sie mich

nun finden, so können sie mir leicht die schlechten Blasen mit guten Beulen bezahlen. (Ab.)

Neunter Auftritt.

(Ein Gewölbe, an der Wand die Statue eines Ritters und eine Inschrift, wie sie unten beschrieben wird.)

Ramiro, Piast, Fabiola.

Piast. Wo hast du uns hingebracht, Fremdling, und wie konntest du uns so ruhig durch die Wache führen?

Fabiola. Vater, er warf Gold aus.

Piast. Wessen Gold?

Ramiro. Beruhige dich, ich bringe euch hier in den unbewohnten Teil des Schlosses zu einem alten Mann, bei dem ich wohne. Es wird dir hier wohl sein, denn unser Wirt ist arm wie wir.

Piast. O, wie widersprichst du deinem Golde!

Fabiola. Du, bist du arm?

Ramiro. Arm bin ich, warf ich dem Volke gleich das Gold hin; ist der nicht arm, dessen größter Reichtum es ist, arm zu sein?

Fabiola. Ich verstehe dich nicht.

Piast. Rede einfach, Freund, sonst lügst du!

Ramiro. Mein größter Reichtum ist es, arm zu sein; denn ist es nicht mein Reichtum, euch zu gleichen, die ich liebe?

Fabiola. Die Liebe lehrt dich lieblich reden.

Ramiro.

Die Liebe lehrt
Mich lieblich reden,
Da Lieblichkeit
Mich lieben lehrte.

Arm bin ich nicht
In deinen Armen,
Umarmst du mich,
Du süße Armut.

Wie reich bin ich
In deinem Reiche,

Der Liebe Reichtum
Reichst du mir.

O Lieblichkeit!
O reiche Armut!
Umarme mich
In Liebesarmen!

Fabiola. Wie ist deine Stimme freundlich, o Fremdling!

Ramiro. Ich muß singen, um mit dir zu reden, denn deine Rede ist Gesang.

Piast. Jüngling, dein Gesang hat mich gerührt; aber ich bin blind, so lasse deine Worte auch meine Augen sein. Ich kannte einst vor langen Jahren diese Stadt und dieses Schloß, da noch des Hofes volle Pracht die Mauren füllte.

Fabiola. Du sagst, wir seien in dem unbewohnten Teile des Schlosses; welcher Teil ist dies, und warum unbewohnt?

Ramiro. Du weißt, ehe noch der Herzog von Samarkand die herrenlose Stadt eroberte und seiner Tochter Azelle zur Mitgift gab, regierte hier ein Wütrich an der Seite eines Engels; sein erstes Kind, einen Prinzen, ließ er aussetzen, weil er an seiner Ehlichkeit zweifelte.

Piast. Rede schnell, das alles kenne ich!

Ramiro. Viele Jahre nachher gebar ihm die Fürstin eine Tochter und starb in der Geburt; auch dieses Kind entkam. — Der Herzog teilte bald das Grab seiner Gattin, doch ihre Ruhe wohl nicht.

Fabiola. Die arme Frau! Und ach, ihr Töchterlein, wo kam es hin?

Piast. Auf allem diesem ruht Geheimnis. Doch unter Schmerzen wird die Wunde heil, und unter Schmerzen reift die Narbe.

Ramiro. Seit dem Verfall des hohen Fürstenhauses verfiel auch dieses alte Schloß, wie jede Frucht, die einen Wurm enthielt, an ihrem bösen Insassen verdirbt. Die junge Herzogin bewohnt den neuen Palast, und hier dies öde Haus, aus dem mit hohlen Augen die Erinnerung blickt, bevölkerte des Volkes Phantasie mit Geistern, die durch seine Hallen jammernd wandlen.

Piast. Ruhe den Toten!

Fabiola. Ruhe!

Ramiro. Hier in diesem Gewölbe hat die Fürstin einen Stein mit folgender Inschrift setzen lassen, hier dir gegenüber steht sie:

Sieh, es sitzet der Zimmrer im mächtigen Gipfel der Eiche,
Freudig erklinget der Hain unter dem Schlage der Axt,
Und es fallen die Splitter; da glaubt er die Arbeit zu fördern,
Bis dann der Zweig, der ihn trug, selbst mit dem Splitterer stürzt.

(Über diesen Zeilen ist ein Holzhauer abgebildet, der auf einem Baume mit verbundenen Augen sitzet und mit seiner Axt den Ast, der ihn trägt, vom Baume abhaut. Daneben steht die Statue eines geharnischten, streitenden Ritters mit der Unterschrift:)

In dieser Gestalt sah ich im Traume meinen erstgebornen verlornen Sohn mit Schild und Speer kriegerisch durch diese Hallen schreiten.

Fabiola (beleuchtet mit der Fackel die Statue). O Vater, welche edle Gestalt! Er kämpft, die Augen zugebunden, auf seinem Schilde das Sphinx, auf seiner Brust ein strahlendes, feuriges Aug' — o daß ihn seine arme Mutter nie gesehn! (Bewegt.)

Ramiro. Friede den Toten! (Pause.)

Piast (sehr bewegt). Und Tränen! — (Ruhig.) Wie lange ist es, daß die Stadt erobert wurde? Seit welcher Zeit ist hier der Geister Aufenthalt?

Ramiro. Zehn Jahre sind es nun. Am Tage, da die Stadt erobert ward, trat Rinaldo, der siegende Feldherr von Samarkand, während seine Soldaten im vollen Jubel des gelungnen Werkes durch die Straßen strömten, in dies Gewölbe, allein und sinnend. Es wechselte, wie mir erzählt ward, stets Kraft und Schwermut schnell in seiner Seele, und plötzlich hörte man ihn „Wehe, Wehe!" rufen; er stürzte wild aus diesen Hallen, warf Schild und Speer am Markte schmetternd von sich und floh allein dem offnen Tore zu, an dessen Toren noch der Lorbeer seines Sieges streifte.

Piast. Und alles das warum?

Ramiro. Das weiß kein Mensch. Man spricht, er habe Geister hier gesehn. Seitdem zog er allein und zerstört durch die Länder; die Liebe der Fürstin dieses Landes konnte ihn nicht zurückrufen, und nicht ihre Krone, die sie ihm geboten. Sie selbst ist von tiefer Trauer umfangen. Seit mehreren Monaten ward sie von ihrem Volke nicht gesehen. —

Fabiola. O, die Arme!

Piast. Nun führe uns zur Ruhe! Doch eines noch, du sprichst so würdig, Fremdling, ich mag dir gern vertrauen, und willst du deinen Namen länger noch verschweigen, so sei es dir gegönnt.

Ramiro. Wer bist du?

Piast. Führe mich zur Ruhe!

Ramiro. Wer ist dein Kind? O! wer ist Fabiola?

Piast. O, führe uns zur Ruhe!

Ramiro. So folgt mir dann! Ich werde hier, in meinen Mantel gehüllt, Wache halten.

Fabiola. Lebe wohl! — Wir sehen dich wieder!

Piast. O, könnte ich dich sehen!

Fabiola (zu Ramiro). Ich sehe dich!

Ramiro (zu Fabiola). O Fabiola, dich nur sehe ich!

(Alle ab in dem Seitengewölbe.)

Zehnter Auftritt.

Azelle tritt in das Gewölbe; sie ist schwarz gekleidet, eine diamantne Krone in den Haaren; sie trägt einen Speer in der Hand, auf dem eine Fackel befestigt ist, und zieht mit der andern Hand einen schweren Schild nach sich; sie legt den Schild an die Erde vor die Statue des Ritters, steigt hinauf und setzt ihm die Krone auf. Den Speer mit der Fackel stößt sie in die Erde. — Eine Dienerin bringt ein Gefäß voll Myrte, Lorbeer und Zypresse, setzt es schweigend nieder und geht mit Gebärden des Mitleids ab. Azelle schmückt mit den Myrten und Lorbeerkränzen die Statue — sich setzt sie den Zypressenkranz auf. — Während dieser Pantomime rührende Harmonie, die in schwermütige Melodie übergeht.

Azelle.

Kannst du lieben?
Kannst du lieben?
Selbst die Schmerzen
Tief im Herzen
Liebend üben?

O Rinaldo!
O Rinaldo!
Selbst die Schmerzen
Tief im Herzen
Übet Liebe.

Lorbeer, Myrte
Dich umgürte,
Mich Zypresse!
Nie vergesse
Ich des Leides.

Meine Krone
Dich belohne!
Dich im Bilde,
In dem Schilde
Schlummre ich.

Siegesfackel,
Liebesfackel,
Dich verzehre
Auf dem Speere
Mir im Herzen!

Weh mir! O könnte ich dir die steinerne Binde von den Augen reißen! — Weh mir! Besser so; du würdest doch die Blicke nicht zu mir wenden, zu mir, die um dich im Dunkel schleicht, um dich des Thrones helle Stufen nicht betritt; und nochmals schwör' ich dir — o Schwur! so oft floßt du von meinen Lippen, der Liebe und des Jammers Schaum, die in dem Herzen ewig kochen. — O Azelle! Arme Azelle! Er hat dich nicht erhört! Du sahst ihn wieder, er hat dich nicht erhört — o Azelle! Arme Azelle! Wehe dem, der seines eignen Mitleids Leid geworden ist! Hier ende, Leid — o Schild, der oft des Todes Pfeil von seinem Herzen abwies, o weise mich nicht ab, die Liebespfeile nach ihm sendet! O armer Schild, den sein Arm nicht mehr hebt, o trage die arme Azelle, die er nie umfasset! (Sie legt sich an die Erde, den Schild unter ihr Haupt und schlummert ein.)

Eilfter Auftritt.

Vorige. Ramiro, in den Mantel gehüllt, da er die brennende Fackel sieht, erschrickt.

Ramiro. Wer zündete die Fackel an? Des Ritters Bild bekränzt? O güt'ger Gott, es wandeln Geister hier.

Azelle (erwacht, springt heftig auf). Wer sprach hier? Wer spottet deines Bildes, Rinaldo? Wer spottet meiner? — Wehe!

Ramiro (vor sich). Götter! Der verstorbnen Fürstin Geist! — Ramiro, Mut!

Azelle. Welche Stimme! Der Fürstin Geist? Ramiro?

Ramiro. Sie nennt mich.

Azelle (löscht die Fackel aus). Nacht sei es! Ich will dich sehen, Geist!

Wer du auch seist,
Zeige dich mir!
Ich liebe Helden,
Fürchte dich nicht!

Ramiro.

Wer du auch seist,
Zeige dich mir!
Von Helden stamm' ich,
Fürchte mich nicht!

Azelle. Bist du ein Sterblicher? Was führt dich her?

Ramiro. Die Liebe.

Azelle. So bist du mein Bruder im Leide.

Ramiro. Ich liebe glücklich.

Azelle. O wär' ich deine Schwester dann!

Ramiro. Laß Leid und Liebe sich verschwistern! Nenne dich mir! Ich bin ein Edelmann und schweige.

Azelle. So höre! Ich bin Azelle, die Herzogin.

Ramiro (eilt auf sie zu). O Schwester, o liebe!

Azelle. Kühner! Wer bist du?

Ramiro. Ramiro, der Herzog.

Azelle (umarmen sich). Du! Gott! Du hier!

Ramiro. Sprich! Wo warst du, daß dein Volk dich vermißte? O, sahst du Rinald?

Azelle. O, ich sah ihn!

Ramiro. O, erzähle mir!

Azelle. In bunte Zigeunerkleider vermummt, suchte ich ihn mit Thays, meiner Kammerfrau, auf. Ich fand ihn fern von seinem Schlosse, einsam im Walde an einem Brunnen sitzen, in tiefsinniger Schwermut. Ich weissagte ihm aus der Hand, daß ihn eine Herzogin liebe, aus Liebe für ihn sterbe, ihm die Krone geben wolle und gern nur seine Sklavin sein. Da brach er den Stengel einer Sonnenblume ab, die neben dem Brunnen stand und verblüht war, und sagte mir ernsthaft: „Wem hat diese ihre Krone gegeben?" Da mußte ich weinen, und meine Hand ergriff er und sah hinein und sprach: „Du bist meine Schwester nicht; sage mir nicht, was ich weiß, sage mir: Wo ist meine Schwester?"

Ramiro. Er hatte eine Schwester? — Gott!

Azelle. Da eilte er durch die Gebüsche; ich stand weinend und sah, wie die grünen Zweige hoffnungslos ihn umarmten. Ich floh; Thays ließ ich zurück und beschwor die Listige, ihn mit allen Künsten hierher zu bringen. Wenn ihn das Volk grüßt, wenn alle ihn zum Herrscher ausrufen, vielleicht erweicht dann sein Herz — o wehe mir, wird er mich lieben?

Ramiro. Wo ist Thays? Ist sie zurück?

Azelle. Wehe! Sie wird ihn nicht bringen?

Ramiro. Arme Azelle! Sei ruhig; bald vielleicht kömmt sie. (Umarmt sie.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige. **Fabiola** tritt schüchtern aus dem Seitengewölbe.

Fabiola. Wachst du? Fremdling, lieber, wer flüstert? O, komme zu mir!

Ramiro. Hier bin ich.

Azelle. Sprich, wer ist sie?

Fabiola.

Weh! Ein Weib
In seinen Armen!
Weh mir Armen!

Azelle.

Sprich, Geliebter,

Sprich, wer ist sie,
Die dich sucht?

Ramiro.

O des Glückes!
Die Geliebte
Sucht mich hier!

Fabiola.

Ja! Ich wollte
Dir gestehen,
Daß ich liebe!

Azelle.

Laß dich, holde
Freundin, sehen,
Auch ich liebe!

Ramiro. O, Fabiola! Dies ist meine Schwester, die ich hier fand.

Fabiola. Deine Schwester? Wer ist sie? Wer bist du? Nie sprachst du von ihr.

Azelle. Jungfrau, ja, ich bin Azelle, die Herzogin.

Fabiola. Du? Die unglückliche Herzogin! Und er?

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. **Piast** kömmt aus dem Seitengewölbe.

Piast. Fabiola, mein Kind, wo bist du?

Fabiola. Hier, o Vater! Hier ist Azelle, die unglückliche Herzogin.

Piast. Du, bist du Ramiro, der entflohene Fürst?

Ramiro. Der deine Tochter liebt!

Fabiola (holt eine Fackel). Nun will ich dich sehen, arme Herzogin!

Piast. Sehen! Sehen! O könnt' ich wieder sehen!
O des Glückes,
Wem des Lichtes
Heil'ger Schimmer
Seiner Freunde
Antlitz zeigt!

Fabiola. Ramiro. Azelle. Eure Freuden muß ich leiden.
Liebe fühl' in unsren Armen!
Güte hör' aus unsren Worten!
O, ich kenne deine Schmerzen!

Piast.

Meine Augen
Müssen immer
Sich ergießen;
Nie empfangen
Sie den Strahl!

Fabiola. Ramiro. Azelle. O, wie säh' ich euch so gerne!
Vater, laß die Leiden schweigen!
Vater, teile unsre Freuden!
Deine Schmerzen teil' ich gerne!

Fabiola. So sprechen denn die Sterne wahr; Wiedersehen, Liebe, o mein Vater!

Piast. Fabiola, bald segnet nun der Himmel deine Tugend.

Fabiola. Ist Tugend nicht des Himmels Segen selbst?

Ramiro. O, welche edle Weisheit! Azelle, ich folgte Bettlern nach und fand Schätze.

Azelle. Ich folgte Kriegern nach und fand nicht Friede.

Piast. Rinaldo? Floh er nicht aus diesem Gewölbe, da er so eilend, so erschreckt die Stadt verließ?

Azelle. Ja, aus diesen Hallen floh mein Glück.

Piast. Wessen Bild steht hier in dieser Halle?

Ramiro. Das Bild des erstgeborenen Sohnes der vorigen Fürstin dieses Landes, wie sie im Traume ihn gesehn. Gott, ahnde ich recht?

Piast. So bricht der Tag an.

Azelle. Dies Bild gleicht so Rinalden, daß ich hier oft verweile.

Piast. Wer ist Rinaldos Vater?

Ramiro. Keiner kennt ihn, er ist ein Findelkind; unser Vater fand ihn auf der Jagd.

Azelle. O, helle, helle wird's vor meinen Augen! Seines Vaters Land hat er selbst erobert!

Piast. Da er in diese Hallen trat, sah er sein eignes Bild und floh vor dem plötzlichen Lichte, das in seine dunkle Herkunft fiel. Wie heißt des Traumbilds Inschrift?

Ramiro (liest): „In dieser Gestalt sah ich im Traume meinen erstgebornen verlorenen Sohn mit Schild und Speer kriegerisch durch diese Hallen schreiten."

Azelle (zu dem Bilde). O Rinald, ich besitze dein Eigentum und wollte dir deine eigene Krone schenken. (Zu Fabiola.) Ihr armen Leute, nehmt mich, euer bin ich nun!

Fabiola (umarmt sie). Du meine Schwester!

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Thays eilend.

Thays. Azelle, Azelle! Heil dir!

Azelle. O Thays, wo ist Rinald?

Thays. Er folgte mir, denn ich habe ihm geschworen, seine Schwester sei hier.

Azelle. So hast du ihn belogen.

Thays. Er sah noch niemals seine Schwester; und lebt sie irgendwo in der Welt, so wird sie auch zu finden sein. Einstweilen mag eine andere diese Rolle spielen; haben wir ihn doch.

Azelle. O, wie kann ich zaudern! Sprich, wo ist er?

Thays. Ich habe ihn Truffaldin übergeben, weil ich nicht wußte, wo du warst; soll ich ihn hierher bringen?

Azelle. Doch wer soll seine Schwester vorstellen? Rate mir, Ramiro, rate, edler Greis!

Piast. Soll ich raten? Wo das Schicksal selbst das Rätsel löset, nun, so sei es; laß ihn mit verbundnen Augen von Truffaldin hierher geleiten; dann folgt mir in dieses Seitengewölbe, ich will euch weiter sagen, was zu tun ist, und wo wir ihm die Schwester finden.

Fabiola. O Vater, laß mich des Mannes Schwester sein, der seine Schwester so liebt! Auch dann soll er mich nicht lassen, wenn ihm die wahre Schwester gefunden ist.

Ramiro. Wer kann dich lassen, wer sähe nicht gern seine Schwester in dir?

Azelle. O, Ramiro, wie bist du glücklich!
Piast. Bringet nun Rinaldo!
Thays. Ich gehe. (Ab.)

Azelle.

Freude, o Freude!
O, wie's im Herzen schlägt,
Das nicht mehr Schmerzen hegt!
Freude, o Freude!
Ihn soll ich sehn!

Chor.

Freude, o Freude!
Ihn soll sie sehn!

Azelle.

Helle, o helle
Werden die Blicke mir!
Nimmer zurücke dir,
Treue Azelle,
Kehre das Leid!

Chor.

Treue Azelle,
Nie kehre Leid!

Azelle

(nimmt den Zypressenkranz ab und wirft ihn in die Luft).

Kränzlein, o Kränzlein!
Du meiner Schmerzen Zier,
Nun wohnet Scherzen hier,
Kränzlein, o Kränzlein!
Lebe nun wohl!

Chor.

Kränzlein, o Kränzlein!
Lebe nun wohl!

Azelle.

Schleier, o Schleier!
Du meiner Leiden Freund,
Sonne in Freuden scheint!

Trauer, o Trauer,
Scheide von mir!

Chor.

Trauer, o Trauer,
Scheide von ihr!

(Hier legt Azelle den Schleier und das schwarze Gewand ab, unter welchem sie ein buntes Zigeunerkleid hat.)

Azelle (ausgelassen fröhlich). O all der Freude, all des Glückes! Wie bin ich neugeboren! O, ihr lieben bunten Farben, nie will ich mich wieder von euch trennen! O, ihr Freunde, kommt, umarmt mich! Nie hat ein Mensch so freudig die Krone verloren. (Sie umarmen sie.)

Piast. So folgt mir zum letzten Werke, o ihr Glücklichen.

Fabiola. O Vater, könntest du sehen! (Alle folgen dem Greis in das Seitengewölbe.)

Fünfzehnter Auftritt.

Rinaldo, geharnischt, mit verbundnen Augen; **Truffaldin** führt ihn und ist furchtsam.

Rinaldo. Führe mich schneller, da du siehst!

Truffaldin. Herr, hier ist es besser, nichts zu sehen, als etwas zu sehen; denn wer hier nichts sieht, der sieht auch nichts Schreckliches.

Rinaldo. Und was ist schrecklich hier?

Truffaldin. Alles und nichts; alles, weil man nichts sieht, und nichts, weil alles nichts ist.

Rinaldo. So ist deine Rede das Schrecklichste; denn alles, was du redest, ist nichts; so schweige dann, damit wir uns nicht fürchten!

Truffaldin. Dagegen läßt sich nichts einwenden; da aber hier, wie wir soeben übereingekommen sind, nichts alles ist, so läßt sich alles dagegen einwenden.

Rinaldo. Schweige, bringe die Zigeunerin her, damit das Spiel mit mir ende! Denn wahrlich, wenn man mit mir spielte, so zerschlage ich das Schachbrett, den Spieler und die Figuren!

Truffaldin. So will ich die Figur des Läufers vorstellen, und wäre es auch nur allein, um davonzukommen. (Er läuft ab.)

Rinaldo. Allmächtiger Gott! O laß den Aberglauben Wahrheit werden! O tue Wunder, laß mich meine Schwester finden! Dann will ich nochmals mein Vaterland erobern, und so war meiner Mutter Traum mir Prophezeiung! O, kann ein Traum zur Wahrheit werden, so mag auch die Weissagung der Zigeunerin Wahrheit sein! Allmächtiger Gott, der du die Wahrheit bist, ich dünke mir nicht mehr weise, da selbst in eines Weibes Traum deine Weisheit liegt. O, gib mir die verlorne Schwester wieder, daß ich in ihr der nie gekannten hohen Eltern Ruhm erneue, und sie in mir! Ruhm, du frecher Stolz der Jugend, des Mannes Kinderspiel, Gebiß in des Rosses schäumendem Maule; Ruhm, des Greises Strohbett, Schattenspiel zwischen Tod und Leben, wie bunt lag deine Brille über meinen Augen, da ich mit Heeresmacht vor diesen Mauren lag; ich dünkte weise mir, weil ich mit Winkelzügen die armen Bürger hungern lehrte; ich glaubte stark zu sein, weil ich Menschen bezwang, die schwächer waren als ich; aufhellen wollte ich der eignen Geburt Dunkelheit! — „Wer ist sein Vater?" fragten sie — „Mut!" wollte ich antworten; „wer ist seine Mutter?" — „Jugend!" so wollte ich sprechen und kühn leben. Und zu den Bürgern dieser Stadt, die keck mich schimpften: „Findling aus des Nachbars Land, verschone uns, wir haben Eltern, die um uns weinen!" — zu ihnen sprach ich: „Die offne Welt ist meiner Mutter Leib; die Welt soll um mich weinen, um mich sich freuen; da ich durch eure Tore ging, ward ich geboren, siegreich geboren; wehe, wie ist das Leben mir zu eng!" — So sprach ich, glaubte neu zu sein und meines eignen Lebens eigener Erfinder. — O Ruhm, du armer Ruhm! Wie ich mich brüstete, so hatte mich schon längst ein schwaches Weib geträumt, so hatte die geliebte Mutter, ach, die ich nie gekannt, in ihrer Träume Sehnsucht mich geschaffen; da ich in jene Hallen mutig schritt, da stand ich schon und fühlte, wie die freche Tat zu spät nur kommen kann, wo Phantasie im Leben einsam bildet. — O, ich glaube nun, ich weiß nicht mehr, und nur der Gläubige sei ferner mir ein Weiser! (Feierliche Musik; Rinaldo hört mit Andacht zu, kniet zur Erde nieder, dem Bilde des Ritters gegenüber.)

Sechzehnter Auftritt.

Piast, Ramiro, Fabiola, Azelle als Zigeunerin, **Truffaldin.**

(Kanon.)

Azelle.

Rinaldo, höre mich!
Held, ich beschwöre dich;
Höre und schweige!

Fabiola.

Rinaldo, höre mich!
Kein Laut verstöre mich!
Höre und schweige!

Ramiro.

Rinaldo, höre mich!
Liebe belehre dich!
Höre und schweige!

Piast.

Rinaldo, höre mich!
Geister beschwöre ich.
Höre und schweige!

Piast.

Schicksal!
Du, der Gottheit Macht,
Der Menschen Armut,
Schicksal!
Schicksal!
Du, des Fadens sichrer Weg,
Der im verwirrten
Knaule sich windet!
O du Ordnung der Zeiten,
Ewige, uns unbegreiflich!
Mich erkorst du, zu sprechen,
Wie tausendfältig verwandelnd
Du vor mir handeltest,
Mich, den Blinden!

Denn blind ist dein Gang,
Dir ist der Menschen Licht
Dunkelheit!
Du Auge, alles Lichtes Grab und Wiege,
Du Auge der Gottheit,
Schicksal!
Laß mich, laß uns
Nun lösen das Rätsel,
Das ihn quält
Und uns mit ihm!

Piast, Fabiola, Azelle.

Deine Blicke deckt die Binde;
Was wir tuen, siehst du nicht.

Piast.

In dem Herzen wohn' Vertrauen,
Glauben schaffe innres Licht;
O, dann wirst du Freude schauen,
Wenn das Licht zum Lichte spricht.

Fabiola.

Hoffnung zünde in dem Herzen
Dir die dunkle Flamme an;
Der Erwartung süße Schmerzen
Brechen aller Lüfte Bahn.

Azelle.

Liebe spielt mit bunten Flammen,
Buhlt und sucht dein kaltes Herz,
Lieb' und Leid, des Lebens Ammen,
Wiegen bald dich himmelwärts.

Piast, Fabiola, Azelle.

Glauben, Hoffen, Lieben winden
Durch die Nacht der Sterne Kranz;
Bald wird dir die Nacht verschwinden,
Bald erblühen Lebensglanz.

Rinaldo (ungeduldig).

Eilet, eilet!

Lange nicht mehr
Dulde ich!
Glauben? O, ich glaube!
Nur haltet nicht die Hoffnung
Schmerzlich in Sehnsucht hin!
Sie rafft den Glauben hin,
Wenn sie ewig sehnt
Wie Tantalus' Zunge.
O, schon reget wild die Begierde sich,
Zu sehen, zu lieben,
Mir auch schlägt
Im Busen ein Herz,
Ein Herz des Menschen,
Alles Webens,
Alles Lebens Herz
Und der Gottheit
Spiegel!

(Währenddem ist Fabiola zu dem Bilde des Ritters gestiegen und schließt es in ihre Arme; Azelle kniet vor dem Bilde und reicht ihm die Krone.)

Piast und **Ramiro**
(nehmen Rinalden die Binde von den Augen).

Wir lösen dir die Binde;
Sieh, sei glücklich und beglücke uns!

Rinaldo. Himmel! Hier, Gott, mein Bild! O Traum der Mutter!

Piast. Dies ist deine Schwester, dies die Herzogin, die dich liebt, die sie dir gab.

Rinaldo (sie fallen ihm in die Arme). Kommt, kommt beide an mein Herz! O liebe Schwester, du niegesehene, langersehnte, ewigersehnte, o wo warst du, du teures, zartes Kind!

Piast. So sage ich dann noch wenige Worte: Fabiola, du bist meine Tochter nicht, du bist der verstorbnen Fürstin verlornes Kind.

Fabiola. O Vater, ich bin Eure Tochter, ich bin es, o Bruder! Bruder, wer spricht das Glück aus?

Ramiro. Gott, was ich ahndete, du bist des Greises Tochter nicht!

Fabiola. Alles, alles danke ich dir.

Azelle. Nimm mich, da ich arm bin! Sieh, meine Krone habe ich selbst auf deines Bildes Haupt gesetzt; du warst es, der sie mir, deine eigne Krone, eroberte; gib sie mir nochmals durch dich!

Ramiro. Piast, deine Tochter! —

Piast. Sie ist Fürstin; ich bin ihr Untertan.

Fabiola (weint). O Vater, daß ich deine Tochter nicht bin!

Piast. Du bist sie immer noch, wie ehedem, nur nicht mehr arm; Gott hat dich vor vielen Menschen gesegnet; denn wenige sind, die so wie du ihr Versprechen halten können, wenn sie dem Geber für seinen Pfennig sagten: „Gott vergelte es tausendfach!"

Rinaldo. Wie finde ich mich, alles hier, o meine Schwester!

Ramiro (zu Fabiola). Fürstentochter, o gib mir die Hand der armen Fabiola!

Fabiola (zu Ramiro). Herzog, o nimm sie in die Hand des armen Flötenspielers!

Rinaldo. Und wer bist du, blinder Greis?

Piast. Ich bin ein norwegischer Edelmann und ward mit Eurer unglücklichen Mutter erzogen, folgte ihr auch nach dem Hofe Eures Vaters, des vorigen Fürsten dieses Landes. Ihre Leiden klagte sie mir oft, und da man Euch aussetzte, stach man mir aus schimpflichem Verdachte die Augen aus; man verwies mich des Landes; ich wohnte eine Zeitlang mit Truffaldin, der mein Schicksal teilte. Da die Herzogin zum zweiten Male niederkam, übergab sie mir heimlich Fabiola, weil sie fürchtete, ihr grausamer Gemahl möchte auch dieses Kind verderben lassen. Hier ist der Herzogin Brief und Siegel über diese Begebenheit, nach ihrer Niederkunft, vor ihrem Tode geschrieben. (Er reicht ihnen den Brief dar; alle weinen. — Zu Truffaldin:) Gehe, wecke das Volk auf, verkünde ihm sein Glück! Nie kehrte ein Jahr, mit solcher Freude geschmückt, in Famagusta ein!

Rinaldo. Versammle das Volk auf dem Markte; wir wollen ihm entgegen!

Truffaldin. O welche Freude, welcher Jubel über diese Stadt! (Ab.)

Rinaldo. Du nur, du, Piast, hast alles verloren, die Augen, und nun deine Tochter.

Piast. Rinaldo, ich trage mein Licht in mir. Der Baum wurzelt tiefer, der sich nicht zum Himmel entfalten kann.

Fabiola. O teurer Vater, ich danke dir für all deine Liebe zu mir.

Ramiro. Wie groß muß die Liebe des Mannes sein, unter dessen blinden Augen ein solcher Engel werden konnte!

Piast. Alle sind wir glücklich; selbst ich vergesse der Dunkelheit und sehe euch leuchtend vor meinen Augen. Trübe waren die vorigen Jahre uns; wie eine Waise, vaterlos, mutterlos vertrauerte das arme Land. Noch vor einer Stunde klagten wir das Jahr an, das von uns geschieden war, ohne uns Freude zu geben. Wir hatten den Glauben an die Zeit verloren, o, und wie herrlich brach sie über uns herein! Alle sind wir glücklich; die tiefsten Leiden unsrer Seele sind mit schnellen Schlägen zur Freude gewandt; so laßt uns hin und dem Volke unser Glück zeigen! Herz und Haupt sind voll freudiger Gesundheit, lasset nun das lebendige Blut mit raschen Pulsen durch alle Glieder des Leibes treiben, daß das Volk und die Fürsten nicht getrennt seien und ein kräftiger, lebendiger Staat lebe! So laßt uns zum Volke gehen!

Fabiola. Geht! Ich folge mit Azellen.

Rinaldo. O, verweilet nicht!

Ramiro. Folget bald! (Alle ab. Azelle und Fabiola in das Seitengewölbe.)

Siebenzehnter Auftritt.

Marktplatz

Eine Menge Bürger strömen herbei. Die Musik drückt Getöse, allgemeine Freude aus; man gratuliert sich zum neuen Jahr, illuminiert den Brunnen.

Pantalon, Tartaglia und **Truffaldin** laufen herum und pochen die Leute aus den Häusern heraus.

Pantalon. He! he! Verlaßt die Betten! Macht die Nester leer!

Truffaldin. Sperrt die Türen auf, die Mäuler auf, die Augen auf, die Ohren auf! Tür, Maul, Nas', Ohr, Augen auf!

Tartaglia. Wollt gefälligst euch erheben! Ju, Ju, Jubel ist an allen Ecken!

Pantalon. Nun, Freunde, ordnet euch, ich sehe die Fürsten kommen! (Das Volk ordnet sich.)

Achtzehnter Auftritt.

Rinaldo, Ramiro, Piast und die Vorigen.

Volk.

Heil uns! Heil uns!
Es nahen die Guten,
Die lange entbehrten,
Die Fürsten uns!

Pantalon.

Seid uns gegrüßt
In unsrer Mitte!
Ihr Väter! Ihr Helden!
Ihr Freunde des Landes!
O kehret nimmer,
Nimmer von uns!

Volk.

Heil euch! Heil euch!
Geliebte! Geehrte!
O nehmet den Segen
Des treuesten Volks!

Truffaldin.

Nimmer soll das Glück sich wenden!

Volk.

Nimmer! Nimmer!

Pantalon.

Nimmer soll die Freude enden!

Volk.

Nimmer! Nimmer!

Tartaglia.

Ewig! Aus der Liebe Händen!

Volk.

Ewig! Ewig!

Truffaldin, Pantalon, Tartaglia.

Ew'ger Gott will Friede senden!

Volk.

Ewig! Ewig!

Neunzehnter Auftritt.

Fabiola und **Azelle** tragen auf dem Schilde Rinaldos den lahmen Knaben und setzen ihn zwischen dem Volk und den Fürsten nieder.

Azelle (gegen Rinald).
Einmal wendet noch die Blicke!

Fabiola.
Einmal blickt zum Schmerz zurücke!

Azelle.
Nimm das Kind
Aus deinem Schilde!

Fabiola.
Nimm es hin,
O Held, sei milde!

Azelle.
Da Rinald, der Krieger wilde,
Floh von seines Sieges Stufen,

Fabiola.
Trafen es des Rosses Hufen,
Scheu von dem geworfnen Schilde.

Azelle.
Nimm das Kind
Aus deinem Schilde!

Fabiola.
Nimm es hin,
O Held, sei milde!

Beide.
Milde! Milde!

Rinald (nimmt das Schild mit dem Knaben).
O Frieden! Wiedersehen!
Liebe! Volkesglück!
Noch glänzt von Tränen,
Trüber Erinnerung
Tränen, die Wimper dir.

O alle Tränen,
Laßt uns sie trocknen
Oder, schnelle des Lebens
Flammen wechselnd,
Verwandeln sie in Freude!
O du, des Friedens Freudentränen,
Armer Knabe, komm an mein Herz!

(Er nimmt den Knaben und hebt das Schild über ihn empor.)

War doch mein Schild
Deines Elends Wiege,
Sei doch mein Schild
Deines Elends Dach!

Volk.

Heil dem Jahre,
Das uns die Götter gaben!
Heil den Fürsten,
Die uns die Götter gaben!
Heil dem Volke,
Das solche Gaben ehret!
Heil dem Volke,
Das die Künste ehret!

Anhang.

Das Märchen von Schnürlieschen.

(Fragment.)

Es war einmal ein König, der hieß Talisqualis, und er regierte das Land Soso und die Hauptstadt gleiches Namens Soso, und alles ging lustiger als überall.

Der gute Talisqualis war sehr vergnügt, sah gerne frohe Gesichter. Wer bei ihm zuerst lachte, lachte gut und erhielt gewiß, was er verlangte; wer aber zuletzt lachte, lachte am besten und erhielt einen Gnadengehalt. Es zogen sich daher alle lustigen Leute nach dem Lande Soso hin, und die Traurigen machten, daß sie herauskamen, denn sie mußten erstaunlich viel Geld bezahlen, wenn sie bleiben wollten, und der König hatte Leute, die überall auflauerten, und wenn ein Betrübter gefunden wurde, ward er sogleich vor den kurzweiligen Rat gebracht und mußte die Ursache seiner Betrübnis sagen. War ihm nun zu helfen, so wurde ihm geholfen, man gab ihm Geld und Gut und Ehre und Liebe, was er nur wollte. Reichte das alles nicht zu, den Betrübten zu trösten, so brachte man ihn zum Landtrost[1], welcher Herzwasverlangstdu hieß; konnte ihn der auch nicht muntern, so ward er von dem König zuerst und dann von dem ganzen Volke ausgelacht und aus dem Lande Soso hinausgekitzelt.

In diesem lieben Lande wäre alles glücklich und fröhlich gewesen, wenn das Weinen nicht wäre verboten gewesen. Aber so geht es; die törichten Menschen meinen immer, das schmecke am besten, was sie nicht essen sollen, und gerade, weil der König Talisqualis alle Tränen der Witwen und Waisen getrocknet hatte, und weil der stille Kummer über die Grenze war gebracht worden, und weil die süße Schwermut unter der Strafe des Totkitzelns verboten war, und weil hier Lachen gar nicht teuer war, sehnten sich allerlei unruhige Leute nach Betrübnis.

Man lud sich heimlich auf eine stille Träne, auf einen tiefen Seufzer, auf ein leises Ach, auf einen sehnsüchtigen Blick, wie anderwärts auf einen Löffel Suppe, zu Gast und teilte sich die rührendsten Geschichten aus dem Auslande mit.

Alles dieses geschah aber ganz in geheim, und wenn irgendein Fremder in die Stube trat, fing man laut an zu lachen; um nicht verraten zu werden. Wonach sich aber der ganze Hofstaat und die ganze Hauptstadt sehnte, das

[1] Landdrost.

war, einmal ein Trauerspiel zu sehen, und alles wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, den König Talisqualis darum zu bitten. Die Gelegenheit blieb nicht lange aus. Wir wollen sehen.

Der lustige Talisqualis hatte eine einzige Tochter, das liebste Herzkind von der Welt. Sie sollte nach ihm das Land regieren; jeden liebte sie wie sich selbst, und da alle Kinder des ganzen Landes sie über die Taufe gehoben hatten, hatten sie ihr den Namen Liebseelchen gegeben.

Als Liebseelchen in die Kirche getragen wurde, stand ein betrübter Stern am Himmel; denn ihre Mutter, die Königin X. Y. Z., wurde auch in die Kirche getragen, aber nicht zur Taufe, sondern ins Grab, sie war gestorben. Das war nun dem guten König Talisqualis gar unangenehm, teils weil er sie sehr lieb hatte, teils weil er die Taufe seines Liebseelchens nicht mit gehöriger Freude konnte halten lassen.

Er ließ lange überlegen, wie man die Kirche austapezieren sollte, ob rot wegen der Freude über Liebseelchens Geburt, ob schwarz wegen dem Tod ihrer Mutter, und endlich entschied der kurzweilige Rat, es solle alles halb rot, halb schwarz bekleidet werden. Und das geschah an allem, von den Wänden der Kirche an bis auf die Strümpfe aller Anwesenden, deren einer schwarz, der andere rot war.

Der König hoffte, die Leute sollten dadurch an der Traurigkeit gehindert werden; aber weit gefehlt. Sie waren so froh, einmal eine Gelegenheit zur Betrübnis zu haben, wo sie sich recht ausweinen konnten, daß sie auch gar nicht zu trösten waren. Es war ein allgemeines Schluchzen, und Liebseelchens feines Stimmchen hörte man mittendurch.

Der gute lustige König Talisqualis ward über diese große Traurigkeit selbst nachdenklich und fürchtete, sein Töchterchen möge ganz aus der Art schlagen und kein lustiges Kind werden. Leider hatte er sich hierin nicht geirrt, denn Liebseelchen wuchs heran, und wer sie nur einmal hätte lachen sehen, der hätte können reich werden; denn Talisqualis hatte bekanntmachen lassen, wer ihm zuerst die Nachricht bringe, daß Liebseelchen gelacht habe, der sollte von ihm das beste Trinkgeld erhalten, das es gibt. Aber Liebseelchen lachte nicht, war immer still und sanft und gern allein. O, wenn sie aber unter die Menschen kam, war sie gar sanft und freundlich, fragte immer nach den Armen und Kranken, mit denen sie alles teilte, was sie hatte.

Aber dies Vergnügen, wohlzutun und zu trösten, ward ihr nicht oft, weil die Armen und Unglücklichen in der Stadt Soso eine so große Seltenheit waren als hierzuland ein grüner Schimmel. Ein einziges Vergnügen hatte sie öfters, nämlich die Sterbenden zu trösten; denn der König hatte entdeckt, daß die Kranken und Sterbenden ruhig und ergeben wurden, wenn Liebseelchen auf ihrem Bette saß und sie freundlich ansah, und da ihm die Freude der Menschen bis in den Tod gar lieb war, so erlaubte er, daß Liebseelchen sie besuchen durfte.

Das gute, sanfte Mägdlein ward darum, so oft man darum bat, in einer Sänfte in solche Trauerhäuser getragen, und da setzte sie sich den Leidenden zu Füßen und sah ihnen so fromm und freundlich in die Augen, daß sie entweder bald wieder gesund wurden oder mit lächelnder Ergebung ihre Seele dem lieben Gott zurückgaben, von dem sie dieselbe empfangen hatten.

Anfangs war es in der Stadt Soso nur ein Werk der Barmherzigkeit, wenn der König es erlaubte, daß Liebseelchen einem Leidenden eine solche Wohltat erweisen durfte, und es geschah meistens bei ärmern frommen Leuten, wenn sie selbst darum bat. Bald aber ward es eine hohe Gnade, und alle vornehmen Leute ließen in Bittschriften darum ansuchen; ja es wurde zuletzt gar eine solche Mode daraus, daß manche Leute sich krank stellten, um nur von Liebseelchen besucht zu werden.

Es lebte in der Stadt Soso eine sehr wunderliche alte Person. Sie hatte sich den Leib mit einer engen Jacke, in der eiserne Stangen waren, so eng zusammengepreßt, trug einen so breiten Reifrock, daß sie aussah wie eine Schreibfeder im Tintenfaß. Schuhe hatte sie an mit so hohen Absätzen, daß sie wie auf Stelzen ging; auf dem Kopfe hatte sie eine Perücke von Ziegenhaaren, hoch wie ein Spitzberg, und obendrauf eine Haube, welche ein großes Kriegsschiff mit vollen Segeln vorstellte.

Sie hielt es für unschicklich, wenn man seine Muttersprache sprach, und glaubte, nichts wäre trauriger, als daß die Menschen durch den Mund und nicht durch die Nase redeten, hatte es auch durch lange Übung so weit gebracht, daß sie, ohne den Mund zu bewegen, durch ihre lange, spitze Nase sehr lange Komplimente und besonders deutlich dir das Wort pfui doch aussprechen konnte, welches aber immer lautete wie fi donc.

Diese gute wunderliche Person nannte sich Mamsell Cephise la Marquise de Pimpernelle und beschäftigte sich damit, junge Mädchen zu erziehen; auch hatte sie eine ganze Herde kleiner Mopshunde, welchen sie die Ohren abschnitt und die Nase plattdrückte und sie nachher um teures Geld verkaufte; denn sie meinte, der Unterschied zwischen Menschen und Tieren bestehe darin, daß die Menschen durch die Nase sprechen sollten, die Tiere aber durch das Maul.

Als der lustige König Talisqualis sie einmal gesehen und gesprochen hatte, war sie ihm so lächerlich vorgekommen, daß er sie für die lustigste Person der ganzen Stadt erklärte und versicherte, man könnte seine Töchter nicht lustiger erziehen lassen als bei ihr; deswegen ward es allgemein Sitte von vornehmen Leuten, ihre Töchter zu Mamsell Cephise la Marquise de Pimpernelle in die Schule zu schicken, und manche Kinder hatte sie ganz und gar im Hause.

Einmal war ihr eine von ihren Schülerinnen krank geworden, und sie begab sich mit zwei Mopshündchen auf dem Arm zum König Talisqualis, tat einen Fußfall vor seinem Thron, und die zwei Hündchen saßen ihr zur Seite auf den Hinterpfoten und machten mit den Vorderpfoten bitte, bitte, wozu sie mit den Zähnen blöckten und alle Augenblicke nieften, da denn die knieende Pimpernelle ihre lange Rede an den König unterbrach und zu ihnen sprach: „Benies!“ Der König kam gar nicht aus dem Lachen heraus und sagte zu seinem kurzweiligen Rat: „Das ist eine unschätzbare Person, was will sie? Es soll ihr alles zugestanden sein.“ Da antwortete der Rat: „Ihro Majestät, sie wünscht, daß Prinzessin Liebseelchen eine ihrer kranken Schülerinnen besuchen möge.“ Sogleich erlaubte es der König, und es ward der Prinzessin angesagt, daß sie sich bereithalten möge, eine Kranke zu trösten, worauf die Mamsell Pimpernelle nach vielen närrischen Bücklingen abspazierte.

Liebseelchen zog geschwind ihr zimtbraunes Röckchen an, wickelte sich in ihr schwarzes Mäntelchen und hüllte den Kopf in einen schwarzen Schleier

und wurde so nach dem Hause der Pimpernelle in einer Sänfte getragen, und wo sie durch die Straßen vorüberkam, schlossen sich alle Mägdlein aus der Stadt Soso ihrem Gefolge an, um ihr Liebe und Ehre zu beweisen.

An der Haustüre empfing sie die Pimpernelle, umgeben von allen ihren Hündchen, an der Spitze ihrer Schülerinnen, welche eine französische Arie sangen und sich nach dem Takte verneigten, so oft die Pimpernelle mit dem Fächer winkte, wie ein Regiments-Trommelschläger mit seinem Kommandostab. Die kleinen Mädchen waren alle eingeschnürt wie ein Bund Schreibfedern und gerade wie Strickstöcke; sie machten spitze Mäulchen, waren hoch frisiert und schienen mit ihren blassen Gesichtern eben nicht sehr vergnügt zu sein.

Liebseelchen sah sie alle mit großer Liebe an, und da ihr der Gesang zu lange wurde, stieg sie aus der Sänfte und wollte die guten Kinder der Reihe nach umarmen; aber die Pimpernelle winkte ihnen immer mit dem Fächer zurück und sprach immer: „Respekt! Respekt!“ so daß sie eine Treppenstufe nach der andern hinauf zurückwichen, und auf jeder wollte die Pimpernelle ihre französische Rede wieder anfangen; aber Liebseelchen unterbrach sie immer wieder, indem sie eine von den armen Puppen umarmen wollte, und endlich riß ihr die Geduld, und sie schritt durch alle hindurch die Treppe hinauf. Da geriet alles in die größte Unordnung. Die Pimpernelle hatte keinen Raum mit ihrem Reifrock, sie stieß die Kinder hin und her und schlug ihnen mit dem Fächer auf die Nase, dazu fingen alle die Hündchen zu bellen an, und das Gefolge der Prinzessin lachte vor der Türe. Es war eine gewaltige Verwirrung.

Liebseelchen drang endlich mit der Pimpernelle zugleich in die Krankenstube; hier wollte die Mamsell wieder eine Rede anfangen; Liebseelchen aber schritt gerade auf das Bett der Kranken zu und setzte sich wie gewöhnlich zu ihren Füßen.

Welch ein Jammer überfiel Liebseelchen! Die Kranke, ein schönes, blasses Fräulein, lag kerzengerade, eingeschnürt und frisiert wie ein Haubenstock, die eine Hand rechts, die andere links auf der seidenen Bettdecke; sie bewegte sich nicht; sie sprach kein Wort; Liebseelchen sah ihr mit ihren lieben, mitleidigen Augen bis ins innerste Herz.

Die Pimpernelle trat zu ihr und sagte: „Enfin eh bien, comment, quelle mine, parlez, eh bien, etourdie, imbécille“, und zerrte an ihr, welches auf deutsch heißt: „Wohlan! wie! welche Miene! rede! nun! Ungeschickte! Einfältige!“ Mit diesen Worten wollte sie die arme Kranke zum Reden zwingen, und das gute Kind wollte auch gehorsamen, aber es konnte nicht und sah immer Liebseelchen an, welche auch gar nicht mehr auf die Pimpernelle hörte und die arme Kranke so innig ansah, daß ihr die Tränen aus den Augen stürzten.

Als die Pimpernelle dies sah, ward sie sehr böse und wollte eben auf die Kranke zufahren und ihr ihr unschickliches Betragen verweisen; aber Liebseelchen stand auf und sagte zu ihr: „Mamsell Pimpernelle, setzen Sie meine Geduld nicht länger auf die Probe; ich bin die Tochter und Erbin Ihres Königs; mein Beruf ist, die Leidenden zu trösten; ich befehle Ihnen, nicht mich länger zu stören; lassen Sie uns allein!“ Mamsell Pimpernelle machte ein

sehr wunderliches Gesicht und wollte allerlei Entschuldigungen vorbringen, aber Liebseelchen, welche nie ihre Sanftmut verlor, drängte sie freundlich zur Türe hinaus, und da ihr ihre Hündchen nicht gleich folgen wollten, lockte sie diese mit Zuckerbrot zu sich und trug sie der Mamsell Pimpernelle nach, worauf sie die Türe verschloß und zu der armen Kranken zurückeilte, welche ihr den herzlichsten Dank mit einem zärtlichen Lächeln bezeugte.

„O, du arme, liebe Freundin", sagte Liebseelchen zu der Kranken, „sage mir, wie heißest du, und was leidest du?" Die Kranke aber konnte sich nicht rühren und flüsterte nur leise: „Ach, ich heiße Schnürlieschen und muß sterben!" Liebseelchen kam durch den Namen Schnürlieschen auf den Gedanken, das arme Mädchen möge wohl zu enge eingeschnürt sein, und eilte nun gleich, ihr zu helfen. O, du mein Jammer, was war das arme Schnürlieschen eingepanzert! Ja, sie hatte sogar unter der Halskrause ein eisernes Halsband, daß sie sich nicht rühren und regen konnte. Liebseelchen schnitt ihr alle Nesteln durch, und als Schnürlieschen sich wieder frei fühlte, tat sie einen tiefen Atemzug und umarmte Liebseelchen unter einem Strom von Tränen.

„Ach", sagte sie leise, „geliebte Prinzessin, was dank' ich dir! Seit zehn Jahren habe ich keinen freien Atemzug getan und nicht durch den Mund gesprochen, immer sollte ich durch die Nase reden. Ach, seit zehn Jahren habe ich mich nicht bücken können, eine Blume zu brechen, wegen dem eisernen Käfich, in dem mein Leib gepanzert war. Ach, nun kann ich doch ruhig sterben und dabei dein liebes Angesicht ansehen!"

„Halte dich ruhig, liebes Schnürlieschen!" sagte Liebseelchen, „ich will hier zu deinen Füßen sitzen, und wenn es dir wohltut, in mein Gesicht zu sehen, so tue es nur; ich will dich so freundlich anschauen, als ich nur immer kann. Du tust mir sehr leid, ich habe dich am liebsten von allen Jungfrauen, die ich jemals gesehen. Wenn es dir nicht beschwerlich fällt, so erzähle mir ganz leise, wer deine Eltern sind, und wie du hieher gekommen bist."

Nach diesen Worten setzte sich Liebseelchen zu Füßen des armen Schnürlieschens auf das Bett, faltete die Hände, als ob sie für sie bete, und Schnürlieschen schaute nach ihr hin, wie eine Blume, die einschlafen will, nach der untergehenden Sonne, und sagte mit leiser Stimme folgende Reime:

„Es ist schon eine lange Zeit,
Mein Röckchen war hübsch bunt und weit,
Klein war ich, ohne Bücken
Konnt' ich die Blumen pflücken.

„Die Sonn' stand tief am Himmelsrand,
Ich ging an meines Bruders Hand
Auf einer grünen Wiese
Als wie im Paradiese.

„Des Schlosses Fenster blitzten fern,
Am Himmel kam der Abendstern,
Wir trugen auf den Hüten
Krönlein von Blum' und Blüten.

„Mein Bruder sprach: ‚Wir gehn zu weit,
Komm! Komm nach Haus! Das Käuzchen schreit,

Die Hühner sind schon schlafen,
Der Hirt kommt mit den Schafen.'

„Ich sprach: ‚Erst muß ich an den Quell,
Da steht das Kräutchen Pimpernell,
Das muß ich erst ausreißen;
Mir träumt', es wollt' mich beißen.'

„Der Bruder sprach: ‚Ach, laß das Kraut,
Es wird schon dunkel, daß mir's graut;
Das Kräutlein auf der Weide
Tut dir ja nichts zuleide.'

„Ich aber war voll Grimm und Zorn
Und lief durch Distel und durch Dorn
Vom Bruder hin zur Quelle
Und rupft' die Pimpernelle.

„Da rief das Fräulein: ‚Ach! und weh!
Gott half mir durch den kalten Schnee,
Nur einmal schaut' ich zur Sonnen
Und muß nun sterben am Bronnen.'

„Ich war voll Zorn, riß immer zu:
‚Du böse Pimpernelle du!'
Rief ich, kratzt' in der Erde
Und wußt' nicht, was draus werde.

„Mein Bruder rief, mein Bruder rief,
Ich hört' ihn nicht, mein Zorn war tief!
Ich tobte an der Quelle
Und schimpft' die Pimpernelle.

„Da sagt' das letzte Kräutlein noch:
‚Dich kriegt die Pimpernelle doch;
Sie wird mein Sterben rächen,
Den wilden Sinn dir brechen.

„‚Ach laß mich stehn, ich bitt' dich drum!'
Da dreht' ich ihm das Hälslein um,
Das Kräutlein tät ich morden;
Sein Spruch ist wahr geworden.

„Da kam ein Schatten angerollt:
Ich sah ihn vor dem Abendgold,
War bucklicht wie ein Kater,
Ich dacht', es sei der Vater.

„‚Ich dacht', er holet' uns nach Haus,
Er fuhr, uns aufzusuchen, aus
In seiner Königskutsche,
Ach, da kam die Barutsche[1].

[1] Kutschwagen von eigentümlicher Bauart.

„Vier Möpse auf dem Vordersitz
Und zwischen Schachteln eine Nasenspitz'
Konnt' ich schon ganz erkennen
Und wollt' zum Bruder rennen

„Und lief und sank da in den Sumpf,
Hielt mich da fest am Weidenstumpf
Und rief da in dem Schilfe:
‚Ach, Hülfe, Hülfe, Hülfe!'

„Da bellten die Möpse, der Wagen stand,
Der Kutscher naht', bot mir die Hand
Und trug mich in die Kutsche,
In die fatale Barutsche.

„Da sprach's heraus: ‚Ich heiß' Mamsell
Cephise Marquise de Pimpernell,
Sag' an, meine Charmante!
Bist du von gutem Stande?'

„Da fuhr es mir durch Mark und Bein:
Das mag die Pimpernelle sein,
Wovon das Kraut gesprochen,
Das ich so bös gebrochen.

„Ich schrie: ‚Ich bin des Königs Kind,
Zum Vater bringt mich ganz geschwind!'
Sie hob mich in die Kutsche,
Ach, in die böse Barutsche!

„Die rumpelte über Stock und Stein
Fort mit mir in die Welt hinein;
Mein Weinen sie nicht rühret,
Sie hat mich fortgeführet.

„Weil ich ein bißchen um mich schlug,
Sprach sie: ‚Dir ist's noch nicht genug,
Der Schneider hat's vermessen,
So gehn nicht die Prinzessen.

„‚Die Hände fahren dir herum;
Dein Leib wird schief, dein Hals wird krumm,
Als wolltest du mich schlagen;
Es wankt dir auch der Magen.'

„Da nahm sie eine Schnürbrust her,
Schnürt' mich die Kreuz, schnürt' mich die Quer,
So spitz wie eine Spindel,
Wie 's Kindlein in der Windel.

„Da ward ich still, da ward ich zahm:
Im Herzen ich das Wort vernahm:
‚Die wird mein Sterben rächen,
Den wilden Sinn dir brechen.'

„Und so ward ich hierher gebracht
Und ward gepeinigt Tag und Nacht;
Die Antwort war, sobald ich bat:
‚Nur geh nicht krumm und halt' dich grad!'

„Und zehen Jahr' sind nun herum,
Ich bin nicht grad, ich bin nicht krumm,
Zerdrückt nur und zerknicket,
Zerstückelt und zerzwicket.

„Vom lieben Gott hört' ich nicht viel,
Doch vom Tarock und L'hombrespiel,
Von Tanzen und Manieren
Und auch von Gratulieren.

„Weil ich betrübt den Kopf gesenkt,
Ward ich ins Halsband eingezwängt;
Ich mußte auf den Zehen
Und dazu auswärts gehen.

„‚Den Leib hinein! Die Brust heraus!
Die Nase hoch und obenaus!'
Ich mußt' mich tief verneigen,
Hoffärt'ge Demut zeigen.

„Kein Apfel, keine Kirsche rot,
Kein Salz, kein Schmalz, nur frisches Brot,
Heißt's, mach' die Säfte stocken,
Ich esse Semmeln trocken.

„Kein frisches Wasser aus dem Quell
Erlaubet mir die Pimpernell,
Das, mit Respekt zu melden,
Mich könnte leicht verkälten.

„Ich trinke nichts als Fliedertee,
Und keine Milch ich jemals seh',
Sie könnte mich verschleimen
Und innerlich verleimen.

„Zur Stärkung der Memorie
Muß ich gar oft Zichorie
Mit braunem Syrup schlucken
Und darf nicht einmal spucken.

„Man sperrte mich nun ein darauf,
O du betrübter Lebenslauf!
Ich muß stets stille sitzen,
Um mich nicht zu erhitzen.

„Und alle Tage Medizin!
So gingen zehen Jahre hin.
Mein Licht hat ausgeglommen,
Mein Stündlein ist gekommen!

„Wie wird so froh die Seele mein
Sich schwingen durch den Himmel rein
Hin zu dem Paradiese
Auf eine frische Wiese!

„Zuerst vor allem an den Quell,
Wo ich zertrat die Pimpernell,
Verzeihung zu erbitten —
Ich hab' ja drum gelitten.

„Dann zu dem lieben Vater mein
Und zu dem lieben Brüderlein,
Sie sollen mir vergeben
Mein wildes Widerstreben.

„Und dann an meiner Mutter Brust,
Die lebt schon in der Himmelsluft,
Sie wird an ihrem Herzen
Mir nehmen alle Schmerzen.

„Und dann und dann, wohin Gott will,
Ich bin zufrieden, halte still,
Laß' pressen und mich schnüren
Und zu Gerichte führen.

„Bin ich hier gleich zum Sterben krank,
So sag' ich doch von Herzen Dank
Der Pimpernell am Quelle
Und Mamsell Pimpernelle.

„Ich war gar heftig und gar wild,
Ich ward durch sie ganz sanft und mild,
Kann nun getröstet sterben,
Das Himmelreich erwerben.

„Viel Böses hätt' ich wohl getan,
Drum tat der liebe Gott wohl dran
Und ließ mich binden und schnür'n,
Da konnt' ich mich nicht rühr'n.

„So starb in mir der Übermut;
So ward ich selbst zum Sterben gut
Und kann dich mit Entzücken,
Liebseelchen, jetzt anblicken.

„Ach, grab' mein Grab doch an dem Quell,
Wo ich zerriß die Pimpernell,
Und pflanz' mir Pimpernelle
Um meine kleine Zelle!"

So weit hatte das arme, todkranke Schnürlieschen mit leiser Stimme seinen Lebenslauf und seine schwere Strafe erzählt, welche es für seine Grausamkeit an dem Kräutlein Pimpernelle erlitten hatte, als auf einmal durch eine Hintertüre, welche Liebseelchen gar nicht bemerkt hatte, die alte Mamsell

Pimpernell teils mit einem großen Kaffeebrett voll Kannen und Tassen, teils mit einem heftigen Zorn, das Schnürlieschen ganz bequem, ohne Schnürbrust und Halsband, daliegen zu sehen, hereintrat. Sie wußte nicht, ob sie zuerst der Prinzessin das Frühstück anbieten oder Schnürlieschen zuerst anfahren sollte, und kam darüber in eine solche Verwirrung, daß sie den Präsentierteller mit allem Geschirr unter großem Geklirr an den Boden fallen ließ, worüber das kranke Schnürlieschen so erschrak, daß sein schwaches Lebensfädchen entzweiriß.

Sie streckte ihre dünnen Fingerchen nach Liebseelchen aus und sprach: „Dank, herzlichen Dank! Ich muß sterben; mein letzter Wille ist, daß du, gutes Liebseelchen, nichts von allem, was ich dir gesagt, bekannt machest und der armen Mamsell Pimpernelle verzeihst, wie ich ihr auch von Herzen verzeihe, denn sie hat es gut mit mir gemeint, und ich habe es wohl noch schlimmer verdient. Lebe wohl!“ Da sah sie nochmal in die tränenvollen Augen Liebseelchens und schloß die ihrigen auf immer.

Liebseelchen saß ganz still da und weinte und dachte: „Ach, wie gut war das arme Schnürlieschen, und wie geduldig hat es für seinen Jugendfehler gebüßt, und wie menschenfreundlich ist es gestorben!“ So dachte Liebseelchen und sah in das bleiche, müde Schlummergesicht des gestorbenen Schnürlieschens.

Mamsell Pimpernelle hatte sich indessen wieder aufgerafft und stürzte zwischen den zwei stillen Jungfrauen mit Entschuldigungen und Beschuldigungen hin und her wie eine Woge zwischen zwei ruhigen Felsen, und beide hörten sie nicht. Denn was kümmerte sich Schnürlieschen um ihr Zanken, daß sie ohne Schnürbrust daliege, hatte sie doch die engste Schnürbrust des menschlichen Leibes ausgezogen und bei der andern Schnürbrust liegen lassen, und breitete ihre gute, geprüfte Seele doch schon minutenlang ihre Flügel in einer schönern Welt aus, hinschwebend über ewig blühende Wiesen, wo keine Mamsell Pimpernelle sie zerquälte, wo ihre liebe Mutter und ihr guter Vater sie ans Herz drückten; denn auch dieser war aus Kummer über ihre Entführung gestorben. Auch Liebseelchen hörte nicht auf Mamsell Pimpernell; denn sie betete mit stillen Tränen für das gute Schnürlieschen und dachte: „Ach Gott, wie blind und verdreht können doch die armen Menschen einander das Leben verbittern und verkrüppeln! Ach, was würden doch für Affen und endlich noch für niedrigere Tiere aus den Menschen werden, wenn sich Gott ihrer nicht erbarmte und die Mittel, welche sie anwenden, sich zu verderben, gerade zu ihrer Besserung wendete! Da hat nun die Mamsell Pimpernell aus dem guten Schnürlieschen eine recht verdrehte Zierpuppe machen wollen, und gerade dadurch ist sie ein recht liebes, geduldiges Lämmchen geworden, das sich jetzt recht wohl bei andern Lämmern im Himmel befinden mag.“

Nach diesen Gedanken wurde Liebseelchen von Mamsell Pimpernell gestört, welche mit aller Gewalt die Verstorbene wieder einschnüren wollte und ihr die heftigsten Vorwürfe machte, daß sie sich aus Eigensinn nicht rühre und rege. Liebseelchen konnte es nicht länger mit ansehen und sprach zu Mamsell Pimpernell, indem sie dieselbe sanft zurückzog: „Schnürlieschen hat ausgelitten, hören Sie auf, Ihre Reden an die Überreste eines armen Kindes zu verlieren, dessen Seele bereits außer dem Umfange aller Schnürleiber

und Halsbänder ist! Ich habe ihren letzten Willen empfangen und werde für ihre Beerdigung sorgen. Ich kenne das unglückliche Schicksal des armen Schnürlieschens in seinem ganzen Umfang. Sie hat Ihnen von Herzen verziehen, und nach ihrem ausgesprochenen letzten Willen rede ich keine Silbe von allem, was Ihnen, Mamsell Pimpernell, sehr übel bekommen könnte, wenn es bekannt würde."

Mamsell Pimpernell fühlte sich von diesen Worten Liebseelchens so angegriffen, daß sie in Ohnmacht sank. Liebseelchen bekümmerte sich nicht um sie, rief aber ihrem Gefolge und befahl ihnen, das Bett, worauf Schnürlieschen lag, welche sie mit ihrem Schleier bedeckt hatte, nach dem Schlosse zu tragen; und allen andern Jungfrauen und Mägdlein, welche bei Mamsell Pimpernelle erzogen wurden, befahl sie, paarweise dem Zuge nachzufolgen.

Alles eilte, den Willen der geliebten Prinzessin zu vollbringen, und vorzüglich die Zöglinge der Mamsell Pimpernelle, welchen dieses außerordentliche Ereignis eine große Freude machte. Sie hatten ihre Staatskleider wegen des Empfanges Liebseelchens noch an und waren daher sogleich bereit, ihr zu folgen, und da sie fröhlich durcheinander plapperten, als sie die Botschaft erhalten hatten, und einander fragten, durch welche Straße der Zug wohl gehen, und wer von ihnen an dem Hause seiner Eltern oder Freunde vorüberkommen würde, sagte Liebseelchen, die an ihnen vorüberging, indem sie dem Schnürlieschen folgte, das auf seinem Lager die Treppe hinabgetragen wurde: „Meine Kinder, wer hat Schnürlieschen am liebsten gehabt?" Da sagten alle: „Ich, ich, ich!" Da erwiderte Liebseelchen: „Das wollen wir alles untersuchen, jetzt aber stellt euch nach der Größe, um ihr nach dem Schlosse zu folgen!"

Da gab es wieder eine große Verwirrung, denn eine klagte über die andere, sie habe höhere Absätze oder einen höheren Aufsatz. Einige aber standen ganz still im Hintergrunde. Liebseelchen winkte ihnen, vorzutreten, und ordnete die andern paarweise, wie es ihr gutdünkte, und fragte sie, ob sie nicht ein schönes, frommes Lied singen könnten. Sie konnten aber keine anderen Lieder als französische: „Malbrough s'en va-t-en guerre, miron ton ton tonton taire[1]", oder „Je ne saurai danser, ma pantoufle est trop étroite", welches auf deutsch heißt: „Ich werde nicht tanzen können, mein Pantoffel ist zu eng", u. dgl. Da sagte Liebseelchen: „Hat denn Schnürlieschen kein Lieblingslied gehabt?" — „O ja", erwiderten mehrere, „und wir können es alle, aber wir durften es nicht singen."

[1] Französisches Volkslied.

Anmerkungen des Herausgebers.

Märchen (S. 5—232).

Einleitung des Herausgebers (S. 7—10).

Für sie ist die Gesamteinleitung zu den Märchen (Bd. 2, S. 81—92) nebst den dazugehörigen Schlußanmerkungen heranzuziehen.

S. 7, Z. 5 ff. Vgl. Bd. 1, S. 209, Vers 70 ff.

Z. 10. Vgl. „Westermanns Monatshefte", Dezemberheft 1912, S. 554 ff. (Braunschweig): „Drei Märchen von Bettina Brentano". Mitgeteilt von Reinhold Steig. Das dritte behandelt, wie das 32. Stück der „Trösteinsamkeit", das Leben der hl. Ottilie, wozu Brentanos „Chronika" und die Anmerkung zu Bd. 1, S. 241, Z. 34 (Bd. 2, S. 489) zu vergleichen.

S. 8, Z. 3. Albert Köster findet in seinem Buch „Schiller als Dramaturg", S. 225 (Berlin 1891), noch ein Motiv aus Gozzi wieder — auch das ist völlig ohne Belang.

Z. 11. Grimms „Kinder- und Hausmärchen", Bd. 3, S. 290 ff. (3. Auflage, Göttingen 1856), wo auch wichtige Bemerkungen über Basile.

Z. 15 ff. „Godwi", Bd. 1, S. 9 und Bd. 2, S. 326 ist vom Popanz aus den italienischen Kindermärchen die Rede.

Z. 18. Vgl. Bd. 2, S. 84, Z. 1—4.

Z. 22 f. Wilhelm Grimm erbat sie sich mehrmals ohne Erfolg, bis er höchst erbost davon abließ. Vgl. Steig, Bd. 3, S. 432, 435, 451, 471 f., 475.

Z. 23. Der Herausgeber entdeckte das Handexemplar. Es ist 1853 auf der Auktion des Büchernachlasses der Brüder Brentano von der Universitätsbibliothek zu Marburg a. d. Lahn angekauft und seither in deren Besitz. In der „Tavola" hat Brentano mit deutschen Überschriften versehen: *La Mortella* = Myrthenfrau, *Lo Polece* = Hüpfenstich, *La Schiavottella* = Rosenblättchen, *Corvetto* = Witzenspitzel, *Lo dragone* = Ursulus (später „Fanferlieschen") und *Li Cinco Figlie* = Fünf Söhne. Für geplante Übertragung und Bearbeitung unterstrichen sind noch 18 Märchen, darunter „Lo preto de lo gallo" („Gockel") und „Pintosmalto" (benutzt für „Komanditchen"). Wohl als schon übersetzt angestrichen sind außer den mit deutscher Überschrift versehenen Märchen die Einleitung („Das Märchen von den Märchen") und „Viola" (blieb nachher beiseite). Gar nicht bezeichnet ist „Lo cunto

dell' Uorco", die Vorlage zum „Dilldapp" — alles bemerkenswerte Beweismittel für die Entstehungsgeschichte der Märchen.

S. 8, Z. 30. Vgl. Benedetto Croce, Saggi sulla letteratura italiana del seicento (Bari 1911). Auch Paul Heyse hat in die „Italienischen Volksmärchen" (München 1914) vielerlei Basilesches Gut aufgenommen.

S. 9, Z. 18 ff. Steig, Bd. 1, S. 309.

S. 10, Z. 3. Besonders die Kapitel 5—7, 12 aus dem „Simplicissimus". Tieck war im „Zerbino", Akt 3, Szene „Wildverwachsener Wald", Brentanos Vorgänger.

Z. 19. Im „Gockel".

Z. 20. Im „Dilldapp".

Z. 21. So vermutet Steig, in seiner Besprechung von Cardauns' Märchenabhandlung, in Fanferlieschens Erziehungsinstitut einen Scherz auf Caroline Rudolphi in Heidelberg; freilich tritt das mehr im erweiterten „Fanferlieschen" zutage.

Z. 22 f. Besonders im „Komanditchen".

Das Märchen von den Märchen oder Liebseelchen (S. 11—29).

S. 16, Z. 5 Bimpernelle *A*. Cardauns kann (S. 23) den Namen im „Cabinet des Fées" nachweisen. Ob die Gestalt vom Dichter der Literatur oder dem Leben entnommen ist, steht noch dahin.

S. 17, Z. 15 ſtehn *M*.

S. 20, Z. 16 genung *A*; Eingriff mit Rücksicht auf den Reim. — Z. 20 Marmorbild *M*. — Z. 27 Plunderbuch *M*.

S. 24, Z. 23 bring *M*. — Z. 24 dem Meſſer] der Nadel *M*.

S. 26, Z. 15 ff. Bekannter Kinderreim; dementsprechend liest *A* in Z. 16 Pumpam; so auch S. 178, Z. 3, im „Klopfstock".

S. 27, Z. 24 bis 28 fehlt *M*.

Myrtenfräulein (S. 30—42).

Erstmalig gedruckt in der Frankfurter Zeitschrift „Iris" vom 17., 19. und 20. Januar 1827, Nr. 12—14, ohne stärkere Abweichungen; vorangeschickt eine übersüße Anpreisung (vgl. Bd. 2, S. 85, Z. 13 ff.). In *M* fälschlich an die Rheinmärchen angeschlossen.

S. 31, Z. 17 Bäumelein *M*.

S. 34, Z. 24 ff. Vgl. Bd. 2, S. 473, Anmerkung zu Bd. 1, S. 94. Daß das Gedicht zeitlich dem „An Sophie Mereau" (2) in Bd. 1, S. 16 f. nahesteht, scheint ein Entwurf (im Besitz des Frankfurter Freien Deutschen Hochstifts) zu beweisen:

Säußle liebe Mirthe
Biß der helle Tag anbricht
Der Schmetterling oft ſchwirrte
In den Tod zum Kerzenlicht
Die Neugier bringet Strafe
Zähme deiner Augen Sinn. . . .

Ganz ähnlich ein anderer Entwurf. Vgl. dazu die Anmerkung zu Bd. 1, S. 16 in Bd. 2, S. 467 über die Veranlassung zu dem Gedicht „An Sophie Mereau“ (2). Da sich indessen Brentano selbst sehr oft zitiert, läßt sich nichts Bestimmtes folgern.

S. 35, Z. 36 ff. Der Gesang erinnert stark an S. 439, Z. 29 ff. dieses Bandes.

S. 40, Z. 32 Zweigelein *IM.*

S. 42, Z. 6 bei] neben *M;* bei mit dem 4. Fall auch in Grimms Märchen nicht ungewöhnlich.

Witzenspitzel (S. 43—50).

In *M* fälschlich den Rheinmärchen angeschlossen.

S. 44, Z. 11 und sonst Hahnebang *M.*

S. 48, Z. 2 Da bis Z. 3 bloß! fehlt *M.*

S. 49, Z. 37 und sonst Mollakopp *M.*

Von dem Rosenblättchen (S. 51—61).

Das Motiv trifft sich im wesentlichen mit „Schneewittchen“, „Dornröschen“, auch dem Märchen von der „Nelke“; auch „Sub rosa“ („Mitten im Garten usw.“) aus „Des Knaben Wunderhorn“ gehört hierher.

S. 53, Z. 1—6 Lücke in *A,* ebenso bei Z. 26—31.

S. 54, Z. 12 Verlierst *M.*

S. 55, Z. 35 und 36 Viertelstund' *M.* — Z. 36 ward *M.*

S. 56, Z. 1 kämme *M.*

Fanferlieschen (S. 62—114).

S. 62, Z. 1. Hier in der früheren, kürzeren Fassung; die spätere, umfänglichste Märchendichtung Brentanos in *M* Bd. 2, S. 293—497, obgleich Görres die frühere Fassung auch vorgelegen hat. Cardauns konnte *A* für seine Abhandlung 1895 noch benutzen, gab auch (S. 103 ff.) einige wichtige Abschnitte daraus bekannt. Erster vollständiger, allerdings nicht einwandfreier Abdruck nach *A* durch Alphons M. v. Steinle im „Gral, Monatschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste“, 6. Jahrgang, Heft 9, S. 536 ff. und Heft 10, S. 605 ff. (Trier und Wien 1912); voran geht ein kurzes Vorwort. Von der späteren Fassung ein mit Stahlstich von Ed. v. Steinle geschmückter Auszug im „Rheinischen Taschenbuch“ auf das Jahr 1851, S. 352—379 (Frankf. a. M.). — Die Urfassung versucht auf Grund stilistischer Feststellungen Ludwig Streit in seiner Dissertation (vgl. Bd. 2, S. 506) wiederherzustellen; auch Cardauns findet Anzeichen dafür, daß *A* eine wesentlich kürzere Fassung vorausgegangen sein muß. Darauf läßt schon die Unstimmigkeit der Namengebung sowie das Durcheinander von Hirsemus und Reisbrei schließen. Grimms weisen („Kinder- und Hausmärchen“, Bd. 3, S. 292, Göttingen 1856) mit Recht auf die Ähnlichkeit dieses Märchens mit der Siegfriedsage hin.

Den Namen belegt Cardauns im „Cabinet des Fées“ (die Fee Fanferluche); der ähnliche Name „Fanfische“ ist nachzuweisen in einer Schrift, die Brentano besessen hat: „Das galante Schuhflicker Mägdgen, Jungfer Fanfische, von ihr selbst geschrieben.“ Aus dem Französischen, neue Auflage (Leipzig 1750).

S. 65, Z. 30 ff. Erinnerung an Frankfurt, wo einst die Waisenkinder auf der „Pfingstweide“ mit einem Reisbrei auf Stadtkosten beglückt wurden.

S. 67, Z. 9. Die von Ziegesar haben durch Einheiraten Berechtigung an der „uradelichen Ganerbschaft der Häuser Limpurg und Frauenstein“ in Frankfurt a. M.

S. 69, Z. 15. Zur Gestalt Holzebockes: schon Grimms Märchen „Des Herrn und des Teufels Getier“ weiß, daß der Teufel gern die Gestalt der Geiß annimmt.

S. 74, Z. 22. *M* ergänzt den fehlenden Vers:

.... Schmerzen
Alle bald wie wir empfunden.“

S. 75, Z. 16 f. Die Verse entstammen Christian Weise; vgl. E. Schmidt in der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“, Jahrg. 1895, S. 356.

S. 79. Diese Szene erinnert lebhaft an Goethes „Erlkönig“.

S. 100, Z. 37 sprechend] geantwortet hatte *A*; der notwendige Eingriff für diese Stelle (bis S. 101, Z. 7) geschah in Anlehnung an *M*.

S. 107, Z. 21 statt blind lies zu; blind versehentlich aus der Vorlage (Steinles Druck) stehengeblieben.

S. 108, Z. 26 ff. Vgl. die altrömische Sage von M. Valerius Corvus.

S. 114. Nach Z. 11 in *A* eine Lücke von ¼ Seite, gewiß für den noch unfertigen Grabgesang.

Hüpfenstich (S. 115—137).

Vgl. das Bruchstück „Die Laus“, das Grimm in Bd. 3 der Märchen, S. 268 f. (3. Aufl., Göttingen 1856) mitteilt.

S. 117, Z. 17 und eine neue Woche geht an ist Ergänzung; in *M* hier eine Lücke: und ... gethan, mit der Fußnote: „Hier fehlt ein Wort in der Handschrift.“

S. 119, Z. 9 königlichem Geblüt: auffällig, daß dieser Ausdruck im „Siebentot“ von *M* so peinlich gemieden worden ist (vgl. Bd. 2, S. 357, Z. 18 und später).

S. 120, Z. 27 er hatte eine Tasse fehlt *M*.

S. 121, Z. 31 und sehr hoffärtig fehlt *M*.

S. 127, Z. 16 und alle Trommelschläger bis Z. 18 Husaren, und fehlt *A*.

S. 128, Z. 17 ff. Das Lied, nach der Melodie „Heil dir im Siegerkranz“, fehlt in *A* (Lücke).

S. 129, Z. 4 ff. Vgl. S. 140, Z. 17 ff.

S. 133, Z. 6 ff. Bekannter alter Gassenhauer: „Laurentia, schönste Laurentia mein", der auch im erweiterten „Gockel" erscheint (Originalausgabe, S. 189).

S. 134, Z. 33 ff. Angelehnt an ein altes volkstümliches Lied „Auf dem Postwagen" (vgl. F. M. Böhme, Volkstümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert, S. 462, Leipzig 1895):

„Fahr' auf der Post, frag' nicht, was's kost't,
Spann' die Gedanken ein, ich will der Postknecht sein."

S. 136, Z. 30 ff. Hier blickt Basiles „Pintosmalto" durch, den sich Brentano auch vorgemerkt hatte. — Z. 35 ff. Mit Willwischens Worten wird Matthias Claudius' Gedicht „Bei dem Grabe meines Vaters" ins Lächerliche gezogen.

Dilldapp (S. 138—154).

In Brentanos Handexemplar nicht angestrichen — ein Beweis, daß es erst später in den Märchenkreis aufgenommen ist; dafür spricht auch die gegen Franzosen und französisches Wesen gerichtete Tendenz. — Unser bekanntes deutsches Märchen vom „Tischleindeckdich". — In *M* Doppeltitel: Das Märchen von dem Dillbapp oder Kinder und Thoren haben das Glück bei den Ohren — ein Spruch, der dem Schluß von Basiles „Wildem Mann" entspricht. — Der Name Dilldapp, der auch im „Wunderhorn" (S. 381 „diltappen") vorkommt, bedeutet Tölpel, läppischer Mensch (vgl. Grimm, „Deutsches Wörterbuch", Bd. 2, S. 1151); Brentano ist auf ihn sicher durch das gleiche Fastnachtsspiel Ayrers gelenkt worden, das er im „Bärnhäuter" verwendet hat.

S. 139, Z. 7 ff. Vgl. aus dem „Wunderhorn": „Wir verstehen sie nicht", Strophe 2 ff. (S. 714 f.). — Z. 16 eine *M*. — Z. 23 Stopfnadeln *M*. — Z. 31 hechle *M*. — Z. 33 schüttle *M*.

S. 140, Z. 2 eine *M*. — Z. 4 buttere *M*. — Z. 6 Kanne *M*.

S. 142, Z. 13 Trompetermantel *M*.

S. 143, Z. 8 hi hi hi hi *A M*; doch s. S. 150, Z. 14; hi hi hi lacht man.

S. 148, Z. 8 abends] abermals *M*. — Z. 22 Glock' *M*. — Z. 27 f. es eingesetzt für sie, was *A* und *M* lesen.

S. 153, Z. 22 und 24 vier] drei *A*.

S. 154, Z. 18 f. Bekanntes Beispiel für gewollten Fehlreim.

Die fünf Söhne des Schulmeisters Klopfstock (S. 155—199).

Der Titel: Fünf Söhne in *A* würde der Überschrift bei Basile entsprechen. Um den allgemein geläufigen Titel „Schulmeister Klopfstock" beizubehalten, ist unsere vermittelnde Überschrift gewählt. — Entspricht Grimms Märchen „Die vier kunstreichen Brüder"; zugesetzt ist Gripsgraps' Kletterkunst nach dem Märchen „Die drei Brüder" aus den „Piacevoli notti" des Strapparola, die Brentano in der alten Ausgabe (Venedig 1558) und in der Übersetzung (Wien 1791) besessen hat.

Rückert muß von dem ihm sehr gefallenden Märchen Brentanos durch Böhmers Freundlichkeit eine Abschrift bereits 1829 genommen haben; er las es damals in Ems vor und brachte es seinen Buben mit, unter der Versicherung an Böhmer, es werde damit keinerlei literarischer Mißbrauch getrieben werden (Janssen, Böhmer, Bd. 1, S. 145). Im engsten Kreise der Freunde muß durch weitere Abschriften eine Verbreitung des Märchens geschehen sein, wie eine solche aufgefundene Abschrift aus dem Jahre 1845, ein Jahr vor der ersten Drucklegung der Märchen überhaupt, dem Herausgeber beweist. Hierüber wird an anderer Stelle Näheres berichtet werden.

S. 155, Z. 3 Schulmeister] Mann *M;* in *A* ausdrücklich verbessert.

S. 158, Z. 30 und wenn dein Kräutchen Steh auf! Wort hält, sehen wir einem Aufstand entgegen, der uns zu den reichsten Leuten auf der Welt machen wird." *M.*

S. 161, Z. 11. Bekanntes Lied von Paul Gerhardt.

S. 163, Z. 8 ff. Das Lied, auch im „Wunderhorn" (S. 131 f.), aus Grimmelshausens „Simplicissimus". — Z. 9 Stimm' *M.* — Z. 25 dann *A.* — Z. 39 Lobe *M.*

S. 164, Z. 4 thu' *M.*

S. 167, Z. 15 ff. Das Erlebnis mit den Eidechsen erinnert an Grimms Märchen „Die drei Schlangenblätter" u. ä.

S. 173, Z. 36 wieget *M.*

S. 174, Z. 1 ff. Hier klingt Goethes „Fischer" an. — Z. 12 ff. Dieser Dialog, wohl der einzige echte Balladenton, den Brentano getroffen, klingt an den „Meermann" in Wilh. Grimms „Dänischen Heldenliedern", S. 202 (Heidelberg 1811) an; Brentanos Absicht, diese Sammlung zu benutzen, bezeugt S. 153 des „Briefwechsels aus der Jugendzeit". In den Kreis der Betrachtung wenigstens gehört die Ballade „Der Meermann und die Meerfrau" von Graf Loeben, in Gubitz' „Gesellschafter" von 1818, S. 527. — Z. 12 thu' *M.* — Z. 18 bringe *M.* — Z. 34 führet *M.*

S. 175, Z. 2 im bittern *M.* — Z. 14 Fisch, Schildkrot *M.*

S. 177, Z. 15 ff. Spott über die allzu eifrigen Sprachreiniger, wie im „Murmeltier".

S. 178, Z. 3 Pumpam: vgl. die Anmerkung zu S. 26 dieses Bandes, Z. 15 ff. — Z. 37 Reisemarschall *M;* die Wortverdrehung scheint vom Dichter beabsichtigt.

S. 179, Z. 30 es] ich *M.*

S. 180, Z. 22 ff. Vgl. „Archiv für das Studium der neueren Sprachen", Bd. 117, S. 362 ff. (Braunschweig 1906), wo der Scherz der falschen Wiederholung aufgetragener Worte auf Hanswurstszenen zurückgeführt wird, wie sie für die Zeit von Brentanos Wiener Aufenthalt überliefert sind. Noch treffendere Mitteilung aus zweiter Hand in den „Sämtlichen Werken", Bd. 11, I, S. XXX f., Anmerkung 4.

S. 181, Z. 23 Glaubet *M* | den fehlt *M.*

S. 182, Z. 15 Schurzfell *M.*

S. 185, Z. 6 Ei nun *M.* — Z. 16 das] sein *M.* — Z. 34 darin *M.*

S. 186, Z. 12 zwar] gar *M.*
S. 187, Z. 4 hieß *A.* — Z. 9 muß *M.*
S. 188, Z. 4 den *M.*
S. 191, Z. 16. Unverbessert gebliebener Irrtum des Dichters: oben, S. 179, Z. 23 f., war's ein Rabe.
S. 192, Z. 22. Bis hierher in *A* und *M* Knarratschki statt Knarrasper. — Z. 38 Ach] O *M.*
S. 193, Z. 20 ohne *M* | Karrenrad *M.*
S. 194, Z. 4 Sing ting] ting tang *M.* — Z. 15 denn *M.*
S. 195, Z. 33 gebe *M.*
S. 197, Z. 1 Herrn *M.* — Z. 2 und 6 Klöppel *M.*
S. 199, Z. 22 Fünffünftel = Lücke in *A.*

Romanditchen (S. 200—232).

Gehört späterer Zeit an als die andern italienischen Märchen; die letzte Grenze seiner Entstehungszeit ist das dritte Jahrzehnt; denn in Böhmers 2. Abschriftband befindet es sich. Insofern ist die Bemerkung in Bd. 2, S. 87, Z. 20 ff. und S. 88, Z. 15 einzuschränken. Sein Märchencharakter ist infolge stark überwuchernder Zutaten aus dem Leben des Dichters (Kindheit in Frankfurt, Kaufmannslehrzeit, dabei der Streich, ein Heringsfaß mit Sirup zu füllen) völlig verwischt; von der Fabel (Basiles „Pintosmalto") erste Spuren erst am Ende des Bruchstücks, das in der allzu verästelten Handlung vermutlich steckengeblieben ist.

S. 206, Z. 20 ff. Bleich erbringt (S. 94) für diese Bauernregel folgende lateinische Verse als Vorlage:

Clara dies Pauli bona tempora denotat Anni,
Si fuerint Venti, designant proelia Genti,
Si fuerint Nebulae, pereunt animalia quaeque,
Si Nix, si Pluvia, designant tempora cara.

S. 223, Z. 6 findest *M.*
S. 224, Z. 3 ff. Für diese Anekdote ist Quelle: „La vie de Scaramouche, par le Sieur Angelo Constantini" (Paris 1695); die betreffende Stelle des Buches, das Brentano besessen hat, abgedruckt in den „Sämtlichen Werken", Bd. 11, I, S. XXIX, Anmerkung 6.
S. 230, Z. 25 und fehlt *M.*

Die Rose (S. 233—257).

Einleitung des Herausgebers (S. 235—236).

Von Wilhelm Hemsen (Clemens Arsten) 1852 abgetan als „grenzenlos zerflossene Erzählung", die „mit einem plötzlichen metrischen Raptus ins Blaue verläuft" („Blätter für lit. Unterhaltung", Jahrg. 1852, Bd. 2, S. 1129 ff.); erste literarisch-ästhetische Behandlung in Alfred

Kerrs Einzelschrift über „Godwi“ (s. Anm. zu S. 28* in Bd. 1 dieser Ausgabe); erste genauere Untersuchung der Quellen durch Otto Bleich im „Archiv für das Studium der Neueren Sprachen“, Bd. 96, S. 44 ff. (Braunschweig 1896).

S. 235, Z. 26 f. Vgl. „Altdeutsche Wälder“, herausgeg. durch die Brüder Grimm, Bd. 1, S. 35 ff. (Kassel 1813): „Von zwein Kaufmann“; Boccaccios „Decamerone“, 2. Tag, 9. Erzählung; Shakespeares „Cymbeline“; „Euryanthe“; der „Roman de la violette“, den Fr. Schlegel für die „Altdeutschen Wälder“ (S. 26) übersetzte; Grimms weisen (S. 67) ferner hin auf den roten Ritter in dem dänischen Volksbuch „Lykkens Tumleklöde“, auf Hans Sachs' „Comedia von der unschuldig Frau Genura“, Paulis „Schimpf und Ernst“, fol. 9, auf ein ähnliches deutsches Volksbuch, eine altwalisische Erzählung usw.

Z. 28. Die Erzählung heißt: „Conte de la rose“; sie entspricht der bretonischen Volksdichtung „Lay de la rose“.

Z. 31. In den „Mélanges tirés d'une grande Bibliotheque“, *M*, IIeme Suite de la Veme Partie. Romans du seizième siècle. Sect. VI, S. 352—379 (Paris MDCCLXXX).

S. 236, Z. 11. S. 250, Z. 8—22 und S. 251, Z. 10—12 verlangen eine spätere überraschende Lösung. Überhaupt ist dem König, der gewiß sein Ziel, immer Mensch sein zu dürfen (S. 252, Z. 10 f.), erreichen soll, eine bedeutendere Rolle zugedacht als in der Vorlage. Warum ferner nennt Margon den Namen seiner Frau nicht? Ist Bernharda die, an die der König einst sein Herz verloren, und von der ein gemeiner Ritter vorgezogen worden war?

Z. 19. „Bibliothek der Romane“, herausgeg. von Reichardt, Bd. 8, S. 139—244; Bd. 9, S. 157—182 (Riga 1782 und 1783): ein Auszug aus dem Roman „Histoire du très-noble et chevalereux prince Gerard, conte de Nevers et de Rhétel, et de la très vertueuse, sage et belle princesse Eurien de Dammartin sa mie“ (Paris 1725).

Z. 30. Die Nachtszene: das 3. Kapitel.

Zugrunde liegt: *M* = „Memnon. Eine Zeitschrift.“ Herausgegeben von August Klingemann. Erster Band. Leipzig 1800, bei Wilhelm Rein. Ersten Bandes Erstes Stück, S. 143—175. (Wohl einziges Exemplar im Besitze der Züricher Stadtbibliothek.)

Verglichen wurde: *Gs* = „Gesammelte Schriften“, Bd. 5, S. 257 ff.

Die Namen bei Brentano:	in der Vorlage:
Margot	*Margon*
Ivan	*Méléan*
Nabon	*Nabon*
Dringinwalde	*Perceforest*
Goren	*Gorre*
Bernharda	*Lisane*
Else	(entsprechende Person fehlt)

S. 237, Z. 10 gern *Gs.* — Z. 18 ff. Das Gedicht von Brentano eingelegt. — Z. 20 lischt *Gs.*

S. 238, Z. 11 Blumen: Daraus *Gs.* — Z. 33 wünschet *Gs.*

S. 239, Z. 2 erkennet] anerkennt *Gs.* — Z. 5 Thron *Gs.* — Z. 11 edlen *Gs.* — Z. 18 gehn *Gs.* — Z. 22 die] der *Gs.* — Z. 25 Lied und Kleinod *Gs.* — Z. 29 sammtnen *Gs.* — Z. 30 darauf] auf ihn *Gs.* — Z. 31 schöner goldner *Gs.*

S. 240, Z. 3 Anderen *Gs.* — Z. 6 ff. In der Vorlage Prosaerzählung des gleichen Inhalts; oft wortgetreue Übersetzung einzelner Wendungen. — Z. 29 durch] in *Gs* | Sturme *Gs.* — Z. 30 Thurme *Gs;* Vorlage: *au bas des tours de son château.* — Z. 34 hört *Gs.*

S. 241, Z. 13 spottet' für spottet *(M Gs)* hier eingesetzt. — Z. 20 ‚Ewig' — Vorlage: *A jamais.* — Z. 32 mein *M Gs.* — Z. 34 ff. Die Schilderung der Hochzeit fehlt der Vorlage.

S. 242, Z. 2 ward *Gs.* — Z. 10 Berg' *Gs.* — Z. 38 ff. Kürzer als die Vorlage, die hier umständlich erzählt.

S. 243, Z. 18 ff. Dieser Abschnitt (bis S. 244, Z. 4) fehlt der Vorlage. — Z. 21 zu ihm fehlt *Gs.* — Z. 24 vom Thron *Gs.* — Z. 25 Harnische *Gs.* — Z. 32 kümmerte *Gs.* — Z. 34 mit gehört *Gs.* — Z. 35 ihn fehlt *Gs.* — Z. 37 verließ *Gs.* — Z. 38 Hofes *Gs.*

S. 244, Z. 2 verweilt *Gs.* — Z. 6 gerne *Gs.* — Z. 7 von neuem] neuen *Gs.* — Z. 21 Monatsfrist: in der Vorlage *demi-année.* — Z. 23—26. Diese Bemerkung fehlt natürlich der Vorlage; vgl. S. 235, Z. 13—18. — Z. 27 entlasse *Gs.* — Z. 32 möget *Gs* | es fehlt *Gs.* — Z. 33 euren *Gs.*

S. 245, Z. 1 ff. Dies Kapitel fehlt der Vorlage. — Z. 6 schon fehlt *Gs.* — Z. 16 Haupt *Gs.* — Z. 19 gerne *Gs.* — Z. 26 Himmelsee *Gs.* — Z. 29 zusehen *Gs.* — Z. 32 Könige *Gs.* — Z. 34 einen anderen Zepter und einen viel zärtern, schönern *Gs.* — Z. 35 als den *Gs.*

S. 246, Z. 4 goldne *Gs.* — Z. 15 und sonst Pallast *M.* — Z. 17 und 22 Ew.] Eure *Gs.* — Z. 24 Hofherrn *Gs.* — Z. 30 ff. Das Gedicht nach *Gs* in Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 96 ff.

S. 247, Z. 6 Darauf *Gs.* — Z. 14 grüßt *Gs.* — Z. 27 düsteren *Gs.* — Z. 33 zurück *Gs.* — Z. 35 Blick *Gs.*

S. 248, Z. 11 goldnen *Gs.* — Z. 37 unbewußt *Gs.*

S. 249, Z. 32 Meer *Gs.* — Z. 34 Strahl *Gs* | eine stille, ruhige *Gs.*

S. 250, Z. 3 Margot. vor Ich *M.* — Z. 8 denn *Gs.* — Z. 9 sehnet *Gs.* — Z. 10 Thron *Gs.* — Z. 18 verfolgte *Gs.*

S. 251, Z. 2 anblickte *Gs.* — Z. 22. Vom 4. Kapitel das Stück bis S. 252, Z. 26 fehlt noch in der Vorlage. — Z. 25 Altan *Gs.* — Z. 31 drittenmale *M.* — Z. 35 sammtnen *Gs.*

S. 252, Z. 14 eueren *Gs.* — Z. 20 Saal *Gs.* — Z. 30 wann *Gs.* — Z. 34 überzeuget *Gs.* — Z. 37 bestimmest *Gs.*

S. 253, Z. 6 Falle *Gs.* — Z. 7 Gegentheile *Gs.* — Z. 16 fortritten *Gs* | im Lande Goren *Gs.* — Z. 32 Bildnisse *Gs.*

S. 254, Z. 1. Das Folgende bis zum Schluß fehlt der Vorlage. — Z. 9 ff. Vgl. „Es ritten drei Reiter zum Tor hinaus" aus dem „Wunder-

horn", S. 167. — Z. 29 verdrießlich *Gs.* — Z. 34 Ritters Margot *Gs.* — Z. 37 muntere *Gs.*

S. 255, Z. 9 Lieder *M.* — Z. 11 oder] und *Gs.* — Z. 15 Waffenschmied *Gs.* — Z. 18 heruntergezogen] herabgesunken *Gs.* — Z. 20 dunkle *Gs.* — Z. 21 gehn *Gs.* — Z. 23 Burghofes *Gs.* — Z. 29 lustigen *Gs* | hatte *Gs.* — Z. 32 allzeit *Gs.* — Z. 37 Thüre *Gs.*

S. 256, Z. 1 Gras *Gs.* — Z. 19 ff. Das Lied in Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 70 f.

S. 257, Z. 34. Jeder Vermerk, daß die Fortsetzung folge, fehlt.

Der Philister vor, in und nach der Geschichte

(S. 259—318).

Einleitung des Herausgebers (S. 263—268).

Vgl. hierzu die reichen Aufschlüsse in Steigs Buch über „Kleists Berliner Kämpfe", besonders S. 612 ff.; ferner Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 54* ff. Steig weiß auch aus schriftlichen Quellen, was Brentano noch hat einflechten wollen.

S. 263, Z. 10. Hierher gehören auch Moritz Hauptmanns geistvolle Bemerkungen über Brentanos Abhandlung in den „Briefen an Franz Hauser", herausgeg. von Alfred Schöne, Bd. 1, besonders S. 91 f. (Leipzig 1871): „Ich find' es komisch, wie das Ganze mit Hand und Füßen sich gegen das Negative wehrt, und doch in gewissem Sinne selbst nicht aus dem Negativen herauskommt; es ist aber die gute von Herzen zu belachende Philisterei, der alles zu kurz wird, und nicht die von Verstande zu belachende, der alles zu lang wird ..."

Z. 16. Tiecks Bericht bei Rud. Köpke, Ludwig Tieck, Erinnerungen usw., Teil 1, S. 251 (Leipzig 1855).

S. 264, Z. 32 ff. Zettel, im Besitz der Berliner Königl. Bibliothek.

S. 265, Z. 10 ff. Wem die Unterstützung zuteil geworden, s. „Euphorion", Bd. 9, S. 350 (Wien 1902).

S. 266, Z. 17. Siehe S. 291, Z. 19 f. — Z. 18 f. Arnim am 14. Juli 1811 an Jakob Grimm: „Daß die Äußerungen über Hurerei in der Philisterabhandlung aus einem Aufsatze von mir entlehnt sind, dem die hiesige Zensur den Abdruck untersagte, weil er Staatseinrichtungen angegriffen ..." (Steig, Bd. 3, S. 137 f.); die Stelle S. 289, Z. 14 ff. — Z. 22 f. Besonders S. 310, Z. 14 ff. — Z. 23 f. Vgl. S. 302, Z. 30. — Z. 26 f. Vgl. S. 292, Z. 34 f. — Z. 28 ff. Vgl. S. 304, Z. 15 ff.

S. 267, Z. 6 ff. Vgl. S. 285, Z. 2 ff. — Z. 27 ff. „Der Neue Breslauische Erzähler" druckte in Nr. 25 vom 29. Juni 1811 die der öffentlichen Sittlichkeit gewidmeten Sätze ab. — Z. 37 ff. Brief Brentanos vom 7. Dezember 1828 an Arnim, abgedruckt im „Euphorion", Bd. 3, S. 797 (Bamberg 1896).

Zugrunde liegt *A* = die Originalausgabe (Berlin 1811).

Verglichen wurde *Gs* = „Gesammelte Schriften", Bd. 5, S. 371—446.

Unberücksichtigt blieben die zahllosen Schreib- und Druckfehler des Originals.

Von der Originalausgabe liegt ein Neudruck, besorgt von Paul Müller, vor in der Sammlung „Neudrucke Literarhistorischer Seltenheiten", herausgeg. von F. v. Zobeltitz, Nr. 7 (Berlin 1905).

S. 260, Z. 1. *A* und *Gs* lesen fälschlich 15, 29, desgleichen Z. 4: 9, 5.

S. 261. In *Gs* folgt an dieser Stelle erst die „Stammtafel", die an den Schluß der Abhandlung gehört. — Z. 5 eigenen *Gs.* — Z. 15 und sonst Italiänischen *A.*

S. 269, Z. 5 Wunsch *Gs.* — Z. 8 f. den ganzen *Gs.* — Z. 23 Wittich'sche *Gs.* — Z. 25 Exemplare niedergelegt und *Gs.* — Z. 26 sein werden. *Gs.*

S. 271, Z. 11 ersten] ersteren *Gs.* — Z. 28 Kienraupen findet *Gs.*

S. 272, Z. 2 Fuße *Gs.* — Z. 3 Hühnerauge *Gs.* — Z. 11 Land *Gs.* — Z. 12 kommt *Gs.*

S. 273, Z. 2 Gebirge *Gs.* — Z. 3 Trieb *Gs.* — Z. 9 anderes *Gs.* — Z. 17 Grad *Gs.*

S. 274, Z. 2 doch] noch *Gs.* — Z. 9 Musterreiter *Gs.* — Z. 13 geschrien *Gs.* — Z. 20 verführt *Gs.* — Z. 30 Maules *Gs.*

S. 275, Z. 16 und sonst egyptischen *A Gs.* — Z. 22 ihr fehlt *A.* — Z. 25 geborene *Gs.* — Z. 34 krystallisierte *A Gs.*

S. 276, Z. 1 Tod *Gs.* — Z. 32 langweilen *Gs.*

S. 277, Z. 1 Verstand *Gs.* — Z. 5 ff. Der gleiche Gedanke schon im „Bogs" („Gesammelte Schriften", Bd. 5, S. 349 f.). — Z. 27 Ausgange *Gs.* — Z. 37 größeren *Gs.*

S. 278, Z. 5. Ein bei Brentano öfters wiederkehrender Gedanke; vgl. S. 281, Z. 7; S. 455, Z. 11; „Gesammelte Schriften", Bd. 5, S. 332 („Bogs"). — Z. 10 Schwanz umdreht *Gs.* — Z. 33 Hahne *Gs.*

S. 279, Z. 27 f. Luzifers und Adams umgestellt *Gs.* — In der folgenden theosophischen Schöpfungsgeschichte steckt viel von der Theosophie Jacob Böhmes (dessen „Aurora oder die Morgenröte im Aufgang"); Böhme ist der eine der heiligsten Denker S. 281, Z. 2.

S. 280, Z. 10 macht *Gs.* — Z. 35 ausgeborne *Gs.* — Z. 37 weiteren *Gs.*

S. 281, Z. 2. S. die Anmerkung zu S. 279, Z. 27 f. — Z. 5 erschaffen *Gs.* — Z. 7 heruntergeworfen *Gs.* — Z. 11 anderen *Gs.* — Z. 14 Griff *Gs.* — Z. 20 f. ausgestreckt *Gs.* — Z. 22 Conflicte *Gs.* — Z. 28 Kothe *Gs* | verkälten *Gs.* — Z. 29 fragt *Gs.*

S. 282, Z. 5 Gesicht *Gs* | ihn *A.* — Z. 14 Schmutze *Gs.* — Z. 16 Saume *Gs.* — Z. 23 siehe *Gs.* — Z. 25 bessere *Gs.*

S. 283, Z. 1 Geschöpf *Gs.* — Z. 5 Falle *Gs.* — Z. 30 Noah's *Gs.* Die folgende Erzählung bis auf einige Änderungen und Weglassungen aus dem 1. Buch Mose, Kap. 9, V. 18—25. — Z. 35 derselben *Gs.*

S. 284, Z. 1 *Canaan A.* — Z. 3 Weines *Gs.* — Z. 5 sah *Gs.* — Z. 14 indem *A Gs.* — Z. 25 allzeit *Gs.* — Z. 27 Stamme *Gs.* — Z. 28 zeugt *Gs.*

S. 285, Z. 7 ausgeborene *Gs.* — Z. 15 ff. Schon gebrandmarkt in

der Beilage zum letzten Stück der „Trösteinsamkeit", „Des Dichters Krönung" von Jos. Görres.

S. 286, Z. 6 einem *A.* — Z. 11 Schalotten *Gs;* Scharlotten vielleicht absichtlich. — Z. 13 schwuren *Gs.* — Z. 21 bloßen *A* | Leibe *Gs.* — Z. 24 baumwollene *Gs.*

S. 287, Z. 21 ich ihrer Krönung nur *Gs.* — Z. 23. Siehe 1. Buch Mose, Kap. 26, V. 20 f. *Sitna* heißt Anklage, *Esek* Hader; *A* liest *Sidna* und *Essek.* — Z. 25 Kap. 3, 13 *A Gs.* — Z. 29 eigne *Gs.* — Z. 31 Nazareat *A.* — Z. 33 früheren *Gs.*

S. 288, Z. 12 nicht fehlt *Gs.* — Z. 15 gepflügt *Gs.* — Z. 31 gebundene *Gs.* — Z. 33 denselben *Gs.* — Z. 37 Einer der heutigen *Gs.*

S. 289, Z. 1 gern *Gs.* — Z. 2 möchten] wollen *Gs.* — Z. 26 Staate *Gs.*

S. 290, Z. 1 Bald darauf *Gs.* — Z. 14 alle seine Kraft *Gs.* — Z. 21 und 26 ruhte *Gs.*

S. 291, Z. 7 heutzutage *Gs.* — Z. 9 Ausdruckes *Gs.* — Z. 15 Michol *Gs* | Weib *Gs.* — Z. 21 V. 7 *A Gs.* — Z. 23 dies] das *Gs.* — Z. 27 neueren *Gs.* — Z. 29 und sonst irrtümlich Asbod *A Gs* | Könige *Gs.*

S. 292, Z. 15 Keime] Kronen *Gs.* — Z. 25 Säulensturze *Gs.* — Z. 26 selbst eigene *Gs.*

S. 293, Z. 9 unsere *Gs.* — Z. 13 eigenen *Gs.* — Z. 19 Selbstgesetze *Gs* | Ausflusse *Gs.* — Z. 26 weitläufiger *Gs.* — Z. 29 zerstreut *Gs.* — Z. 32 Ursprunges *Gs.*

S. 294, Z. 3 und sonst transscendentaler *Gs.* — Z. 6 Hochzeit trunkene *Gs.* — Z. 10 Kahnes *Gs.* — Z. 15 Verdeck *Gs* | Buttermarkte *Gs.* — Z. 16 Käsemarkte *Gs.* — Z. 18 Sinn *Gs.* — Z. 23 Lichts *Gs.*

S. 295, Z. 3 äußern *Gs.* — Z. 4 Maaß *Gs.* — Z. 7 anderen *Gs.* — Z. 9 vor] für *Gs.* Brentano bezeichnet Uhsens „Poetik" (Leipzig 1715) im Katalog seiner Bücher 1819 als ausnehmend lächerliches Buch. Spott darüber auch in der ungedruckten „Äpfelhüterin" („Euphorion", Bd. 1, S. 124 ff., Bamberg 1894). — Z. 21 Edelmuthes *Gs.* — Z. 25 *Porcupineman A.*

S. 296, Z. 1 hängen geblieben *Gs.* — Z. 6 Hornlaterne — sicherlich auch satirischer Ausfall, gegen Franz Horn, den Dichter und Literarhistoriker, gerichtet, über den sich Brentano am 2. April 1805 gegen Arnim besonders lustig gemacht hat: Der arme Teufel hat es immer mit seiner Poesie sehr ernsthaft gemeint und macht jetzt einen guten Mist, da er als ein gläubiger Franz Horn Blumen und Heu ruhig gefressen, wiedergekäut und verdaut hat ... (Steig, Bd. 1, S. 139). — Z. 14 sowie *Gs.* — Z. 17 unserer *Gs.* — Z. 33 Selbstvertrauen *Gs.*

S. 297, Z. 19 ff. Vgl. in der Zeichnung Nr. 4. — Z. 25 anderen *Gs.* — Z. 36 sammeln soll] sammele *Gs.*

S. 298, Z. 9 Wochenblattes *Gs.* — Z. 11 aufstehen *Gs.* — Z. 16 baumwollene *Gs.* — Z. 18 Schlafe *Gs.* — Z. 20 im Stande *Gs.* — Z. 27 Wachholderbeeren *A Gs.* — Z. 35 Zuge *Gs.*

S. 299, Z. 13 schön *Gs* | ehe *Gs.* — Z. 17 anderer *Gs.* — Z. 21 Wichsstiefel *Gs.* — Z. 35 sollte *Gs.*

S. 300, Z. 2 Nebenstuben *A.* — Z. 4 erscheinen *Gs.* — Z. 6 Lunkenheims *A.* — Z. 10 sitzend fehlt *Gs.* — Z. 23 *Conciòsiacosachè Gs.* — Z. 26

und 28 Quosdanowitch und Radiowedowich: österreichische Generale aus den Kämpfen mit Napoleon in Italien 1796.

S. 301, Z. 2 Quadalquivir *Gs.* — Z. 11 beisammen *Gs.* — Z. 20 viereckige *Gs.* — Z. 27 Provinzeöl *Gs* | Walde *Gs.*

S. 302, Z. 14 Augenbraunen *Gs.* — Z. 16 bedauern *Gs.*

S. 303, Z. 8. L. Bachenschwanz veröffentlichte in Prosaübersetzung „Dante Alighieri von der Hölle, von dem Fegfeuer, von dem Paradiese", „auf Kosten des Übersetzers, und bey demselben zu finden" (Leipzig 1767—69). — Z. 10 Satyren *Gs.* — Z. 13 verstehen *Gs.* — Z. 16 andere *Gs.* — Z. 20 f. Begeisterte *Gs.* — Z. 21 Märtirer *A.* — Z. 22 unsere *Gs.* — Z. 33 Zustande *Gs.*

S. 304, Z. 2 eigenes *Gs.* — Z. 4 können] konnten *Gs.* — Z. 12 poetischem Flötzholze *Gs.* — Z. 13 dargestellt zu sehen *Gs.* — Z. 14 zusammengestötzt *Gs.* — Z. 18 entrückt *Gs.* — Z. 23 erquickt *Gs.*

S. 305, Z. 14 gerade *Gs.* — Z. 15 Thorheit *Gs.* — Z. 23 unseren *Gs* | düngt *Gs.* — Z. 26 kein] keine *Gs.* — Z. 28 sitzt *Gs.* — Z. 29 dem] den *A Gs.* — Z. 34 doch fehlt *Gs.* — Z. 36 Sonntage *Gs.*

S. 306, Z. 9 sinkt *Gs.* — Z. 10 überlebt *Gs.* — Z. 15 Burley *A Gs.* — Z. 17 Burleys *A Gs* | Stückes *Gs.* — Z. 18 andermal *Gs* | Kaufmanne *Gs.* — Z. 36 Anderen *Gs.*

S. 307, Z. 1 Drucke *Gs.* — Z. 15 Zustand *Gs* | Staates *Gs.* — Z. 20 herrlicheren *Gs* | sehnt *Gs.* — Z. 22 neigt *Gs.* — Z. 37 Staate *Gs.*

S. 308, Z. 10 tapferen Reitern *Gs.* — Z. 15 Weg *Gs.* — Z. 36 Gott *Gs.*

S. 309, Z. 1 dem] den *Gs.* — Z. 3 trockenem *Gs.* — Z. 11 herzlichsten *Gs.* — Z. 19 Blutumlaufes *Gs.* — Z. 22 Spiele *Gs.* — Z. 25 Morgends *A.* — Z. 35 Gartengeschmacke *Gs.*

S. 310, Z. 6 Charfreitage *Gs.* — Z. 9 ohren *A Gs.* Ein Besuch Dessaus mag von Schönebeck aus oder 1809 auf der Reise von Halle nach Berlin stattgefunden haben. — Z. 14 gerne vom *Gs.* — Z. 17 f. umgehen *Gs.* — Z. 20 Kukuk *Gs.* — Z. 26 Bann] Baum *Gs.* — Z. 27 Flecke des Landes *Gs.* — Z. 33 alle *A.*

S. 311, Z. 9 gerade *Gs.* — Z. 10 Nachbarn *Gs.* — Z. 24 Kunsttande *Gs.*

S. 312, Z. 3 weiß machen *Gs.* — Z. 4 Genuß *Gs.* — Z. 12 wässrige *Gs.* — Z. 22 Hund *Gs.* — Z. 26 deutschen *Gs.* — Z. 27 Sandbasen *Gs.* — Z. 28 unseren *Gs.* — Z. 29 geht wie oben, S. 295 f., auf Fouqué. — Z. 31 Sphynx *A.* — Z. 32 Philisterfahne *Gs.* — Z. 33 Schick *Gs.*

S. 313, Z. 10. Gesner, dessen „Vogelbuch" (1560) Brentano auch für den „Gockel" herangezogen hat. — Z. 11 Kapaunen *Gs* | starkem Weine *Gs.* — Z. 13 setzt *Gs.* — Z. 15 kommt *Gs.* — Z. 16 gelegt *Gs.* — Z. 22 gerade *Gs* | ersten Male *Gs.* — Z. 23 Bartes *Gs.* — Z. 26 Übermuthe *Gs.* — Z. 26 ff. Vgl. S. 327, Z. 4 ff. — Z. 29 Durst *Gs.*

S. 314, Z. 2 an] auf *Gs.* — Z. 5 Stricke *Gs.* — Z. 11 Schluß *Gs.* — Z. 15 eigenen *Gs.* — Z. 18 Alstädt *Gs.* — Z. 27 erkennt *Gs.*

S. 315, Z. 4 Dichter Lippen *Gs.* — Z. 18 Märtirer *A.*

S. 316, Z. 2 Mystikers *Gs;* Mistikers vielleicht absichtlich.

S. 317, Z. 2 bittern *Gs.* — Z. 6 Fluches *Gs.* — Z. 9 Natur-Fruchtbarkeit *Gs.* — Z. 16 Gesellschaften *Gs.* — Z. 19 zeigt *Gs.* — Z. 20 Vorhanges *Gs.* — Z. 22 edeln *Gs.*

Erklärung der Kupfertafel[1].

Wenn gleich auf dem Titel diese Abbildungen als aus der Italienischen Schule angegeben sind, so sehe ich doch nichts besonders Italienisches auf diesem Blatt, und der Urheber desselben, ein gewisser Ipse, ist mir bis jetzt nirgends in den Verzeichnissen italienischer Meister vorgekommen; ich halte daher das Italienische für eine armseelige Vorspiegelung, um das rohe Zeug unkundigen Liebhabern aufzuhängen, und wir müssen uns in Acht nehmen, nicht mit diesem Namen in ein ähnliches Irrsal zu fallen, wie ein französischer Kunstkenner, der sich wunderte, kein Krucifix auftreiben zu können, welches nicht der fameuse Inri verfertigte, so legte er sich das I. N. R. I. über dem Kreutze aus. Uebrigens halte ich mit einem neuen Aesthetiker, welcher schon in dem Schall der Namen das Wesen jedes großen Künstlers naturprophetisch ausgesprochen fühlt, nicht viel von diesem Ipse, auf welchen sich wenig besondere Reime finden lassen, und den ein Sonnettendichter höchstens mit einer Elipse und Eclipse traktiren wird, und wenn nach jenem Aesthetiker im Schalle Raphael das Schöne, Klare, Reine, im Schalle Michel Angelo Buonarotti das Erhabene, Colloſale, Gewaltige liegt, wenn in Guido Reni Anmuth und Reinheit, im Carracci Geist, Schule, Keckheit, im Perugino Einfalt, Strenge, Lieblichkeit, im Rembrant verschwendender Geitz und knauserische Ueberschwenglichkeit, und Steinkohlengluth, und Hexenhafte von Mäusen zusammengebißene Genialität in einem zerrissenen Torfkorbe ausgesprochen ist, wenn Rubens Fleisch und Blut und Fülle und Muskelsaftigen Ueberfluß, wenn Albert Dürer im Albert klar und weiß und edel denket, im Dürer streng und deutsch tiefsinnig, in beidem herrlich erscheint, wenn Claude Gelee le Lorrain schon lautet wie schöne Ferne, kühle See, und Duft und Sonnenleben darin, wenn in Goethe Gottes Güte[2], in Schiller Schilderung und Schimmer oder Schiller edler Seidenstoffe uns erquickt; wenn Kant erkannt, Fichte siegreich gefochten, Schelling geschallt hat, wenn in Baggeßen gebarzt, in Ölenschläger Oel geschlagen wird, wenn der seelige Runge selig gerungen hat, wenn Kosegarten ein kosender Gärtner ist und Kotzebue sich selbst bedeutet, wenn alle diese dies thun, was kann ich besonderes von diesem Ipse erwarten? schriebe er sich noch etwa mit einem Y, so hätte er doch etwas Grácität, oder den Fürsten Ypsilanti für sich, so aber lautet es blos dünn, scharf, schnippisch, und ganz selbstisch, und glaube ich, daß er aus dem Zipser Comitat in Ungern gebürtig ist, wenn sich nicht dagegen wieder einwenden läßt, daß keine Figur auf seinem Bild außer der tragischen Muse lange Hosen an hat, doch ich überlasse ihn seiner Obscurität und wende mich zur Erklärung seines Werks selbst, vielleicht, daß es uns einige Vermuthungen über den Verfasser an die Hand gibt. Das Ganze ist etwas im ersten ägyptischen Stile gearbeitet, dahin deutet das Magere, Strenge und Muskellose, und was die Hosen zum Beispiel betrifft, halte ich sie, wie alles, was nicht zu meiner Meinung paßt, für moderne Ergänzung; weiter scheint alles Ägyptisch, weil wir auch hier, wie bei jenem Volke, die Thierbilder ausführlicher behandelt finden, als die Menschen. Sodann deuten

[1] Der Tafel oben zwischen S. 260 und 261. Buchstabengetreuer Abdruck nach *A*. — [2] Vgl. Friedrich Schlegel: „Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte."

die vielen vorkommenden spitzen Mützen auf die Pyramiden, und auch die Bischofsmütze (Mytra), welche sogar bei ägyptischen Thierbildern, und, wie hier über den Kopf eines Vogels gezogen, auf dem Kopfe eines ägyptischen Sperbers von Basalt, der sich ehedem im Museo Rolandino zu Rom befand, gefunden wird, auch deuten die paralellen Füße des sitzenden Philisters, der etwas von einem einschlummernden Memnon hat, auf ägyptischen Ursprung, so wie auch der gänzliche Mangel an Anatomie, da die Aegypter wegen der Hochachtung gegen die Leichname diese Erkenntniß nicht erreichen konnten: ja die Balsamirer selbst waren froh bei ihnen, wenn sie ihr bischen Beifuß glücklich in den Leichnam hineingeschoben hatten, und machten sich eiligst davon, um nicht von den Anverwandten des Verstorbenen mishandelt zu werden. Wenn ich noch dazu bedenke, daß Philister und Juden Aegypten bewohnt, so wird meine Vermuthung nicht wenig bestärkt; gegen die Einwendung, daß Tabackspfeifen hier vorkommen, wende ich wieder ein, es können dies ursprünglich solche Stäbe gewesen sein, wie wir sie oben mit einem Vogelkopfe bei manchen ägyptischen Statüen bemerken, und welche hier von einem modernen Restaurator in Tabackspfeifen verphilistert worden. Für die Möglichkeit, daß trotz der Hosen vorliegende Abbildungen doch aus dem Alterthum herrühren können, ist die Erfahrung, daß, wie an komischen und tragischen Theatralischen, auch an Phrygischen Figuren, und bei der Ägyptischen Cybele und Isis und bei Abbildungen barbarischer Völker lange enge Ermel gefunden werden, ebenso die Hosen bei den Figuren der letzteren und der komischen Personen in Marmor vorkommen, da die Hosen des Wohlstands wegen auf dem Theater eingeführt waren, auch meldet Herodianus L. 4. Kap. 24. Caracalla habe seine Beinkleider von den Schenkeln herunter gezogen, da er seine Nothdurft verrichten wollen und von Martialis ermordet worden, welches alles ferner zu untersuchen ich den Antiquaren überlasse, und mich begnüge, diese Abbildung so zu beschreiben, wie sie in Bezug auf vorliegende Abhandlung erscheint.

No. 1. Stellt die parodische Kehrseite eines abstrahirenden Selbstbeschauers dar. Alle irdischen Ermel und Ueberzüge werden ihm zu kurz, Schuhe, Hosen, Weste reichen nicht hin, indem er sich aufstreckt, das Licht, welches auf seinem Haupte in einer Wasserschüssel wie der Geist über den Wassern steht, zu putzen. Mit einem Auge sieht er hinauf, mit dem andern schaut er hinab, mit dem Viertelmonde aber beschaut er den vollen selbst. Übrigens ist es eine äußerst gefährliche Sache, über diese Kehrseite zu lachen, denn wer die undarstellbar herrliche Vorderseite dieser Figur nicht in tiefster Verehrung anbetet, kann über diese Kehrseite nicht lachen, ohne ein vollkommner Philister zu sein; denn scheinet dieses Bild sich nicht nach seiner Decke strecken zu wollen, so heißt dies doch nur, daß selbst die Decke des Himmels es nicht bedecken kann, so unermeßlich ist es; und darum heißt es hier, wer zuletzt lacht, lacht am besten.

No. 2. Stellt eine aufgehängte Gans vor, der die Leber durch speishaftige Juden so groß gemästet worden, daß sie nicht weiß in großer Abstraktion, ob sie die Leber oder die Gans: die Straßburger Pasteten-Facultät wird die Sache endlich entscheiden; schade, daß man philosophirende Philister, die in ähnlicher Lage sind, nicht auch unter die Leckerbissen zählen kann.

No. 3. Ist eine Figur, welche bereits auf der Fahne der Infanterie dijonoise de la mère folle, eines Geckenordens in Dijon im 15. Jahrhundert etwas verändert vorkömmt, dort sind die Hosen in der Lage wie bei Caracalla, als ihn Martialis ermordete, und sind auch blasende Winde um diese Windmühlenflügel des Teufels angebracht. Diese Figur stellt einen Kompaß vor, mit welchem man leicht beobachten kann, wie die Gänge der Philister und Juden in diesem Leben streichen, und kann man mit ihm alle dergleichen Versuche anstellen. Der Philister macht mit dem Untertheil des Juden den Nordpol, der Jude mit dem Untertheil des Philisters den Südpol, beide treten die Welt mit Füßen, und umarmen sich allein selbst, um sich ihren in einander verliebten Wiederwillen gegen einander zu bezeigen, und halte ich diese Figur für das Abbild aller Schlangen in allen Paradiesen. Der platte Schabbesdeckel des Juden kontrastirt mit der spitzen Mütze des Philisters, so wie dieser seine Pfeife bequem raucht und jener den Bart unwillig zurückzieht. Scaliger behauptet, kein Jude habe eine gepletschte Nase, und in Portugal heißt eine Habichtsnase eine jüdische, auch dieser hat sie nicht, hingegen ist die des Philisters etwas gepletscht.

No. 4. Diese Kette, nicht von Feldhünern, sondern von Enten, ist die Parodie der sogenannten philosophischen und ästhetischen Cliquen aller Zeiten, sie haben sich alle an einer Angelschnur, woran etwas Speck, fressend und von sich gebend hinter einander eingefädelt, und sie werden so lange eine unendliche Entlichkeit sein, als der Speck noch die Reise aushält, nimmt ihn irgend ein andrer Philister auf, um seine Stiefeln mit zu schmieren, so rollen die Körner des Rosenkranzes, woran ihr Abgott sich selbst anbetet, auseinander, und das Paternosterwerk, womit er die Wasser aus den Stollen seines Ruhmes treibt, zerreißt. Das rührende ist, daß diese Freiwilligen sich alle aus Enthusiasmus enrolliren ließen, und nun doch nichts, als den Faden im Leibe haben, sie sind die wahren Spekulanten, wenn ich dieses Wort in das deutsche Speck, das französische cul und das tirolische Anten für Enten zerlege.

No. 5. Dieser Hund ist das wahre Universal-Surrogat für alle Philister, auch gibt er trefflichen Unterricht im Surrogiren, hier zum Beispiel stellt er das Surrogat einer modernen tragischen Muse, oder vielmehr eines Lesers moderner Tragödien vor, es ist ihm einige fatale (Schicksals-) Butter auf die Nase geschmiert, und nun frißt der Philister das trockene Brod in aller Seelenruhe, mit der festen Ueberzeugung, es sei wenigstens eine Schillersche Tragödie; ob dieser moderne Leser mit seinem himmelnden Auge nach der fatalen Butter oder dem sinnreich gereckten linken Ohr, oder der Fledermaus hinter ihm blickt, weiß ich nicht ganz genau zu bestimmen, alle drei Fälle haben etwas vor sich; die Butter ist die ganze Illusion; das Schicksal und der Wendepunkt des Stückes, das er genießt, das Ohr scheint den Jambus taktschlagend zu begleiten, und Thekla Wort spricht für die Fledermaus: „Es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus.“ Uebrigens sind die dichtenden Philister in den vor dieser Abhandlung aufgestellten Sätzen den Fledermäusen gleich gestellt worden, sie bleiben ihrer Nahrung nach immer Mäuse, und sind durch den Schwung, den sie nehmen, nur noch eckelhafter, als zuvor. Ihr Ziehen in der Dämmerung, das Verworrene in ihrer Gestalt, der häuterne Flügel, oder die philisterne Poesie, sind gleich fatal; vor den Dichtern und vor den Philistern

kann man sich doch hüten, man braucht nur der letzte von Herzen zu sein, so kömmt einem der erste nie auf den Hals, und Mäuse oder Philister kann man auch loß werden mit Gift, Mausefallen und Bundesladen, aber die Fledermäuse, die dichtenden beidlebigen Philister, wem die in die Haare kommen, der lege sein Haupt in Delilas Schooß, und lasse sich die Haare ruhig abschneiden, um den Weichselzopf[1] los zu werden. Sehnsüchtigen Frauen, welche keine schwere Haushaltung und nicht alle Jahre ein Kind haben, wobei eine fröhlich und gesund bleibt, schwermüthigen Jungfrauen, welche noch außer dem Banne ihres Geschlechtes wandeln, und die Blüthe niederschütteln, wie einen Schnee, der sich in Thränen löst (kein Paris, kein Apfel, arme Venus!), und sprossenden Jünglingen, welche alle Schulbänke, die sie durchrutschet, aufeinander stellen möchten zu einer Treppe, um auf diesem Gradus ad Parnassum zu sehen, was jenseits den blauen Bergen liegt, wo sie den Ball ihrer Jugend hinüber geschlagen, diesen treibenden, sehnenden, die nun preisgegeben der Fluth noch schwer schwimmen, und die Hände nach den Wolken strecken, die wie Schiffe über ihnen dahin streichen, diesen Flugträumenden und Fliehenden im Traum, vor dem Scheusal der Philisterei, denen aber das Federbett ängstigend über den Füßen liegt, und über den Flügeln, diesen sind die dichtenden Philister, welche man auch Schmorer nennen kann, am gefährlichsten. Schmorer nenne ich sie, weil sie nicht gesotten und nicht gebraten sind, und zwischen Tag und Nacht, zwischen den Mäusen und Vögeln liegen; die Helden ihrer Affektation sind gewöhnlich Don Karlos, Karl Moor, Fiesko, der Menschenhasser und Reuer, und ist meist der Schauspieler, der diese Rollen spielt, etwas ein Schmorer; sie sind jene Philister, die den Hut auf ein Ohr setzen, und mit einem edelhaften geschwollenen Ekelmuth in den Sonnenuntergang schauen; sie haben eine klebrichte Schwärmerei, eine nasenrümpfende, stirnfaltende Weltverachtung, und es fehlt nicht viel, so spucken sie sich selbst auf den Stiefel, um sich vor sich selbst zu bemüthigen. Sie traben, so lange es geht, mit der neusten Aesthetik mit, und würgen das Zeug aus Hoffart ungekaut hinunter, je gröber sich ihr Autor brocken läßt, je heftiger würgt sie der Bissen, und je größer ist der Genuß, drum lieben sie den herrlichen Schiller vorzüglich, weil sie seine sentenziöse reflektirende Diktion in lauter Stammbuchstückchen zerknicken und verschlingen können; sie schlürfen dann etwas Mathisane oder Ossianische Punschlauge nach, und so gehen sie in den Kosegarten spazieren, und sprechen mit einer ekelsüßen Miene: horch, wie orgelt und brauset die Aeolsharfe der Schöpfung; doch eigentlich orgelt und brauset ihr Magen nur, der das ekle Mixtpikle nicht vortragen will. Aber nun fliehe, gute Rabette, die ihre Blumen begießt, der Kerl ist zwar kein Roquairol, aber elender noch; es ist keine Seidenraupe, die dich umspinnen will, denn die hat doch noch ihren Schmetterling; es ist eine ekle Gartenschnecke, die dich in ihr Haus einkleben will, eine häßliche Spinne, welche deiner Psyche ein Netz gegen die Sonne spannt, daß sie zum Lichte fliehend, gefangen sei, und der hungernden Langeweile diene, o fliehe nun, fromme Wina, die in der Laube entschlummert ist, es ist kein überadlicher Patentedlender brittisirender Clothar, der sich dir naht, nein, es ist ein Vampyr, der deinen

[1] Weichelzopf *A*.

Schlummer tiefer einfächelnd dein Blut saugen will, fliehe Pfarrers Tochter von Taubenhain, es ist kein Junker von Falkenstein, der dir zuflüstert, nein es ist etwas fataleres, ekelhafteres und schrecklicheres, raffe dich auf, schwärmender Primaner, der seinen Roman auf der Rasenbank ließt, wirf den Mantel übers Antlitz, fasse den nächsten Bienenkorb, und stürze ihn dem Kerl als eine Ehrenmütze über den Kopf, noch ehe er das verfluchte Maul aufgethan. Ihr seid sonst alle verlohren, siehst du den Pferdefuß des Schufts nicht, er ist nur ein armer Teufel, wenn du ihm recht in Gottes Namen zu Leibe gehst, dem Flüsternden, edelhaften, ekelmüthigen, üppigen Dämmerphilosophen, dem aftergenialen Convulsionair. Flieh, es gilt deiner Börse, oder deiner Liebe, oder deiner Geliebten, er läßt dir dafür einige hochbeinigte Redensarten, gibt dir für deine Unschuld eine moderne religiöse Sünde, für dein Gottvertrauen ein unwandelbares Schicksal, für deine ganze Einfalt einige freche Fragmente, für deinen Ammentrost ein Sonnet, für deinen Schutzengel eine Ansicht, er stellt dich à la hauteur, wo der Teufel dem Herrn die Herrlichkeit der Welt zeigte; aber umgekehrt, du gibst ihm dein Brod, und er gibt dir einen Stein zurück, laß ihn fallen und lausche auf den Schall, du wirst hören, wie tief der Abgrund, du stehst ebner Erde, und alles war Wind, und der Stein fiel dir schmerzlich auf die Füße, und du erwachst, aber du findest den Frieden nicht mehr. — Die Fledermaus hat uns etwas irre geführt, ich kehre zu dem Hunde zurück, und bemerke nur noch, daß sein Stall, auf dem er sitzt, etwas von der Gestalt eines Koffers hat, ob die ägyptischen Hundeställe alle so sind, weiß ich nicht, übrigens liegt er an der Kette, und wenn die Enten oben selbst eine Kette vorstellen, so ist dieser es endlich, der daran liegt, denn die Butter, die er auf der Nase hat, ist beim Lichte besehen derselbe Speck, der jene durchzogen; er hat letztens den Schweif zwischen die Beine genommen, und wartet auf, also erfordert es das Ceremoniel philistrischer Leser, solche Demuth fordern die Dichter, welche lieber, als daß sie zu Fuße gehen, als Bediente bei dem Erhabenen hinten aufstehen, der Jambus ist bei ihnen jene gegenschwingende Bewegung in den Knieen, womit sich solche Diener das Stoßen des Pflasters erleichtern, leben sie wohl, fahren sie zu, drinnen sitzt niemand, ich weiß es, sie haben die Visitenkarten selbst in der Tasche, und geben sie ab. Sei du ruhig, mein Leser, denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

No. 7. Stellt einen philosophirenden Philister vor, dem im Gegensatz mit No. 1. alle Ermel zu lang werden, wenn No. 1. sich nicht nach der Decke strecken kann, so legt dieser sich krumm unter ihr, er sitzt hier auf dem Isolirstuhl eines jüdischen Maazekuchens, der auf vier Bier- und Schnapsgefäßen ruht. Er hat dermaßen abstrahirt, daß ihm die Rocktaschen hinten herausgetreten, und da er sich so sehr vertieft hat, daß er nur noch mit der Spitze seiner Mütze und mit seinen Schmierstiefeln diese eitle Welt berührt, so scheint er seine Pfeife durch ein Knopfloch, an dem Pfeifchen des gesunden Menschenverstandes No. 11. anstecken zu wollen, um sich doch in einigem Rapport zu halten. Der Vogel, der hinter ihm auf einer Stange sitzt, parodirt ihn, er hat sich mit dem Kopf in eine mit Vogelleim bestrichene Düte verfangen, und so die Augen verklebt.

No. 6. halte ich für die Frau des philosophirenden Philisters, sie erscheint

als ein wahres Cornucopiä von jungen Philistern, sie ist ein Wunderbaum, der nach Oben und Unten ausschlägt, sie steht vor uns, wie ein Kaninchenbau, wie eine Amsterdammer Judengasse, wie ein Findelhaus, wie ein Bienenstock kurz sie ist ein sehr belebtes Frauenzimmer, und wenn sie nicht die gute Mutter und das Marketenterzelt, und die Mützentrophee, und die Wachstube eines ehmaligen heiligen römischen Reichs-Kreis-Grenadier-Bataillions ist, so könnte sie doch das wohlinventirte Schild eines Kuhschnappler Nachtmützen-Fabrikanten sein, wie leicht wären ihre Arme noch als Wagebalken einzurichten, so daß sie auch als Stadtwage dienen könnte, auf ihrer Schürze aber hat sie ein Schild ihres eigenen Inhalts, ein dreidräthiges Philister[-]Embryon; bereits mit Mützen und Stiefeln und Tabackspfeifen versehen, erwarten sie eben nicht besonders das Tageslicht, sondern wären ganz zufrieden, wenn sie so bequem in dieser Mutterloge fortleben könnten, das einzige fatale ist, daß sie keine Zeitungen und Journale herein bekommen. Ziehen wir eine Perpendicularlinie mitten durch diese Philisterinn, so sehen wir, daß sie sich in zwei Humore theilt, und daß das Mittelblatt des Embrionischen Kleeblatts ihr indifferenter Indifferenzpunkt ist, zu ihrer Linken sind alle die lieben Kleinen behaglich, zufrieden und bequem, sie rauchen mit Papa und dem gesunden Menschenverstand No. 11. ihr Pfeifchen in Ruhe, und die Mutter hebt eine ordinaire eingesteckte weiße Philistermütze No. 9. über obgemeldetem Verstande schwebend, und spricht zu ihrem Manne: so bist du mein Lieber, wenn du nicht philosophirst, mit ihrer rechten Hand aber hält sie eine ditto Mütze No. 8. auseinander gezogen über einen Barometer, No. 10., der ihre Temperatur angeben soll und sagt: „So, mein lieber Gemahl, sind sie, wenn sie philosophiren.“ Wir sehen nun auf dieser Seite die jungen Philister alle den Kopf hängend, mit gesenkten Pfeifen, mit niederwelkenden Mützenbüschlen und Händen, ja der auf der Schulter sitzende scheint seine Pfeife sogar wie ein traurender Todesengel die Fackel auszulöschen, und dem an der Erde knienden fällt der tragische Dolch aus der Scheide. Ob nun dieses Behagen auf der einen Seite eine Folge ist, daß diese anmuthigen Jünglinge bei vorwaltendem gesunden Menschenverstande erzeugt wurden, und das Unbehagen der entgegengesetzten, daß sie unter dem Gestirn der verkehrten Nachtmütze empfangen wurden, oder ob diese nur trauren, weil sie der modernen Tragödie vis-à-vis stehen, weiß ich nicht, so viel ist gewiß, daß No. 11. der gesunde Menschenverstand von der bösen Welt für einen Knopfmacher dieser guten Dame gehalten wird, und daß sie ihm die Mütze mit einiger Ironie gegen ihren eingepuppten Eheliebsten aufzusetzen scheint, seine süße stille Miene, seine steigenden Augenbrauen deuten auf ein holdes Bewußtsein, wie der Haarbeutel auf Galanterie, und wenn er gleich links die Pfeife ansteckt, so denkt er doch rechts. Einige Aehnlichkeit mit den Kleinen seiner Seite hat er auch, und das Muttermahl der Federn hinterm Ohr würde ihn ganz verrathen, aber No. 7. ist ruhig, denn er weiß, daß der gesunde Menschenverstand und sein Perrückenstock dergleichen Untreue nicht fähig ist; ich aber sage: die Liebe ist allmächtig, und Amor ist ein Schalk und ein Knopfmacher (siehe oben die Bedeutung dieses Worts). Nun wäre noch folgende Frage zu beantworten:

Ist diese Gattin eines Philisters darum ein Philister, kann ein Weib überhaupt ein Philister sein?

Kein Weib als Weiblich ist Philister, und kein Mann als Männlich, sondern man kann es nur im Conflict mit der Geschichte oder vielmehr ihrem Geiste sein, je weniger nun ein Geschlecht mit diesem in Verhältnisse kömmt, je weniger Gelegenheit zur Philisterei hat es. So ist das Thier kein Philister, als wo es mit den Menschen in einer vertrauten Berührung steht, und jemehr ein Thier dem Menschen liebenswürdig erscheint, je mehr wird es Philister; der Esel zum Beispiel ist nichts weniger als ein Philister, wenn gleich viele Philister Esel sind. So auch ist kein Blödsinniger, oder Wahnsinniger, überhaupt kein durch Naturgesetze beschränkter ein Philister, nichts ist ferner von Philisterei als der reine rohe Bauer, wie er aber einen Schritt weiter thut, steht er auf der Philister-Treppe. Keine Spur von Philisterei ist in den wilden Völkern, laßt aber einen Mohren nur hinten als Kammermohren auf die Kutsche springen, so ist er der leibhaftige Philister selbst, und ist dies der weitste Sprung, den man ins Philisterthum machen kann. Da aber das Princip der Philisterei im Nein liegt, so ist das Weib im Verneinen Philister, das heißt in der Unfruchtbarkeit, das Empfangen aber ist das Geniale, das Ja im Weibe, und so ist die Ehe das Heiligthum und der Tempel des Ja, um es vor der Philistervollen Welt zu schützen. Als Mensch aber sind dem Weibe wie dem Manne tausend Wege zur Philisterei geöffnet, und sind die betretendsten der Frauen zwei, der eine ein sündlicher, und der andere ein toller, die sich häufig durchschneiden oder in einander führen, der sündliche ist die eheloſe Verkäuflichkeit, die den Simson ins Verderben führt, und er ist das Entsetzlichste, was die Philisterei je hervorgebracht, der tolle Weg aber ist eine falsche Tendenz aus der Genialität des Fleisches in die des Wortes, und wir finden sie häufig in gelehrten Frauen, wenn sie nicht zugleich gute Mütter sind oder sich es zu sein schämen. Dennoch sind auf beiden Wegen herrliche gewandelt, sie waren Heilige, ohne die Bahn zu heiligen, Götter und Helden waren Kinder der Liebe, und Sapho hat gedichtet, die Ausnahme aber liegt in der Freiheit Gottes, und das Gesetz in seinem Schicksal, und die Gesetze sind das Tragische, und daß man sie umgehen kann, ist das Komische; Alles aber will verstanden sein, wozu ich mich meinen verehrten Tischgenossen bestens empfehle.

Der Schreiber.

Verspätete Notiz.

So eben erfahre ich, daß die Universität Helmstädt von ihrem Stifter einen Löwenwürgenden Simson als Wappen erhalten, worüber die Inauguration dieser hohen Schule in Meibomii Scriptoribus Tom. 3. nachzulesen. Der Name Philister als Studenten-Gegensatz, ist also wahrscheinlich von dort zuerst auf andere Universitäten ausgegangen, dahin deutet auch folgender Studentenreim:

Was bist du Musensohn, wenn du nicht Spieße hast,
Ein Schiff auf offnem Meer, ein Segelloser Mast,
Ein Preiß der Delila, ein Haupt ohn' Lockenzier,
Ein Simson, dem man ruft: Philister über dir!

Geschichte und Ursprung des ersten Bärnhäuters (S. 319—350).

Einleitung des Herausgebers (S. 321—322).

S. 321, Z. 5. Steig, Bd. 1, S. 245. Es ist die Karikatur, zu der Brentano ein von Arnim zugesandtes „holländisch Bild" (Steig, S. 244) umgestaltete — in abgemilderter Gestalt das zwischen S. 348 und S. 349 beigegebene Bild. Die weibliche Figur darin ist nach Steigs Mitteilung die schöne Reinbeckerin. Brentanos Skizze dieser Zeichnung enthält auf der Rückseite den ersten Hinweis auf die Strophe vom Einsiedler (S. 349), außerdem auf Simplizissimus und Bärnhäuter, läßt auch die Richtung gegen das „Morgenblatt" deutlich erkennen. Noch unabhängig von diesem Plan hat Ludwig Grimm um diese Zeit den Bärnhäuter nach Grimmelshausen für die „Einsiedlerzeitung" radiert. Wie Brentano die Karikatur noch weiter treiben gewollt, geht aus Steig, S. 247, hervor; das dort erwähnte närrische Büchelchen des Kunstpfeifers Cotala ist der von Wolfgang Kaspar Printz (1641—1717) ohne Nennung seines Namens veröffentlichte Roman „Musicus vexatus, von Cotala, dem Kunstpfeifergesellen" (1690). An Stelle des in der Zeichnung befindlichen Namens der sich im Grabe herumdrehende Liscov sollte demnach Lichtenberg stehen. Kernwitziger Gernwitz der Zeichnung bezieht sich wie Liscov auf die von Voß verfaßte satirische Anzeige der „Einsiedlerzeitung" in Cottas „Morgenblatt" (7. März 1808); vgl. Steig, S. 248. — Den ausgearbeiteten „Bärnhäuter" sandte Brentano am 7. April 1808 an Arnim (Steig, S. 251). Ob und inwieweit er ihn auf Arnims und Görres' Wunsch umgestaltet hat, läßt sich nicht entscheiden (Steig, S. 253).

Z. 7. Otto Bleich im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen usw.", Bd. 96, S. 52 (Braunschweig 1896).

Z. 11. Brentano am 8. April 1808 an Arnim: Ich glaube, der Bärnhäuter wird jedermann Spaß machen, und die Satire drin ist gar keine Satire und deutet doch mit Fingern drauf, ich habe mich unter vielem häuslichen Elend damit erlustigt. Er würde, einzeln gedruckt, beinahe ein Volksbüchlein werden können. (Steig, Bd. 1, S. 251.)

Z. 18. Vgl. Kürschners „Deutsche National-Literatur", Bd. 33, I, S. XLIX ff. Brentano übernahm Grimmelshausen größtenteils wörtlich. Andere Bearbeitungen der Bärenhäutergeschichte verzeichnet Joh. Bolte in der „Zeitschrift für deutsche Philologie", Bd. 20, S. 335 (Halle 1887).

Z. 20. Tacitus, „Germania", Kap. 31.

Z. 21. Grimms Märchen, Nr. 101 der Gesamtausgaben; auch Nr. 100, „Des Teufels rußiger Bruder".

Z. 22 ff. Diese Quellenschriften, deren alte Ausgaben zu den Schätzen von Brentanos Bücherei gehörten, sind sämtlich in der Bibliothek des Literarischen Vereins zu Stuttgart enthalten.

Z. 29. Arnims Vorbemerkung lautet, getreu nach der „Tröst-

einsamkeit", so: „Wenn unser Freund Grimm in dem Aufsatze über die Sagen (19 und 20 St.)[1] das erste Verhältnis der Volkssagen zur Volksgeschichte (die genau genommen nichts anders ist als diese Sagen selbst, bald wunderbar, bald listig politisch nach der Entwickelung des Volks ist, wobei das Leben der Einzelnen nur in der Beziehung auf das Ganze angesehen wird) entwickelt hat, von denen er manche der unbekannteren aus seiner reichen wohlgeordneten Sammlung uns mitzuteilen geneigt ist, so glauben wir mit dieser heitern Anreihung alter Sagen, die dem leichtberedten Witze eines andern lieben Freundes so wohl gelungen, den scherzenden Sinn der anderen Volkssagen am besten eröffnen und darstellen zu können, von denen wir durch Bekanntschaft und Reisen eine hübsche Menge verschiedener Gegenden zusammengebracht haben. Dieser scherzende Sinn der Volkssagen, dieser Spott ohne Ort und Datum, der alle trifft und darum keinen, diese Satyre, womit keiner gemeint ist, die in einem erträumten Lande mit allerlei wunderlichen Lebensverhältnissen spielt, fordert entweder große Unbefangenheit oder große Bildung, um erfunden und verstanden zu werden, daher die nahe Berührung des alle Wissenschaften, Künste, Geschichten und Sprachen berührenden Jean Paul Fr. Richters mit manchen der frühesten deutschen Erzähler, so, daß jetzt fast niemand von dieser Laune ergriffen werden kann, ohne von dem klassifizierenden Publikum, das immer nach dem Bekanntesten die ganze Welt anordnet, als ein Nachahmer Jean Pauls angezettelt zu werden. Diese Gattung freien Scherzes, die den Deutschen so ganz nationell ist, daß sich später und früher immerdar Äußerungen der Art finden werden, hat in ihm bis jetzt ihr reichstes Denkmal aufgestellt, es wäre aber wunderlich, wenn einer darum seine Einfälle verschlucken wollte, weil ein andrer auch Einfälle gehabt hat, die Menschen kämen sonst endlich auf den Einfall, rückwärts zu gehen, weil man bis dahin vorwärts gegangen. Die eigentliche Originalität im Menschen ist unverwüstlich, das Gemeinsame ist aber das Organ, worin sich das Einzelne verständlich ausspricht, das Gemeinsame ist immerdar mehr wert als jedes Einzelne, die Originalitätswut, die nichts lesen, nichts lernen will, um sich vor Nachahmung in acht zu nehmen, gibt also das Höhere auf, und was es also abgeschieden der gemeinsamen Betrachtung gibt, wird daher mit Recht wiederum von der Gemeine aufgegeben, wir sind es gewiß, daß es diesen Sagen nicht also ergehen wird, die bekannt und unbekannt zugleich scheinen, wie jene scherzende Malereien, wo mit neuen aufgelegten Scheiben von Marienglas ein alter Landsknecht bald in einen Einsiedler, bald in einen Bärenhäuter, dann einen zierlichen Stutzer und Eidam verwandelt wird, notwendig gehört dazu diese Abwechselung der Sprache und Umgebung, die freilich beim ersten Anblick durchaus nicht objektiv scheinen mag."

[1] Der Aufsatz in der „Trösteinsamkeit" heißt: „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten" von Jakob Grimm.

S. 322, Z. 18f. Die allgemeine Satire klingt oft an „Philister" und „Bogs" an.

Z. 20. Vgl. S. 346, Z. 25ff.

Zugrunde liegt: *T* = „Trösteinsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte." Herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim, Nr. 22—25 (Heidelberg 1808). Der Abdruck in Pfaffs Neudruck der Zeitung ist nicht durchweg genau.

Verglichen wurde: *Gs* = „Gesammelte Schriften", Bd. 5, S. 447ff., und *Sch* = der zeitlich zweite, unter Quellenangabe geschehene Abdruck im „Schaltjahr, welches ist der teutsch Kalender mit den Figuren und hat 366 Tag". Durch J. Scheible. S. 104ff., 198ff., 307ff., 391ff. (Stuttgart 1846).

S. 319, Z. 1 und sonst Bärenhäuters *Gs; T* liest zuweilen Bernhäuter oder Berenhäuter, selten Bärenhäuter; hier ausgeglichen. — Z. 6 fehlt *Gs*.

S. 323, Z. 3 Jahre *Gs*. — Z. 5ff. Vgl. Jakob Freys „Gartengesellschaft", Nr. 44; Hans W. Kirchhofs „Wendunmut", Nr. 108. — Z. 6 darum *Gs*.

S. 324, Z. 1ff. Vgl. Hans Sachs' „Gespräch St. Peters mit den Landsknechten". — Z. 16ff. Wörtlich aus Jakob Ayrer, „Ein Fastnachtspil, daß kein Landtsknecht in Himmel noch in die Hölle kommt". — Z. 20 Thüre *Gs*. — Z. 21 stehen *Gs*. — Z. 22 Kesicht *T*. — Z. 23 gehen *Gs*. — Z. 28 lange *Gs*. — Z. 31 Haare *Gs*. — Z. 32f. Reime auch aus Ayrers Spiel. — Z. 34 mußte *Gs*.

S. 325, Z. 3ff. Reime auch aus Jakob Ayrers Fastnachtsspiel. — Z. 8 Thore *Gs*. — Z. 16 heute *Gs*. — Z. 20 Anderes *Gs*. — Z. 27 erwägen *Gs*.

S. 326, Z. 5 gräulich *Gs*. — Z. 16 Hauptmannes *Gs*. — Z. 17 Anderen *Gs*. — Z. 20 Hölle *Gs*. — Z. 22 Landsknechte *Gs*. — Z. 23 könnet *Gs*. — Z. 28 rechte *Gs*. — Z. 30 Hahne *Gs*. — Z. 34ff. Die Beschreibung des papiernen Gänsehimmels nach dem „Ganßkönig" von Wolfhart Spangenberg, Kap. 3. Die Szene im Wirtshaus, die auch in Martin Montanus' „Gartengesellschaft", Kap. 27, zu finden, nach Hans Sachs' Schwank „Der teufel läßt kein lantsknecht mer in die helle faren", zum Teil wörtlich. Vgl. Brentanos Bücherkatalog 1819, S. 25, n. — Über den papiernen Himmel vgl. sonst Reinhold Köhler, Kleinere Schriften, herausgeg. v. Joh. Bolte, Bd. 3, S. 293ff. (Berlin 1900).

S. 327, Z. 2 Märtyrkrone *Gs*. — Z. 4ff. Vgl. S. 313, Z. 26ff. — Z. 5 Bauche *Gs*. — Z. 6 lange *Gs*. — Z. 7 Durst *Gs*. — Z. 10 elisäische *Gs*. — Z. 11 gedachte *Gs* | sollte *Gs*. — Z. 12 trockener *Gs*. — Z. 14 kehrte *Gs*. — Z. 16 brachte *Gs*. — Z. 19 lange *Gs*. — Z. 20f. ankommt *Gs*. — Z. 26 einen fehlt *Gs* | Geißel *Gs*. — Z. 28 Hahne *Gs*. — Z. 29 lange *Gs*. — Z. 31 sollte *Gs*. — Z. 32 Andere *Gs* | wollte *Gs*. — Z. 35 sollte *Gs*.

S. 328, Z. 3 Andere *Gs*. — Z. 8 und 11 sagte *Gs*. — Z. 9 Dinge *Gs*. — Z. 14 heutzutage *Gs*. — Z. 17ff. Der Brauspruch wiederum an Ayrers Fastnachtspiel, Teil 2, angelehnt; die Mitte des Spruches völlig frei. — Z. 18 ein'n] ein *Gs*. — Z. 29 plären *Gs*.

S. 329, Z. 6 Butterweck *Sch Gs.* — Z. 29 ragen *T*, offenbar Druckfehler.

S. 330, Z. 4 Bieres *Gs.* — Z. 6 darum *Gs.* — Z. 8 sagte *Gs.* — Z. 9 Weile *Gs.* — Z. 11 gerne *Gs.* — Z. 13 ff. Verse nach Ayrer. — Z. 31 Stiche *Gs.* — Z. 32 schmiß *Gs Sch.* — Z. 34—37 fehlt *Gs.*

S. 331, Z. 1 alte *Sch.* — Z. 7 Zuge *Gs.* — Z. 19 Palmesel: der, auf dem Jesus in Jerusalem einritt. — Z. 26 rannte *Gs.* — Z. 28 Zorne *Gs.* — Z. 30 Ehre *Gs.* — Z. 31 vor] für *Gs.* — Z. 32 Lamme *Gs.* — Z. 33 Thore *Gs.*

S. 332, Z. 1 Flöhe *Gs.* — Z. 13 ehelicher *Gs.* — Z. 21 könnte *Gs.* — Z. 25 darüber *Gs.* — Z. 34 ihren *Sch Gs.* — Z. 35 abziehenden *Gs.*

S. 333, Z. 6 ff. Vgl. die Legende S. 389 ff. dieses Bandes; ferner den „Bruder Lustig" in Grimms Märchen (Nr. 81); vgl. dort Bd. 3, S. 129 ff. und S. 181 ff. (3. Aufl., Göttingen 1856). — Z. 9 Wirthshause *Gs.* — Z. 12 Koches *Gs.* — Z. 15 konnte *Gs.* — Z. 17 Theile *Sch Gs.* — Z. 18 fehlte *Gs.* — Z. 19 Landknecht *T.* — Z. 22 sagte *Gs.* — Z. 23 Goldgulden *Gs.* — Z. 27 Landsknechte *Gs.* — Z. 35 Walde *Gs.*

S. 334, Z. 8 sagte *Gs.* — Z. 9 Lande *Gs.* — Z. 10 wollte *Gs.* — Z. 11 fragte *Gs.* — Z. 12 Sonnenscheine *Gs.* — Z. 15 mögest *Gs* | Jahre *Gs.* — Z. 20 Walde *Gs.* — Z. 24 Landsknechte *Gs.* — Z. 27 sagte *Gs.* — Z. 29 taufe *Gs.* — Z. 31 Landsknechte *Gs* | daraus *Gs.* — Z. 33 sagte *Gs.*

S. 335, Z. 4 Commißbrod *Gs* | Tabak *Sch Gs.* — Z. 5 Branntwein *Gs* | Grimmelshausen sagt: „daß du kein mangel haben solst". — Z. 7 Anderen *Gs.* — Z. 11 führte *Gs.* — Z. 18 gute *Gs.* — Z. 27 Hunde *Gs.* — Z. 27 f. Oswald's *Gs.* — Z. 35 Unterrichte *Gs.*

S. 336, Z. 1 ff. Nach Kirchhofs „Wendunmut", Nr. 246; vgl. auch Heinrich Bebel, „Facetien", Nr. 189. — Z. 2 goldenen *Gs.* — Z. 22 anderen *Gs.* — Z. 25 Geschmacke *Gs.* — Z. 28 Papieres *Gs.* — Z. 29 weiche] weiße *Gs.* — Z. 31 ff. Der Spruch auch im „Bogs" („Gesammelte Schriften", Bd. 5, S. 344). — Z. 32 heirath' *Gs.* — Z. 33 den Dreck *Sch.*

S. 337, Z. 2 und sonst Messalinus *T Gs Sch;* unsere Schreibung wegen der engen Anlehnung des Namens an den Römer | Heirathsvorschläge *Gs.* — Z. 7 ff. Gegen Grimmelshausens Beschreibung sehr abgemildert. — Z. 24 Gelde *Gs.* — Z. 25 Contractes *Gs.* — Z. 29 Wirthshause *Gs.* — Z. 30 Wirth *Gs.* — Z. 31 Dublonen *Gs.*

S. 338, Z. 2 Contrefaits *Gs;* Contrafet Grimmelshausen. — Z. 7 Nabuchodonosors *Gs.* — Z. 8. Grimmelshausen führt die Namen natürlich nur bis Mahomet. — Z. 13 f. Wirthshaus *Gs.* — Z. 14 Wolfe *Gs.* — Z. 15 ff. Siehe wiederum Spangenberg, Kap. V. — Z. 16 Messalä *Gs.* — Z. 19 Lande *Gs.* — Z. 21 Gaste *Gs* | Reichthume *Gs.* — Z. 23 eigenes *Gs.* — Z. 27 eigenen *Gs.*

S. 339, Z. 2 Hauche *Gs.* — Z. 4 ellenbick *Gs Sch* | darauf *Gs.* — Z. 5 Thore *Gs.* — Z. 9 Andere *Gs.* — Z. 14 Gelde *Gs.* — Z. 21 Eigenthume *Gs.* — Z. 25 ihn *Gs* | sehen *Gs.*

S. 340, Z. 4 Weges *Gs.* — Z. 6 heirathen *Gs.* — Z. 10. Für *la belle Illimaz* war keine Erklärung möglich. — Z. 12. Grimmelshausen: „an den Rhein"; das Binger Loch spielt bei Brentano eine große

Rolle. — Z. 22 Ceremoniell *Gs.* — Z. 23. Brentanos Bücherkatalog 1819, S. 44, verzeichnet unter Nr. 335 ein Werk „De origine, causis et ceremoniis depositionis". — Z. 27 Lande *Gs.*

S. 341, Z. 7 gefühlichen *Gs.* — Z. 18 boſſiert *Gs.* — Z. 32 Trauring *Gs.*

S. 342, Z. 4 Trauring *Gs.* — Z. 25 andere *Gs.* — Z. 27 Tod *Gs.* — Z. 28 ff. In dem alten Eulenspiegelbuch — Brentano besaß mehrere — sagt „die XXXV. histori, wie Ulenspiegel die iuden zu Franckford an dem Main betrog umb tusent gulden, er verkaufft in seins trecks [= Dreck, Kot] für prophetenbeer". — Z. 31 dieſem *Gs.* — Z. 32 halber *Gs.*

S. 343, Z. 8 Ankaufe *Gs.* — Z. 23 Umweg *Gs* | Schloß *Gs.* — Z. 27 offenen *Gs.* — Z. 33 Andere heirathen *Gs.*

S. 344, Z. 10 Bärenhaut *Gs.* — Z. 15 Anderen *Gs.* — Z. 16 gebogenen *Gs.* — Z. 20 den] die *Gs.* — Z. 26 Tiſche *Gs.* — Z. 32 ſiehe *Gs.* — Z. 33 Eudoxia *Gs.* — Z. 34 Hunde *Gs.*

S. 345, Z. 14 Knebelbarte *Gs.* — Z. 27. Die Abkürzungen *e. g. S. V.* konnten nicht erklärt werden; die bekannten Wendungen „exempli gratia" und „salva venia" passen nicht.

S. 346, Z. 4 Geſegn' *Gs.* — Z. 5 ſchrien *Gs.* — Z. 15 ſchlummere *Gs.* — Z. 20 neue ſeidene *Gs.* — Z. 28 Urſprunges *Gs.*

S. 347, Z. 1 Gemach, um auf dem Grab *Gs.* — Z. 2 Mondſcheine *Gs.* — Z. 8 Bären *Gs.* — Z. 9 fehlt *Gs.* — Z. 15 nachtigen *Gs.* — Z. 25 Geſegn' *Gs.*

S. 348, Z. 9 tapferen Gefechte *Gs.* — Z. 28 unſerer *Gs* | uns die Kleider *Gs.* — Z. 36 ſiehe *Gs.* — Z. 37 Bären *Gs.*

S. 349, Z. 4 ff. Aus dem „Verwandelten Einsiedler" im „Wunderhorn", S. 744; vgl. Steig, Bd. 1, S. 245 unten. — Z. 26 verlorene *Gs.*

Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaſton Phöbus von Foix (S. 351—384).

Einleitung des Herausgebers (S. 353—354).

S. 353, Z. 1. Dem Übersetzer Brentano sind unter anderem noch zu danken: von Sophie (Mereau) 1804 veröffentlichte „Spanische Novellen" und die Erzählung vom „Malespini" aus der „Trösteinsamkeit".

Z. 15. Auffällig nur, daß er S. 380, Z. 5 f. nach Du biſt des Tods ausläßt: *se tu sonnes mot.*

Z. 18 ff. Vgl. „Oeuvres de Froissart", publiés par M. le baron Kervyn de Lettenhove. „Chroniques", Bd. 11 (1383—1386), S. 22 ff., 63 ff., 71, 84 f., 86 ff., 89 ff., 100 ff., 189 ff. (Brüssel 1870), und Bd. 14, S. 325 ff. (Brüssel 1872).

S. 354, Z. 8 f. Vgl. Steig, Kleists Berliner Kämpfe, S. 537 ff. — Brentano besaß eine alte, ſehr ſeltene dreibändige Ausgabe des Froissart, die 1819 mit versteigert wurde.

Z. 12. An Arnim eingesandt am 7. April 1808: die herrliche Geſchichte des Gaſton de Foix, die Dich gewiß entzücken wird (Steig, Bd. 1, S. 251).

Zugrunde liegt: *T* = „Trösteinsamkeit“ Nr. 10, 11, 18, 28, 29.
Verglichen wurde: *Gs* = „Gesammelte Schriften“, Bd. 4, S. 479—515.
Neuer Abdruck in der Zeitschrift „Die Insel“. Herausgeg. von O. J. Bierbaum u. a., 1. Jahrgang, S. 97 ff. und 219 ff. (Berlin und Leipzig 1899).

Am Text von *T* wurde verändert: S. 355, Z. 18 Espagne. — S. 360, Z. 26 nicht eingeschoben, gemäß S. 357, Z. 14. — S. 366, Z. 15 ihn eingeschoben. — S. 367, Z. 10 starb, da der Graf . . .; der Eingriff wird gerechtfertigt durch Froissarts Lesung: *et là rendi âme* (Absatz.) *A paines estoit le conte* . . . — S. 375, Z. 14 fürchteten. — S. 376, Z. 9 f. aufstand. — Z. 32 getödet. — S. 380, Z. 2 Pferden. — Z. 25 der nun alle. — S. 383, Z. 12 diesen. — S. 384, Z. 4 Alter.

Gs liest: S. 355, Z. 18 Kampfe | d'Espagne. — Z. 23 Gedächtnisse. — S. 356, Z. 6 Jahre. — Z. 10 Tage. — Z. 26 Walde. — Z. 30 Kamine. — S. 357, Z. 6 Morlai. — Z. 9 Gedächtnisse. — Z. 21 Monde. — S. 358, Z. 1 Schlosse. — Z. 11 Abendtische. — Z. 19 Schloß. — Z. 22 und sonst ungefähr | Jahre. — Z. 31 Rathes. — Z. 33 Unserer. — Z. 34 Geiste. — S. 359, Z. 13 Manne. — Z. 29 andere. — Z. 32 Nachtmahle. — S. 360, Z. 20 Aufenthalte. — Z. 25 Sohne. — Z. 26 nicht fehlt. — Z. 33 Könige. — S. 361, Z. 23 gehen. — Z. 28 Könige. — Z. 30 Gemahles. — S. 362, Z. 3 Unglücke. — Z. 18 Hilfe. — S. 364, Z. 7 Tische. — Z. 23 um fehlt. — S. 365, Z. 4 Landes. — Z. 5 Verdachte | Andere. — Z. 29 Volke. — S. 366, Z. 24 f. versteckt. — Z. 32 Gefängnisse. — S. 367, Z. 10 da fehlt. — Z. 29 f. beklagte ihn. — Z. 32 Lande. — Z. 35 erzählt. — S. 368, Z. 14 sagen ihm] fragen ihn. — Z. 31 Bordeaux. — S. 369, Z. 1 Schlosse. — Z. 3 Thieres. — Z. 10 Gemahle. — Z. 24 ersten Male. — Z. 30 Todes. — S. 370, Z. 9 beleidigt. — Z. 20 unsere. — S. 371, Z. 11 lange. — Z. 16 Tage. — Z. 31 Winde. — Z. 33 hier zu Lande. — Z. 34 sagte. — S. 372, Z. 8 Land. — Z. 11 Papste. — S. 374, Z. 9 Schlafe. — Z. 17 Thüre. — Z. 27 f. Umgange. — S. 376, Z. 1 Bett. — Z. 5 Bette. — Z. 9 f. aufstand. — Z. 11 Bette. — S. 377, Z. 7 Schlosse. — Z. 20 andere. — Z. 23 Tode. — Z. 32 Wege. — S. 378, Z. 3 Dorfe. — Z. 21 anderer. — Z. 27 Todes. — S. 379, Z. 8 Schlosse. — Z. 14 Anderer. — Z. 15 zuvorkommt. — Z. 16 Herren. — Z. 23 Tische. — Z. 27 Reitern. — Z. 28 Tode. — Z. 32 Monseigneur. — S. 380, Z. 6 Todes. — Z. 8 Anderer | kommt. — Z. 19 seidenen. — Z. 20 Hemde. — Z. 29 anderen. — S. 381, Z. 12 Markte. — Z. 28 Schlosse. — Z. 33 darum. — Z. 34 Anderen. — S. 382, Z. 3 Tode. — Z. 7 Schlosse. — S. 383, Z. 1 eueres. — Z. 6 Tage. — Z. 8 bitteren. — Z. 12 Herren. — Z. 19 großes. — Z. 27 Angesichte. — Z. 33 Tage. — S. 384, Z. 1 Bischöfe. — Z. 4 Altare.

Vermischte Prosastücke (S. 385—424).

Einleitung des Herausgebers (S. 387—388).

S. 387, Z. 5. Die „Gesammelten Schriften“ bieten nur 13 Stücke, dabei von der Abteilung „Aus einem geplünderten Postfelleisen“ nur Teil 1. Auf Lücken wies schon Steig (Bd. 1, S. 367) hin.

Z. 13 ff. Diel-Kreiten (Bd. 1, S. 197) vermuten in den Parabeln „noch nicht in die Erzählung [der „Chronika"] eingefaßte Perlen".

S. 388, Z. 6 ff. Überdies brachte der „Gesellschafter", 30. Juni 1817, Blatt 125, S. 500, folgende bisher übersehene „Bemerkung: Hr. Wilh. Müller hat gewünscht, daß ich anzeige: Er sey nicht Verfasser der ‚Briefe aus einem geplünderten Postfelleisen' (Bl. 118) und habe auch nicht den entferntesten Antheil an deren Bekanntmachung. — Ich verbürge das; der geschätzte Verfasser jener Briefe hat mir die Fortsetzung gesandt, welche ich nächstens einzuordnen gedenke. Der Herausgeber." — „Wehmüller" und W. Müller — eine lustige Begegnung! Vgl. die Darlegungen in dem „Literatur- und Unterhaltungsblatt" zu Nr. 1324 der „Kölnischen Zeitung" vom 6. Dez. 1914.

Z. 23. Nicht selten hört man „Philister"-Satire heraus.

Zugrunde liegt: *G* = „Der Gesellschafter", herausgegeben von F. W. Gubitz (Berlin 1817 und 1818), dessen Reihenfolge hier, bis auf „Postfelleisen" II, beibehalten wird.

Verglichen wurde: *VG* = „Der Volks-Gesellschafter", herausgeg. von F. W. Gubitz, Bd. 1 (Berlin 1849), der S. 11—17 einige Stücke abdruckt „zu einer Sammlung der Schriften von Clemens Brentano".

Ferner *Gs* = „Gesammelte Schriften", Bd. 4, S. 454 ff.

Altes Deutsch usw. (S. 389). *G* 1817, Nr. 111, S. 443.

S. 389, Z. 5 Wirth *Gs.* — Z. 16 Werthe *Gs.* — Z. 23 Darum *Gs.*

Die Legende von einem Schwaben usw. (S. 389—392). *G* 1817, Nr. 114, S. 453 f. — Fast wörtlich nach Martin Montanus' „Wegkürzer", Nr. 6 (vgl. Anm. zu S. 333, Z. 6 ff. dieses Bandes).

S. 390, Z. 12 zu der] zur *Gs.* — Z. 14 gehen *Gs.* — Z. 25 dem] den *Gs.* — Z. 31 Schwab] Schwabe *Gs.* — Z. 34 zum] zu dem *Gs.*

S. 391, Z. 10 Gottes *Gs.* — Z. 11 Schwabe *Gs.* — Z. 15 Dorfe *Gs.* — Z. 17 gehe *Gs.* — Z. 22 Sohns] des Sohnes *Gs.* — Z. 24 gerade *Gs.* — Z. 32 wurde] ward *Gs.*

S. 392, Z. 5 Gericht *Gs.* — Z. 29 andre *Gs.*

Aus einem geplünderten Postfelleisen (S. 393—403). I: *G* 1817, Nr. 118, S. 470 f. — II fehlt *Gs.* *G* 1818, S. 537 f., 542 f., 545 f. (Nr. 135—137).

S. 393, Z. 20 altdeutschen *Gs;* auch sonst in *Gs* in der ganzen Reihe deutsch, Deutscher usw. — Z. 22 unserer *Gs.*

S. 394, Z. 3 holden Dichtungen] Heldendichtungen *Gs.* — Z. 4 f. in ewigem kurzem *Gs.* — Z. 8 übern] über den *Gs.* — Z. 23 Geschmacke *Gs.* — Z. 26 Petersilie: Gemeint ist Friederike Unzelmann, geb. Petersilie, eine zu ihrer Zeit bekannte Schauspielerin, Gattin Karl Wolfgang Unzelmanns; von ihr spricht Bettina im „Frühlingskranz" (Bd. 2, S. 27).

S. 395, Z. 1 bescheidenen *Gs.* — Z. 20 Unsere *Gs.* — Z. 21 weitläufigen *Gs.*

S. 397, Z. 28 Kurth — vielleicht der Name eines der Wunderdoktoren damaliger Zeit.

Die Gasterei (S. 403—404). *G* 1817, Nr. 122, S. 485.

S. 403, Z. 25 Geburtstage *Gs.*

Megole de Lescar (S. 404—405). *G* 1817, Nr. 124, S. 493.

S. 404, Z. 29 Schachſpiele *Gs.* — Z. 33 Kaiſers] Kaiſerlandes *VG.*

S. 405, Z. 3 Auftrage *Gs.* — Z. 5 auslieferte *Gs.* — Z. 16 eigenes *VG.* — Z. 18 dieſes *Gs.* — Z. 23 Dei bis Z. 24 Oſtſee?] Kaiſer von Marokko zu erzählen? *VG.* — Z. 25 unſeren *Gs.* — Z. 29 andere *Gs VG.*

Das Leichenbegängnis (S. 405—406). *G* 1817, Nr. 139, S. 554.

S. 406, Z. 19 anerkennen und anerkannt *Gs.*

Deutſchland (S. 406—407). *G* 1817, Nr. 143, S. 571.

S. 406, Z. 23 führt *Gs.* — Z. 26 Rechtes *Gs.* — Z. 30 Streit *Gs.*

S. 407, Z. 2 dieſes] das *Gs.*

Altdeutſche Hausſprüche (S. 407). *G* 1817, Nr. 147, S. 587.

Nr. 1 nach Christoph Lehmanns „Florilegium politicum" (Lübeck 1630):

„Der Frosch hüpft wieder in Pful,
Und wann er säß' auf'm güldenen Stuhl."

Nr. 2 ebendanach:

„Wer den Schalk hinter sich läßt, der hat eine gute Tagreise gethan."

Nr. 3 nach Friedrich Petris „Der Teutschen Weißheit" (Hamburg 1605):

„Alle können tadeln und richten,
Aber wenig können dichten."

Nr. 4 nach Lehmanns „Florilegium":

„Adam muß eine Eva ha'n,
Die er zeihe, was er gethan."

Wenig und viel (S. 407—408). *G* 1817, Nr. 148, S. 591

S. 407, Z. 30 ſeinem Sohne *Gs.* — Z. 32 Zehrpfennige *Gs.*

S. 408, Z. 8 bete bis immer!"] ſchaue viel in dich hinein und zu Gott hinauf!" *VG.* — Z. 9 f. gleich bis kam] ſich nun freilich wenig ſogenannte gute Tage in der Fremde machen konnte, kam *VG.*

Almoſen (S. 408—409). *G* 1817, Nr. 155, S. 619.

S. 408, Z. 28 euer] eurer *G.*

S. 409, Z. 1 Weinſtockes *Gs.*

Gottes Lohn (S. 409—410). *G* 1817, Nr. 180, S. 719.

S. 409, Z. 11 Ertrages *Gs.* — Z. 20 ſeinen *G Gs;* angeſichts des einen Reichen, von dem die Rede, ſeinem eingeſetzt.

S. 410, Z. 1 wunderbar vor durch *Gs.* — Z. 2 wunderbar fehlt *Gs.* — Z. 11 Habe *Gs.*

Lieblingslied der Geizigen (S. 410—412). *G* 1817, Nr. 183, S. 729 f.

S. 410, Z. 16 Saitenſpiele *Gs.* — Z. 19 goldenes *Gs.* — Z. 21 Fürſten] Herrn *Gs* | annehmlich] angenehm *Gs.* — Z. 23 und 24 Tone *Gs.* — Z. 26 Hofmanne *Gs.*

S. 411, Z. 2 ſein fehlt *Gs.* — Z. 3 geradezu *Gs.* — Z. 13 grade über Tiſch fehlt *Gs.* — Z. 13 f. geſungen] vorgeſungen *Gs.* — Z. 22 viele *Gs.* — Z. 25 ff. Die folgenden Strophen entsprechen den Strophen 8, 10, 12, 14, 16, 18, 19 des Duetts zwischen Hiazinth und Laura, aus „Godwi", Bd. 2, S. 190 ff.

S. 412, Z. 21 Hofvolke *Gs.* — Z. 22 Händl *G.* — Z. 27 Kopfe *Gs.*

Kinderdisputation (S. 412—414). *G* 1817, Nr. 211, S. 841 f.

S. 413, Z. 4 andere *Gs.* — Z. 7 offenem Markt *Gs* | rechtschaffenen *Gs.* — Z. 16 kennt *Gs.*

Der Zweifel (S. 414—416). *G* 1818, Nr. 7, S. 26 f. (fehlt *Gs*).

Hochzeit (S. 416—418). *G* 1818, Nr. 14, S. 353 (fehlt *Gs*).

S. 417, Z. 35 Brautzug] Braut-Anzug *VG.*

S. 418, Z. 2 Goldschmied *VG.*

Der Hunger (S. 418). *G* 1818, Nr. 34, S. 135 (fehlt *Gs*).

Der Kunsthändler (S. 418—421). *G* 1818, Nr. 52, S. 207 (fehlt *Gs*).

S. 419, Z. 12. Statt Reußner lies, wie *G* und *VG*, Renfner; nachträgliche Feststellung, daß Geh. Staatsrat Renfner damals Zensor in Berlin war. — Z. 18. In dieser Reihe mag eher an Johann Peter Friedrich Ancillon (1767—1837), den Staatsmann und Erzieher Friedrich Wilhelms IV., gedacht sein. | Nur Karl Ludwig von Haller, dessen radikale Lehre vom Staate (1816 ff.) ungeheures Aufsehen erregte, kann gemeint sein. — Z. 19 f. letzteren *VG.*

S. 420, Z. 4 Arnd, Hanstein *VG.* — Z. 5 Schleiermacher *VG.* — Z. 7 Hufeland, auch des Mesmer, und Wohlfahrt *VG.* — Z. 11 Kügelchen *VG.* — Z. 13 und 19 unseres *VG.*

Traum des Domküsters usw. (S. 421—424). *G* 1818, Nr. 82, S. 325 f.; Nr. 83, S. 331 (fehlt *Gs*).

S. 424, Z. 19 im *G;* Eingriff nötig wegen des folgenden und Blüte.

Die lustigen Musikanten (S. 425—473).

Einleitung des Herausgebers (S. 427—428).

S. 427, Z. 2 ff. Vgl. besonders Steig, Bd. 1, S. 57 ff., wo die Parallele der Verse S. 60 mit denen des Singspiels S. 455, Z. 6 ff. besonders zu beachten; auch „Frühlingskranz", Bd. 2, S. 25.

Z. 12 ff. Der S. 429, Z. 13 ff. gerügte Komponist war, wie Amelung (Bd. 1, S. 36) beweist, eben Bergmüller. Diesen Namen kennt indes kein Musiklexikon; wohl aber wird man mit Recht darunter den Tonkünstler August Friedrich Burgmüller (1760—1824) suchen dürfen, der 1806 in Düsseldorf als Musikdirektor angestellt wurde — was nicht hindert, für ihn eine vorherige Tätigkeit als Konzertmeister am gleichen Theater anzunehmen. Von ihm wurde eine Operette bekannt. Vgl. Mendel-Reißmann, Musikalisches Conversationslexikon, Bd. 2, S. 238 (Berlin 1872), und Gerber, Lexikon der Tonkünstler, Teil 1, S. 573 (Leipzig 1812).

Z. 16 ff. Das hier auf Grund von Steig, Bd. 1, S. 61 Gesagte ist zu berichtigen; die Düsseldorfer Aufführung ist sehr fraglich. Das Datum ist, wie nachträgliche Einsicht in den Theaterzettel ergab, das gleiche mit dem von Z. 24. Steig las statt 1805 irrtümlich 1803. Damit fällt auch Steigs Vermutung über Mad. Wöhner fort. Der Warschauer Zettel, in Varnhagens Papieren, lautet:

„Heute Sonnabend den 6. April 1805
werden die
Deutschen Schauspieler
unter der Direktion
des Herrn von Boguslawski
Auf dem großen Theater neben dem Landes-Collegien-Hause
zum erstenmal aufführen

Die lustigen Musikanten

Eine ganz neue Oper in 2 Akten von Clemens Brentano.
Die Composition ist von einem hiesigen Dilettanten.

Personen

Ramiro, Herzog von Samarkand	Geschwister	Herr Wurm
Azelle, Herzogin von Famagusta		Mad. Beyer
Piast, ein blinder Greis	Musikanten	Herr Franz
Fabiola, seine Tochter		Mad. Wöhner
Ein lahmer Knabe, den Piast aufgenommen		Mll. Büsch
Rinaldo, ein Held von Samarkand		Herr Schönau
Pantalon, Bürgermeister von Famagusta		Herr Knaust
Tartaglia, Minister von Samarkand		Herr Beyer
Truffaldin, Nachtwächter und Astronom in Famagusta		Herr Burghauser
Thays, Azellens Kammerfrau		Mad. Wothe
Drey Gäste		Herr Deny Herr Pleß Herr Wunder

Bürger, Bürgerin, Wache.

Die Szene ist in Famagusta.

Kleider und Decorations, sind zu dieser Oper neu verfertigt worden

Preise der Plätze
usw.
Der Anfang ist um halb 7 Uhr"
(Darunter der gleiche Text polnisch.)

S. 427, Z. 19 f. Zu Peter Ritters (1763—1846) Vertonung vgl. Amelung Bd. 2, S. 97. — Die Mannheimer Aufführungen beweisen für 1804 ein Brief von Johann Georg Geißler an Sophie, vom 6. Okt. 1804: er sei noch böse auf Clemens, „daß er nicht nach Mannheim kam, um die Augenverdrehungen und Zahnverbeißungen mit zu genießen, die uns entzückten". Ferner ein Brief von Creuzer an Brentano, Heidelberg 17. April 1804: „Ich sprach gestern jemand hier, der die Aufführung Ihrer ‚Lustigen Musikanten' in Mannheim gesehen hatte, aber durch das Spiel weniger befriedigt worden war (man hatte das Stück in 2 Acte getheilt) als durch die Composition der Lieder. Der Mann schien mir verständig zu urtheilen." Beide Briefe in Varnhagens Nachlaß. Zu Aufführungen 1805 vgl. Steig, Bd. 1, S. 132.

Z. 26. Brief vom 16. September 1805.

Z. 28. Jahrgang 1805, S. 405 f. „Aus Warschau." Dazu Briefwechsel aus der Jugendzeit, S. 47.

S. 428, Z. 12 ff. Über das Dramaturgische vgl. Albert Köster, Schiller als Dramaturg, S. 226 f. (Berlin 1891).

Z. 18 f. Steig, Bd. 1, S. 72.

Z. 20 ff. Steig, Bd. 1, S. 93.

Zugrunde liegt die Originalausgabe des Singspiels (Frankfurt a. M. 1803, bei Bernhard Körner). Nach S. 448, Z. 34 lies: u. s. w.

Verglichen wurde: *Gs* = „Gesammelte Schriften", Bd. 7, S. 217—278.

An dem Text von 1803 wurde verbessert: S. 435, Z. 7 Pantalon vor Minister weggelassen. — S. 436, Z. 17 guckt. — Z. 30 groben eingesetzt nach *Gs*. — S. 444, Z. 16 Euch] auch. — S. 445 ff. Der Refrain wie Z. 13 wurde beibehalten. — S. 452, Z. 19 Burgermeister. — S. 455, Z. 22 Sphynx. — S. 457, Z. 25 flößt. — S. 467, Z. 32 dir eingesetzt. — S. 468, Z. 8 Tantalus'] Sisiphus. — S. 469, Z. 1 Fabiola] Azelle. — S. 471, Z. 2 Vorige.

Gs liest: S. 431, Z. 2 Hintergrund. — Z. 7 Gesicht. — Z. 29 bessere. — S. 436, Z. 3 unter einander. — Z. 17 guckt. — S. 437, Z. 7 unsern Herzog. — Z. 19 gesehen. — Z. 21 f. verstorbenen. — Z. 24 Sehen. — Z. 36 mitten drinnen. — Z. 37 verstehen. — S. 438, Z. 26 ihm. — Z. 31 verstorbene. — Z. 32 Traume. — S. 439, Z. 2 Thore. — Z. 12 die Todten. — Z. 19 hungere. — Z. 21 feiern. — Z. 26 Arme. — S. 441, Z. 12 reineren. — Z. 23 tiefen. — S. 442, Z. 11 Kukuk. — Z. 13 Nun] Nein. — Z. 20 neuen] alten. — S. 443, Z. 4 lächeln. — S. 444, Z. 4 versichere. — Z. 17 Eurer. — Z. 21 f. Gesundheit. — Z. 26 Anfang. — S. 445, Z. 13 und sonst brauset und sauset. — S. 447, Z. 7 liebe. — Z. 12 andere. — S. 448, Z. 31 Hilfe. — Z. 34 gehn. — Z. 36 Sehrohre. — S. 449, Z. 2 Hause] Hintergrund. — Z. 13 und 23 spassen. — S. 450, Z. 21 Scheide. — Z. 22 und sonst wechselweise. — S. 451, Z. 29 Truffaldin fehlt, so daß dem Chor 6 Verse zukommen. — S. 452, Z. 30 Burschen. — S. 453, Z. 12 Manne. — S. 454, Z. 18 Wütherich. — Z. 20 Ehelichkeit. — Z. 36 wandeln. — S. 455, Z. 15 sitzt | vom Baume fehlt. — Z. 22 das] die. — Z. 23 Auge. — Z. 30 gelungenen. — S. 456, Z. 3 gesehen. — Z. 7 gesehn. — Z. 11 vergönnt. — Z. 24 diamantene. — S. 457, Z. 29 eigenen. — S. 458, Z. 1 Elster. — Z. 7 vor] für. — Z. 35 Rinaldo. — S. 459, Z. 4 Schloß | Wald. — Z. 9 mir fehlt. — Z. 17 hieher. — Z. 22 und sonst kommt. — S. 460, Z. 17 Nie] Wie. — Z. 18 ihr? — Z. 26 entflohne. — S. 461, Z. 2 und 3 unsern. — Z. 27 gesehen. — Z. 28 ahne. — S. 462, Z. 5 verlornen. — Z. 7 und 14 Rinaldo. — Z. 8 eigne. — Z. 27 verbundenen. — Z. 28 hierher geleiten] hergeleiten. — S. 463, Z. 2 Bringt. — S. 464, Z. 17 verbundenen. — Z. 20 der fehlt. — Z. 35 lauft. — S. 465, Z. 14 Mauern. — Z. 17 und 26 eigenen. — S. 467, Z. 11 und 29 und Azelle. — S. 468, Z. 19 kniet | Bild. — Z. 29 niegesehne. — Z. 36 ahnete. — S. 469, Z. 24 Mal. — Z. 28 ihnen] ihm. — S. 470, Z. 15 Volk. — Z. 24 Siebzehnter. — S. 472, Z. 28 Rinaldo.

Anhang.

Das Märchen von Schnürlieschen (S. 474—484).

In diesem Bruchstück, das in *M* (vgl. Bd. 2, S. 508) als selbständiges Märchen steht, hat man nichts anderes als eine spätere Erweiterung des Märchens vom „Liebseelchen" (S. 11—29 dieses Bandes) zu erblicken. In dem Abschriftband der italienischen Märchen aus Böhmers Nachlaß fehlt es: woraus man schließen darf, daß es zur Zeit von dessen Abfassung (1831) noch nicht vorlag. Auch in dem Verzeichnis Brentanoscher Dichtungen, das Böhmer am 22. Februar 1835 aufstellt (Janssen, Joh. Fr. Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften, Bd. 2, S. 233, Freiburg i. Br. 1868), bleibt es unerwähnt; und wenngleich das nicht beweist, daß es nicht mittlerweile in des Dichters Papieren vorhanden gewesen sein könnte, so zwingen doch die Stileigenheiten und die schwermütige Grundstimmung dazu, seine Abfassung für die zweite Hälfte der dreißiger Jahre anzusetzen. Es kann dem Leser vor Augen führen, in welcher Weise Brentano seine Märchen erweitert und dabei eigene Lebenserfahrungen (Eindrücke aus der Kindheit) verwertet hat.

S. 476, Z. 21 Chephise *M*. Ebenso Z. 31.

S. 478, Z. 21 Käfich *M*.

S. 483, Z. 7 erſchrack *M*. — Z. 24 ff. Wie Brentano die folgende Szene in leeres Gereime umzuwandeln begonnen hat, siehe bei Cardauns, S. 24, Anmerkung 1.

Inhalt.

Seite

Märchen. 5
Einleitung des Herausgebers 7
Das Märchen von den Märchen oder Liebseelchen . . . 11
Myrtenfräulein 30
Witzenspitzel 43
Von dem Rosenblättchen 51
Fanferlieschen 62
Hüpfenstich 115
Dilldapp 138
Die fünf Söhne des Schulmeisters Klopfstock 155
Komanditchen (Fragment) 200

Die Rose. Ein Märchen 233
Einleitung des Herausgebers 235

Der Philister vor, in und nach der Geschichte 259
Einleitung des Herausgebers 263

Geschichte und Ursprung des ersten Bärnhäuters 319
Einleitung des Herausgebers 321

Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix und von dem traurigen Tode seines Kindes Gaston. 351
Einleitung des Herausgebers 353

Vermischte Prosastücke 385
Einleitung des Herausgebers 387
Altes Deutsch und fremdes Deutsch 389
Die Legende von einem Schwaben, der das Leberlein gefressen 389

[Vermischte Prosastücke.] Seite
Aus einem geplünderten Positfelleisen 393
Die Gasterei 403
Megole de Lescar 404
Das Leichenbegängnis 405
Deutschland 406
Altdeutsche Hausssprüche 407
Wenig und viel 407
Almosen 408
Gottes Lohn 409
Lieblingslied der Geizigen 410
Kinderdisputation 412
Der Zweifel 414
Hochzeit 416
Der Hunger 418
Der Kunsthändler 418
Traum des Domküsters Andreas Otto zu Berlin 1620 . . 421
Die lustigen Musikanten. Singspiel 425
Einleitung des Herausgebers 427

Anhang. Das Märchen von Schnürlieschen (Fragment) . . 474
Anmerkungen des Herausgebers 485

Inhalt der Ausgabe (Übersicht).

Band 1.

	Seite
Vorwort des Herausgebers	5*
Brentanos Leben u. Werke	7*
Gedichte	1
Aus der Chronika eines fahrenden Schülers	235
Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl	337
Anhang. Altes erstes Manuskript-Fragment von der „Chronika des fahrenden Schülers"	379
Anmerkungen des Herausgebers zu „Brentanos Leben und Werke"	398
Alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte	425

Band 2.

	Seite
Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter	5
Die drei Nüsse	63
Märchen (1. Teil)	79
Rheinmärchen	93
Märchen vom Müller Radlof	93
Radlof erzählt seine Reise nach dem Starenberg und die Geschichte seiner Vorfahren	190
Märchen vom Murmeltier	315
Märchen vom Schneider Siebentot auf einen Schlag	350
Gockel und Hinkel	380
Anmerkungen des Herausgebers zu Band 1 („Gedichte", „Chronika", „Kasperl")	463
Anmerkungen des Herausgebers zu Band 2	499

Band 3.

	Seite
Märchen (2. Teil)	5
Das Märchen von den Märchen oder Liebseelchen	11

	Seite
Myrtenfräulein . . .	30
Witzenspitzel	43
Von dem Rosenblättchen	51
Fanferlieschen . . .	62
Hüpfenstich	115
Dilldapp	138
Die fünf Söhne des Schulmeisters Klopfstock	155
Komanditchen (Fragment)	200
Die Rose. Ein Märchen .	233
Der Philister vor, in und nach der Geschichte . .	259
Geschichte und Ursprung des ersten Bärnhäuters	319
Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix . .	351
Vermischte Prosastücke . .	385
Die lustigen Musikanten. Singspiel	425
Anhang. Das Märchen von Schnürlieschen (Fragment)	474
Anmerkungen des Herausgebers	485

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.